THE SHERIDAN LIBRARIES
3 1151 03717 8690
BIBLIOTHECA FICTIVA

K. O. Müller's
kleine deutsche
Schriften.

I.

Bibl. Rhetorum
Prov. Germ.
S. J.

de Vos 1854.

Biblioth. Rhetor
S. J.
Provinc. germ.

Karl Otfried Müller's
kleine deutſche Schriften

über

Religion, Kunſt, Sprache und Literatur,
Leben und Geſchichte des Alterthums

geſammelt und herausgegeben

von

Eduard Müller.

Erſter Band.

Dom. tertiae Prob. IHS Prov. Germ. S.J.

Nebſt Erinnerungen aus dem Leben des Verfaſſers.

Mit einer Karte.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.
1847.

Vorwort des Herausgebers.

Als mein Bruder vor ſeiner Abreiſe nach Italien und Griechenland für den Fall, daß er nicht zurückkehrte, ſeinen letzten Willen aufſetzte und darin auch über ſeine Bücher und Papiere eine Verfügung traf, beſtimmte er, daß aus ſeinen Papieren nichts handſchriftlich Hinterlaſſenes gedruckt werden ſolle, außer dem deutſchen Texte ſeiner in England herausgekommenen Griechiſchen Literaturgeſchichte, und ſprach den Wunſch aus, daß ich alsdann das Geſchäft der Herausgabe deſſelben übernehmen möchte, was auch bereits im Jahre **1841** von mir geſchehen iſt. Nächſtdem, wünſchte er indeß, möchte auch noch eine Sammlung ſeiner in Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätze von mir veranſtaltet werden, und dieſe iſt es, welche ich jetzt dem gelehrten Publikum, namentlich auch den jüngern Freunden der Alterthumswiſſenſchaft, darbiete. Die Maſſe des Materials war groß, in erſtaunenswerther Weiſe groß, weßhalb zunächſt eine Abſonderung der lateiniſchen Schriften von den deutſchen (natürlich konnte überall nur von denen die Rede ſein, die nicht als ſelbſtändige Verlagswerke erſchienen oder ſolchen einverleibt worden waren) zweckmäßig erſchien, ſo daß die erſteren als eine beſondere Sammlung den letzteren nachfolgen ſollen. Dann waren von der Fülle von Recenſionen in den Göttinger Anzeigen, um die auf jeden Fall höchſt reichhaltige und umfaſſende Sammlung nicht zu einem ungebührlichen Umfange anſchwellen zu laſſen, alle weniger bedeutenden, mehr Bericht erſtattenden als prüfenden und beurtheilenden ſtreng auszuſcheiden, was auch, mit Ausnahme einiger von nur Wenigen zugänglichen

Sammelwerken gelehrter Geſellſchaften bündige Ueberſichten und Auszüge bietender, durchgängig ausgeführt worden iſt; doch auch bei den aufgenommenen glaubte ſich der Herausgeber aus demſelben Grunde öfter Abkürzungen, die freilich bei dem conciſen Stile des Verfaſſers faſt nur in Auslaſſung des minder Wichtigen beſtehen konnten — auch jeder aus der gereizten Stimmung des Augenblicks entſprungenen Polemik, gegen deren Verewigung durch ſpäteren Wiederabdruck der Verſtorbene bei Gelegenheit ſeiner Mitwirkung bei Herausgabe der Solgerſchen Schriften (ſ. Th. 2, S. 679) ſich ſelbſt nachdrücklich erklärt hat — erlauben zu müſſen. Sonſt iſt Alles unverändert, wie es mein Bruder geſchrieben, wieder abgedruckt worden, auch ohne Verweiſungen auf den ſeinigen entgegenſtehende oder ſie beſtätigende Anſichten und Forſchungen anderer Gelehrten, und in dieſem Verfahren beſtärkten mich, abgeſehen davon, daß das entgegengeſetzte, nur mit einiger Vollſtändigkeit durchgeführt, meine Kräfte und literariſchen Mittel, ſo wie die nothwendigen äußeren Gränzen des Unternehmens bei Weitem zu überſchreiten drohte, vornehmlich das meines Bruders ſelbſt in einem ganz ähnlichen Falle, bei Herausgabe der kleinen Schriften Diſſen's durch ihn in Verbindung mit Fr. Thierſch und F. G. Welcker, und die bei dieſem Anlaß vor dem Inhaltsverzeichniſſe dieſer Sammlung von ihm ausgeſprochenen Grundſätze auf das Entſchiedenſte; wie ich überhaupt, um ganz im Geiſte des Verſtorbenen zu verfahren, mir bei Herausgabe ſeiner kleinen Schriften wohl kein beſſeres Muſter als eben dieſe von ihm beſorgte Sammlung wählen konnte. Nur Hinweiſungen auf die eignen größeren Schriften des Verſtorbenen hielt ich da, wo eine ſpätere Beleuchtung eines in einem abgedruckten Aufſatze behandelten Punktes in ihnen enthalten iſt, auch um eines Hauptzweckes dieſer Sammlung Willen, den wiſſenſchaftlichen Entwickelungsgang des Verfaſſers denen, die ihm eine nähere Theilnahme widmen — und gewiß nicht Wenige ſind deren — klar vor Augen zu legen, für unumgänglich nothwendig. Die wechſelſeitigen Beziehungen aber, in denen die in die Sammlung ſelbſt aufgenommenen Aufſätze zu einander

ſtehen, ſoll ein umfaſſendes Regiſter als Schluß des Ganzen möglichſt vollſtändig darlegen.

Noch ſollte ich mich vielleicht über die von mir befolgte Anordnung rechtfertigen, namentlich darüber, daß der Stoff nicht lediglich chronologiſch geordnet iſt, wodurch der oben angegebene Zweck doch jedenfalls beſſer wäre erreicht worden. Indeß wird man mir, glaube ich, leicht zugeben, daß bei der großen Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des ſich faſt auf alle Theile der claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft erſtreckenden Materials zunächſt doch eine Sachordnung den Ueberblick erleichtern mußte, neben welcher ſich dann immer noch in den einzelnen Abtheilungen eine chronologiſche Anordnung durchführen ließ.

Bei Herbeiſchaffung des Materials, über welches ſchon Eckſtein in ſeinem Nekrologe meines Bruders im Intelligenzblatte zur Allgemeinen Literaturzeitung, September **1840**, einen faſt vollſtändigen Ueberblick gegeben hatte, bin ich beſonders durch Schneidewin auf das Bereitwilligſte unterſtützt worden; der Wiederabdruck der von meinem Bruder abgefaßten Artikel in der Allg. Encyklopädie, die doch auf keine Weiſe hier fehlen durften, iſt mir von Herrn Buchhändler Brockhaus auf mein Anſuchen freundlich geſtattet worden; auch hat mir M. Meier, der treue Freund des Verſtorbenen, bei der Herausgabe ſeinen gütigen Rath nicht verſagt.

„Die biographiſchen Erinnerungen an K. O. Müller" ſprechen ihre Tendenz ſelbſt deutlich genug aus, ſie machen keinerlei Anſprüche, nur die Genauigkeit der in ihnen enthaltenen Angaben kann, da ſie durchgängig aus den eignen Briefen des Verſtorbenen oder ſonſt authentiſchen Quellen geſchöpft ſind, aus denen mehr als einzelne Stellen und Auszüge zu geben hauptſächlich die oben erwähnte Verfügung deſſelben ſo wie überhaupt ſeine mir bekannte Abneigung gegen Veröffentlichungen der Art mich hinderte, durchweg verbürgt werden.

Die Correctheit des Drucks verdanke ich neben der Achtſamkeit des Setzers größtentheils der Sorgfalt des Herrn Gymnaſiallehrers Gläſer in Breslau. Auch haben wir geſucht eine gleichmäßige

Rechtſchreibung in der ganzen Sammlung durchzuführen, und nur ſelten wird man kleine Unregelmäßigkeiten in dieſer Beziehung, wie ſie bei einem ſolchen Wiederabdruck von nach den verſchiedenſten orthographiſchen Grundſätzen corrigirten Aufſätzen und bei zwei nicht an einem Orte lebenden Correctoren wohl kaum zu vermeiden ſind, wahrnehmen.

Liegnitz, im October 1846.

Dr. E. Müller,

Königl. Profeſſor und Prorector an dem Gymnaſium zu Liegnitz.

Biographiſche Erinnerungen

an

Karl Otfried Müller.

Manches ſchöne und treffende Wort der Erinnerung iſt über meinen Bruder ſeit ſeinem Scheiden geſprochen worden, Deutſchland und Griechenland, ſeine Doppelheimat, ſind wetteifernd bemüht geweſen den Todten zu ehren, mit Kunſt und Liebe iſt von Freundeshand das Bild des kühnſtrebenden Jünglings, des lebensfriſchen, raſch und kräftig vorwärts ſchreitenden Mannes gezeichnet worden [1]), und auch edle Gegner [2]) haben eingeſtimmt in die Klage und in das Lob, von denen der Mund ſo Vieler, auch begeiſterter Dichter [3]) Mund überfloß bei der Kunde von dem Tode deſſen, der im Leben ſo Vielen ſo viel geweſen. Mehr aber, als er mir geweſen, war er vielleicht keinem, Aufforderung genug, auch meine Todtenklage zu miſchen unter die Stimmen derer, die ſein Gedächtniß feierten, Grund genug, in der Tiefe des Herzens zu bergen meinen Schmerz, bis er gemildert, geläutert einen Ausdruck zu finden vermöchte, der des leidenſchaftlicher

---

[1]) Erſteres vornehmlich in einem ſchönen in der Beilage zur allgem. Zeitung 1841, Nr. 79 erſchienenen Aufſatze, der „Erinnerungen an Otfried Müller's akademiſche Zeit (1816. 1817)" überſchrieben iſt, (von dem G. Profeſſor Klütz in Neuſtettin), letzteres in der trefflichen Schrift Lücke's, „Erinnerungen an Karl Otfried Müller. Göttingen 1811." In ſittlicher und religiöſer Beziehung aber wird der Verſtorbene mit wenigen Worten treffend geſchildert in der von Liebner in Göttingen zu ſeinem Gedächtniß gehaltenen, dann auch in Druck gegebenen Predigt, während der in Athen von dem beredten Philippos Joannes geſprochene λόγος ἐπικήδειος εἰς 'Οδοφρέδον Μύλλερον, der auch in die Zimmermannſche Zeitſchr. f. Alterthumswiſſenſchaft 1841, Nr. 51 aufgenommen worden iſt, mehr einen Umriß ſeiner äußeren Lebensſchickſale und ſeiner literariſchen Wirkſamkeit gibt.

[2]) G. Hermann in der Philologenverſammlung zu Gotha 1840. S. Verhandlungen der dritten Verſammlung deutſcher Philologen, Gotha 1841, S. 60 u. 61.

[3]) Ich erinnere an A. Bube in der der Philologenverſammlung gewidmeten Todtenfeier Otfried Müllers. Gotha 1841. G. Pfizer in einem Gedicht im Morgenblatt vom 8. Septbr. 1841. und A. Elliſen's „den Manen K. O. Müllers" überſchriebenes, Münden im September 1840 gedrucktes Gedicht.

Ueberſchwenglichkeit innerlichſt abgeneigten Verſtorbenen würdig wäre. Aber auch jetzt ſoll man keine Klage, kein Lob des Verſtorbenen aus meinem Munde hören, denn was iſt klagen als nutzlos ſich und Andere erweichen, mein Lob aber, bedarf es der Verſtorbene, und klingt Lob nicht aus jedes Andern Munde beſſer als aus dem des Bruders? Und der tüchtige Menſch, lobt er nicht ſich ſelbſt, loben ihn nicht mit beredteſter Zunge ſeine eignen Werke, die eigne That? Das würdigſte Denkmal alſo ſetzt ihm der, der ſchildert, was er geleiſtet, was er war. Nun beſitze ich zwar nicht Selbſtvertrauen genug, auch leuchteten mir nicht ſo freundliche Sterne, daß ich den Vollgehalt des geiſtigen Daſeins meines Bruders, den ganzen Umfang ſeiner vielverzweigten, faſt über das geſammte Gebiet der claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft ſich erſtreckenden Thätigkeit, daß ich das innerſte Geheimniß ſeiner Eigenthümlichkeit, des in ihm wirkenden und ſchaffenden Genius, mir und Andern zum hellſten Bewußtſein, zu klarſter Anſchauung bringen zu können mir einbilden ſollte; doch ſind es auch nur einzelne Züge ſeiner geiſtigen Phyſiognomie, die ich dem theilnehmenden Leſer zu vergegenwärtigen verſuchen darf, ſo wird doch mein unvollſtändiges Bild, hoffe ich zuverſichtlich, wenigſtens kein unwahres, keine Entſtellung ſeines Urbildes, genannt werden können; wer, der nur irgend in vertrauterem Verhältniſſe zu dem Verſtorbenen geſtanden, hätte auch ſo leicht bei der Lebhaftigkeit, Entſchiedenheit und Selbſtändigkeit, der Wahrheit und Aufrichtigkeit, der faſt antiken Objectivität ſeines Weſens ein ganz falſches Bild von ihm in ſeine Seele aufnehmen können?

Wie groß und umfaſſend auch die literariſche Thätigkeit meines Bruders war, ſo bewegte ſie ſich doch faſt ausſchließlich auf dem Gebiete des claſſiſchen Alterthums. Und wer war es, der ihm zuerſt die Bahn anwies, die er ſpäter nie verlaſſen hat? Wie es ſich wohl von vorn herein erwarten läßt, kein fremder Wille, kein äußerer Einfluß, ſondern eine innere Stimme, ein innerer Ruf. Schon als Knaben finden wir ihn, nachdem er durch des Vaters bildenden Unterricht in den Elementen des Wiſſens die erforderliche Feſtigkeit erworben hatte, von Michaelis 1806, dem Anfange ſeines zehnten Lebensjahres, an*), in dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt **Brieg**, das er von ſeiner vierten Claſſe ab, von Oſtern 1810 bis Oſtern 1814 in deſſen Prima, beſuchte, obwohl er in Allem befriedigte, doch mit

*) Geboren wurde er den 28. Auguſt 1797 als der älteſte von vier Geſchwiſtern von noch jugendlichen Eltern, im 25. Lebensjahre des Vaters, im 24. der Mutter.

vorzüglichem Eifer mit der Erlernung und dem Studium der alten Sprachen beſchäftigt, namentlich der lateiniſchen, in welcher er ſchon als Secundaner mit ſolcher Leichtigkeit meiſt tadelloſe Verſe bildete [1]), daß er Bredow bei deſſen Anweſenheit in Brieg auf einer Reviſionsreiſe im Jahre 1812 mit einigen extemporirten lateiniſchen Verſen begrüßen und ſo die Aufmerkſamkeit des verdienten Mannes ſchon jetzt auf ſich lenken konnte [2]). Doch auf ſo äußerliche Weiſe möchte ſich der entſchiedene Beruf zum claſſiſchen Philologen bei einem Knaben oder Jünglinge wohl ſchwerlich nachweiſen laſſen; widmet doch in der Regel der fähige Knabe, der begabte Jüngling auf gelehrten Schulen den alten Sprachen, als dem Hauptgegenſtande des Unterrichts, zugleich dem vielſeitiger als irgend ein anderes anregenden, übenden, bildenden, die Selbſtthätigkeit in Anſpruch nehmenden Lehrobjecte, zumal wenn, wie dieß doch auch meiſt der Fall iſt und früher wohl noch mehr der Fall war, gerade ihm auch die überwiegende Lehrkraft ſich zuwendet, mit beſonderer Liebe und Ausdauer, und darum auch mit dem ſichtbarſten Erfolge, ſeine Zeit und ſeinen Eifer. Aus gleichem Grunde kann auch die Entſcheidung für das philologiſche Studium als Berufsſtudium, obwohl ſie von einem gewiſſen wiſſenſchaftlichen Sinn, einer gewiſſen Liebe zur Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt Willen allerdings in der Regel Zeugniß ablegt, als ein ſicheres Zeichen eines wahren Berufes für dies Studium gerade nicht immer betrachtet werden, eben ſo wenig die Ausführung des gefaßten Planes auf der Hochſchule an und für ſich, da den einmal betretenen Weg wieder zu verlaſſen doch ſchon aus äußeren Rückſichten gewöhnlich zu mißlich und bedenklich erſcheint. Nur aus der Art und Weiſe, wie der Jüngling auf der Univerſität den Studien obliegt, aus dem Grade der Energie, Conſequenz und Ausdauer, welchen er hier beweiſt, laſſen ſich ſichere Schlüſſe der Art herleiten; dieſe Schlüſſe möchten ſich aber auch bei der Studienfreiheit, deren ſich die deutſche akademiſche Jugend im Allgemeinen erfreut, meiſt als vollkommen ſicher geltend machen können. Allerdings finden wir nun den Verſtorbenen auf der Univerſität in Breslau, die er Oſtern 1814 [3]) bezog, von Anfang an unter J. G. Schneiders und Heindorfs Leitung mit

[1]) Wovon beſonders ein **Piastus** überſchriebenes und aus mehr als 70 Hexametern beſtehendes **specimen prosodicum** aus dieſer Zeit Zeugniß ablegt.

[2]) Vgl. Lücke Erinnerungen S. 21.

[3]) Nicht 1813, wie es in Lücke's Erinnerungen S. 21, ſo wie in dem in die erſte Beilage zu Nr. 225 der Schleſiſchen Zeitung v. J. 1840 aufgenommenen Nekrologe des Verewigten heißt.

allem Eifer dem philologiſchen Studium ergeben; indeß verſchloß ihm dieſer Eifer doch keineswegs die Augen für die Reize anderer, namentlich der philoſophiſchen, Studien, für die Steffens, nebſt Kayßler und Thilo, ihn in dem Maße gewannen, daß nach einer durch Heindorfs Wunſch, er möge nur philologiſche Collegien hören, hervorgerufenen Aeußerung in einem Briefe an die Eltern vom **10.** Novbr. **1814** er damals lieber noch der Philologie als der Philoſophie entſagt haben würde. Und nicht jene paſſive, rein receptive, nur Worte und Formeln in ſich aufnehmende oder ganz unbeſtimmte, allgemeine Ideen dem Geiſte zuführende Theilnahme, auf die wir Studirende, die eben nur philoſophiſche Vorträge hören, ſich nur zu häufig beſchränken ſehen, war es, die er den philoſophiſchen Studien zuwendete; ſondern ſchon in dem erſten Semeſter ſeines Aufenthalts in Breslau legt ein Zeugniß für ſeine Selbſtthätigkeit auch auf dieſem Gebiete der Eintritt in ein von Thilo geleitetes philoſophiſches Disputatorium ab, und auch Kayßler bezeugt ihm ſchon in den erſten Monaten ſeines akademiſchen Lebens, daß er mit beſonderem Eifer ſich dem Studium der Philoſophie zu widmen begonnen. Ueberhaupt aber nahm ſein Fleiß beinah das geſammte Gebiet der allgemeinen Studien in Anſpruch; er hörte mathematiſche Collegien (ſphäriſche Trigonometrie) bei Jungnitz, bei Raumer über die franzöſiſche Revolution, über die kryptogamiſchen Pflanzen bei Link (Botanik gehörte ſchon von der Schule her zu ſeinen Lieblingsſtudien), daneben auch theologiſche Vorleſungen bei Auguſti und Gaß, und ſelbſt mit dem Studium der orientaliſchen Sprachen ſehen wir ihn noch über das Hebräiſche hinaus (mit dem Syriſchen unter Middeldorpf) beſchäftigt; zur Erheiterung aber in Mußeſtunden wurden leichte italieniſche Dichter von ihm geleſen. Bei alle dem übte indeß — auch jenes oben erwähnte Geſtändniß kann uns nicht hindern dieß zu behaupten — die größte und dauerndſte Anziehungskraft immer die claſſiſche Philologie auf ihn aus, zumal ſeit er, — was Oſtern **1815** geſchah, — durch J. G. Schneider aufgefordert, den Bredow gleich Anfangs auf ihn aufmerkſam gemacht hatte, den Vorſatz in das philologiſche Seminar, auf deſſen Wiedereröffnung Heindorf mit allem Eifer, obwohl wegen der Ungunſt der Umſtände fruchtlos, hinwirkte, einzutreten gefaßt hatte und nun die Probearbeit für den Eintritt in daſſelbe ihn beſchäftigte. Auch trug die immer ſteigende Gunſt Heindorfs, dem er ſich als ſelbſtdenkender und tüchtig vorbereiteter Zuhörer vornehmlich durch ein kritiſches Bedenken über eine in metriſcher Beziehung unzuläſſige Conjectur des Lehrers bei der

Erklärung des Juvenal auf das Beſte empfohlen hatte, zur Befeſtigung ſeiner Neigung für die Philologie ohne Zweifel ſehr viel bei. Nur daß leider dieſer ſo ſehr von ihm geſchätzte Lehrer,*) — wie ſchon früher Bredow, der, ſchon von Brieg her ihm gewogen, ihm ein trefflicher Führer auf dem Gebiete der Geſchichte, für die er auch ſchon damals ihn gewonnen hatte, geworden wäre, — bald, erſt durch Krankheit im Beginne des Jahres 15, dann ganz und für immer durch den Tod, ihm zu ſeinem tiefen Schmerze entzogen werden ſollte.

Doch war ihm ſchon jetzt die Kenntniß der alten Sprachen ſo wie beinah auf ſeiner ganzen ſpätern Laufbahn, mehr Mittel als ſelbſt Zweck; denn fragen wir nach den Arbeiten, die ihn am Anhaltendſten beſchäftigten, ſo waren es nicht ſprachliche Probleme, auch nicht kritiſche und exegetiſche Aufgaben, die er mit ausdauerndem Eifer zu löſen ſich beſtrebte, ſondern geſchichtliche, zunächſt eine kritiſche Biographie Numas, die ihm den Eingang in das Seminar öffnen ſollte, dann eine Geſchichte der Maccabäer, — für die er ſchon auf der Schule ſich begeiſtert hatte, wie ein deutſches Heldengedicht dieſes Namens in drei Geſängen, das er damals ſchrieb und ſeinem Lehrer zur Beurtheilung vorlegte, bezeugt, — wofür ihm ein akademiſcher Preis zu Theil wurde; und daß eine ſehr früh ausgebildete tiefe Neigung ihn auf dieſen Weg leitete, eine Geſammtanſchauung des antiken Lebens ihm als das Ziel ſeiner Studien bezeichnete, als ein unzweideutiges Zeugniß dafür kann wohl ein Vers in einem ſchon im Jahre 1813 für das Geburtsfeſt ſeines Rectors von ihm verfaßten Gedichte, der

---

*) Die Liebe und Achtung, die der Verſtorbene Heindorf auch ſpäter bewahrte, zeigt ſich unverkennbar auch in der in dieſe Sammlung mit aufgenommenen Recenſion des Cicero von Schütz, G. g. A. 1822. St. 20, wie die zu J. G. Schneider, den indeß der Univerſität auch ſchon 1815 ſein Oberbibliothekaramt entzogen hatte, in einer nicht mit aufgenommenen Anzeige ſeines Theophraſts, eben daſelbſt 1823, St. 151, in welcher er über die wohl ſchwerlich ſo bald auszufüllende Lücke in der Literatur, die ſein auch von ihm noch unverſchmerzter Tod gelaſſen, klagt und neben der ſeltenen Vereinigung naturhiſtoriſcher Kenntniſſe und philologiſcher Gelehrſamkeit beſonders „die Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit des edlen Greiſes als die ſchönſte Zierde ſeines Characters" rühmend hervorhebt. Dagegen wirkte P. Fr. Kannegießer durch die Vorträge über die Alterthumswiſſenſchaft, die er damals als Privatdocent an der Univerſität hielt, nach den Aeußerungen meines Bruders in der ſeiner Doctordiſſertation beigegebenen Vita im Allgemeinen mehr indirect als direct fördernd auf ihn ein, indem er die Nothwendigkeit kritiſcher Vorſicht und Behutſamkeit und vollſtändiger Beherrſchung des Einzelnen, bevor man an die Conſtruction eines Ganzen ſich wage, ihm recht fühlbar machte. Vgl. Lücke a. a. O. S. 24 und das Urtheil des Verſtorbenen über des Genannten Grundriß der Alterthumswiſſenſchaft Orchomenos S. 101.

eben die durch den Unterricht des verehrten Lehrers gewonnene geiſtige Anſchauung des Alterthums mit lebhafteſten Dankesworten als deſſen größtes Verdienſt um ſeine Schüler preiſt, mit vollem Recht betrachtet werden, ein Vers, dem man es leicht anſieht, daß er mehr als bloße Floskel iſt *).

Doch nicht nur in den Hörſäälen und durch einſame Lucubrationen bei nächtlicher Lampe ſehen wir ihn die Ausbildung ſeines Geiſtes eifrig fördern; auch der freiere geiſtige Verkehr mit Altersgenoſſen wurde keineswegs von ihm verſchmäht, wie denn überhaupt der Sinn für die Reize einer durch Geiſt belebten Geſelligkeit ihm nie gefehlt hat; wenn auch die höhere und vielſeitigere Entwickelung ſeiner geſelligen Talente, die ihn recht wohl auch zum belebenden Mittelpunkte heiterer Cirkel machen konnte, einer ſpäteren Zeit angehört und damals oft, namentlich in geiſtig nur ſchwach erregten Cirkeln, die Langeweile eine ſo entſchiedene Macht über ihn ausübte, daß er des Gähnens in ſolchen Geſellſchaften, zumal wenn es Abendgeſellſchaften waren, ſich, bei aller Anſtrengung es zu unterdrücken, doch ſehr häufig nicht zu erwehren vermochte. Zu den Jugendgenoſſen nun, mit denen er in jener Zeit beſonders viel verkehrte und die auch ſpäter ihm werth blieben, gehörten unter Andern auch Kuniſch in Breslau, ſchon damals dort Lehrer an dem reformirten oder Friedrichs-Gymnaſium, ferner der vor einigen Jahren als Prorector

*) Zum Belege meines Urtheils ſetze ich die Worte ſelbſt her:

Du läßt uns fern die heil'ge Roma ſehen,
Du zeigeſt uns das ſchöne Griechenland,
Ein Flaccus ſchrieb auf dieſen lichten Höhen,
Ein Pindar ſang an jenem Meeresſtrand.
Wir ſehen noch die Göttertempel ſtehen,
Dies iſt des Capitoliums Felſenwand.
Wir ſehn den Römer auf dem Forum wandeln,
Wir ſehen euch, ihr großen Männer, handeln.

Dankbar gedachte er übrigens unter ſeinen früheren Lehrern neben Schmieder beſonders noch Lotheiſens, dem in den mittleren Claſſen der Unterricht in den alten Sprachen anvertraut war, eines Pädagogen aus der alten Schule, der mit einem gewiſſen kecken Humor, bei dem er es ſich z. B. nicht übel nahm ſich mit einem mehr oder minder ſtrafbaren Schüler durch das ganze Claſſenzimmer hindurch herumzujagen und ihn, hatte er ihn dann erhaſcht, gar gewaltig bei ſeinen, ſei es nun bürgerlichen oder „hochgräflichen Locken" zu zauſen, auf eine durchaus eigenthümliche Weiſe ſo viel kräftige Entſchiedenheit, ja ſtoiſche Gravität verband, daß er im Allgemeinen doch auf die ſittliche und wiſſenſchaftliche Bildung ſeiner Schüler, beſonders der beſſeren Naturen, nur einen wohlthätigen Einfluß übte. Vgl. die kurze Biographie meines Bruders im Brockhauſiſchen Converſationslexicon der neueſten Zeit. Leipzig 1833.

in Berlin verſtorbene Jäkel, beide ſchon von der Schule her ihm bekannt und lieb. Doch auch den größeren geſelligen Kreiſen der Studentenwelt entzog er ſich keineswegs gänzlich, öfter finden wir ihn froh unter frohen Brüdern zu froher Stunde, wie denn ein heiterer Sinn, die Gabe, fern von Leichtſinn, doch den Dingen immer eine heitere Seite abzugewinnen, ihm von Anfang an als ſchöne Mitgift für das Leben verliehen war; nur daß alles Rohe und Gemeine, wovon der Poeſie des Studentenlebens leider in der Regel eine nur zu ſtarke Doſis beigemiſcht zu ſein pflegt, ihm immer auf das Entſchiedenſte widerſtand; worüber er ſich mit kräftiger Offenheit beſonders in einem Briefe an die Eltern vom 22. April 1814 ausſpricht, in dem er, die Studentenwelt in 3 Claſſen theilend, gegen jene „bleichen, ſchmächtigen, feigen Wüſtlinge, die brüllend, mit weißen Tüchern um den Leib — einem Abzeichen, um ſie von jedem ehrlichen Menſchen zu unterſcheiden, auf der Straße herumrennten," ſeinen entſchiedenen Abſcheu zu erkennen gibt, in Betreff der „luſtigen Brüder, die, manchmal etwas toll, dabei doch noch ziemlich brav und gutmüthig wären und auch die Collegien ziemlich ordentlich beſuchten," milder urtheilend nur bedauert, daß ſie ihre Freiheit zwar genöſſen, aber nicht zu benutzen verſtänden, den wahrhaft fleißigen Studirenden, die ihre Wiſſenſchaft nicht allein als Brodtſtudium betrieben, ſondern wirklich nach gründlichen Kenntniſſen ſtrebten, ſeinen vollſten Beifall ſchenkt.

Und daß auch die große Zeit, in der er lebte, mit ihren mächtigen geſchichtlichen Bewegungen, obwohl an den glorreichen Kämpfen für die Freiheit des Vaterlandes thätigen Antheil zu nehmen ſeine Jugend und damals kleine Statur ihn verhinderte, ihn im tiefſten Innern erregte und die herrliche Löſung des gewaltigen Völkerſtreites mit dem begeiſtertſten Jubel von ihm begrüßt wurde, davon möge auch wenigſtens eine Stelle aus einem damals von ihm geſchriebenen Briefe, demſelben, dem die eben angeführte Schilderung entnommen iſt, zeugen*), die zugleich für den natürlichen Frohſinn, der ihn auszeichnete, den ſchönſten Beweis gibt. Hier fährt er nämlich, nachdem er ſein heitres Zuſammenleben mit einem Mitſtudirenden als Stubengenoſſen geſchildert, mit den Worten fort: „doppelt froh aber macht mich außer dem Allen der liebliche Frühling und die unvergleichlichen

*) Auch von den poetiſchen Jugendverſuchen des Verſtorbenen in deutſcher und in lateiniſcher Sprache ſind nicht wenige von einer lebhaften patriotiſchen Begeiſterung und dem ganzen Franzoſen- und Napoleons-Haſſe jener Zeit durchſtrömt und durchdrungen.

Nachrichten. Ihr wißt doch auch ſchon, daß wegen der ermordeten Senatoren Napoleon bei den alliirten Monarchen verklagt und vor Gericht gezogen worden iſt. Es kann niemand in einer ſchöneren Zeit, in einem beſſeren Lande, in einer beſſeren Stadt leben als ich, und ich bin ſo fröhlich, daß es mir nicht einkommt mir anderswo, wie ſo Mancher, — jene oben von ihm geſchilderten Wüſtlinge — Schmerzensfreuden holen zu wollen." Aber auch in die Kämpfe der Studentenwelt, — die immer noch als eine Art Ruine aus einem phantaſtiſch=heroiſchen Zeitalter unter uns daſteht, — ſollte er, wie wenig auch ſein ernſter Sinn an den leeren Aeußerlichkeiten eines Corporationsweſens, welches meiſt dergleichen Verwickelungen herbeiführt, Gefallen fand, hineingeriſſen werden, ja eben dieſe Oppoſition gegen ein Cliquen= und Corporationsweſen, das den freien Willen und die beſſere Ueberzeugung des Einzelnen in die Feſſeln der tyranniſchen Willkühr einzelner oft geiſtig höchſt beſchränkter Oberen oder auch einer rohen und wüſten Geſammtheit zu ſchmieden ſich anmaßt, war es, die ihn auf den Kampfplatz hinaustrieb. Schon die rohe und unwürdige Art und Weiſe, wie ein wüſter Studentenhaufe — ein wüthendes Studentenheer, wie er ſelbſt ſich in einem Briefe ausdrückt, — dem auch von ihm hochverehrten, auch den Studenten gegenüber ſtets furchtlosfreimüthigen Steffens wegen einiger tadelnden Aeußerungen deſſelben über das Tabakrauchen im Collegium ſein Mißfallen zu erkennen gegeben hatte, nämlich durch Einwerfen der Fenſter ſeiner Wohnung bei Nacht und Nebel, ſo daß der Stein bei dem Kopfe ſeines ſchlafenden Kindes niederfiel, — hatte ihn mit der tiefſten Indignation erfüllt; aber es mußten ſich, um eine offene Oppoſition der Beſſergeſinnten hervorzurufen, die despotiſchen Anmaßungen jener wüſten Maſſe erſt noch höher ſteigern. Zu einem akademiſchen Balle in dem bekannten Profeſſorenclubb Breslaus war nebſt mehreren andern Studirenden auch mein Bruder, er von Paſſow, der ſeit Oſtern 1815 mit großem Beifall als Profeſſor der Philologie in Breslau wirkte, und auch das philologiſche Seminar nun wirklich wieder ins Leben rief*), eingeladen worden. Da findet ſich an demſelben Tage, auf deſſen Abend die Einladungen ſich bezogen, in ein Paar Auditorien ein anonymer, unleſerlich gekritzelter Wiſch, des Inhalts, wer den akademiſchen Ball beſuche, werde in Verruf erklärt, — weil — zu viel Philiſter dort wären. Und welche

*) Auch Wachler, der zu derſelben Zeit nach Breslau kam, hörte mein Bruder noch und bewunderte ſeine kräftige Beredſamkeit.

Wirkung hat dieſe anonyme Drohung? Man ſollte denken keine. Nein, im Gegentheil, von allen Eingeladenen wagen es nur 6 den Ball zu beſuchen, zu großem Aerger der einladenden Profeſſoren, denen es nun natürlich auch an Tänzern für die den Ball beſuchenden Damen gar ſehr fehlen mußte. Je geringer aber die Anzahl der jenen Drohungen einer geheimnißvollen Macht Trotz Bietenden, um deſto größer freilich auch die Gefahr, der ſie ſich ausſetzten. Auch zeigte ſich dies bald, indem die von jener Seite zu erwartenden beleidigenden Erklärungen keineswegs ausblieben. Doch fehlte es auch nicht an Solchen, denen eine ſolche despotiſche Herrſchaft der geiſtloſeſten Roheit nicht minder unerträglich erſchien als jenen Sechs. Unter ihnen den 3 Rittern des eiſernen Kreuzes, die die Univerſität hatte, und mehren andern der geachtetſten älteren Studirenden. Offen drohen ſie dem auf ſo unwürdige Weiſe alle wahre Studentenfreiheit zu vernichten ſtrebenden Bunde gänzliche Zerſtörung durch Anzeige ſeines geſetz- und vernunftwidrigen Treibens bei der akademiſchen Behörde, wenn die gegen Solche, die ihrer Willkühr ſich widerſetzten, ausgeſprochenen Beleidigungen nicht zurückgenommen würden*). Indeß blieb dies immer eine unruhige Zeit für meinen Bruder, und ich erinnere mich noch recht wohl, wie er damals eines Tages mit einem Schwerdte umgürtet in unſeren friedlichen Familienkreis in Ohlau eintrat, weil er, immer von jener wilden Rotte bedroht, nicht unbewaffnet Breslau zu verlaſſen gewagt hatte. Auch ſcheint der Wunſch Breslau zu verlaſſen und eine andere Univerſität zu beſuchen erſt von da ab recht lebendig in ihm geworden zu ſein; Bewunderung aber erweckt es, wenn wir ihn mitten in dieſen Kämpfen ſo heterogener Art zugleich auf das Ernſteſte mit den ſchwierigſten Forſchungen, namentlich mit Ausarbeitung einer Abhandlung über die urälteſte römiſche Nationalpoeſie, die ihm auf eine ehrenvolle Weiſe die Aufnahme in das Berliner Seminar ſichern ſollte, beſchäftigt finden. In das Berliner Seminar, denn Berlin war es, wohin ſeine ſehnſüchtigen Blicke ſich richteten, das ſeinem wiſſensdurſtigen Geiſte, ſeiner glühenden Liebe zum Alterthume reichere Befriedigung als irgend eine andere Univerſität zu gewähren verſprach. Und ſeine Sehnſucht ſollte nicht ungeſtillt bleiben; ſchon im Frühjahr 1816 vertauſchte er wirklich Breslau mit Berlin, und wie bedeutungsvoll die 1½ Jahre, während denen er hier den Studien oblag — nur ein

*) Zu vergleichen iſt mit dieſer ganz aus Briefen meines Bruders geſchöpften Darſtellung jener Vorfälle die von Steffens gegebene, Was ich erlebte, Bd. 8, S. 173 u. d. flg.

Jahr indeß, bis Oſtern 1817, als wirklicher Student, denn im Frühjahr 1817 beſtand er ſchon das Doktorexamen — für ihn geworden ſind, wer, der nur einigermaßen mit dem Gange ſeines Lebens und ſeiner Studien bekannt iſt, wüßte das nicht? Dagegen ſollte ihm ein anderer Wunſch, der an dieſen erſten, heißeſten ſich anknüpfte, der Wunſch über Dresden nach Berlin zu reiſen, dort Böttiger kennen zu lernen, an welchen ihn Paſſow, dem er auch als Seminarmitglied näher getreten war*), empfehlende Briefe mitgeben wollte, und von dieſem berühmten Archäologen die herrlichen Schätze der alten Kunſt, die das deutſche Florenz ſchmücken, ſich erſchließen zu laſſen, für jetzt noch nicht in Erfüllung gehen. Erſt nach den ſchwerſten Mühen und Arbeiten, nachdem er Jahrelang das Ziel ſeiner Sehnſucht auch auf den dornenvollſten und verſchlungenſten Wegen mit unermüdlichem Eifer zu ſuchen nicht verſchmäht hatte, ſollte ihm die Anſchauung des Alterthums als einer nicht untergegangenen, ſondern noch in friſcher, ungeſchwächter Lebenskraft und Fülle fortbeſtehenden und unſern Sinnen ſelbſt ſich offenbarenden Welt, die nur die bildende Kunſt der Alten uns zu gewähren vermag, als ſchönſter Lohn des ernſteſten Strebens gewährt werden. Denn eine höchſt mühe- und arbeitsvolle Zeit war es allerdings, die er in Berlin verlebte, vielleicht die mühe- und arbeitsvollſte ſeines doch überhaupt in faſt ununterbrochener rüſtiger Kraftanſtrengung unaufhaltſam vorwärts ſtrebenden Lebens. Ein recht lebendiges Bild von dieſem mühſeligen Staubleben, das er hier, oft bis tief in die Nacht hinein an den Arbeitstiſch gefeſſelt, ein wahrer χαλκέντερος, führte, entwirft er ſelbſt in einem Briefe an mich vom 18ten Februar 1817, indem er meine Nachläſſigkeit im Briefſchreiben freundlich damit entſchuldigt, daß ich, damals Schüler des Brieger Gymnaſiums, den Kopf wohl voll Studiengedanken haben möge, und dann ſo fortfährt: „nun, mir geht es nicht beſſer; 15 bis 20 Folianten liegen meiſt aufgeſchlagen auf Stühlen, Sopha und Erde, daß oft gar nicht ausgekehrt werden kann, und dazwiſchen eine unzählige Menge geliehener Bücher, die ſo voller Zeichen ſtecken, daß ich manches Buch, das ich ſchon Vierteljahre von der Bibliothek habe, ungeachtet mir täglich Strafexecution gedroht wird, doch noch Vierteljahre behalten muß."

Aber dies einſame häusliche Studiren bei nächtlicher Lampe entzog ihn keineswegs der mächtigen Einwirkung des lebendigen Wortes geliebter und verehrter Lehrer, vielmehr übte gerade jetzt das lehrende

*) Vgl. Fr. Paſſows Leben und Briefe, herausg. von A. Wachler. Breslau 1839. S. 211.

und berathende Wort, ſo wie die ganze Perſönlichkeit der Männer, deren Vorleſungen und häuslichen Umgang ſeine wiſſensdurſtige Seele ihn aufzuſuchen trieb, den entſchiedenſten, dauerndſten Einfluß auf ihn aus. Von keinem mehr als von Böckh, was, wenn es nicht directe, in allen ſeinen Schriften, von ſeiner Doctordiſſertation, den erſten beiden Capiteln ſeiner **Aeginetica**, an bis zu ſeiner Geſchichte der griechiſchen Literatur vorliegende Zeugniſſe von ihm ſelbſt bekundeten, doch ſchon der ganze Gang, die ganze Richtung, die ſeine Studien von nun an mit größter Entſchiedenheit verfolgten, hinreichend beweiſen würde. Und wen ſollte dies befremden? Kann doch mit vollem Rechte behauptet werden, daß Böckh in der That der erſte war, der von jener rein objektiven, rein hiſtoriſchen und darum auch allein rein wiſſenſchaftlichen Auffaſſung und Betrachtung des helleniſchen Alterthums, zu der auch meinen Bruder von Anfang an ſeine ganze Natur hindrängte, in den mannigfaltigſten Richtungen, in Bezug auf die Philoſophie, das äußere Leben, die Kunſt, vor Allem die metriſche Kunſt der Alten, vornehmlich des helleniſchen Volkes, in umfaſſenden wiſſenſchaftlichen Werken die entſchiedenſten, eben ſo ſehr von dem tiefſten, aus wahrer Geiſtesverwandtſchaft entſpringenden inneren Verſtändniß, als von Scharfſinn und Gelehrſamkeitsfülle zeugenden Beweiſe gegeben hatte und noch fortwährend gab, der überhaupt durchweg die Alten nur aus ſich ſelbſt zu verſtehen und eben nur zu verſtehen, wahrhaft, d. h. nach dem ganzen inneren und äußeren Zuſammenhange ihres Denkens und Seins, zu verſtehen ſich zur Aufgabe machte. Eine Objectivität in Behandlung des Alterthums, wie ſie ſelbſt bei dem großen Niebuhr, dieſem ſonſt unübertroffenen Forſcher im Gebiete der Geſchichte des Alterthums, dem auch mein Bruder, wie er auch ſelbſt in der Recenſion ſeiner römiſchen Geſchichte in der Halliſchen Allg. Literaturz.[1]) verſichert, die mächtigſte Anregung verdankte, bekanntlich, freilich ohne daß ſein Werk an Großartigkeit und Ergiebigkeit der Reſultate dadurch verloren hätte, nicht anzutreffen iſt.

Aber noch ein anderer nicht minder großer Alterthumsforſcher, ja der geprieſenſte und bewährteſte Meiſter in der philologiſchen Kunſt, Friedrich Auguſt Wolf, erhöhte damals den Glanz der Berliner Univerſität; welchen Einfluß übte er auf den den lebendigen Quellen des Wiſſens mit dem Durſte der heißeſten Sehnſucht ſich nahenden Jüngling? Es iſt ſchon anderwärts[2]) zur Sprache gebracht worden,

[1]) Juliheft **1829**, Nr. **125**, **126** und **127**.

[2]) In den bereits oben erwähnten Erinnerungen an O. Müllers akademiſche Zeit, S. **2**.

daß ein ſolcher Einfluß nicht ſtattfand, ja daß vielmehr eine gewiſſe Abneigung, eine Art Widerwille gegen den großen Meiſter in ſeinem Gemüth Wurzel faßte. Worin nun haben wir den Grund von dieſer auffallenden Erſcheinung zu ſuchen? Der Grund war ein doppelter, mein' ich. Einestheils nehmlich fand mein Bruder, ein wie großer Geiſt Wolf auch ſonſt war, eben jene umfaſſende, rein hiſtoriſche, alles Einzelne zu einem feſt in ſich verbundenen Ganzen zuſammenfügende Auffaſſung des Alterthums, zu der ihn nun einmal ſein innerſtes Streben hindrängte, bei Wolf doch nicht, in ſeinen Vorleſungen damals wohl noch weniger als in ſeinen Schriften, mit welcher ſchon ſeine geiſtreich-aphoriſtiſche Manier, dann aber überhaupt ſein einestheils mehr kritiſcher, auflöſender und zerſetzender, als wiſſenſchaftlich conſtruirender und organiſirender, andrerſeits mehr zu ſelbſtthätiger künſtleriſcher Reproduction als zu ruhiger, rein gegenſtändlicher Betrachtung geneigter Geiſt in entſchiedenem Widerſtreit ſich befand; weshalb denn auch Wolf zwar die herrlichſten Muſter hiſtoriſch- und philologiſch-kritiſcher Behandlung der Denkmäler des Alterthums und die geiſtvollſten und vollendetſten Nachbildungen griechiſcher und lateiniſcher Meiſterwerke, jener in deutſcher und in lateiniſcher Sprache, hinterlaſſen hat, aber kein großes irgend eine Richtung des alterthümlichen Lebens in ihrem ganzen Zuſammenhange darſtellendes Werk. Ein anderer Grund aber der Mißachtung und befangenen Beurtheilung Wolfs, die für jene Zeit bei meinem Bruder ſich durchaus nicht in Abrede ſtellen läßt, lag ohne Zweifel auch in den Mißverhältniſſen zwiſchen ihm und dem, den er ſich nun einmal aus bereits angedeuteten Gründen vorzugsweiſe zum Lehrer und Meiſter erkoren, dem von ihm ſo innig verehrten Böckh, und noch mehr in den abſchätzigen Urtheilen Wolf's über den ebenfalls von ihm ſo hoch geehrten und ſo ſehr geliebten Heindorf und der tiefen Kränkung, die der große, aber doch zuweilen über andere Mitſtrebende allzu hoch erhaben ſich dünkende Gelehrte, dem trefflichen Manne damit zugefügt hatte*); wie es denn überhaupt ein allerdings nicht unbedingt zu lobender, aber doch immer von einem edlen und kräftigen Sinn zeugender Charakterzug meines Bruders war, daß er für Freunde, namentlich verletzte, gekränkte Freunde, leicht mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit Partei nahm und dabei der Gegenpartei wohl nicht durchgängig ihr volles Recht angedeihen ließ.

---

*) Vgl. Leben und Studien Fr. A. Wolf's von W. Körte, Th. 2, S. 103, u. d. flg. Auch Dorow Erlebtes aus d. J. 1790 — bis 1827, Th. 3, S. 213, freilich nur befangene und flüchtige Darlegungen des wahren Sachverhältniſſes.

Dagegen vernachläſſigte mein Bruder nicht aus der ſonſt neben Böckh damals in Berlin für die Alterthumswiſſenſchaft thätigen Gelehrten Vorträgen und Umgange Nutzen zu ziehen. So bekennt er ſelbſt in dem Vorwort zu ſeinen Aegineticis, der an Böckh gerichteten Dedication derſelben, den Geſprächen mit Buttmann über die richtige Deutung der Heroenſage und der religiöſen Ideen und Gebräuche des Alterthums die angenehmſten Stunden ſeines Lebens und die kräftigſte Förderung in ſeinen Studien zu verdanken; wie wenig er aber ſchon jetzt geneigt war auf das Wort des Lehrers zu ſchwören, wie groß ſchon damals ſeine wiſſenſchaftliche Selbſtſtändigkeit war, davon wird durch eine Vergleichung der geiſtreichen, aber kühnen, oft faſt in's Spielende verfallenden, ohne ſichere hiſtoriſche Anhaltspunkte meiſt nur an den ſchwachen Fäden zweifelhafter Etymologieen ſich fortſpinnenden combinatoriſchen Methode, die bei mythologiſchen Unterſuchungen von dieſem ausgezeichneten Gelehrten befolgt wurde, mit der ſeinigen, wie ſie jetzt ſchon in ſeinen Aegineticis, bald darauf noch entſchiedener in ſeinen Minyern ſich zu erkennen gab, ein Jeder ſich leicht überzeugen. So gingen die Anſichten Beider gleich in Betreff eines Hauptpunktes, in Bezug auf das Verhältniß Griechenlands zum Orient, die ſich bekanntlich Buttmann gern in mannigfacher uralter Wechſelbeziehung dachte, gänzlich auseinander*), und die Discuſſionen, die hierüber zwiſchen beiden ſtattfanden, zogen ſich, wie ich mich aus mündlichen Mittheilungen meines Bruders erinnere, ſogar in deſſen Doctorexamen hinein.

Ein anderer vorzüglicher Mann, der auf meinen Bruder eine gewiß nicht geringe Einwirkung übte, war Solger, gleich ausgezeichnet als tiefer und klarer Denker wie in der Kunſt des Vortrags, deſſen mythologiſche Vorträge er hörte. Denn war auch das Streben Solger's bei ſeinen mythologiſchen Unterſuchungen allerdings von dem meines Bruders, wie es ſchon damals klar genug ſich ausſprach, inſofern weſentlich verſchieden, als es nicht das Werden, die hiſtoriſche Entſtehung, Fortbildung, Verpflanzung religiöſer Ideen, Gefühle und Cultusgebräuche in ihrer beſtimmten durch locale wie nationale, provinzielle Einflüſſe bedingten Eigenthümlichkeit, ſondern das Gewordene, deſſen Ideen-Gehalt und innerer geiſtiger Zuſammenhang, deſſen Ausbildung

*) Vgl. die Darlegung und Würdigung der mythologiſchen Anſichten Buttmann's in den Prolegomenen zur Mythologie, S. 326 — 331, und Buttmann's Andeutungen in einer Anm. zu ſeiner Abhandlung über die Minyä der älteſten Zeit, Mythologus B. 2, S. 194.

zu einem in ſich abgeſchloſſenen Syſteme war, was ihn vor Allem anzog und beſchäftigte, ſo laſſen ſich doch zwei wichtige Berührungspunkte zwiſchen Solger und meinem Bruder als Mythologen nicht verkennen, die auf eine mächtige Einwirkung des Lehrers auf ſeinen Zuhörer ſchließen laſſen, mag man ſich dieſe nun lieber ideenweckend oder =nährend, =geſtaltend, =befeſtigend denken. Für's Erſte nehmlich dringt Solger immer mit größtem Nachdruck auf die Anerkennung eines wirklich religiöſen Gehaltes in der Götterlehre und Mythologie der Alten, und wer ſollte die gleiche Richtung in den Schriften meines Bruders verkennen; dann beſaß er eine tiefe, bei ihm auf den erſten Grundlagen ſeiner ganzen Philoſophie ſelbſt ruhende Achtung vor dem Individuellen, als dem allein wirklich Seienden,[1]) und bewährt dieſe auch auf dem Gebiete der Mythologie in der entſchiedenſten Oppoſition gegen die Alleins=Lehrer in dieſer Wiſſenſchaft, die denn eben auch mit dem allerdürftigſten, trivialſten Inhalt als letztem Reſultat ihrer weitſchichtigen Forſchungen und vielverzweigten Combinationen ſich begnügen müßten, in dem von religiöſen Leben namentlich keine Spur zu finden ſei;[2]) dieſelben Gegner waren es aber bekanntlich, mit denen auch mein Bruder ſeine erſten Kämpfe zu beſtehen hatte.

So lebte er in Berlin, von ſo trefflichen Männern angeregt und geleitet, ganz der Wiſſenſchaft, nur aus ihr Befriedigung ſchöpfend und kaum nach einem andern Genuſſe, einer andern Befriedigung ſich ſehnend, obwohl zu Zeiten doch das Gefühl, wie das Alles doch nicht die ganze Seele zu füllen vermöge, zumal in der erſten Hälfte ſeines Berliner Studienlebens, ihn beſchlichen zu haben ſcheint, wie namentlich ein Brief vom Juli 1816 an einen alten Schul= und Univerſitätsfreund, der jetzt Lehrer an einem Breslauer Gymnaſium war, recht deutlich zeigt, aus dem ich eine ſeine damalige Stimmung beſonders ſcharf characteriſirende Stelle mittheilen will. „Berlin iſt nicht der Ort, der mir behagt, heißt es dort. Nirgends iſt der Student philiſteriöſer und das Philiſterium erbärmlicher, nirgends aller Geiſtesſchwung mehr gelähmt, erdrückt und erdroſſelt. Ich lebe daher nur von dem ewig ſprudelnden Quell der Wiſſenſchaft, dann dem Thau der Vergangenheit und Zukunft, ferner von dem Honig des Umgangs

[1]) Zu vergleichen ſind hier vor Allem „die philoſ. Geſpräche über Seyn, Nichtſeyn und Erkennen", nachgelaſſene Schriften, Th. 2, III, beſonders S. 206, 209, 213, 254.

[2]) S. eben da S. 680, 681, 684 und Th. 1, S. 752 bis 756.

mit dem trefflichen Böckh, endlich einigen Balſamtropfen der Freundſchaft mit Jäkel, Weinholz u. a. m."

Ein Urtheil über Berlin, das er übrigens auch ſpäter, wie tief er auch fühlte, wie viel er den hier verlebten Jahren verdanke, nie ganz geändert hat; immer blieb ihm eine gewiſſe Abneigung gegen das Ungemüthliche, Unruhige und Zerſtreute des Lebens in der Reſidenzſtadt des Staates, dem er der Geburt nach angehörte.

Wie tief in die ſchwierigſten Studien vergraben aber auch mein Bruder in Berlin gelebt hatte, ſo hatte doch weder ſeine Geſundheit noch die Friſche und Heiterkeit ſeines Geiſtes und ſeines Gemüths darunter gelitten.*) Vielmehr hatte ſeine körperliche ſowohl als geiſtige Entwickelung ſein Aufenthalt in Berlin in jeder Beziehung weſentlich gefördert. Klein und ſtämmig, von unausgebildetem Wuchs hatte er Breslau verlaſſen, hoch und ſchlank emporgeſchoſſen kehrte er von Berlin zurück, und auch an Freiheit der Haltung und Bewegung hatte er bedeutend gewonnen. Ein Hauptgrund nun, weshalb er ſo vielen und großen Anſtrengungen doch auch körperlich nicht unterlag, lag allerdings eben in der Leichtigkeit und Sicherheit, mit der ſich ſein Geiſt in dem Gebiete der Wiſſenſchaft wie in ſeinem natürlichen Lebenselemente bewegte, ein anderer in ſeiner zwar nicht robuſten, aber doch geſunden, an keiner Art Ueberfülle leidenden und in Folge deſſen weder körperliche noch geiſtige Bewegung hindernden Körper-Conſtitution; aber bei allem Fleiße hatte er doch auch als Knabe ſeinen Körper durch öftere Bewegung in freier Luft zu erkräftigen nicht vernachläſſigt, überhaupt war er ein lebhafter, ja mitunter wohl auch etwas wilder Knabe geweſen; vor Allem aber waren es einestheils, ſeitdem die Eltern (i. J. 1809) in Folge der Berufung des Vaters als zweiten Paſtors nach dem 2 Meilen von Brieg entfernten Ohlau dorthin ſich übergeſiedelt hatten, die häufigen Wanderungen an freien Tagen nach dem Vaterhauſe, an dem er ſtets mit einem nie geſchwächten Heimatsgefühl, das in Berlin wohl auch mitunter als ein ziemlich heftiges Heimweh ſich äußerte, mit ganzer Seele hing, anderntheils ſeine früh erwachte Liebe zur Pflanzenkunde, durch die Wald und Wieſe, Hügel und Thal, einen noch höheren, ſtärkeren Reiz für ihn gewannen,

*) Eine Reiſe nach Rügen von Berlin aus war reich an mancherlei Abenteuern, auch einem recht gefährlichen, indem er mit mehr Kühnheit als Vorſicht die Kreidefelſen der Inſel erklimmend nur, indem ſein Schrei doch zuletzt die fernen Führer erreichte, aus dem hilfloſeſten Zuſtande, in welchem er mit verſagenden Kräften an einem ſchroffen Abhange, unter ſich das Meer, hing, gerettet wurde.

zugleich ſeiner Forſchungsluſt auf einſamen Entdeckungsſtreifereien die reichſte Befriedigung gewährend, die ſeinen Geiſt und ſein Gemüth ſtets rege und friſch und zugleich auch den Körper geſund und kräftig erhielten. Doch noch eine tiefere Bedeutung ſcheint dieſen Wanderungen, den botaniſchen Excurſionen namentlich, geſichert werden zu müſſen, der entſchiedenſte Einfluß auf die ganze Eigenthümlichkeit ſeiner geiſtigen, ſeiner wiſſenſchaftlichen Richtung; denn hier bildete ſich einestheils in der ſtillen und ſinnvollen Anſchauung und zergliedernden Betrachtung ſo mannigfacher lebensvoller Natur-Gebilde jener lebendige Sinn für den Reiz und die Bedeutſamkeit des Eigenthümlichen überhaupt, der ſich in allen ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſo unverkennbar zeigt und dem ſie ſo viel von ihrer Anziehungskraft zu danken haben, dann auch beſonders die Ahnung eines geheimnißvollen Zuſammenhanges des Geiſtes- und des Naturlebens, die Fähigkeit der ſcharfen Auffaſſung der eigenthümlichen geiſtigen Phyſiognomie einer Gegend, einer Landſchaft und der mächtigen Einwirkung derſelben auf den ſich mit Geiſt und Gemüth ganz in ſie verſenkenden Menſchen, die gewiß in nicht geringerem Maaße ſeiner ganzen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit ihre Richtung und ihren eigenthümlichen Character gegeben haben; und damit ſind wir, glaube ich, dem Natur-Grunde ſeines geiſtigen Seins und Lebens um ein Bedeutendes näher getreten. Und eben durch dieſen reinen und kräftigen Naturſinn gewann denn auch jenes Heimatsgefühl, deſſen ich vorhin erwähnte, erſt die Stärke, die zauberartige Gewalt, die es wirklich über ihn ausübte; auch die heimiſche Natur, die das Städtchen, in dem das Elternhaus lag, umgebenden Fluren, reich bewäſſerte, mit einem recht poetiſchen Namen das Kleinod benannte Gärten, ein anmuthiges, jetzt in Folge der Eiſenbahnverbindung mit Breslau vornehm in einen Park umgetauftes Mühlengebüſch in der Nähe deſſelben, feſſelten nun mit der vereinten vollen Macht ihrer wirklichen an ſich nicht gerade allzu verführeriſchen Reize und des Gefühls der Zugehörigkeit, der frommen Anhänglichkeit an alles Gewohnte, Vertraute, von der Natur ſelbſt uns Zugewieſene, ſeine Sinne und ſeine Seele. Und, wie Geiſt und Gemüth in ihm, wie wohl in allen wahrhaft bevorzugten Geiſtern, durchaus eins war, ſo ſind auch von dem Einfluſſe dieſes Heimatsgefühls auf die Richtung ſeines Geiſtes, ſeines wiſſenſchaftlichen Forſchens und Strebens, Spuren genug in ſeinen Werken zu entdecken; daß er mit beſonderer Vorliebe die Wanderungen der Stämme vom urſprünglichen Heimatlande aus nach den verſchiedenſten Richtungen hin verfolgte, den fortwährenden mannigfaltigen Bezügen zwiſchen Mutterland und Tochterſtadt immer die

größte Aufmerkſamkeit ſchenkte, ja auch, daß es namentlich die Sacra des Mutterlandes und der Colonieen waren, in denen er das dauerndſte geiſtige Band zwiſchen beiden erkannte [1]), was ihn bekanntlich zu ſo manchen wichtigen geſchichtlichen Entdeckungen führte, alles dies glaube ich nicht mit Unrecht eben auf jene warme Anhänglichkeit an Heimat und Vaterhaus, ein frommes Predigerhaus, die ihn ſein ganzes Leben hindurch begleitete, als auf ſeine tiefſte Grundlage zurückführen zu können [2]).

Ein wie tiefes Naturgefühl indeß auch in meinem Bruder lebte, wie wenig ihm auch ſelbſt jene ſchwärmeriſche Naturbegeiſterung, jene träumeriſche Hingebung und Verſenkung der Seele in die Natur, in ihre Geheimniſſe und Wunder, jene tiefe, geſtaltloſe Sehnſucht fremd war, wie ſie im Frühling die erwachende Natur in der mit ihr emporſchwellenden Seele, wie ſie vor Allem der geheimnißvolle Reiz der Waldeinſamkeit, wo die Natur in einer ſo fremden und unverſtändlichen und doch zugleich ſo lieb, ſo vertraut und bekannt tönenden Sprache mit uns ſpricht, in uns erzeugt, wie ich aus eigner unmittelbarer Beobachtung, oft Zeuge ſolcher Ergießungen ſeines überſtrömenden Gefühls bei gemeinſchaftlichen Wanderungen und Partieen in verſchiedenen Perioden ſeines Lebens, verſichern kann: ſo frei blieb er doch, wie ſein ganzes Leben, ſeine bewundernswürdige Unermüdlichkeit im Arbeiten namentlich, die wir zum Theil bereits

---

[1]) S. beſonders **Aeginetica p. 45.**

[2]) Einen wie lebhaften poetiſchen Ausdruck auch dies Heimatgefühl bei ihm fand, zum Belege dafür mögen wenigſtens ein Paar Stellen aus von Breslau und von Berlin aus an die Eltern von ihm gerichteten Gedichten dienen. So beginnt ein Gedicht, das er als Student in Breslau abfaßte:

„Wie die Nachtigall in dem goldenen Käfig gefeſſelt
Trauernd und ſchmachtend des Hains ſchattige Kühle verlangt,
Alſo dünket auch mir die weite Stadt nur ein Kerker,
Und es ſehnt ſich mein Geiſt hin zu der heimiſchen Flur,“

ſchildert dann, wie ein Traum ihn in die Mitte der Seinen, in die Heimat geführt und welche Wonne er da gefühlt, „aber,“ fährt der Dichter fort,

„Freudig wache ich auf — o weh, und bin noch ſo einſam;
O du poetiſcher Traum! O du proſaiſche Welt!“

worauf dann zuletzt noch die kleinen Städte überhaupt in launig-gefühlvollen alſo anhebenden Worten

„Wunderſeliger Mann! der die kleinen Städte erfunden,
Wo nicht Staub, nicht Getös arme Studirende ſchreckt“

gefeiert werden; in einem Berliner Gedicht aber vom J. 1817 wird die kindliche Liebe als ein Engel geprieſen, der mit leuchtendem Schilde des wildbewegten Herzens Gewalt trotze und den Sinn magiſch immer zu dem Heimathauſe ziehe.

kennen gelernt haben, unwiderlegbar beweiſt, von der nachtheiligen, der ermattenden und lähmenden Einwirkung, die eine ſolche Naturſchwärmerei nur zu oft auch auf edele und reiche Naturen wenigſtens zeitweiſe zu üben pflegt; denn ein mächtiges Gegengewicht gegen jene Empfindungen bildeten in ſeiner Seèle alle die bei ihm entſchieden vorwaltenden kräftigen Elemente ſeines Weſens, die Energie und Lebendigkeit, die Klarheit und Heiterkeit ſeines Geiſtes überhaupt, dann auch beſonders ein ſehr früh ſchon ziemlich deutlich bei ihm ſich entwickelnder Formenſinn, der, durch mit vieler Liebe von ihm betriebene Uebungen im Zeichnen gepflegt und genährt, ihn nie lange in dem Genuſſe einer rein paſſiven Hingebung an die Natur ſchwelgen ließ, ſondern jene unbeſtimmte und unthätige Sehnſucht ihn bald durch klarere, beſtimmtere Gefühle und ein activeres Verhalten der Natur gegenüber in Geſtaltung ſicherer, genau umgränzter Bilder für den Geiſt und wohl auch für das Auge verdrängen hieß.

Wie wichtig aber dieſer Formenſinn und die Ausbildung deſſelben durch fleißige Uebungen im Zeichnen ſpäter in noch beſtimmterer Beziehung, für ſeine Studien im Gebiete der bildenden Kunſt der Alten, ſich erwieſen hat, darf wohl auch hier ſchon vorläufig angedeutet werden.

Auch jetzt nun war dem raſtlos Strebenden nur eine kurze Ruhe beſchieden, nur einige Wochen, den November und December 1817, denn in den Tagen des Reformationsfeſtes hatte erſt ſeine Promotion in Berlin Statt gefunden, verweilte er im elterlichen Hauſe in ſtillem Genuſſe der Freuden eines traulichen Familienlebens, für die er ſo reiche Empfänglichkeit beſaß; da eröffnete ſich ihm ganz in der Nähe der Heimat ein in vielen Beziehungen ſeinen Wünſchen entſprechender Wirkungskreis, indem er als Lehrer (als ſiebenter, d. i. letzter „Collége"[1]) an das damals unter Manſo's Leitung ſtehende Magdalenäum in Breslau berufen wurde und ſchon in den erſten Tagen des Januars 1818 ſein Amt antrat[2]). Nicht als ob die Stellung, die er hier einnahm, ſeinen wiſſenſchaftlichen Neigungen und Studien vollkommen gemäß geweſen wäre, — Anfangs wenigſtens beſchränkte ſich ſeine Lehrthätigkeit ganz auf Quarta und Tertia, und wie ent-

[1]) Vgl. die kurze Geſchichte des Magdalenäums von 1809 bis 1829 von dem damaligen Rector deſſelben, Kluge, in dem Programm dieſer Anſtalt von 1830, S. 31 u. 32.

[2]) Er zog Breslau auch Frankfurt a. d. O. vor, wohin Poppo ihn in einem ſehr freundlichen Schreiben vom 21. December deſſ. Jahres als Oberlehrer am Gymnaſium zu kommen aufforderte.

ſcheidende Beweiſe er auch für ſeine Tüchtigkeit als Hiſtoriker auf dem Gebiete der alten Geſchichte bereits gegeben hatte und obwohl ſeine Studien fortwährend dieſe Richtung verfolgten, wurde ihm doch der Geſchichtsunterricht in keiner Claſſe zugetheilt, wiewohl gerade damals auch Geſchichtsſtunden durch **Kannegießers** Abgang nach Greifswald erledigt waren. Indeß wie wenig auch in dieſer Beziehung ſeine Anſprüche, ſo beſcheiden er ſie auch geltend machte, befriedigt wurden und wie ſehr dadurch eine gewiſſe Verſtimmung, die ihn bisweilen ergriff, erklärt und gerechtfertigt wird, ſo entſchädigte ihn doch ſo manches Schöne, was ſeine Lage ihm bot, für das, was er in dieſer Hinſicht vermißte, und es waren doch im Ganzen recht glückliche Jahre, die er in Breslau verlebte. Vor Allem die Anhänglichkeit ſeiner Schüler, beſonders ſeiner vorzugsweiſe ihm anbefohlenen Kleintertianer, das Trauliche des Verhältniſſes, das ſich hier zwiſchen Lehrer und Schülern bildete, dann das immer ſteigende Wohlwollen des trefflichen **Manſo**, der auch von ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen die größten Erwartungen hegte, die Nähe des elterlichen Hauſes, endlich die Süßigkeiten eines heitern Zuſammenlebens mit lebensfrohen, auch geiſtigbewegten Freunden, die er ungeachtet ſeiner unermüdlichen Thätigkeit doch in Folge ſeiner glücklichen, die Uebergänge von Ernſt zum Scherz, von Arbeit zur Erholung mit Leichtigkeit findenden Natur [1]) in reichem Maße genoß. Doch auch die Gegenſtände ſeiner Lehrthätigkeit ſollten ihm bald etwas mehr Befriedigung gewähren, da von den durch den Abgang zweier ſeiner Collegen, **Linges** nach Ratibor, um das Directorat an dem 1819 daſelbſt gegründeten Gymnaſium zu übernehmen, und **W. Schneiders**, der ganz das Lehramt aufgab, erledigten Stunden in oberen Claſſen mehrere, namentlich der Thucydides in Prima, ihm nun zufielen [2]).

---

[1]) Auch Schlaf und Wachen vertauſchten in Folge dieſer glücklichen Begabung immer ſchnell und leicht bei ihm ihre Stelle mit einander. Auch in der unbequemſten Lage oder Stellung, ſo im Poſtwagen bei fortwährender heftiger Erſchütterung deſſelben auf ſchlechten Wegen, den Kopf weit vornüber gebeugt, vermochte er doch ermüdet ziemlich feſt zu ſchlafen. Und wie leicht er ſich dem Schlafe wieder zu entreißen und dann alsbald auf das Rüſtigſte an die Arbeit gehen konnte, zeigte ſich beſonders bei ſeinem ihm eignen ganz kurzen Vorſchlafe gegen 9 Uhr des Abends, nach welchem er immer noch viele Stunden der Munterkeit angeſtrengt fortarbeitete. Aus Abendgeſellſchaften aber zurückkehrend pflegte er ebenfalls ſogleich wieder an den Schreibtiſch zu eilen, und je heiterer die Geſellſchaft geweſen, deſto längere Zeit und mit deſto größerer Luſt wurde dann die Arbeit fortgeſetzt.

[2]) Erſt jetzt rückte er auch zum **Collega sextus** auf. Nicht ganz genau ſind die dieſen Punkt betreffenden Angaben im Intelligenzbl. der Allg. Litztg. Sept. 1840,

Dabei hob und ſtärkte ihn noch mehr als alles Andere die treue Theilnahme, die ſein von ihm ſo hochverehrter und innig geliebter Lehrer, Böckh, ihm fortwährend bewies, die auch allerlei Pläne ihm eine Stellung in Berlin, eine Adjunctur bei der philoſophiſchen Facultät u. dgl., zu verſchaffen, zur Folge hatte, die indeß zu keinem Ziele führten.

Freilich waren es indeß nicht immer nur freundliche Elemente, in denen er ſich in Breslau zu bewegen hatte, und wie wäre das auch wohl bei den heftigen Parteikämpfen, die damals dort Alles in die größte Aufregung verſetzten, möglich geweſen. Es iſt bekannt, welche Wichtigkeit eben damals, und zwar in Breslau mehr als irgendwo, von vielen ausgezeichneten und bedeutenden Männern dem Turnen nicht bloß als einem einzelnen neben anderen zu beachtenden Jugendbildungsmittel, ſondern als dem mächtigſten Hebel einer echten allgemeinen Nationalerziehung beigelegt, und wie kräftig eine Zeitlang auch von hohen und höchſten Behörden die Bemühungen ihm den nach der Meinung jener Männer ihm gebührenden Einfluß zu verſchaffen und zu ſichern unterſtützt wurden. Aber die enthuſiaſtiſchen Freunde des Turnens fanden bald, wie nicht minder bekannt iſt, in Steffens, C. A. Menzel u. A. gewichtige und an Umſicht wenigſtens und beſonnenem Urtheil ihnen offenbar überlegene Gegner, die die einſeitige Ueberſchätzung dieſes Bildungsmittels, das Outrirte und Forcirte jenes Enthuſiasmus, das Geſchraubte und Manierirte in dem Stile und dem Tone der Rede jener deutſchthümelnden Turnfreunde, das heutzutage wohl niemand, der die Turnſchriften jener Tage lieſt, wird in Abrede ſtellen wollen, mit überzeugendem Nachdruck rügten und beſonders den vorzeitigen Ernſt jener jugendlichen deutſchen Catonen, die, um nichts Leichteres als das Gewicht der wankenden Welt auf ihren jungen Schultern tragen zu können, ihre Kräfte auf dem Turnplatze übten, eben ſo lächerlich als bedenklich fanden.

Wie vielfache Zerwürfniſſe nun, wie viele perſönliche Mißverhältniſſe zwiſchen trefflichen zum Theil früher einander ganz nahe ſtehenden Männern aus dieſen Parteiſtreitigkeiten hervorgingen, iſt ebenfalls hinreichend bekannt, Mißverhältniſſe, an deren Ausgleichung in einer nahen Zukunft wenigſtens um ſo weniger zu denken war, da auch die die bedeutendſten Vorfechter beider Parteien in ſich vereini-

---

Nr. 46, ſo wie im Neuen Nekrolog der Deutſchen für 1840, Th. 2, S. 844 zu berichtigen iſt. Vgl. die Schleſ. Provinzialbl. 1819, September, S. 268.

gende philomathiſche Geſellſchaft in Folge eben dieſer Streitigkeiten ſich auf eine ziemlich ſtürmiſche Weiſe auflöſte[1]).

Meinen Bruder nun ſtieß, obwohl körperliche Kräftigkeit und Rüſtigkeit in ſeinen Augen keinen geringen Werth hatte und für ein heiteres Leben in und mit der Natur es ihm, wie wir bereits ſahen, an Empfänglichkeit keineswegs fehlte, an dem Turnweſen in ſeiner damaligen Geſtalt doch gar Mancherlei ab, vor Allem eben das Anſpruchs= und Abſichtsvolle, das ihm anhaftete, wodurch es alle unbefangene Heiterkeit zu erſticken drohte, dann das Rohe und Ungeſchlachte, das meiſt mit ſeiner äußeren Erſcheinung verbunden war, und nicht minder auch jener bei vielen ſeiner Anhänger bis zum Fanatismus gegen jeden Andersgläubigen ſich ſteigernde Zunftgeiſt, den es ſo mannigfach zu erkennen gab. Dazu die Verehrung, die er gegen Steffens hegte und die in jener Zeit eben recht lebhaft war; auch glaubte er, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, das Unvortheilhafte in ſeiner anfänglichen Stellung am Magdalenäum, was bereits früher berührt worden iſt, vornehmlich eben den Häuptern jener Turnpartei zur Laſt legen zu können; dazu kam nun auch noch ein gewiſſer Gegenſatz zwiſchen der Breslauer und der Berliner Philologenſchule, die Entſchiedenheit, mit welcher Böckh in einer Recenſion ſeiner Aeginetica in den Heidelberger Jahrbüchern[2]) für ihn das Wort nahm, das der Meinung ſeiner Gegner nach übertriebene Lob, das ihm hier zu Theil wurde, und ſpäter ſein offenes Auftreten für Steffens in einer Anzeige ſeiner Caricaturen in dem Literaturblatte der Schleſiſchen Provinzialblätter[3]); alles das erklärt hinreichend, weshalb er mit der Turnpartei und ſelbſt mit den vorzüglichen Männern an der Spitze derſelben, mit deren Studien die ſeinigen die vielfachſten Berührungspunkte hatten, nicht eben im beſten Vernehmen ſtand, wenn es auch zu einem entſchiedenen Bruche zwiſchen ihm und der Gegenpartei nie gekommen iſt. Später ſah er, wie wohl die Meiſten, die damals in jene Parteikämpfe verwickelt waren, Manches mit anderen, mit ruhigeren Augen an und bedauerte öfter in ein unerquickliches Parteiweſen ſich ſo tief eingelaſſen und dadurch aus ſo manchen geiſtig erregten und anregenden Kreiſen ſich ſelbſt ausgeſchieden zu haben. Auch hat er dem ausgezeichneten Manne, welchem ihn damals jene Mißverhältniſſe am Meiſten entfremdeten, dem als

---

[1]) Vgl. auch hier beſonders Steffens: Was ich erlebte, Bd. 7, S. 440 ff.

[2]) v. J. 1818, 4. Heft, S. 328—336.

[3]) im Januarhefte 1819, Stück 1.

Lehrer und Gelehrten gleich vorzüglichen Paſſow, bei alle dem die ſeinen Verdienſten gebührende Achtung nie verſagt und in ſpäteren Jahren bildete ſich wieder ein durchaus freundliches Verhältniß der bereitwilligſten gegenſeitigen Anerkenntniß zwiſchen ihnen. Eben ſo mit Wachler; mit Kayßler aber blieb er immer in freundlichem Einvernehmen. Zu den Kreiſen jedoch, in denen er ſich vorzugsweiſe und am Liebſten bewegte, gehörten außer manchen trefflichen jüngern Freunden, ſeinem Verleger Max, Kuniſch, Dronke, Wellauer und den ſchon früher Erwähnten, beſonders noch Fr. v. Raumer und von der Hagen, deſſen ganze wahrhaft liebenswürdige, tiefgemüthliche und poetiſche Perſönlichkeit eine große Anziehungskraft für ihn beſaß und auf deſſen Freundſchaft er deßhalb immer einen ſehr hohen Werth legte. Namentlich aber war es hier das gaſtliche Haus des Buchhändlers Max, in welchem die Freunde einen erwünſchten Sammelpunkt fanden; hierher eilte er faſt täglich, wenn er nach den Anſtrengungen der ernſteſten Studien und der mancherlei Geſchäfte des Tages in heiterer, ungezwungener geiſtiger Mittheilung Erholung ſuchte, und der ſchönen hier oder auf Spaziergängen und Luſtfahrten in die Nähe und Ferne mit Max, Kuniſch, von der Hagen und Anderen, verlebten Tage oder Abende, in denen er oft das Innerſte ſeines Gemüthes den Freunden erſchloß und auch für ſeine wiſſenſchaftlichen Pläne und Forſchungen die regſte Theilnahme fand, während dann wieder der munterſte Scherz, über ſeine Magerkeit z. B., die wohl dem neben ihm ſitzenden Freunde die drollig übertreibende Klage, er ſteche ihn, auspreßte, die Unterhaltung würzte und belebte, gedachte er auch ſpäter noch öfter in ſeinen Briefen aus Göttingen mit Freude und Sehnſucht.

Und dabei bewahrte ihm doch auch von den Meiſtern ſeines Faches in Breslau gerade der, deſſen Urtheil er noch von früher her beſonders hoch hielt, Schneider der ältere, — denn ſchon lehrte auch K. E. Chr. Schneider, der Bruder ſeines Amtsgenoſſen W. Schneider, an der Univerſität zu Breslau, und auch dieſem berühmten Gelehrten ſtand er nicht ganz fern — fortwährend ſein früheres Wohlwollen und hegte nach ſeinen Aegineticis, deren Stil er nur als hart und ungelenk tadelte, die größten Erwartungen von ihm.

Ungeachtet dieſer das Widerwärtige entſchieden überwiegenden Annehmlichkeiten ſeines Breslauer Lebens indeß konnte ſeine Stellung ihm volle Genüge denn doch nicht gewähren und offenbar trug er den Beruf zu etwas Höherem in ſich. Wie freudig mußte ihn da ein

den 1. Juni 1819 bei ihm eintreffender, durch ſeine Aeginetica und Böckh's warme Empfehlung veranlaßter Brief von Heeren überraſchen, der ihm im Namen der Hanöverſchen Regierung nach Welckers Abgange nach Bonn als außerordentlicher Profeſſor der Alterthumswiſſenſchaft und Condirector des philologiſchen Seminars nach Göttingen zu kommen aufforderte. Natürlich konnte, wie ſchwer ihm auch die Trennung von der Heimat werden mochte, von einer Ablehnung eines ſolchen Antrages nicht die Rede ſein; „Göttingen iſt für mich der einzige Ort in der Welt," ſchreibt er an die Eltern, und in der That konnte er, was er der Wiſſenſchaft werden ſollte, nur in Göttingen werden. Und nun ſollte auch, was er ſchon vor mehr als 3 Jahren, als er die Breslauer Univerſität als Studirender mit der Berliner vertauſchte, ſehnlichſt gewünſcht hatte, in Erfüllung gehn, auch Dresden und ſeine Antiken ſollte er jetzt ſehen, ja in erwünſchteſter Muße zu vertrauter Bekanntſchaft mit jenen herrlichen Denkmälern der Kunſt gelangen, denn mit großer Liberalität waren ihm von der Hanöverſchen Regierung neben einem jährlichen Gehalt von 600 Rthlr. noch 400 Rthlr. für einen achtwöchentlichen Aufenthalt in Dresden, um in den dortigen Antikenſäälen für ſeine Profeſſur, die ihm vornehmlich auch Vorleſungen über Archäologie der Kunſt zur Pflicht machte, auf das Zweckmäßigſte ſich vorzubereiten, bewilligt worden. Natürlich lebte er denn ſchon jetzt, ſeit Empfang dieſes für ſeine ganze Zukunft ſo entſcheidenden Briefes, mehr in Göttingen und Dresden als in Breslau, und mit Hilfe von Beckers Auguſteum war er ſchon lange, ehe er in die Thore Dresdens einfuhr, in ſeinem Antikenſaale wie zu Hauſe. Ueberhaupt ging er ungeachtet ſeiner großen Jugend — er war damals erſt 22 Jahr alt und ſeine Geſchwiſter wollten bei einem ſpäteren Beſuche im elterlichen Hauſe von Göttingen aus an ihm wahrgenommen haben, daß er noch als Götinger Profeſſor gewachſen wäre — ſeiner vielverſprechenden, aber doch auch in durchaus fremde Verhältniſſe, fremde Umgebungen ihn hineinziehenden Zukunft ohne alle Bangigkeit entgegen; denn die Schüchternheit und Ungelenkigkeit, welche ihm früher eigen geweſen, war zum Theil ſchon in Berlin, jetzt in Breslau aber gänzlich verſchwunden; „Du wirſt Dich wundern, liebe Mutter, wie ich ſo von Geſelligkeit ſprechen kann. Aber ich bin in der That jetzt ausnehmend geſellig und praktiſch geworden, ſo daß ich faſt die Stunden am Gymnaſium mit größerem Eifer gebe, als emſig daheim ſtudire. Und ſo fängt jetzt die Zeit mit mir an, wo ich der Welt tauſendfache Beziehungen bieten muß und es ſelbſt liebe in mannigfache Verhält-

niſſe zu gerathen," ſo ſchreibt er in einem Briefe an die Eltern im März des Jahres **1819**, und es war ſicher keine Selbſttäuſchung, die ihn ſo ſchreiben ließ; und wie heiter und humoriſtiſch er jetzt in die Welt hinausblickte, dafür mag der Schluß eines anderen, ein Paar Monate ſpäter geſchriebenen Briefes zum Belege dienen. Nachdem er nämlich hier recht gemüthlich die idylliſche Behaglichkeit des häuslichen Zuſammenlebens mit meinem Bruder Julius, der Oſtern **1819** die Univerſität bezogen hatte, geſchildert, fährt er launig mit Wort und Reim ſpielend, in einer Weiſe, wie er es beſonders liebte, fort: „Liebchen (eine liebkoſende Benennung meiner Schweſter Gottliebe), komm zum Bübchen, in mein Stübchen, Herzensſpitzbübchen. Wir ſind ſo ſelig und wählig, mitunter geht's kunterbunter, ein Bischen knurrig und ſchnurrig. Mit meinem Sehnen und Wähnen und allen Plänen iſt's ein langſames Druckſen und Muckſen. Wird nichts draus, mach mir nichts draus." Freilich keine kunſtgerechte und erhabene Poeſie, aber welch heitrer Geiſt, welche humoriſtiſche Stimmung, welche anmuthig-reſignirende Genügſamkeit ſpricht aus dieſen allerdings nicht auf die Goldwage zu legenden Reimesſpielen zu uns. Aber welche bedeutſame Stelle dieſe Breslauer Jahre — kaum kann man ſie ſo nennen, denn nicht volle **2** Jahre währte ja ſeine Breslauer Wirkſamkeit — in der Geſchichte ſeines Lebens einnehmen, dafür zeugt auf das Entſchiedenſte ohne Zweifel ſein eben hier ausgearbeitetes Orchomenos, ein Werk, das nicht nur überhaupt durch den tiefen und kühnen Forſchungsgeiſt, die hohe wiſſenſchaftliche Selbſtändigkeit und die ſeltene Verbindung einer reichen combinatoriſchen Phantaſie mit nüchternem Prüfungsgeiſt und der gediegenſten Gelehrſamkeit, die ſich in ihm offenbart, ſondern noch mehr deßhalb, weil die eigenthümliche Richtung, die ſeine geſammte wiſſenſchaftliche Thätigkeit nehmen ſollte, die Stellung, die er unter den Alterthumsforſchern gewinnen und behaupten ſollte, ſich hier bereits auf das Vollſtändigſte und Beſtimmteſte bezeichnet und angedeutet findet, höchſt wichtig und bedeutungsvoll erſcheint*).

Licht zu bringen in das dunkle Sagengewirr einer dem graueſten Alterthume angehörenden Zeit hatte er hier ſich zur Aufgabe gemacht, — eine Aufgabe, die theilweiſe allerdings auch ſchon ſeine **Aeginetica** ſich ſtellten — und ſo finden wir ihn denn mit Löſung ſolcher Aufgaben, der Aufhellung der Dunkelheiten einer vorgeſchichtlichen

---

*) Als unterſcheidenden Schriftſtellernamen fügte er jetzt auch noch zu ſeinem alleinigen Taufnamen „Karl" einen zweiten Vornamen „Otfried" hinzu.

Zeit, auch faſt durchgängig während ſeiner ganzen literariſchen Thätigkeit beſchäftigt; die Werke wenigſtens, die er nur inneren Impulſen folgend ſchrieb — zu welchen die griechiſche Literaturgeſchichte und auch das Handbuch der Archäologie doch nicht gerechnet werden können — ſind faſt alle vorzugsweiſe Forſchungen der Art gewidmet. Nun war es allerdings zum Theil eben der Reiz, den die Entwirrung des Verworrenen, das Ausſpüren des Verborgenen, die Ueberwindung ſcheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten an ſich für einen jugendlich-kräftigen forſchbegierigen Geiſt hat, der ihn in dieſe dunklen Regionen hineinlockte, wie er dies auch ſelbſt in ſeinen Aegineticis*) ganz offen geſteht. Aber offenbar war es doch auch noch etwas Anderes, Tieferes, Eigenthümlicheres, was ſeinem Streben dieſe Richtung gab, es war vor Allem die innere Naturnothwendigkeit ſeines eigenſten Weſens, die Stimme des Genius war es, welcher er folgte. Als Vorarbeiten, Beiträge zu einer Geſchichte des menſchlichen Geiſtes bezeichnet mein Bruder ſelbſt an mehreren Stellen ſeine Arbeiten; aber vornehmlich war es doch der Menſchengeiſt in ſeiner Einheit mit der Natur, die Naturſeite, der tiefe Naturgrund des geiſtigen Lebens der Menſchheit, das Unbewußte und Nothwendige in ſeinem Wirken und Walten, deſſen verborgene Geſetzmäßigkeit er zu erforſchen und darzuſtellen ſtrebte. Daher ſeine Vorliebe für die dunkle, vorgeſchichtliche Zeit, für die Sagen einer Vorzeit, die eben als Zeugniſſe für ein ſolches nun verſchwundenes oder in den Hintergrund zurückgedrängtes Naturleben des Geiſtes, welches die freie Perſönlichkeit des Einzelnen noch nicht an das Licht treten, noch nicht mit ſelbſtbewußter Kraft ſich entfalten und entwickeln läßt, ſondern unter dem Banne der Naturnothwendigkeit eines ſcharfausgeprägten Geſchlechts- und Stammescharacters die Individualität gebunden hält, als Denkmäler mithin des Denkens und Sinnens, des äußeren und inneren Thuns der Völker an ſich in ihren primitivſten Zuſtänden, eine ſo hohe, allgemein menſchliche Bedeutung haben. Daher aber auch das entſchiedene Streben eben dieſe Anſicht von jener Urzeit der Menſchheit überall auf das Nachdrücklichſte geltend zu machen, der beharrliche Kampf gegen alle die, welche alle Cultur auf die Einwirkung bevorzugter Geiſter, eingewanderter **cultivateurs**, einer klug in die Hülle künſtlicher Symbole oder geheimnißvoller Gebräuche ihre Weisheit verbergenden Prieſterkaſte auf ihre rohen Zeitgenoſſen, zurückzuführen ſich angelegen ſein laſſen; daher die entſchiedene Rich-

*) ſ. S. 2 oben.

tung der Forſchung (nicht nur in den Doriern) auf das Erkennen eben jenes Geſchlechts- und Stammescharacters der Völker und ihrer Stammverwandtſchaft, wie auf die Nachweiſung des nothwendigen Zuſammenhanges aller geiſtigen Lebensäußerungen derſelben, der Kunſt, der Religion, der Geſetzgebung, der Sprache und Sitte, mit dieſem von der Natur ſelbſt ihnen aufgedrückten Urtypus. Aber mit dieſer lebhaften Anerkenntniß der Bedeutſamkeit der Naturſeite des geiſtigen Daſeins der Menſchheit verband ſich bei meinem Bruder doch auch wieder, wie auch ſchon früher angedeutet wurde, als ein eben ſo characteriſtiſcher Zug ſeines Weſens ein tiefer Sinn für den Reiz des Individuellen, ein Sinn, der freilich im Grunde genommen wohl keinem, der nicht bloß abſtracter Denker ſein will, ganz fehlen darf, aber mit dem ſich das ihm entſprechende, ihm erſt Befriedigung ſchaffende Talent einer ſcharfen und lebendigen Auffaſſung der unendlich mannigfaltigen Formen, in denen es erſcheint, doch nur ſelten ſo treu und innig verbündet zeigt wie eben bei ihm. Daher genügte es ihm nicht, großartige allgemeine Anſichten ſich zu bilden über den Geiſt der Völker, ihren urſprünglichen Stammcharacter, ſondern wie ein mächtiger aus ſeinen ſtarken Aeſten eine Unzahl von Zweigen, Sprößlingen und Blüthen hervortreibender Baum mußte das Volksleben, das er zu begreifen und zu ergründen ſtrebte, in dem ganzen Reichthume aller ſeiner innern Erſcheinungsformen und äußeren Bezüge ihm vor Augen treten, wenn ſein wiſſenſchaftlicher Sinn und Trieb Befriedigung finden ſollte. Eben daher aber zeigte er ſich auch, wenn auch aus dem früher angedeuteten Grunde die immer mehr als Werk der Freiheit als der Natur erſcheinende geſchichtliche Individualität einzelner hervorragender Geiſter ihn bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Forſchungen weniger beſchäftigte, zur ſchärfſten Auffaſſung aller der feineren, oft faſt unmerklichen Modificationen des Geſammttypus eines Volkes, welche den Character nicht allein der Hauptſtämme deſſelben, ſondern auch jene Unzahl landſchaftlicher Verſchiedenheiten, wie ſie dem treuen Beobachter bei jedem größeren, lebenskräftigen Volke ſich vor Augen ſtellen, bilden, in beſonders hohem Grade befähigt, und welches reiche Leben er eben damit aus der griechiſchen Geſchichte namentlich hervorgezaubert hat, iſt allgemein bekannt und anerkannt. Und eben dies war nächſt der hohen geiſtigen Bedeutung dieſer Nation, dem Originalen und Naturgemäßen in ihrer Bildung, ohne Zweifel auch der Hauptgrund, — er ſelbſt deutet auch öfter darauf hin, — weßhalb faſt ausſchließlich das Helleniſche Volk und die mit ihm am Nächſten verwandten Stämme ſeine wiſſenſchaftliche

Thätigkeit, ſeinen Forſchungstrieb in Anſpruch nahmen; nirgends ſonſt auf einen ſo kleinen Raum zuſammengedrängt dieſe Fälle bedeutſamer individueller Verſchiedenheiten, auf die ſchon die Beſchaffenheit des Landes ſelbſt hinweiſt. Auch das wird aber aus dem Bemerkten vollkommen klar, wie die Natur des Landes, wie Boden und Clima der Landſchaften, mit deren Bewohnern er ſich beſchäftigte, für ihn durchgängig die höchſte Bedeutung haben mußten, da der ſichere Naturgrund des Lebens der Völker, wenn auch nicht lediglich (dies behauptete auch er keineswegs), ſo doch zunächſt und vorzugsweiſe (zumal der urſprüngliche auch der ſagenhaften Vorzeit immer noch weit vorausliegende geiſtige Habitus derſelben an ſich doch nie eine klare und beſtimmte Auffaſſung zuläßt) hier aufzuſuchen iſt. Geographiſche, chorographiſche, topographiſche Unterſuchungen bildeten daher einen wichtigen Beſtandtheil ſeiner hiſtoriſchen Forſchungen, und wie viel hat er gerade hier geleiſtet, welche lebensvolle Bilder vor aller Autopſie aus zerſtreuten, zerſtückelten Nachrichten kunſtvoll zuſammenzuſetzen gewußt.

Aber eben auch nur in und wegen dieſer natürlichen Beziehung auf das geiſtige Sein und Leben der Völker, gleichſam als der von der Natur ſelbſt ihnen anerſchaffene Leib (wenigſtens laſſen unſere Geſchichte und ſelbſt Sage uns meiſt über dieſe Vorſtellung, die der Autochthonie der Völker, nicht hinausgehen) zogen die Wohnſitze der Völker ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, überhaupt nur, in ſo fern ſich ein Geiſtiges in ihm offenbare, hatte das Leibliche, wie auch umgekehrt jenes, nur inwiefern es in voller Leibhaftigkeit zur Erſcheinung komme, ein höheres Intereſſe für ihn. Dies zeigte ſich recht deutlich auch in ſeinen ſprachlichen, freilich nur in einzelnen Bruchſtücken veröffentlichten Unterſuchungen, deren er bei dem Streben nach Ergründung der Urgeſchichte der Völker, ihrer urſprünglichen Verwandtſchaftsverhältniſſe u. ſ. f. unmöglich entbehren konnte und die beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens mit dem größten Ernſt von ihm betrieben wurden; mit entſchiedener Vorliebe wendet er ſich hier dem Phonetiſchen, dem Sinnlichen in der Sprache zu, und mit beſonderem Glücke weiß er die hier waltende natürliche Bildungskraft des Geiſtes in ihrer unwandelbaren Geſetzmäßigkeit zur Anſchauung zu bringen. Aber vor Allem erklärt ſich hieraus auch, warum die Kunſt, vorzüglich die bildende Kunſt der Alten, — die freilich auch ſchon ſein äußerer Beruf in den Bereich ſeiner Forſchungen hineinzog, der indeß doch auch zum großen Theil wohl ſchon in einer bereits in den kunſtgeſchichtlichen Capiteln der **Aeginetica** gezeigten inneren

Befähigung dafür ſeinen Grund hatte — ſein ganzes wiſſenſchaftliches Leben hindurch ihn auf das Lebhafteſte beſchäftigte; denn eben hier offenbart ſich uns ohne Zweifel vollſtändiger, faßlicher und klarer als ſonſt irgendwo der Geiſt nach ſeiner ganzen Tiefe und Herrlichkeit in vollkommener Leiblichkeit.

Doch jenes geiſtige Leben ſelbſt, dem er in den mannigfaltigſten Formen, in denen es erſcheint, nachſpürt, unter welchen Begriff befaßt er es, oder wie ordnet er ihn den herkömmlichen pſychologiſchen Bezeichnungen unter, den Begriff, den er ſich von ihm gebildet? Es iſt der Begriff des Gefühls, dem er ſeine Vorſtellung von der eigenthümlichen unbewußten oder doch von keinem klaren Selbſtbewußtſein geleiteten und mehr einer gewiſſen Naturnothwendigkeit als einer freien Selbſtbeſtimmung gehorchenden Wirkungsart des Geiſtes, wie er ſie in den Urzeiten der Menſchheit, aber in Kunſt und Poeſie auch noch in ſpäteren Zeiten, vorherrſchend findet, am Liebſten ſubſumirt. Aber nicht etwas Unbeſtimmtes, Unklares und Schwankendes iſt ihm das Gefühl; zwar die Klarheit des hellen Selbſtbewußtſeins hat es nicht, aber wie verkehrt würde der urtheilen, der, weil ihm dieſe mangle, den allein von gewiſſen Gefühlen geleiteten einfachen, kräftigen Naturmenſchen der Unentſchiedenheit, inneren Unklarheit und Verworrenheit bezüchtigen wollte; nein, das Gefühl kann zu ſchärfſter Eigenthümlichkeit, zur klarſten Beſtimmtheit ſich ausbilden, und ſolche durchaus eigenthümliche, durch Begriffe nie ganz bis auf den innerſten Kern ihres individuellen Seins zu durchdringende und enthüllende Gefühle waren es eben, welche die Wurzeln des ganzen geiſtigen Seins der Völker in ihren früheſten Perioden bildeten, und dieſe, ſo weit dies nur irgend möglich iſt, ſich innerlich klar zu machen, in ſich neu zu beleben, geiſtig zu reproduciren, iſt demzufolge nach dieſer Anſicht eine der wichtigſten Aufgaben der Alterthumsforſchung, und auf ihre Löſung in Betreff der Völker des Helleniſchen Stammes war offenbar mehr als auf irgend etwas Anderes das wiſſenſchaftliche Streben meines Bruders gerichtet, ein Streben, das freilich aus vielen Gründen, wegen der Unvollſtändigkeit des ſich darbietenden Materials, der Verſtümmelung und Verfälſchung, die es im Laufe der Zeiten erlitten, vor Allem aber wegen der großen Verſchiedenartigkeit der geiſtig neu zu belebenden Denk- und Gefühlsweiſe von der unſeren, überhaupt von der der geſchichtlichen Zeiten, ſein Ziel nie ganz erreichen konnte, ſondern nur eine größere oder geringere Annäherung an daſſelbe zuließ; aber wo gäbe es überhaupt ein Streben höherer Art, von dem dies nicht in gleicher Weiſe gelten

ſollte? — Dies durchaus eigenthümliche wiſſenſchaftliche Streben zeigt ſich faſt in allen ſeinen von einem gemeinſamen Mittelpunkte ausgehenden Richtungen auf das Deutlichſte ſchon in den Minyern und durfte daher auch wohl ſchon jetzt mit einiger Ausführlichkeit characteriſirt werden. Damit ſicherte ſich denn mein Bruder auch innerhalb der hiſtoriſchen Philologenſchule, — wenn man ſie ſo nennen will — der er angehörte, gleich von vornherein eine eigene feſte Stellung, und wie viel er auch namentlich Böckh verdankte, ſo waren das Ziel, das er ſich bei ſeinen Studien ſteckte, und ſomit auch die Wege, die er bei ſeinen Forſchungen einſchlug, von der von jenem großen Alterthumsforſcher in ſeinen aus inneren Impulſen entſtandenen Hauptwerken verfolgten Richtung, — der Richtung auf die Erkenntniß der Macht und Bedeutſamkeit, der theoretiſchen und praktiſchen Geltung der Zahl und des Maßes im Alterthume, — offenbar immer noch ſehr weſentlich verſchieden.

Indeß wie viel auch bei dem Verſuche die Eigenthümlichkeit der wiſſenſchaftlichen Richtung meines Bruders zu begreifen und zu erklären auf Rechnung ſeiner urſprünglichen Natur, eines inneren angeborenen Berufes geſchrieben werden mag, auf keinen Fall darf die ſorgfältigſte Erforſchung aller äußeren Einwirkungen, welche namentlich bedeutende Zeitgenoſſen auf ihn übten, dabei verſäumt werden; und wenn wir auch bei dem entſchiedenen Uebergewichte des hiſtoriſchen, auf ein Gegebenes, Concretes, Gegenſtändliches und die nur durch Anwendung der mannigfaltigſten Geiſtesthätigkeiten, durch die verwickeltſten Operationen zu erreichende Ergründung der Geſetze ſeiner inneren Entwickelung gerichteten Wiſſenstriebes über den philoſophiſchen, auf ein Allgemeines und die freie Conſtruction deſſelben nach urſprünglichen Denkgeſetzen hinſtrebenden, einen weit gräderen und einfacheren Weg mit ſtrenger Entſchiedenheit unabläſſig verfolgenden Trieb, das ſich von Anfang an bei ihm zeigte und ſpäter ſelbſt bis zu einer gewiſſen Abneigung gegen die Philoſophie ſich ſteigerte, wenigſtens gegen die Conſtructionen der neueren Philoſophen, namentlich inſofern ſie auch die Geſchichte in ihrem Netze allgemeiner Begriffe einfangen und mit ſolchen allgemeinen, mehr aus der logiſchen Geſetzmäßigkeit einer abſtracten Gedankenbewegung als aus einer ſelbſtändigen Vertiefung in den beſtimmten zu erkennenden Gegenſtand entſpringenden Begriffen alle echte hiſtoriſche Forſchung als überflüſſig und ungenügend vornehm bei Seite drängen wollen, — wenn wir auch bei dieſer Richtung ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens zunächſt allerdings unter den Geſchichts- und Alterthumsforſchern ſeine Lehrer und

Vorbilder zu ſuchen hatten: ſo kann doch anderſeits dem mittelbaren oder unmittelbaren Einfluſſe der Philoſophie ſeiner Zeit ſich gänzlich wohl nicht leicht irgend ein denkender Kopf und methodiſch forſchender Gelehrter entziehn; ſelbſt der echte Alterthumsforſcher wohl nur dann, wenn er, wie eben Winkelmann, in Betreff deſſen dies bekanntlich Göthe bemerkt, mehr in Folge einer Art inneren, doch immer nur auf beſtimmte, engbegränzte Sphären der antiken Welt ſich erſtreckenden Intuition, als auf dem Wege umfaſſender wiſſenſchaftlicher Forſchung, ſich ſeines Gegenſtandes zu bemächtigen weiß. Bei meinem Bruder nun iſt ein gewiſſer Zuſammenhang ſeiner wiſſenſchaftlichen Richtung mit dem Geiſte der Philoſophie, die man gewöhnlich die Naturphiloſophie nennt, unverkennbar, namentlich in Betreff ſeiner mythologiſchen Anſichten, nach welchen eben in der Identität eines Idealen und Realen, der Hineinbildung eines Idealen in ein Faktiſches oder Reales das Weſen des Mythus beſteht, und der Vorliebe für eben dieſe Darſtellungsform, wie überhaupt für Zuſtände der Menſchheit, in denen Gedanke und That, Geiſt und Natur ſich noch durchaus identiſch, in ungetrübter Harmonie wirkend erweiſen. Auch erinnert in Orchomenos namentlich Manches, beſonders die Erörterung über den Fluch der Athamantiden in ſeiner mythiſchen Begründung in einer über alles Bewußtſein hinausliegenden Selbſtthat und Selbſtſchuld des Ahnherrn Athamas, noch beſtimmter an Steffens Ideen und Ausdrucksweiſe, und in ſeiner Achtung vor allem eigenthümlichen, individuellen Leben konnte er durch die Lehren dieſes genialen Denkers über die Ewigkeit der Perſon, die tiefe Bedeutung der Eigenthümlichkeit, auch offenbar nur geſtärkt und befeſtigt werden*).

Nächſtdem finden wir ihn in ſeinen allgemeinen Grundanſichten, namentlich denen, die bei ſeinen religionsgeſchichtlichen Forſchungen ihn leiteten, daß die Religion vor Allem im Gefühl wurzele, ein innerlich Erlebtes und Erfahrenes, nicht eine Doctrin, ein Syſtem von Lehren ſei, und die Lehre in ihr immer nur eine ſecundäre Bedeutung und einen ſymboliſchen Character als ein ſeinem Inhalte nie vollkommen entſprechender Abdruck eben jenes frommen Gefühls habe, beſonders mit Schleiermacher, dem er auch ſtets eine tiefe Verehrung widmete und auch perſönlich nahe ſtand, ſchon von ſeinen Studienjahren in Berlin her, in denen er in dem Hauſe des Buch-

*) Eben deshalb zeigte ſich auch der Einfluß dieſes Philoſophen, wie er ſelbſt in der ſeiner Doctordiſſertation beigegebenen Vita geſteht, ſeinen hiſtoriſchen Studien nicht nachtheilig, ſondern nur förderlich.

händlers Reimer, des Verlegers ſeiner Aeginetica, mit ihm zuſammen wohnte, in naher Uebereinſtimmung.

Aber einen noch größeren Einfluß als die Philoſophie übt ohne Zweifel auf jeden lebendigen Geiſt die Poeſie ſeiner Zeit, in der ſie nicht minder ihr innerſtes Weſen offenbart; denn ſchon in des Knaben Ahnungen und Träume wächſt ſie mit hinein und gibt ihnen, ohne daß er ſelbſt ſich deſſen bewußt wird, Richtung und Geſtalt. So hing denn auch mein Bruder immer, vom frühen Knabenalter an, mit inniger Liebe an den großen Dichtern ſeines Vaterlandes, und wer ſollte bezweifeln, daß auch die auf dieſem Wege aufgenommenen Jugendeindrücke zur Bildung ſeines Geiſtes weſentlich beigetragen, ja ſelbſt auf die Richtung ſeines wiſſenſchaftlichen Strebens, wie dies ja überhaupt, ſobald es ernſterer und tieferer Art iſt, nie von der ganzen geiſtigen Eigenthümlichkeit deſſen, der es in ſich nährt, getrennt werden kann, mächtig eingewirkt haben. Aber bei ſeiner durchaus activen und productiven Natur verhielt er ſich auch hier ſchon früh, wie auch theilweiſe wenigſtens ſchon angedeutet worden, nicht bloß empfangend; im Gegentheil ſchon als Schüler zeigt er ſich als überaus fruchtbaren Dichter und — was bei der Seltenheit dieſer Erſcheinung wohl ſchon als eine Hindeutung auf den künftigen Hiſtoriker betrachtet werden kann — nicht bloß als Lyriker, ſondern auch ziemlich umfaſſende epiſche Dichtungen, neben der umfaſſendſten, ſeiner ſchon früher erwähnten Maccabäis noch ein Tod des Theſeus, ein Orpheus, ein Ritter Erlau, — dem der Brieger Bürgerfreund, eine von einem verdienten Lehrer des Verſtorbenen herausgegebene Wochenſchrift, ſeine Spalten öffnete, wohl das erſte Mal, daß er ſich gedruckt ſah, — entſtrömen ſeiner unermüdlichen Feder. Indeß zeigt ſich bei dieſen Jugendverſuchen — ſelbſt wirklich große Dichter machen ja davon mit ihren erſten Jugendarbeiten in der Regel keine Ausnahme — eine beſtimmte poetiſche oder überhaupt geiſtige Eigenthümlichkeit natürlich noch nicht, ſondern bald iſt es Schiller, bald Klopſtock, bald auch Jean Paul, dem er lange, beſonders in ſeinen Primanerjahren, mit Leidenſchaft ergeben war, bald irgend ein anderer der Heroen des deutſchen Parnaſſes, deſſen Stil und Manier der junge Poet nachzuahmen ſucht, wobei denn zur Bildung des poetiſchen Stils auch die Alten, von denen ganze Tragödien und Horaziſche Odenbücher mit emſigem Fleiße metriſch nachgebildet werden, das Ihrige beitragen.

Doch wie bildend auch immer ſchon damals dieſe Art geiſtiger Gymnaſtik für ihn ſein mochte, immer bleibt ſie doch nur etwas Ele-

mentariſches, eben weil eine beſtimmter ausgeprägte geiſtige Eigenthümlichkeit weder in ihr zu erkennen iſt, noch ſich aus ihr und durch ſie entwickelte. Wichtiger erſcheint in dieſer Beziehung die vorzüglich in den zunächſt auf dieſe Periode folgenden Jahren ſich ausbildende Vorliebe des Verſtorbenen für die Poeſie der Romantiker, eines Tieck, eines Novalis, die übrigens natürlich der Bewunderung und Verehrung anderer großer vaterländiſcher Dichter, namentlich des größten und umfaſſendſten unter ihnen, von deſſen Verehrung aber eben deshalb auf die individuellen Neigungen und Richtungen deſſen, der ſie hegt, ſich noch wenig ſchließen läßt, bei einem ſo reichen Gemüthe und unbefangenen Geiſte nie irgend erheblichen Eintrag gethan hat*). In der That nehmlich zeigt ſich namentlich zwiſchen dem Naturgefühl und der Naturbetrachtung der Romantiker und der durch die mythologiſchen Forſchungen meines Bruders überall hindurchleuchtenden Naturauffaſſung eine tiefe und weſentliche Verwandtſchaft. Dies Streben gleichſam die Seele der Natur oder richtiger die Seelen der Naturdinge, den Geiſt des Waldes, der Pflanzen- und der Steinwelt, ja einzelner Gewächſe, die innere eigenthümliche Poeſie, die in einem jeden von ihnen lebt, hervorzulocken aus der Hülle, in die ſie ſich birgt, und durch die Muſik der Rede zu unmittelbarer Erſcheinung zu bringen, wie es beſonders bei Tieck ſo häufig gerade in ſeinen reizendſten Dichtungen ſich zeigt, iſt offenbar mit dem den mythologiſchen Forſchungen meines Bruders zum Grunde liegenden, das religiöſe Naturgefühl, das dem Cultus eines beſtimmten Gottes, den Sagen einer Landſchaft, eines Geſchlechts, ihre eigenthümliche Geſtalt gibt, nach ſeiner ganzen ſpeciſiſchen Beſonderheit zu lebendiger Anſchauung zu bringen, ganz nahe verwandt; nur daß freilich der hiſtoriſche Forſcher einestheils ſich

---

*) Doch nahm er in jüngeren Jahren wenigſtens (ſo in einem Briefe vom erſten Jan. 1820) wohl auch mit einer gewiſſen Heftigkeit in dem Streite zwiſchen beiden großen Dichtern namentlich über das Verhältniß der Kunſt und Religion zu einander für Tieck gegen Göthe Partei, und als einzige Mutter und Schöpferin der echten Kunſt betrachtete er wohl auch immer die Religion. Daß er übrigens auch die jüngeren Dichter des Vaterland's, einen G. Pfizer, Uhland, Rückert, Schwab, Lenau u. A. keineswegs unbeachtet ließ, hat ſchon Lücke S. 36 bemerkt. Und ſelbſt Heines Talent mit wenigen kecken Strichen ein lebensvolles Bild zu liefern ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn auch ſein bizarrer und der Grundlage eines gediegenen ſittlichen Ernſtes faſt ganz ermangelnder Humor ihm, den überhaupt Humor und Ironie, ihre milderen Formen ausgenommen, in der Kunſt wie im Leben nicht gerade vorzugsweiſe anmutheten, natürlich nur wenig zuſagen konnte. Im Streite zwiſchen Platen und Immermann aber beſtach ihn nicht das Antikiſirende in Platen's Poeſie, ſondern er neigte ſich mehr auf des Letzteren Seite.

nur die Gefühle und geiſtigen Stimmungen Anderer, vergangener Zeiten, zu reproduciren zum Ziele ſetzt, dann auch mit dem Bewußtſein jene geiſtige Reproduction eben nur Anderen möglich gemacht, eine geiſtige Anſchauung vermittelt und vorbereitet zu haben, die der Dichter uns unmittelbar gibt, beſcheiden ſich begnügen muß*). Indeß lag die unmittelbare poetiſche Reproduktion dieſer alterthümlichen Stimmungen und Gefühlsweiſen doch nie ganz außerhalb der Abſichten und wohl auch nicht der Fähigkeiten meines Bruders; ſo hatte er einmal den Plan die den agrariſchen Feſtcyclen der Griechen zu Grunde liegenden Ideen und Gefühle in einem nach Art der Metamorphoſen Ovid's eine Anzahl poetiſcher Erzählungen kunſtreich in einander verflechtenden Gedichte zu lebendiger Anſchauung zu bringen und hatte auch bereits die Ausführung dieſes Planes in einer poetiſchen, leicht an Novalis im Ofterdingen erinnernden Proſa begonnen; nur gönnte ihm ſein raſtlos vorwärts ſtrebender Geiſt nie die zur vollſtändigen Ausführung ſolcher Pläne, die eine gewiſſe Verſenkung des Geiſtes in ſich ſelbſt, ein gewiſſes Schwelgen in Gefühlen und daher natürlich auch zugleich eine gewiſſe Nichtachtung der Zeit fordern, durchaus nöthige Ruhe.

So war denn auch die Zeit, bis zu welcher wir im Vorigen den Gang ſeines äußeren Lebens verfolgt haben, die in Dresden von ihm verlebten Monate, wie mächtig auch die doppelte in nie vorher geahnter Herrlichkeit hier ſich ihm offenbarende Kunſtwelt auf ſein Gemüth einwirken mochte, doch bei Weitem mehr der Arbeit als dem geiſtigen Genuſſe, mehr dem nüchternen Ernſte des Studiums als dem Schwelgen in überſchwenglichen Gefühlen gewidmet; ſchon ſeine Abhandlungen über die Tripoden, die bekanntlich zunächſt der ſorgfältigſten Betrachtung eines Candelaberfußes unter den Dresdner Antiken ihren Urſprung verdankten, ſind ein genügender Beleg dafür und für die Wahrheit der Worte in einem ſeiner Briefe aus Dresden: „Hier ſuche ich mit aller Anſtrengung meiner Geiſteskräfte meinen Blick für die Kunſt beſtändig zu ſchärfen, die Ergänzungen verſchiedener Zeitalter zu erforſchen, Originalwerke von Nachbildungen zu unter-

---

*) Auch Gervinus in der Neueren Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen, Leipzig 1842, Th. 2, S. 612, ſetzt meinen Bruder als mythologiſchen Forſcher mit der Schule der Romantiker in Verbindung, aber mit Creuzer, Görres u. A. nach allgemeineren Geſichtspunkten. Unbeſtimmter drückt ſich in dieſer Beziehung Hillebrand: die deutſche Nationalliteratur, Hamburg und Gotha 1846, Th. 2, S. 441, über ihn aus. Als Mythologen übrigens hat ihn auch in einem beſonderen beachtenswerthen Aufſatze, Halliſche Jahrb. 1838, Nr. 297, Stuhr geſchildert und gewürdigt.

ſcheiden, die Kunſtperiode der Werke zu erforſchen." Indeß, ſo ſehr er auch das angeſtrengteſte Studium der Antike zu ſeinem Hauptzwecke in Dresden machte, ſo verſchloß er doch ſeine Augen darum keineswegs der Fülle des Anmuthigen und Schönen, das außerdem noch der herrliche Ort dem Fremden bietet, weder den Schönheiten der Natur, an denen es reich iſt wie kaum eine andere Stadt Deutſchlands, noch denen der Meiſterwerke der modernen Kunſt in ſeiner bewunderungswürdigen Gemäldegallerie, und ein wie unbefangenes Urtheil er ſich bei aller Verehrung gegen das Alterthum und deſſen Kunſtwelt doch auf dem Gebiete der Kunſt zu wahren wußte, dafür möge eine andere Stelle aus dem ſchon vorher erwähnten Briefe ſprechen: „Oft ſtehe ich," heißt es hier, „halbe Stunden vor dem Bilde aller Bilder, der Madonna von Raphael, und komme immer wieder auf ſie zurück, wenn ich auch zu anderen fortſchreiten will. Die Majeſtät des Kopfes des Chriſtuskindes, der mit dem Werke der Erlöſung ſchwanger zu gehen ſcheint, iſt über alle Beſchreibung. Der hat in Wahrheit zehn Jupiter's in ſeinem Kopfe." Und ſo bewahrte denn überhaupt ſein Gemüth fortwährend, wie tief er ſich auch mit Geiſt, Empfindung und Phantaſie hineinlebte in die Welt des heidniſchen Hellenenthums, und zwar mit beſonderer Liebe in die religiöſen Anſchauungen derſelben, ein mächtiges Gefühl der Alles überragenden Erhabenheit der eigenthümlich chriſtlichen Ideen, ein Gefühl, das beſonders die Kunſt, und zwar mehr noch als die Muſik, die ihn indeß doch auch, ohne daß er feinhöriger Kenner war, mit ihren einfach-erhabenen Schöpfungen im Innerſten zu erregen im Stande war, die bildende Kunſt, in ihm zu wecken und zu beleben vermochte, ſo daß Gemälde z. B., die den tiefen Ernſt chriſtlicher Reue in ergreifender Weiſe zur Anſchauung brachten, — um von dem zu ſprechen, wovon ich ſelbſt Zeuge war, — eine faſt ſchmerzliche, ſelbſt in den Zügen ſeines Geſichts ſich unverkennbar ausſprechende Rührung in ihm erregen konnten*). Ueberhaupt traten bei ſeiner die Religionen nicht als ſtarre Lehre oder als ein äußeres Handeln, nicht als ein Feſtes und Objektives, ſondern in ihrem innern Werden und Leben auffaſſenden Betrachtungsweiſe das Chriſtenthum und die heidniſchen Religionen nicht in ſo ſchroffem und herbem Gegenſatze einander gegenüber, wie ſie der gewöhnlichen Auffaſſungsweiſe ſich darzuſtellen pflegen; in ihrem wahren Weſen, als ein Gefühl, ein Leben, gleichſam ein Flüſſiges, ein Hin- und Herwogen des Gemüths

*) Vgl. Liebner a. a. O. S. 12 u. 13, und Lücke S. 25 u. 26.

gefaßt, erſcheint uns die Religion bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Strömungen doch in einer inneren unvertilgbaren Einheit, wie ſie das auf ihre äußern feſten Formen gerichtete Auge freilich nicht erblicken kann, obwohl wir die trübere und die reinere, die glatte, ruhige und die wildbewegte, die heiter in hellem Sonnenglanze lachende und die wie ein finſteres Grab uns zu verſchlingen drohende, die ſanft und leiſe dahin rauſchende und die dumpftoſende Welle, in wie leichten Uebergängen auch die eine zur andern wird, doch auch immer noch recht wohl von einander zu unterſcheiden wiſſen. Aber ſein Dresdner Leben ſollte für meinen Bruder auch durch die Bekanntſchaft, ja Freundſchaft vieler trefflichen Männer, die es ihm verſchaffte, bedeutend werden. Mit großer Freundlichkeit kam ihm der berühmte Böttiger entgegen, und wie wenig auch im Allgemeinen ſeine einfache, offene und entſchiedene Weiſe zu der des gewandten, den Weltmann und den Gelehrten in eigenthümlicher Weiſe in ſich vereinigenden Mannes ſtimmen mochte, ſo zeigte er ſich doch fortwährend ſehr wohlwollend gegen ihn, gewann ihn auch ſchon damals für ſeine Amalthea, die in Kurzem ins Leben treten ſollte. Ein anderer trefflicher Mann, mit dem gemeinſchaftliche Studien ihn hier in Berührung brachten, war Schorn, und bald verband innige Freundſchaft beide auch im Alter einander ganz nahe ſtehende Männer, und nicht ohne tiefen Schmerz ſah ihn mein Bruder ſchon einige Wochen, ehe er ſelbſt Dresden verließ, wieder ſcheiden. „Ich bin ſehr traurig," ſchreibt er in Bezug auf ihn in einem Briefe aus jener Zeit, „und werde eine treuere, offnere, edlere Seele ſobald nicht wiederfinden." Eine in literariſcher Beziehung für ihn wichtige Bekanntſchaft knüpfte er auch mit Erſch an, durch den er für die allgemeine Encyclopädie geworben wurde. Den höchſten Werth aber legte er auf das Wohlwollen Tieck's, das er ſich hier erwarb und auch nie wieder verlor, und nicht nur den großen Dichter, ſondern auch den echten Menſchen bewunderte und liebte er in ihm, vor Allem jene ſchöne Vereinigung „der größten Herzlichkeit und Gefühlswärme mit dem tiefſten, klarſten und beſonnenſten Verſtande, wie ſie nur bei wenigen auserleſenen Sterblichen gefunden wird." Genug, um zu erkennen, eine wie reiche Ausbeute dieſe wenigen Wochen meinem Bruder gewährten; von einem ruhigen Genuſſe, einem bequem-behaglichen Leben war da freilich nicht die Rede; indeß eben ein ſolches unruhigreiches Leben forderte die Natur meines Bruders; „in dieſem Wirrwarr von Geſchäften und Erholungen, die beide in einander überfließen," ſchreibt er ſelbſt, „lebe ich wie ein Fiſch im Waſſer." Die bei alle Dem unaustilgbare Sehnſucht nach einem ruhigeren Glück

und der damit bei ihm auf das Innigſte verſchmelzende Gedanke an die Heimat, an die entfernten Seinen, beſchäftigte ihn, wie mächtig auch beide in ſeiner Seele waren, doch faſt nur in ſeinen Träumen; und ſo war es immer bei ihm; dahin zog ſich das Sehnſüchtige in ſeiner Natur zurück.

Eine wie reiche, ſchöne Gegenwart ihn indeß auch umgab und einer wie vielverſprechenden Zukunft er auch entgegenging, ſo nahm ihn doch keineswegs der Gedanke an das eigene gegenwärtige und zukünftige Glück ſo gefangen, daß die Begebenheiten der Zeit, das in den Carlsbader Beſchlüſſen ſich damals ausſprechende Mißtrauen der Fürſten gegen ihre Völker, beſonders gegen die akademiſche Jugend und ihre Lehrer, nicht einen betrübenden, niederſchlagenden Eindruck hätte auf ihn machen ſollen, daß nicht namentlich die ängſtliche Ueberwachung der Thätigkeit ſelbſt der edelſten Repräſentanten der Wiſſenſchaft, auf die es abgeſehn zu ſein ſchien, ihn mit tiefen Unmuth hätte erfüllen ſollen. Wie manche betrübende Folgen indeß auch für die Univerſitäten Deutſchlands aus dieſen Beſchlüſſen hervorgingen, im Allgemeinen übten ſie doch nicht den hemmenden und beſchränkenden Einfluß auf die Wirkſamkeit akademiſcher Lehrer, wie zu befürchten ſtand, namentlich in Göttingen nicht, wo nach wie vor von Männern wie Heeren, Hugo und Anderen manch freies Wort vom Katheder herab geſprochen und jene Beſchlüſſe ſelbſt, da wo der zu behandelnde Gegenſtand einen Anlaß dazu bot, einer ernſten und freimüthigen Kritik unterworfen wurden. Am Allerwenigſten aber konnte ſich natürlich mein Bruder als Lehrer der Alterthums-Wiſſenſchaft durch ſie in ſeiner Wirkſamkeit perſönlich beſchränkt fühlen. — Wie ſich leicht denken läßt, war es nun wieder eine höchſt arbeitsvolle Zeit, die für ihn begann, da eine ſo wichtige und ehrenvolle Stellung, wie ſie ungeachtet ſeiner großen Jugend ihm anvertraut worden war, doch würdig behauptet ſein wollte; namentlich nahm die Vorleſung über Archäologie und Geſchichte der Kunſt bei den Völkern des Alterthums, ſein Hauptkollegium, welches er jeden Sommer zu leſen hatte, ſeine angeſtrengteſte Thätigkeit in Anſpruch*). Aber gerade hier kam auch eine

*) Selbſt ziemlich ausgedehnte anatomiſche Studien wurden zum Zwecke eines gründlichen Verſtändniſſes der Meiſterwerke der antiken Kunſt von ihm gemacht, wie ſpäter allerlei phyſiologiſche für ſeine Geſchichte der alten Sprachen. Ueberhaupt gehörte er, ſo feſt er in einer Wiſſenſchaft Wurzel gefaßt, doch nie zu denen, die aus dem lebendigen Zuſammenhange des Wiſſens ihre vereinzelte Disciplin am Liebſten ganz losreißen und zu einem vollkommen in ſich abgeſchloſſenen, ſelbſtgenugſamen

natürliche Begabung den fleißigſten Studien und nun gewonnenen Anſchauungen beſonders zu Hilfe; die Kunſt zu ſehen war ihm (obwohl weit ſein äußeres Auge ihn nicht trug), in hohem Grade eigen, eine lebendige ergänzende, combinirende Phantaſie nicht minder, und ausgebildet hatte er den ihm eigenthümlichen Formenſinn auch ſchon früh nicht nur durch Uebungen der bereits erwähnten Art, ſondern auch zum wirklichen Architecten und plaſtiſchen Künſtler hatte er ſchon als Knabe den Anlauf genommen; da wurden aus Holz und Pappe Theater gebaut, Decorationen gemalt, Figuren geſchnitzt, die als an Drähten hin und her bewegte Marionetten freilich nur mit ſehr großer Nachhilfe des Souffleurs, der ihnen ihre Rollen nicht nur vorſagen, ſondern geradezu ſtatt ihrer herſagen mußte, Plautiniſche Luſtſpiele zur Aufführung brachten, zum Theil, denn mancherlei Kameraden wurden dabei zu Hilfe genommen, nicht nach der beſten improviſirten deutſchen Ueberſetzung, wie denn ein „Staſime, hielt mich" des beſtürzten alten Charmides im Trinummus uns ein Reiz zu immer erneutem unauslöſchlichem Gelächter wurde. Das waren Spiele, für die noch der Primaner ſeinen Studien, mit welchem Ernſt und welcher Liebe er ſie auch betrieb, doch gar manche Stunde abzugewinnen wußte, Spiele, die aber auch bei der friſchen Selbſtthätigkeit und faſt leidenſchaftlichen Vorliebe, mit der ſie getrieben wurden, ſicher mehr Werth und Bedeutung hatten, als das mechaniſche und erzwungene, von der höheren Nöthigung eines mächtigen inneren Triebes nichts ahnende Arbeiten ſo Vieler. Und wie hier bei dem Knaben in Spielen der Art Arbeit und Erholung ſchön mit einander verſchmolz, auch die Erholung nur eine Frucht zum Theil recht mühevoller, nur durch die freiere Bewegung der Thätigkeit und durch die Ausſicht auf das zu erreichende Ziel verſüßter Arbeit war und ſelbſt der Ertrag der Studien, die Mancher, ſobald er ihnen einmal den Rücken gewendet, auch am Liebſten ganz vergeſſen möchte, unmittelbar für die Erholung benutzt wurde und ihren Reiz erhöhte, ſo wußte mein Bruder auch ſtets beide in inniger Wechſelbeziehung zu erhalten. Da mußten denn, als er, wie dies eben vornehmlich in den erſten Jahren ſeines Wirkens in Göttingen der Fall war, ganz in archäologiſchen Ideen lebte, auch bei Ferienreiſen in die Heimat im heitern Familienkreiſe Feſte von eigener Erfindung,

---

Ganzen machen möchten, weshalb er denn auch gern mit wiſſenſchaftlichen Männern aus allen Fächern in geiſtigem Verkehr ſtand und eine einſeitige Ueberſchätzung ſeiner Wiſſenſchaft ihm ſtets faſt gänzlich fremd blieb.

wie ein großes Freundſchaftsfeſt zwiſchen unſerer und einer nahe befreundeten, gerade zum Beſuche bei uns in Ohlau anweſenden Familie mit ſeinen Bundesopfern, Opferprieſtern und prieſterlichen Knaben (ein Chorknabe des Cantors ſtellte den Camillus vor), der durch eifrige Studien ergründeten Kunſt der Gruppirung, antiker Coſtümirung und Drappirung gleichſam praktiſch zu werden und unmittelbar ins Leben zu treten Anlaß geben.

Indeß in den Cyclus der Vorleſungen meines Bruders gehörte natürlich auch außer der Kunſt-Geſchichte noch eine ziemliche Anzahl von Collegien; nach einer Beſprechung mit Diſſen, an den er ſich bald mit großer Innigkeit anſchloß und in dem er immer den treuſten, einſichtigſten und theilnehmendſten Freund fand und liebte und ehrte, namentlich folgende: griechiſche Alterthümer, Mythologie und Religionsgeſchichte der Völker des Alterthums, römiſche Literaturgeſchichte, Numismatik und Paläographie, und die Interpretation des Herodot, Thucydides, Pindar und Tacitus, die immer einen Zeitraum von 3 Jahren ausfüllen ſollten; indeß iſt über Numismatik und Paläographie nie wirklich von ihm geleſen worden, wogegen ſpäter noch manche andere Vorleſungen zu den erwähnten hinzutraten, wie am gehörigen Orte immer nachgewieſen werden wird. Den erſten Winter las er in Göttingen mit beſonderem Eifer ein auch gleich von vorn herein ſtarkbeſuchtes Publikum über Orakel und Weiſſagungen der Alten, wozu ihm ſeine Forſchungen in Orchomenos über Trophonios, ſo wie die über den Delphiſchen Dreifuß bereits reichen Stoff geliefert hatten, und in dem er nach einer tieferen Auffaſſung des religiöſen Lebens der Alten beſonders die herrſchende, in Göttingen namentlich früher durch Schlözer's Anſehn vertretene Anſicht, wonach hinter dem Allen nichts ſteckt als gemeiner Prieſterbetrug, mit Nachdruck bekämpfte, nicht ohne zu beſorgen, da, wo man „alles Mögliche, Naturphiloſophie, romantiſche Poeſie, die neuere Theologie, höhere Geſchichtsforſchung, ſymboliſche Mythologie unter dem Namen Myſticismus in einen Topf zu werfen und in den Ausguß zu ſchütten liebte," auch ohne Weiteres für einen Beförderer des Aberglaubens und einen Myſtiker ausgeſchrieen zu werden. Indeß, wie wenig auch ſeine wiſſenſchaftlichen Grundanſichten, namentlich auf dem Gebiete der Religionsgeſchichte, in Göttingen ſich änderten, ſo verlor ſich doch Das von einer beſtimmteren naturphiloſophiſchen Färbung, was ſich etwa in ſeinen früheren Schriften findet, ſpäter immer mehr, und in ſo fern aſſimilirte er ſich allerdings nach und nach mehr, aber ſicher nicht bloß äußerlich

und durch irgend eine äußere Rückſicht beſtimmt, dem herrſchenden Göttinger wiſſenſchaftlichen Tone.“ Recht bald genügte er nun auch den Anſprüchen, welche das Herkommen bei Uebernahme einer akademiſchen Profeſſur an ihn machte, durch ſeine ſchon früher berührte, im Januar **1820** erſchienene lateiniſche Diſſertation über den Delphiſchen Dreifuß und eine den **22**ſten deſſelben Monats gehaltene Antrittsrede, in der er die Vorwürfe, die Winkelmann deshalb gemacht worden waren, weil der Aegyptiſche Urſprung der griechiſchen Kunſt von ihm unbeachtet geblieben wäre, zurückzuweiſen ſuchte, in Folge ſeiner ausführlich in dem auch jetzt erſt erſchienenen, obwohl ſchon in Breslau vollſtändig ausgearbeiteten Werke über Orchomenos dargelegten wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung von einer weit größeren Selbſtſtändigkeit und Originalität der früheſten griechiſchen Bildung, als man früher meiſt annehmen zu können glaubte, die er in Bezug auf die Kunſt auch in einem faſt derſelben Zeit angehörenden kurzen Aufſatze im Kunſtblatte ſeines Freundes Schorn: „über den angeblich ägyptiſchen Urſprung der griechiſchen Kunſt,“ ins Licht zu ſetzen und zu vertheidigen bemüht war. In der That konnten auch Anſichten der Art, nach denen die früheſte griechiſche Geſchichte in einer von der bisherigen ſo weſentlich verſchiedenen Geſtalt ſich darſtellte, nicht lange unangefochten bleiben, und nichts war namentlich natürlicher, als daß Creuzer in ſeiner Symbolik ſich gegen ſie erhob, zu dem ſich auch Sickler, Bähr u. A.[1]) als Bundesgenoſſen geſellten. Indeß hielt ſich der Kampf durchaus innerhalb der Gränzen einer echt wiſſenſchaftlichen Polemik, und nie wurden auch die großen Verdienſte des ehrwürdigen Verfaſſers der Symbolik von meinem Bruder verkannt; heftigere Angriffe richtete Fr. Kortüm[2]) gegen meinen Bruder; ihm galt er, weil er „das alte würdige Adels-Leben in Athen“ in Schutz nimmt, ohne Weiteres als Ariſtokrat; ganz anders urtheilte hier Paſſow[3]), der ſonſt mit Kortüm in Vielem übereinſtimmte. Aber wie wenig Angriffe, auch die heftigſten, lähmend und entmuthigend auf meinen Bruder einzuwirken vermochten, zeigt ſeine ganze literariſche Laufbahn auf das Unverkennbarſte; nie verläugnet

[1]) Sickler im Kunſt-Blatt Nr. 24, 1821; Bähr in einer Beurtheilung der Minyer in den Heidelberger Jahrbüchern.

[2]) In ſeinen Beiträgen zur Geſchichte helleniſcher Staatsverfaſſungen.

[3]) In ſeiner Abhandlung zur Geſchichte der Demagogie in Griechenland, die auch in der nach ſeinem Tode erſchienenen, von W. A. Paſſow beſorgten Sammlung ſeiner kleinen Schriften wieder abgedruckt iſt. (S. daſelbſt S. 113 u. 114).

er den Muth und die Herzhaftigkeit des wahren, der Echtheit ſeines Strebens ſich bewußten Gelehrten. So fallen auch in dieſes erſte Göttinger Jahr noch mehrere bedeutende literariſche Arbeiten, die dankbar dem Miniſter Arnswaldt gewidmete Abhandlung über den Tempel der **Minerva Polias**, ferner ein Aufſatz über die Tripoden in Böttiger's Amalthea, und auch die Artikel über Athen und Attika in der allgemeinen Encyclopädie wurden jetzt ſchon von ihm ausgearbeitet; dann hatte ſich über das Weſen und den Dienſt des Apollo die Idee, die er ſpäter in den Doriern ausführte, auch ſchon jetzt bei ihm ausgebildet; faſt alles dies war die Frucht nächtlicher Lucubrationen. Dabei zeigte er ſich am Tage heiter und geſellig; indeß entſprach freilich damals noch Göttingen ſeinen geſelligen Bedürfniſſen nur wenig; denn eine ſo freundliche Aufnahme er auch im Heerenſchen Hauſe, auch bei Blumenbach, Sartorius u. A. fand und ein wie treuer Freund ihm auch der treffliche Diſſen war, ſo forderte ſeine natürliche Lebhaftigkeit und ſein jugendlicher Sinn doch eine erregtere, freiere, lebendigere Geſelligkeit, wie ſie nur das Zuſammenleben mit geiſtig und körperlich friſchen und beweglichen jugendlichen Freunden gewähren kann, einen Freundesbund von der Art etwa, wie er in Göttingen ſelbſt vor einigen Jahren erſt zwiſchen Lachmann, Lücke, Bunſen, Brandis, dem Dichter E. Schulze beſtanden hatte. Denn wenn er auch mit Studirenden viel zuſammenlebte, namentlich mit Griechen und Amerikanern, von denen er die erſten auch wegen ihrer großen Empfänglichkeit für deutſche Wiſſenſchaft und Bildung beſonders ſchätzte — unter ſie gehörte auch der treffliche Aſopios — ſo konnte ihm dieſer Umgang allein doch das, was er vermißte, immer auch noch nicht vollkommen gewähren, eben ſo wenig ein flüchtiger und vorübergehender Verkehr mit bedeutenden Männern, die Göttingen oder die er auf Ferien-Reiſen in ihren Wohnorten beſuchte, wie mit Bopp und C. Ritter, mit Rehberg, dem er indeß näher zu treten als jetzt, bei einem kurzen Aufenthalte in Hanover, ſpäter, als der geiſtreiche Mann in Göttingen lebte, Gelegenheit hatte; ferner mit Völkel, den er in Caſſel beſuchte, ſo wie die Grimm's, in denen er „die trefflichen, höchſt edlen und liebenswürdigen Menſchen" ſchon jetzt erkannte; „den großen Hermann" hatte er ſchon, als er nach Göttingen ging, nebſt Schäfer, Beck u. A. auf ſeiner Durchreiſe durch Leipzig kennen gelernt und war als Verfaſſer der **Aeginetica** recht freundlich von ihm aufgenommen worden. Mit Sehnſucht erinnerte er ſich daher jetzt recht oft der ſchönen in Dresden in heiterem Genuſſe der Natur, der Kunſt und der Freundſchaft —

auch Spohn aus Leipzig gehörte zu den Dresdner Freunden — verlebten Monate. Doch nicht lange währte dies Gefühl des Alleinſtehens, ſondern bald befriedigte ein ſchöner Kreis heiterer und geiſtig-lebendiger Freunde auch ſeine höheren Anſprüche an die Geſelligkeit auf das Schönſte; denn ſchon im Jahre **1822** geſchieht in ſeinen Briefen einer Geſellſchaft, die ſich die ungründliche nannte, weil die Beſchäftigung mit Ueberſetzungen aus fremden Literaturen, — mit dem Sanſkrit wurde doch wieder in ziemlich gründlicher Weiſe der Anfang gemacht — den Mittelpunkt ihrer Verhandlungen bildete, Erwähnung, und ſchon früher hatte er mit einigen anderen jüngeren Docenten in Göttingen, mit Elvers, Ribbentropp, Höck u. A., eine nähere Verbindung angeknüpft, an die als Mitglieder der Ungründlichen dann auch noch A. Hagen, Spitta und während ſeines Aufenthalts in Göttingen im Winter 1822/23 auch Kruſe, der einer gewiſſen genialen Ausgelaſſenheit ſich beſonders geneigt zeigte, ſich anſchloſſen, auch mein Bruder Julius, als er von Michaelis **20** bis Oſtern **22** in Göttingen ſtudirte*) So blieb denn bei allen den Anſtrengungen des unermüdlichſten Studienfleißes, welche dieſe Jahre ſeines Lebens vor allen bezeichneten, ſeine natürliche Lebendigkeit nicht nur ungeſchwächt, ſondern ſie ſteigerte ſich ſogar noch, woraus auch manche Eigenthümlichkeit in der Art ſich auszudrücken hervorging, die einem Anderen wohl leicht als Affectation wäre ausgelegt worden, wie er z. B. zum Zeichen einer gewiſſen freudigen Verwunderung den Ausruf „Himmel, o Himmel!“ in ſeine Worte einzuflechten ſich gewöhnte; was bei einem Beſuche, den er in Schleſien einer älteren mit ihm verwandten Dame machte, die ihn von den muſikaliſchen Leiſtungen ihrer Pflegetochter unterhielt, einmal zu einem ganz artigen Mißverſtändniſſe Anlaß gab; indem nämlich von einem Geſangſtücke von Hummel, womit jene junge Sängerin ſich producirt hatte, die Rede iſt und er nun zum Zeichen ſeines freudigen Erſtaunens über ſo

*) So wurde — um doch wenigſtens eine Idee von dieſem heiteren Zuſammenleben zu geben — die Charade Iphigenie auf die Weiſe aufgeführt, daß Einer, der längſte aus der Geſellſchaft, den Hut über ſeinen Kopf haltend, das I mit ſeinem Pünktchen, ein Zweiter auf allen Vieren laufend ein Vieh, ein Dritter, ſich ſo toll als möglich gebehrdend, das Genie der Schlußſylben darſtellte. — Unter die bedeutenden Gelehrten aber, denen er ſchon jetzt perſönlich näher trat, gehörte auch ſein in der Wiſſenſchaft den ſeinigen ſo nahe liegende Bahnen verfolgender Vorgänger in Göttingen, Welcker, deſſen erſte Bekanntſchaft er in den Oſterferien d. J. 1821 machte, dann der ehrwürdige Jakobs und die anderen Gothaer Berühmtheiten, die er in demſelben Jahre auf einer Reiſe durch den Thüringer Wald kennen lernte.

vorzügliche Leiſtungen ſchon in ſo früher Jugend wieder ſein „Himmel“ ausruft, wird ihm, in der Meinung, daß er die Componiſten Himmel und Hummel mit einander verwechſele, mit einem „Nein, nicht Himmel, Hummel“ entgegnet und natürlich auch die demüthigende Zurechtweiſung ruhig von ihm hingenommen.

Doch die zugleich ſo genuß- und arbeitsvolle Ruhe der erſten Jahre ſeines Göttinger Lebens ſollte bald auf längere Zeit unterbrochen werden — durch eine wiſſenſchaftliche, namentlich im Intereſſe der Archäologie der Kunſt unternommene Reiſe nach England und Frankreich, zu welcher er von der Hanöverſchen Regierung, namentlich von dem vortrefflichen Miniſter Arnswaldt, aufgefordert und mit den äußeren Mitteln auf das Liberalſte verſehen wurde. Schon im Mai 1821 gelangte die Aufforderung dazu an ihn, doch erſt in den Sommer- und Herbſtmonaten des folgenden Jahres wurde der eifrig von ihm ergriffene Plan ausgeführt*), zu größter Förderung ſeiner wiſſenſchaftlichen und literariſchen Thätigkeit, da ihm Londoner und Pariſer, auch Leydener Muſeen und Privatſammlungen — ſein Weg führte ihn über Holland — nicht nur eine Menge neuer wichtiger Anſchauungen antiker Kunſtdenkmäler zuführten, von denen er nach ſeiner Rückkehr zum Theil unmittelbar Rechenſchaft ablegte in Aufſätzen in Böttigers Amalthea und anderen Zeitſchriften, ſondern auch viele für ſein literariſches Leben mehr oder minder fruchtbare und erfolgreiche Verbindungen in Holland, England und Frankreich von ihm angeknüpft wurden, wie mit Reuvens, dem Profeſſor der Archäologie in Leyden, mit dem trefflichen Nöhden als Aufſeher des Britiſchen Muſeums, mit dem originellen Mythologen und Archäologen, Payne Knigth in Cambridge, der ihm mit freundlicher Bereitwilligkeit ſeine reichen Sammlungen von antiken Bronzen und griechiſchen Münzen öffnete, mit dem gelehrten Biſchof und Cambridger Profeſſor Herbert Marſh, mit Colonel Leake, dem allbekannten Reiſenden, dann in Paris mit Letronne, mit Raoul-Rochette und anderen bedeutenden Männern; zu denen auch einige berühmte Landsleute, die ſich gleichzeitig mit ihm dort aufhielten, gehörten, wie A. von Humboldt, der ſeine allgeprieſene hohe Humanität und Freundlichkeit auch gegen ihn in reichem Maße

*) Etwas ſeltſam iſt in O. Wolff's Encyclopädie der deutſchen Nationalliteratur in dem Artikel „K. O. Müller“ dieſe Reiſe mit dem Dresdner Aufenthalt auf folgende Weiſe in Eins zuſammengezogen worden: er vervollkommnete ſich durch eine 1819—22 unternommene Reiſe nach Dresden, Frankreich und England.

bewährte — ſeinem nicht minder großen Bruder war er ſchon früher in Berlin bekannt geworden —, auch der berühmte Geſchichtsforſcher Schloſſer, der von der eignen Antipathie gegen ſeine Art der hiſtoriſchen Forſchung und der Behandlung des Alterthums, die er ſpäter in einer bekannten Recenſion der Dorier an den Tag gelegt hat und hier auch ſchon früher gehegt zu haben verſichert, damals wenigſtens noch nicht viel verrathen haben kann; in ſo freundlichem Verkehr ſtanden beide jetzt miteinander. Doch wie viel Anſprechendes auch ein ſolches bewegtes Reiſeleben für meinen Bruder hatte und mit welcher Leichtigkeit und inneren Befriedigung er ſich auch in den fremden und immer ſich verändernden Kreiſen, die ihn hier umgaben, bewegt hatte, mit Sehnſucht wendete ſich doch zuletzt ſein Blick wieder nach Göttingen, dem ruhigen Heerde ſeiner Studien, hin, und nur mit erhöhter Begeiſterung nahm er den ſchon früher erwähnten Plan einer Fortſetzung ſeiner Geſchichten Helleniſcher Stämme und Städte durch eine Darſtellung der Natur und der Geſchichte des Doriſchen Stammes wieder auf, und nächſt ſeiner akademiſchen Wirkſamkeit widmete er den Reſt des Jahres 1822 und das nächſtfolgende Jahr faſt ganz der Ausarbeitung dieſes Werkes, das auch gleich bei ſeinem Erſcheinen nicht minderes Aufſehen erregte, nicht geringeren Einfluß auf die Wiſſenſchaft übte, aber auch eben ſo heftigen, ja wohl noch heftigeren und leidenſchaftlicheren Widerſpruch fand als Orchomenos und die Minyer. Und dies war auch in der That nicht zu verwundern, denn mit gleicher Schärfe, Entſchiedenheit und Kühnheit wie dort eine deſtructive Kritik geübt wurde — denn die größte Aufmerkſamkeit zogen doch zunächſt offenbar eben dieſe Partieen jenes Werkes auf ſich — wurde hier der Verſuch einer Conſtruction, freilich nicht einer philoſophiſchen, aprioriſchen, ſondern einer rein hiſtoriſchen, des Begriffes eines der bedeutendſten griechiſchen Volksſtämme nach dem ganzen Umfange ſeiner Sphäre durchgeführt, ein Unternehmen, das natürlich, wie reiche Gelehrſamkeit und tiefe Forſchung auch dazu aufgeboten werden mochte, doch ohne Anwendung einer freieren, nach äußerlich nie vollkommen darzulegenden Geſetzen eine Fülle von Einzelheiten zur Einheit einer Totalanſchauung zuſammenfaſſenden Geiſtesthätigkeit nie ſeinem Ziele entgegengeführt werden konnte und deſſen Gelingen alſo nicht minder jedenfalls als von Kritik, Gelehrſamkeit und Forſchungsgabe von einem urſprünglichen ſeinen Gegenſtand durch ein inſtinktartiges geiſtiges Vorempfinden auffindenden Talente abhängig war; wodurch denn allerdings die Kritik zur ſtrengſten ſcharf ſichtenden Prüfung

aufgefordert werden mußte; nur daß man das ihm zum Grunde liegende Streben überhaupt, ohne welches es ein wirkliches wiſſenſchaftliches Erkennen auf hiſtoriſchem Gebiete doch überhaupt gar nicht geben, ſondern dies höchſtens nur direkt oder indirekt vorbereitet werden kann, nicht hätte tadeln und verwerfen ſollen.

So wenig indeß lähmte und entmuthigte meinen Bruder bei der Anerkennung und vielfachen Benutzung ſeiner Forſchungen von Seiten Böckh's, Diſſens und anderer bedeutender Gelehrten die herbe und übellaunige Kritik, welche bekanntlich von Schloſſer und noch von einer anderen Seite *) her gegen daſſelbe geübt wurde, daß er in kürzeſter Friſt ihm nicht nur eine Antikritik gegen ſeine Recenſenten, ſondern auch in ſeinen Prolegomenen zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie ein Werk nachſchickte, das als eine rein aus der Praxis entnommene, aus eignen Verſuchen, Beobachtungen und wiſſenſchaftlichen Erfahrungen geſchöpfte und darauf gegründete und doch zugleich weit umſchauende und möglichſt umfaſſende Theorie der einer ſolchen Grundlage ſo ſehr benöthigten Wiſſenſchaft, der es gewidmet iſt, wohl noch nicht hinreichend gewürdigt und von den Forſchern auf dieſem Gebiete zu Rathe gezogen worden iſt. Jedenfalls verräth die Gediegenheit ſeines Inhalts von der nur bei Beachtung ſeines eben berührten Verhältniſſes zu den früheren Arbeiten des Verfaſſers überhaupt zu begreifenden Schnelligkeit, mit der es gearbeitet wurde, nichts.

---

*) Von dem Recenſenten der „Dorier" in der Jenaiſchen Literaturzeitung, C. R. Lange. Beiden antwortete er bekanntlich in einer Antikritiſchen Zugabe zu ſeinen Prolegomenen. Zum Theil übrigens hatten die hie und da auf ſeine Grundſätze der Alterthumsforſchung gerichteten Angriffe auch in einer falſchen Auffaſſung ſeiner eignen Erklärungen über dieſen Punkt ihren Grund, wie namentlich bei dem berühmten Paläographen Kopp in zunächſt die kritiſche Behandlung alter Inſchriften betreffenden Aeußerungen der Art in ſeiner Anzeige des erſten Heftes des Berliner **Corpus Inscriptionum** (ſ. Th. 1, S. 248 dieſer Sammlung). Wenn er nehmlich öfter gegen die Meinung ankämpft, als ob „in der literariſchen und hiſtoriſchen Kritik immer ein Erſtes mit Sicherheit Gegebenes müſſe gefunden werden können, welches als unverrückbar, als unwandelbar feſtſtehende Prämiſſe der geſammten kritiſchen Operation müſſe zum Grunde gelegt werden können," und dagegen behauptet, daß man „bei Unterſuchungen der Art erſt ruhig ſämmtliche gegebene Punkte ins Auge faſſen und dann die Vorſtellung, in der ſie alle aufgehen, finden müſſe," ſo liegt in dieſer Empfehlung einer Art inductoriſcher Beweisführung ſtatt der ſyllogiſtiſchen doch ſicher nichts Befremdendes und Bedenkliches, im Gegentheil wird von Willkühr und Leichtfertigkeit den Forſcher gerade ein ſolches Verfahren wohl am Beſten frei zu halten wiſſen (S. die Rec. über eine „Koppſche Schrift G. g. A. St. 117, 1828, und den „Anhang zu den Eumeniden" S. 3 und 4).

Unterdeß hatten ſich nun auch die äußeren Verhältniſſe meines Bruders immer günſtiger geſtaltet. Schon im Jahre **1823** war er zum Ordinarius ernannt worden, und da eine durch Fr. v. Raumer von Seiten der Preußiſchen Regierung an ihn gerichtete Aufforderung für alte Geſchichte und Philologie nach Berlin zu kommen wegen der Verpflichtungen, die er gegen die Hanöverſche Regierung hatte, von ihm ablehnend beantwortet worden war, auch mit einer bedeutenden Gehaltszulage bedacht worden. Auch fühlte er ſich durch ſeine geſelligen Verhältniſſe und Verbindungen immer mehr befriedigt, namentlich durch den echt wiſſenſchaftlichen und doch zugleich heiteren und lebensfrohen Geiſt, der gleich von Anfang an eine Geſellſchaft, die er im Verein mit mehreren juriſtiſchen Profeſſoren und Docenten, Göſchen, Eichhorn, Ribbentropp, Elvers, Huſchke, auch einem Studirenden, dem Grafen Reiſach, bildete, die ſogenannte **Latina**, belebte, in der ein lateiniſcher Autor geleſen, in lateiniſcher Sprache über ihn disputirt und lateiniſch die Verhandlungen protokollirt, ſonſt aber natürlich deutſch und in freieſter, ungezwungenſter Weiſe **de omni scibili** debattirt, discurrirt und converſirt wurde, die alſo von Pedanterei auch nicht den leiſeſten Anſtrich hatte. Und wie wenig er ſich auch im Allgemeinen damals der Philoſophie, namentlich der den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ihre Conſtructionen aufdrängenden*), geneigt zeigte, ſo hinderte ihn dies doch keineswegs auch von dem, was ihm hier als eigenthümlich und bedeutend erſchien, nähere Kenntniß zu nehmen, und ſo ließ er denn namentlich dem philoſophiſchen Scharfſinn und der umfaſſenden wiſſenſchaftlichen Bildung Krauſes, der eben von Dresden nach Göttingen ſich übergeſiedelt hatte, gerechte Anerkennung widerfahren und verkehrte in dieſer Zeit viel mit ihm, eben ſo mit einem ausgezeichneten jüngeren Holländiſchen Philologen und Philoſophen, Thorbecke. Auch ich lebte damals als Studirender in Göttingen und erfreute mich des vertrauteſten Geiſtesverkehrs mit meinem Bruder, der mir Führer und Vorbild bei meinem eignen wiſſenſchaftlichen Streben ward; was indeß nicht hinderte, daß manche tiefliegende Differenz der Anſicht, wie über Freiheit und Selbſtbeſtimmung, in Betreff deren mein Bruder nach der geſunden Energie und Entſchiedenheit ſeiner Natur und ſeines Strebens in vollkommenem Einklange mit ſeiner ganzen wiſſenſchaftlichen Richtung einer Art Determinismus huldigte, der auch

*) Schon in den Doriern ſelbſt ſpricht er ſich (**P. VI.** u. **VII.** der Vorrede) leiſe abwehrend oder ablehnend gegen ſolche Bemühungen aus.

das geiſtige Sein des Menſchen der Idee eines aus eignen inneren Lebenstrieben mit einer gewiſſen Naturnothwendigkeit ſich entwickeln=der Organismus unterordnete, den Reiz ernſter wiſſenſchaftlicher Discuſſion dem des brüderlichtraulichen Geſprächs beimiſchte.

Aber auch die ſchönſte Befriedigung der tieferen Bedürfniſſe ſeines Herzens und Gemüthes ſollte meinem Bruder nicht länger vorenthalten bleiben, indem er mit dem Gegenſtande ſeiner heißeſten Sehnſucht und Liebe, der Tochter des großen Juriſten Hugo, den 8. September **1824** ſich ehelich verband, und wie heitere Tage waren es da, die die Neuverbundenen auf einer gleich nach der Hochzeit angetretenen Reiſe den Rhein hinauf in Geſellſchaft des Vaters zu den im Badenſchen wohnenden Verwandten und Angehörigen der Familie verlebten. Auch wurden natürlich manche liebe und bedeu=tende Bekanntſchaften dabei angeknüpft oder erneuert, wie denn unter Anderen in Bonn A. W. von Schlegel und Niebuhr, in Coblenz ein alter Jugendfreund von der Univerſität Breslau her, Dronke, in Stuttgart Schorn, in Heidelberg Umbreit, Voß und Creuzer — mit Creuzer war ein gutes Vernehmen ſchon früher hergeſtellt worden, und auch Voß, Creuzers erbitterter Gegner, zeigte ſich gegen den mehr vermittelnden Forſcher ganz freundlich —, auf der Rückreiſe in Marburg Platner aufgeſucht wurden.

Um ſo leichter konnte denn freilich den ſcheinbar ſo drohenden literariſchen Stürmen, die unterdeß, wie ſchon erwähnt, gegen die Dorier ſich erhoben hatten, muthiger Widerſtand geleiſtet werden.

Und die nun gewonnene glückliche Stimmung — denn früher miſchten ſich heiteren Aeußerungen innerer Befriedigung doch öfter auch Klagen über das Momentane und Tranſitoriſche alles Genuſſes, wogegen das Gefühl der Mühſeligkeit des menſchlichen Daſeins per=petuirlich ſei, als rauhe Mißklänge bei — ſie war nicht etwas Flüch=tiges und Vorübergehendes, ſondern ſie hatte feſte Wurzel gefaßt in ſeiner Seele, was auch die wiſſenſchaftliche Thätigkeit meines Bru=ders in den nächſtfolgenden Jahren deutlich bezeugt; denn kaum ſind die Prolegomenen ans Licht getreten und durch dieſe in Verbindung mit der gleichzeitig erſchienenen Abhandlung über die Makedo=nier der Dorierſtreit zu Ende geführt, da beſchäftigt ſchon ein neuer umfaſſender wiſſenſchaftlicher Plan, die Löſung der von der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ausgegangenen Preisfrage über Etrurien und die Etrusker, ſeine ganze Seele, die ihm bekanntlich auch ſo voll=ſtändig gelang, daß ihm den **3.** Juli **1826** wirklich der Preis für ſeine in ſo kurzer Zeit gewiß nur bei der angeſtrengteſten Thätigkeit und

durch die glücklichſte Stimmung mit ſo günſtigem Erfolge zu vollendende Arbeit zu Theil wurde. Gern glauben wir ihm daher, wenn er im Sommer 25 von ſich ſchreibt: „Ueberhaupt macht mir das Arbeiten und das Leben überhaupt jetzt mehr Freude als je, und ich bin auch für die Zukunft voll von Hoffnung und guter Ausſicht“ *). So machten ihm denn auch Erweiterungen ſeines Wirkungskreiſes von geringerer Bedeutung, wie daß er eben in dieſem Sommer zum Aufſeher aller Gypsabgüſſe und Kupferwerke auf der Bibliothek ernannt wurde, jetzt große Freude, wie ſtandhaft er auch anderſeits jede Verſuchung zu einer Erweiterung deſſelben über die durch echten inneren Beruf und das Maß auf wahrhaft ſelbſtändigen Studien beruhender Kenntniſſe und Anſchauungen ihm vorgeſchriebenen Gränzen zurückwies, ſo daß er eine vornehmlich auf Heerens Rath von ihm übernommene Vorleſung über neuere Kunſtgeſchichte, wie wenig auch die gewünſchte Theilnahme dafür bei den Studirenden fehlte und damals fehlen konnte, doch nur einmal, ſo viel ich weiß, im Sommer 1824, — auch ich gehörte zu ſeinen Zuhörern in dieſem **privatissimum** — gehalten hat.

Minder befriedigte ihn allerdings gerade in jenem Sommer der friſcheſten literariſchen Thätigkeit, dem Sommer 1825, der ſonſt meiſt recht lebendige Eifer der Studirenden für die philologiſchen Studien, ſo daß er damals nur die Uebungen im Seminar leitete und über Kunſtgeſchichte las.

Ein nicht minder glückliches Jahr aber war das folgende, 1826, für ihn, denn drei Wünſche, die er ſelbſt in einem im Anfange deſſelben geſchriebenen Briefe als die höchſten, die er habe, bezeichnet, ſollten in ihm in Erfüllung gehen, er wurde Vater, indem ihm den 16. Juni eine Tochter geboren wurde, kurz darauf wurde der Berliner Preis ihm zuerkannt, und ſchon damit konnte wohl auch der

*) Mit wie lebendiger, ſelbſtthätiger Theilnahme er in dieſer Zeit in Folge dieſer erhöhten Forſchungsluſt auch Forſchungen und Entdeckungen auf Gebieten begleitete, die nicht in demſelben Maße, wie das des claſſiſchen Alterthums, ſeine wiſſenſchaftliche Heimat waren, aber doch zunächſt an dies heimatliche Gebiet angränzten, beweiſt die Menge tief in ihren Gegenſtand eindringender beurtheilender Anzeigen, die er namentlich in den Jahren 25, 26, 27 über Aegyptiſche Schrift- und Alterthumskunde betreffende Werke abfaßte. Uebrigens zog ihn Aegypten mit den reichen Schätzen des Wiſſens, mit denen es den glücklichen Forſcher zu belohnen verſprach, ſchon früher mächtig an, wie namentlich ein Brief an die Eltern vom 4. April 1820 bezeugt, ja ſchon als Berliner Student war er nahe daran ſich der ſchon damals von Berlin aus beabſichtigten wiſſenſchaftlichen Entdeckungsreiſe nach dieſem Lande der Räthſel anzuſchließen.

dritte, ein feſtbegründeter guter Name in der literariſchen Welt, für erfüllt gelten; mit noch größerer Befriedigung aber erfüllten ihn vielleicht in Betreff des letzten Punktes die ſeiner Meinung nach nur zu ehrenvollen weiſſagenden Worte, die ſein verehrter Lehrer und Meiſter Böckh in dieſer Zeit im Rheiniſchen Muſeum in der Abhandlung über die Logiſten und Euthynen der Athener *) über ihn ausſprach.

Uebrigens hatten die Etrusker ſeinen Forſchungsgeiſt ſchon jetzt theilweiſe wieder in eine ganz neue, früher nur wenig von ihm beachtete Richtung hineingelenkt, auf die Ergründung der organiſchen Entwickelung der Sprachen des Alterthums, und neben manchem anderen wiſſenſchaftlichen Plane, der Vollendung der Etrusker für den Druck, die bekanntlich 1828 erfolgte, einer Ausgabe und Ueberſetznng von Aeſchylos Eumeniden, die er im Winter 26/27 öffentlich erklärte, einer äußeren und inneren Geſchichte Athens in dem halben Jahrhunderte zwiſchen dem Perſiſchen und Peloponneſiſchen Kriege, der ſpäter wohl dem umfaſſenderen einer griechiſchen Geſchichte überhaupt geopfert wurde oder richtiger in dieſen verſchmolz, keimte auch der zu einer Geſchichte der griechiſchen Sprache in jenem an Früchten und an Keimen literariſcher Thätigkeit gleich reichen, in faſt wunderbarer Weiſe reichen Jahre in ihm auf. So voll des regſten inneren Lebens und Strebens mußte er denn freilich oft die Kürze der Zeit, die ſchnelle Flucht der Stunden, recht ſchmerzlich empfinden; nie, erklärt er ſelbſt in einem Briefe, habe er mit ſolchem Vergnügen gearbeitet, das Arbeiten ſei ſeine Hauptluſt, aber darum wünſchte er auch, daß der Tag ſich verdoppeln und 48 Stunden haben möchte.

Dabei beſchäftigte ihn indeß doch jetzt ſchon fortwährend — und wie natürlich war dies eben damals — auch ein Plan, der ihn den ruhigen Studien am Arbeitstiſche wieder auf längere Zeit entrücken wollte, auf das Lebhafteſte, der Plan einer Reiſe nach Italien, um zu den Unterſuchungen über Etrurien aus Büchern auch noch die Anſchauung des Landes und der Monumente hinzuzufügen; noch im März 1828, alſo kurz vor dem Erſcheinen des Werkes (Auguſt 1828), ſpricht er davon; aber erſt nach vielen Jahren ſollte er ſeinen unterdeß freilich auch um Vieles erweiterten Plan ausführen. Uebrigens war er in den nächſten Jahren gleich eifrig als akademiſcher Lehrer und als Schriftſteller thätig; denn während er in den Jahren 27 und 28 die Etrusker, wie ſchon früher erwähnt, vollendete, eine um-

*) Erſten Jahrganges erſtes Heft S. 102.

faſſende archäologiſche Recenſion für die Wiener Jahrbücher ſchrieb, ſeine ſchönen Commentationen de Phidiae vita et operibus ans Licht treten ließ, nahm er im Sommer, in Folge ſeiner nun erwachten Liebe zu ſprachgeſchichtlichen Forſchungen auch eine ganz neue Vorleſung, eine vergleichende Grammatik des Griechiſchen und Lateiniſchen, in den Cyclus ſeiner akademiſchen Vorträge auf, wie er auch ſeiner Erklärung der Eumeniden des Aeſchylus jetzt eine ausführliche Einleitung über die tragiſche Kunſt der Griechen vorausſchickte, während er im Seminar die Interpretation der Heſiodiſchen Theogonie leitete. So war denn alſo namentlich dieſer Sommer 28 wieder dem angeſtrengteſten Fleiße gewidmet. Auch lagen ſeine Eumeniden, wiewohl ſie erſt 33 erſchienen, wohl ſchon jetzt zum großen Theile ziemlich vollſtändig ausgearbeitet in ſeinem Pulte [1]), wenigſtens las er ſeine Ueberſetzung des griechiſchen Textes ſchon in den Herbſtferien dieſes Jahres, die er in Ohlau zubrachte, uns Brüdern vor, und zurückgelegt wurden ſie zunächſt nur um eines neuen Planes, der Abfaſſung eines Handbuchs der Archäologie, Willen, die nebſt der Reviſion einer Ueberſetzung ſeiner Dorier ins Engliſche ihn beſonders im Sommer 29 beſchäftigte.

Wenn nun aber bis jetzt das Leben meines Bruders zwar von Unruhe und Kämpfen aller Art nicht verſchont geblieben und von Mühen und Anſtrengungen allerdings ein reiches Maß zugemeſſen erhalten hatte, ein ſo reiches Maß, daß bei allem Arbeitsmuth er es doch nicht immer, auch in den zuletzt geſchilderten Jahren nicht immer, ohne Seufzen auszuſchöpfen vermochte [2]), aber von eigentli-

[1]) Dieſe Aeſchyleiſchen Studien hatten aber auch noch eine andere Frucht, ſie regten auch den eignen Dichtergeiſt in ihm auf, wovon eine noch unter ſeinen Papieren ſich vorfindende Manoah betitelte Tragödie, die er uns damals ebenfalls vorlas, Zeugniß ablegt. Manoah iſt der flüchtig gewordene nun greiſe Kain als Gründer eines blühenden Reiches in Ober-Armenien, und das tragiſche Intereſſe beruht auf der Colliſion der Pflichten, die für Lamech als von Manoah auferzogenen Enkel Abels aus dieſem Doppelverhältniß hervorgeht. Vieles, auch ſchon der Gedanke überhaupt, die Pflicht der Blutrache zum Mittelpunkte einer Tragödie zu machen, weiſt dabei auf Aeſchylus Eumeniden als das dem Dichter vorſchwebende Vorbild hin.

[2]) Eine große Unterſtützung gewährte ihm indeß bei ſeinen Arbeiten ſeine auch von Lücke (S. 15) beſonders hervorgehobene Ordnungsliebe, und die ſo bedeutenden Ergebniſſe derſelben werden uns durch ſie etwas erklärlicher. So warf er z. B., ſobald er den Plan zu einem Werke über die Dorier gefaßt und ſeine Lectüre vorzugsweiſe auf dieſen Punkt hinzulenken angefangen hatte, alle ihm

chem Unglück, ſchwerem perſönlichen Leid, doch faſt noch gar nicht betroffen worden war, ſondern in beinah ungeſtörtem Vollgenuſſe aller der edelſten irdiſchen Güter ſich befunden hatte, ſo daß er bis dahin recht wohl mit Flemming „des Glückes lieben Sohn" ſich nennen konnte: ſo ſchien es nun, im Jahre 30, gleichſam ſeinen Höhepunkt erreicht zu haben, und eine ſchwere Wolke nach der andern zog jetzt an ſeinem Horizonte auf. Ein theurer und hochgeachteter Freund wurde ihm jetzt entriſſen in dem zweiten Univerſitätsprediger in Göttingen, dem trefflichen Hemſen, mit heftigem Schreck und tiefer Betrübniß erfüllte ihn die Trauernachricht von dem plötzlichen Tode eines geliebten Bruders ſeiner Frau; die tragikomiſche Revolutionswoche Göttingens ferner im Januar 1831 konnte weder nach ihren Quellen, der Art demagogiſchen Wahnſinns, aus dem ſie hervorging, noch ihren für Göttingens Glanz und Blüthe ſo verderblichen Folgen und Nachwirkungen nach ohne verſtimmende Einwirkung auf ihn bleiben; das heitere, prächtige Schauſpiel des Univerſitätsjubiläums, wie tragiſch endete es zunächſt durch den Tod zweier der trefflichſten Lehrer der Univerſität, die auch er zu ſeinen biederſten Freunden zählte, Göſchens und Diſſens, der ihm auch als nächſter Amts- und Studiengenoſſe ſo ganz nahe ſtand; dann durch jene allbekannten traurigen politiſchen Wirren, die ihm auf dem Fuße nachfolgten. So waren es denn allerdings faſt prophetiſche Worte, die er, mit Rückſicht auf jene zuerſtgenannten Trauerfälle und auf ein freudiges Ereigniß, die Geburt ſeines erſten Sohnes, das ihnen nur wenige Wochen vorausging, zugleich, in einem Briefe vom 22. Juni 1830 ausſpricht: wenn ich den Schickſalsbegriffen des Alterthums anhinge, würde ich glauben, daß am 5. Mai (wo ihm eben der erſte Knabe geboren wurde) mein Glücksſtern ſeinen Culminationspunkt erreicht habe und ſeit der Zeit wieder herabgehe, oder daß die Nemeſis, welche nicht will, daß es dem Menſchen zu wohl werde, ſeit der Zeit ihr

---

zweckdienlich ſcheinende Notizen, die er gewann, immer ſogleich, wenn auch nur mit Bleiſtift, auf das Papier, jede auf ein beſonderes Papierſtreifchen, dann, hatte eine gewiſſe Maſſe ſich angehäuft, wurden die Zettel ſtreng geordnet und jeder Rubrik ein eignes Fach des dafür eingerichteten Schreibtiſches zugewieſen, dem der neue Zuwachs auch immer ſofort einverleibt wurde, — ein Verfahren, zu dem, ſo einfach es ſcheint, doch in der That nicht geringe Stetigkeit, Selbſtbeherrſchung, immer wache Beſonnenheit gehört und von dem zugleich, wie wenig es den Functionen der höheren Geiſteskräfte bei wiſſenſchaftlicher Thätigkeit nothwendigerweiſe hinderlich iſt, wie es ſie vielmehr in ihrem Wirken auf das Kräftigſte unterſtützen kann, eben meines Bruders Beiſpiel wohl unwiderſprechlich zeugt.

Werk begonnen habe.“ Und auch inſofern nahm von da ab ſein Leben und Streben eine von der früher verfolgten verſchiedene Richtung, als nun auch eine unmittelbar praktiſche Thätigkeit, die nach und nach immer vielverzweigter wurde, zu ſeiner bisherigen Wirkſamkeit als Lehrer und Schriftſteller hinzutrat, wovon der Grund zum Theil allerdings in äußeren Verhältniſſen, zum großen Theil indeß doch auch in einer wirklich veränderten Geiſtesrichtung, dem mit den Jahren bei ihm, wie wohl bei den meiſten Menſchen, immer mächtiger gewordenen Triebe auch nach einem Wirken der Art, einem unmittelbarer praktiſchen Wirken, wozu es an natürlichem Geſchick ihm auch keineswegs fehlte*), zu ſuchen iſt. So wurde er im Januar 1830 zum zweiten K. Commiſſarius bei der zum Theil nach ſeinen Vorſchlägen damals gegründeten wiſſenſchaftlichen Prüfungscommiſſion im Königreich Hanover ernannt (der erſte war Mitſcherlich), 1831 wurde er Mitglied des akademiſchen Senats und Dirigent der erwähnten Prüfungscommiſſion, und zu gleicher Zeit beſchäftigte ihn ſehr lebhaft die Gründung eines akademiſchen Muſeums in Göttingen, und alle dieſe Geſchäfte und Pläne wurden nicht etwa nur ſo nebenbei mit Ruhe und Gemächlichkeit, ſondern mit demſelben feurigen, faſt leidenſchaftlichen von ſeiner Natur nun einmal untrennbaren Eifer, den er ſonſt bei ſeiner Thätigkeit bewieſen, von ihm verfolgt und betrieben. Auch wurde ihm für das Gemeinnützige, das Wohl der Univerſität Fördernde in dieſer Wirkſamkeit ſchon im nächſtfolgenden Jahre (1832) eine Anerkennung von Seiten der Regierung in Ertheilung des Hofrathstitels gewährt.

Indeß war ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit doch auch jetzt kaum minder bedeutend und umfangreich als früher, was ſeine zwar, wie wir ſahen, ſchon lange vorbereiteten, aber doch erſt 33 vollendeten Eumeniden, ſein mit ſo ſorgſamer Berückſichtigung aller neueren archäologiſchen Entdeckungen und Forſchungen, für die Einleitung auch kunſtphiloſophiſcher Schriften, abgefaßtes Handbuch der Archäologie der Kunſt, das 1830 ans Licht trat, nebſt dem zwei Jahre ſpäter von ihm geſchriebenen Texte zu den nach ſeiner Auswahl und Anordnung von Oeſterley gezeichneten und radirten Denkmälern der alten Kunſt, die neue kritiſche Ausgabe des Varro de lingua latina, mit der er ebenfalls 1833 hervortrat, ſeine Antiquitates Antiochenae, von denen die erſte Com-

*) Vgl. hierüber Lücke a. a. O. S. 39 u. 40.

mentation wenigſtens auch ſchon **1834** in den Sitzungen der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften vorgeleſen wurde, genugſam bezeugen. Und in welche Zeit, Kraft und Stimmung raubende Streitigkeiten*) ihn das zuerſt genannte Werk noch für die erſten Jahre nach ſeinem Erſcheinen verwickelte, bedarf eben ſo wenig hier einer weitläufigen Erörterung.

Dabei indeß fand er doch auch immer noch Zeit, ſich durch Reiſen, die ſeiner Natur immer beſonders zuſagend ſich zeigten, freilich aber zugleich auch faſt immer wiſſenſchaftliche, archäologiſche Zwecke verfolgten, die Erholung, deren er bei ſo angeſtrengten Arbeiten ſo ſehr benöthigt war, zu gewähren. So durch eine 9tägige Reiſe nach Hanover, Hildesheim, Braunſchweig mit A. Wendt und Öſterley im Frühjahr **1830**, durch eine Reiſe nach München mit Bluhme und Albrecht, in den Oſterferien des folgenden Jahres, wo er auch Schelling's perſönliche Bekanntſchaft machte; **1833** in den Herbſtferien führte ihn ſein Weg wieder in die Heimat, die er jetzt, ſelbſt Familienvater, ſeltner beſuchte, was ihm durch Beſuchsreiſen der Eltern zu ihm nach Göttingen erſetzt wurde, und von da über Ratibor, wo ich lebte und ihn begrüßte, nicht ahnend, daß dies das letzte Wiederſehn ſein ſollte, nach Wien; in den Herbſtferien des nächſten Jahres über Hamburg, wo er einen Univerſitäts-Freund in Profeſſor Ullrich hatte, und Lübeck, wo der ihm nahe befreundete Bluhme jetzt lebte, nach Copenhagen, wo ihm die Bekanntſchaft und Freundſchaft Rumohr's, mit dem er bei der Ueberfahrt auf dem Schiffe zuſammengetroffen und in ein näheres Verhältniß getreten war, die Ehre, dem Prinzen Chriſtian (jetzigen Könige von Dänemark) auf ſeinem Landſitze Sorgenfrei vorgeſtellt zu werden, und die Begünſtigung, die beſonders an antiken Münzen und Vaſen reichen Sammlungen des kunſtliebenden Fürſten zu ſehen, verſchaffte.

Aber immer mehr feſſelte ihn doch auch das Glück eines ſchö-

*) Mit G. Hermann als Recenſenten der Eumeniden in den Wiener Jahrb. B. **LXIV** u. Fr. V. Fritzſche, deſſen Beurtheilung des genannten Werkes bekanntlich gleich Anfangs in zwei Artikeln als eine ſelbſtſtändige Schrift unter dem Titel: „Recenſion des Buches Aeſchylos Eumeniden von C. O. Müller. Von einem Philologen. Leipzig 1834 u. 1835." erſchien. Daß übrigens zu der bekannten provocirenden Aeußerung in der Vorrede zu den Eumeniden in Bezug auf Hermann meinen Bruder beſonders die Freundſchaft gegen den durch dieſes großen Gelehrten Beurtheilung ſeines Pindar's ſich ſchwer verletzt fühlenden Diſſen veranlaßte, hat ſchon Lücke Erinnerungen S. 27 zur Sprache gebracht, und ich, der ich damals auch gerade in Göttingen lebte, kann daſſelbe bezeugen.

nen, traulichen Familienlebens, das er in ſo reichem Maße genoß, an das Haus, zumal ſeitdem er bei der wachſenden Zahl der Kinder den Plan ein eignes Haus ſich zu bauen gefaßt hatte, der ernſtlich ſeit dem Anfange des Jahres **1835** ihn beſchäftigte und deſſen Ausführung von da ab ſeine Gedanken und ſeinen Eifer gleich ſehr wie nur irgend einer ſeiner wiſſenſchaftlichen Pläne in Anſpruch nahm. Doch nicht nur für den Bau des eignen Hauſes, auch für den eines größeren, bedeutungsvolleren, des Sammelpunktes, den das früher nach allen Richtungen hin in der Stadt ſich zerſtreuende Corps der Lernenden und Lehrenden der **Georgia Augusta** in einem Univerſitätsgebäude finden ſollte, intereſſirte er ſich auf das Lebhafteſte und zeigte ſich durch Rath und durch That, indem er mit Dahlmann als Deputirter an den Vicekönig und das Miniſterium deshalb nach Hanover ging, dem Unternehmen förderlich*). Und als Vertreter der Univerſität ſollte er auch noch öfter öffentlich auftreten, zunächſt indem er bei ihren Feierlichkeiten nun ihr ſeinen Mund zu leihen hatte, da ihm bei dem Rücktritte Mitſcherlich's nach ſeinem Amtsjubiläum am **12**. Jan. des zuletzt genannten Jahres, wozu ihm mein Bruder bereits mit einer Abhandlung über **Hor. Ep. II, 1, 170 — 176**, im Namen der Univerſität Glück wünſchte, die Profeſſur der Eloquenz in Verbindung mit Diſſen, doch ſo, daß das öffentliche Reden, bei Diſſen's Kränklichkeit, ihm allein zufiel, zuertheilt wurde. Daran knüpfte ſich nun zugleich auch die Function die Programme der Univerſität abzufaſſen, und wenn dieſe auch Anfangs Diſſen mit ihm theilte, ſo ſollte doch auch ſie bald — nach Diſſen's betrübendem Tode kurz nach dem Jubiläum der Univerſität i. J. **1837** — ihm allein anheim fallen.

Indeſſen hinderten ihn die kleineren wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die er zu dieſem Zwecke zu veröffentlichen hatte, keineswegs an gleichzeitiger Verfolgung größerer wiſſenſchaftlicher Pläne. Wohl am Meiſten beſchäftigten ihn jetzt ſprachgeſchichtliche Forſchungen, und auch ſeine kritiſche Ausgabe des **Festus** betrachtete er nur als eine Vor-

---

*) Recht ſchön finden wir auch hier Wiſſenſchaft und Leben bei ihm übereinſtimmend, wenn wir auf die Gleichzeitigkeit dieſer Baupläne und ſeiner **antiquitates Antiochenae**, ſo wie der (**1835** und **1836** in den Sitzungen der Göttinger Societät der Wiſſenſchaften vorgeleſenen) **quaestiones de munimentis Athenarum** Acht haben. Doch auch in anderer Hinſicht, als Zeugniß einer neuen Erweiterung des wiſſenſchaftlichen Geſichts- und Wirkungskreiſes des Verfaſſers, durch Aufnahme des Hellenismus in denſelben, erſcheinen die erſtgenannten Abhandlungen, ſo wie die umfaſſenden Beurtheilungen der Schriften über Indo-Skythiſche und Indo-Griechiſche Münzen in d. G. g. A. **1835**, **38** und **39**, uns wichtig.

arbeit zu einem großen ſprachvergleichenden Werke über das Griechiſche und Lateiniſche. Dann arbeitete er auch ſeit 1835 bereits an ſeiner Geſchichte der griechiſchen Literatur, zunächſt für England; mehrere umfaſſende Commentationen für die Göttinger Societät der Wiſſenſchaften, namentlich die Fortſetzung der Antiochenischen und die quaestiones historicae de munimentis Athenarum, ferner eine ſehr umfangreiche Recenſion der neueren archäologiſchen Leiſtungen in der Halliſchen Literatur-Zeitung, endlich die Ausarbeitung der gehaltvollen Artikel „Eleuſinien“ und „Pallas Athena“ für die Allg. Encyclopädie der Wiſſenſchaften von Erſch und Gruber, nebſt einer großen Menge anderer kleinerer Aufſätze und Recenſionen gehören den Jahren von 1834 bis 1839 an; ſo daß ſeine literariſche Thätigkeit in ihnen, wenn man auch nur das wirklich Vollendete in Rechnung bringt, bei allen Unterbrechungen und Störungen durch anderweitige Geſchäfte und Arbeiten und widrige Ereigniſſe doch nicht minder reich und umfaſſend, ja wohl noch reicher und umfaſſender, als in den früheren Jahren ſeines literariſchen Wirkens, ſich zeigt. Und auch neue Vorleſungen traten zu den früher von ihm übernommenen immer noch hinzu, wie er denn im Winter 33/34 neben ſeinen mythologiſchen und grammatiſchen Vorträgen auch noch den Anfangs in ſeinen Cyclus nicht mit aufgenommenen Juvenal und den Perſius interpretirte, wiewohl der Interpretation des Juvenal auch ſchon 1822 und 1826 unter ſeinen Vorleſungen Erwähnung geſchieht.

Bei alle Dem indeß blieb ihm doch auch jetzt noch zur Fortſetzung eines heiteren geſelligen Verkehrs mit gleichgeſtimmten Freunden Zeit und Stimmung, die Ungründliche zwar war, nachdem ſie 1827 wieder aufgelebt und in ihrer alten Weiſe, „das Ernſte mit Humor erfaſſend“, ſich thätig erwieſen hatte, zuletzt ganz erloſchen; dagegen blühte die Latina ungeachtet des öfteren Wechſels, dem ſie in Betreff ihrer Mitglieder ausgeſetzt war (1831, wo auch ich eine Zeitlang, während eines halbjährigen Aufenthalts in Göttingen bei meinem Bruder, ihr angehörte, bildeten ſie nächſt meinem Bruder Lücke, A. Wendt, Göſchen nebſt ſeinem Sohne Adolph, der damals theologiſcher Repetent in Göttingen war, Ribbentropp, und bald trat auch Bluhme hinzu), beſtändig auf das Schönſte fort; und bei den ſonntäglichen Spaziergängen nach Wehnde, die von den meiſten ihrer Mitglieder ziemlich regelmäßig unternommen wurden, ſchloß ſich auch Dahlmann an; mit den trefflichen Grimm's lebte mein Bruder mehrere Jahre, ehe er ſich ſein eignes Haus gebaut, in einem Hauſe

im freundſchaftlichſten Familienverkehre zuſammen, bei Hugo brachte er wie die übrigen Familienglieder regelmäßig wenigſtens einen Familienabend in jeder Woche zu, und wie hoch er den Werth der vertraulichen Geſpräche mit dem berühmten Manne, der ihn ſo ſehr liebte, anſchlug, hat er ſelbſt öffentlich ausgeſprochen[1]); doch nicht bloß innerhalb dieſer engeren Schranken des eigenen Familienkreiſes, geſchloſſener Geſellſchaften und der Cirkel, die von ihm näher befreundeten Familien, der Göſchenſchen, Grimmſchen, Lückeſchen, Hausmannſchen u. a. gebildet wurden, bewegte ſich ſein geſelliger Verkehr, gern gab er überhaupt jeder Aufforderung zu einer geiſtigeren, anregenden Geſelligkeit in ſeinen Mußeſtunden Gehör; ſo wurden häufige Spaziergänge um den die Stadt umgebenden Wall nicht nur mit dem ernſteren, auch im leichten geſelligen Geſpräch die kräftige Gediegenheit ſeines Weſens nie verläugnenden Dahlmann, ſondern auch mit dem geiſtreich derben Sonderling Reck gern unternommen, und auch gänzliche Verſchiedenheit der politiſchen Anſichten der Freunde ſtörte dieſen heiteren geſelligen Verkehr nicht, ſelbſt in der aufgeregteſten, der revolutionären Periode Göttingens im Winter **1830** zu **31** nicht, ſo wenig auch dem Streit über Dinge der Art ausgewichen wurde[2]). Und auch an Beſuchen von Seiten bedeutender auswärtiger Gelehrter fehlte es natürlich nicht, wie in den Pfingſtferien des Jahres **1831** z. B. mein Bruder auf dieſe Weiſe die Bekanntſchaft K. Fr. Hermann's machte.

Dazu kam denn noch ein ziemlich ausgebreiteter Verkehr mit den Studirenden; denn ſo wenig auch mein Bruder das ſonntägige Courmachen der Studenten bei den Profeſſoren, das damals in Göttingen ſehr Sitte war, liebte und ſo wenig er es ſich da übel nahm für ſolche Beſuche, die ihm die langerſehnte Sammlung und Arbeits-

---

[1]) In dem Programme zur Ankündigung der Preisvertheilung am 4ten Juni 1838, S. 4 u. 5.

[2]) Daß er übrigens ſeinen Freunden auch noch weit mehr als ein heiterer, anregender Geſellſchafter, daß er ihnen auch ein echter, treuer, wo es Noth that, jeder Aufopferung fähiger Freund war, hat ſchon Lücke S. 42 an ihm rühmend hervorgehoben. Ich erwähne hier nur noch eines eigenthümlichen, das Offene und Wahrheitsliebende ſeines Weſens ſchön charakteriſirenden Grundſatzes, den er bei zwiſchen zweien ſeiner Freunde ausgebrochenen Zwiſtigkeiten befolgen zu müſſen glaubte. Gern machten ihn nehmlich in ſolchen Fällen beide Theile zum Vertrauten, aber offen erklärte er alsdann, daß er nur unter der Bedingung, daß ihm Alles, was der Eine von dem Andern ſage, dem Betheiligten ſogleich ohne Rückhalt mitzutheilen geſtattet ſei, das ihm geſchenkte Vertrauen annehmen könne.

ſtille der ſchönſten freien Vormittage ſo um Nichts mit einem Male zu rauben und zu zerſtören drohten, nach dem Beiſpiele manches ſeiner Collegen nicht zu Hauſe zu ſein — ein Thür-Abſchließen deutete dies als ſymboliſche Handlung ohne Worte beſtimmt genug an —, ſo zugänglich war er doch immer theils an beſonderen zu dieſem Behufe feſtgeſetzten Abenden, theils auch ſonſt in jeder Mußeſtunde Jedem, den ein wirkliches wiſſenſchaftliches oder auch anderweitiges Bedürfniß zu ihm führte. So verkehrte er beſonders in den erſten Jahren, wie mit Griechen und Amerikanern, wie ſchon früher erwähnt worden, ſo auch mit vielen ſeiner in Göttingen ſtudirenden Landsleute, ſeiner geliebten Schleſier, auf die heiterſte und ungezwungenſte Weiſe; ſpäter wurde durch die Beſchränkungen, welche der Beſuch Göttingens für Preußen von Seiten der Preußiſchen Regierung erlitt und die überhaupt auf die Frequenz Göttingens einen ſehr nachtheiligen Einfluß übten, die Anzahl derſelben ſehr verringert; doch fühlte ſich auch jetzt noch mancher Schleſier — ich nenne nur K. von Richthofen — recht wohl und heimiſch in ſeinem Hauſe. Vor Allen aber waren es natürlich die Philologen, die ſich ihm anzunähern und deren Studien er auch außerhalb des Hörſaales zu fördern ſuchte, und da iſt namentlich der leitenden Einwirkung, die er auf den Verein junger Philologen, die namentlich die Sammlung und Behandlung der Fragmente der Cykliker ſich zur ſpeziellen Aufgabe gemacht hatten, — zu dem unter Andern auch Schneidewin und v. Leutſch gehörten, ſpäter ſeine Collegen, immer ihm lieb und werth — ausübte, zu gedenken.

Aber ſo viel Liebes und Schönes ihm auch Göttingen fortwährend gewährte und bot — auch von der Anhänglichkeit der Studirenden hatte er ein öffentliches Zeichen in einem im Auguſt 37 ihm dargebrachten Fackelzuge erhalten, und bei der Feier des Jubiläums der Univerſität, wobei er das Programm ſchrieb und der Feſtredner war, beſchenkten*) ihn ſeine juriſtiſchen Collegen mit ihrer Doctorwürde — das ihm ſelbſt die unglückliche Verfaſſungs-Frage mit ihren für die Univerſität ſo traurigen Folgen doch nur theilweiſe, und zwar

*) Daß er viel Rednergabe beſaß, obwohl das eigentliche rhetoriſche Pathos, ſo wie die zweideutige Kunſt des πείθειν, ſeiner offenen, wahren und maßhaltenden Natur im Allgemeinen nicht zuſagte, daß bei aller Kürze und Gedrängtheit doch auch der Leichtigkeit und Klarheit ſein mündlicher wie ſein ſchriftlicher Vortrag in Collegien und bei andern Anläſſen keineswegs ermangelte und daß den Eindruck ſeiner Rede auch ein klangvolles Organ, eine wohllautende, im Allgemeinen mehr in den höheren als den tieferen Sprechtönen ſich bewegende Stimme kräftig unterſtützte, iſt auch zum Theil ſchon von Lücke S. 13 a. a. O. bemerkt worden.

immer nur dem geringeren Theile nach, zu rauben vermochten, wenn er auch in einem Briefe an die Eltern aus jener Zeit tieferſchüttert ſchreibt: „es iſt, als wenn mir der Boden unter den Füßen ſchwankte und Alles unſicher würde mit Ausnahme Deſſen, was man in ſich trägt, und der engſten Familienbande", eine tiefe, langgenährte, mit ſeinem innerſten wiſſenſchaftlichen Berufe auf das Engſte verkettete Sehnſucht, die Sehnſucht Italien, Griechenland, die Länder, auf die ſein geiſtiges Auge nun ſchon Jahre, ja Jahrzehende lang mit aller der Schärfe und Energie ſeiner Sehkraft unabläſſig gerichtet war, nun auch mit leiblichen Augen zu ſehen, forderte immer mächtiger, immer unwiderſtehlicher ihre Befriedigung, und hauptſächlich nur eben jene oben berührten unglücklichen Ereigniſſe waren der Grund, weshalb die Ausführung dieſer Pläne noch ſo lange, als dies wirklich der Fall war, von ihm hinausgeſchoben wurde.

Die Univerſität nehmlich, mit der er ſich von Jahr zu Jahr immer inniger verwachſen fühlte, gerade zur Zeit der traurigen Kataſtrophe, die ſie betraf, zu verlaſſen, widerſtrebte entſchieden ſeinem Gefühl; um ſo mehr, da er immer noch eine Rehabilitation derſelben hoffte und für ſie auf das Kräftigſte mitzuwirken für ſeine Pflicht hielt; was ihn auch — nebſt anderen Gründen — das Anerbieten, nach dem Tode des Archäologen Staats-Raths von Köhler deſſen Stelle an der Akademie in Petersburg einzunehmen, abzulehnen bewog, — frühere Unterhandlungen mit der Preußiſchen Regierung, die ihn nach Berlin an Hirt's Stelle bringen ſollten, hatten auch aus verſchiedenen Gründen zu keinem Reſultate geführt; — auch glaubte er bei der Hanöverſchen Regierung unter den gegenwärtigen Umſtänden eben keine große Willfährigkeit zur Förderung ſeiner Pläne vorausſetzen zu können; denn obwohl kurz vorher (1837) durch eine bedeutende Gehalts-Erhöhung (von 400 Rthlr.), ſchon früher, noch unter dem vorigen Könige (1834), durch Ertheilung des Guelfen-Ordens von ihr zum Danke verpflichtet, hatte er doch bei der bekannten Aufhebung der Verfaſſung des Landes von 34 durch ein Edict des Königs zwar nicht mit den mit ihm eng befreundeten Sieben als Einzelner gegen dieſen Beſchluß proteſtiren zu müſſen geglaubt, indem er der Meinung war, daß die Univerſität bis auf den Zeitpunkt, wo ſie verfaſſungsmäßig ihre Meinung auszudrücken verpflichtet ſein werde, nehmlich als Wahlcorporation bei der Wahl eines neuen ſtändiſchen Deputirten, ihre Kräfte aufzuſparen habe, aber doch zugleich ſeine weſentliche Uebereinſtimmung mit ihren Geſinnungen und Anſichten in einer mit fünfen ſeiner Collegen von

ihm veröffentlichten Erklärung auf das Unzweideutigſte ausgeſprochen, ſo daß die Regierung über ſeine Stellung zu dieſer Frage, wie abgeneigt man ihn auch allem demagogiſchen Treiben, aller ungehörigen Einmiſchung in die Politik und die Handlungen der Regierungsgewalt wiſſen mochte, doch keinen Augenblick in Zweifel bleiben konnte*).

Indeß ließ ihn die Regierung doch keinerlei Ungunſt fühlen, und da durch junge, rüſtige Kräfte jetzt auch dafür geſorgt war, daß während einer längeren Abweſenheit von ſeiner Seite doch die Philologie in Göttingen, bei fortgeſetzter Mitwirkung des ehrwürdigen Mitſcherlich, des Seniors unter ihren Vertretern nicht in Göttingen allein, für ihren Betrieb, nicht verwaiſt blieb, ſo konnte er im Anfange des Jahres **1839** doch endlich ohne Scheu Urlaub zu der ſo lange beabſichtigten Reiſe nachſuchen und ſchon jetzt in den Vorahnungen derſelben und den Entwürfen zu einem nach der Rückkehr von ihr auszuführenden großen Werke über griechiſche Geſchichte ſchwelgen. Auch unterſtützte ihn wirklich die Regierung bereitwilligſt in der Ausführung ſeines Planes, indem von dem Miniſterium des Handels und der Induſtrie ihm ein aus Staatskaſſen beſoldeter Zeichner, Neiſe, beigegeben wurde; er ſelbſt indeß hatte die Reiſe auf eigene Koſten zu machen beſchloſſen. Außer dem Genannten aber hatten ſich noch ſein Freund A. Schöll und noch ein anderer junger Mann, ein Schwabe, an ihn angeſchloſſen, und nachdem ſich in München nun alle zuſammengefunden, eilten ſie gemeinſchaftlich dem Ziele ihrer Sehnſucht entgegen. Nicht ohne ernſte Erwägung jedoch der Unſicherheit der menſchlichen Geſchicke trat mein Bruder eine Reiſe an, die ihn mehr als ein Jahr lang (im October **1840** wollte er zurückkehren) von allen den Seinen trennen ſollte; darum ſetzte er vor ſeiner Abreiſe auch ſeinen letzten Willen auf; wirkliche Todesahnungen jedoch blieben ſeinem heiteren, ſtrebenden Sinne durchaus fern. Zunächſt

*) Einen würdigen Ausdruck gab er ſeiner damaligen Stimmung namentlich in folgenden Worten, die er ſeiner an ſich ſehr beziehungsreichen Abhandlung „**brevis disputatio, in qua Graecorum et Romanorum de exilii poena sententia explicatur, Gottingae** (beim Prorectorats-Wechſel) **1838**“ vorausſchickte: „**Communia nobiscum facite vota, dilectissimi commilitones, ac, si fieri potest, etiam proba vitae et studiorum disciplina succurrite, ut hoc prorectore academia nostra gravissima, quibus implicita est, fata et discrimina feliciter aut, si hoc concessum non est, non turpiter eluctetur. Hoc enim in nostra manu positum est, et, si nobis ipsi non desimus, nulla nobis temporum iniquitate eripi poterit.**

nun war es der claſſiſche Boden Italiens, der durchwandert werden ſollte, und hier feſſelte wieder natürlich die Reiſenden am Längſten das ewige Rom, faſt volle **3** Monate, bis zum Ende des Jahres*); die nächſtfolgenden Monate waren Unteritalien, Sicilien gewidmet; dann trug ihn ein Dampfſchiff von Sicilien hinüber nach dem Piräeus, nach Athen, welches durch die Gewalt der Erinnerungen, die es erweckte, noch mächtiger auf ſein Gemüth einwirkte als Italien und zugleich für ſeinen Geiſt nach dem ganzen Gange ſeiner Studien Reiz zur angeſpannteſten Thätigkeit auf Monate in ſich enthielt, wie er dies auch ſelbſt in einem wenige Tage nach ſeiner Ankunft daſelbſt an mich gerichteten Briefe in den Worten ausſpricht: „Die Monumente von Athen und das Ganze, was Natur und Kunſt hier bilden, iſt ſo groß und das Innerſte der Menſchenbruſt ſo tief aufregend, daß man es nicht ausdenken und durchfühlen kann. Dabei gibt es für mich ſo viel Fragen im Einzelnen zu löſen, daß ich, wenn ich den Tag auf der Akropolis beobachtet, genoſſen, beſchrieben, Inſchriften copirt habe, am Abend und Morgen ſo Manches nachleſen und vergleichen muß, um meine Arbeiten für den nächſten Tag zweckmäßig einrichten zu können. So habe ich bis jetzt nur Auge und Ohr für Alles, den Mund nur dazu, um zu ſagen: Athen iſt unbeſchreiblich, unvergleichlich.“ Aber auch in Athen ſollte ihm im Leben nicht lange zu raſten vergönnt ſein; zuerſt war es der Peloponnes, der ihn der Stadt der Kekropiden entführte und den er auf einer 40tägigen Kreuz- und Querfahrt nach allen Richtungen hin durchirrte; dann ſollte nach einer kurzen Raſt wieder in Athen, aber einer Raſt der angeſtrengteſten Arbeit auch in der brennendſten Sonnenhitze, Nordgriechenland durchſtreift werden; dieſem Zuge, der ihm ſo viele erſehnte Zielpunkte in den Katabothren des Kopaiſchen See's, in dem Schatzhauſe des Minyas, in Delphi verlockend zeigte, hatte ſich außer Schöll und Reiſe auch E. Curtius, den er in Athen gefunden und bald liebgewonnen hatte, angeſchloſſen; aber hier, wo ſeine früheſten wiſſenſchaftlichen Ahnungen in Anſchauung ſich

*) Ausführliche Nachrichten gibt über ſeinen Aufenthalt und ſeine Forſchungen und Studien in Italien, beſonders in Rom, ein Brief Abeken's an Curtius, der nicht abgeſandt, aber nach deſſen Tode von dem Vater bekannt gemacht wurde. S. die Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft, herausg. von **Dr.** W. Adolph Schmidt, B. **2**, Heft **2**. Berlin **1844**. S. **116** — **136**. In Rom wohnte er auch noch dem Winkelmannsfeſte den 9ten December 1839 bei und las hier eine Abhandlung über die Curie und die Sonnenbeobachtung.

verwandelten, hier war es auch, wo all' ſeinem irdiſchen Ahnen und Ringen und Streben ein Ziel, ach ein nach unſerem, der kurzſichtigen Sterblichen, Urtheile nur allzufrühes Ziel geſteckt werden ſollte; denn indem mit vereinter Macht der ſüdlichen Sonne brennendſte Gluthen, denen er ſich bei Ausgrabungen und Entzifferung und Copirung von Inſchriften in Delphi unausgeſetzt und mit unbedecktem Kopfe Preis gegeben hatte, und die verderblichen Ausdünſtungen der Sümpfe der Kopaiſchen Niederung, in deren Nähe er eine Nacht zugebracht hatte, auf ſeinen ohnedies ſchon durch übergroße Anſtrengungen aller Art ermüdeten und erſchöpften Körper eindrangen, unterlag ſein ſonſt noch ſo kräftiges Leben der feindſeligen Gewalt; bewußtlos wurde er nach Athen zurückgebracht und den erſten Auguſt, Nachmittags kurz vor 4 Uhr, verhauchte er hier — fern von den Seinen, der edlen, heißgeliebten Gattin mit fünf fröhlich aufblühenden Kindern, wie Eltern und Geſchwiſtern, die alle ſehnſuchtsvoll in Schleſien ſeiner Rückkehr harrten, aber von der treuen Liebe trefflicher Freunde umgeben — ſeinen letzten Athem. Seine Krankheit war von dem Leibarzte des Königs, der ihn nebſt mehreren andern Aerzten Athens behandelte, dem trefflichen Röſe, für ein nervöſes Gallenfieber erkannt worden; die Section am Tage nach dem Tode erwies, daß das Gehirn des Verſtorbenen in gänzlicher Zerrüttung war, das weiße und das graue Hirn gänzlich geſondert, Milz und Galle gleichfalls vom Fieber in hohem Grade angegriffen. Beerdigt wurde er auf das Feierlichſte auf dem Hügel oberhalb der Akademie des Platon, wo ihm ſpäter auch die Univerſität ein Denkmal in einer auf dem Grabe aufgerichteten Stele errichtete; die Grabrede hielt Philippos Joannu, Profeſſor in Athen, in griechiſcher Sprache; die Theilnahme an dem traurigen Ereigniſſe war allgemein und groß; der Zug der Leidtragenden unabſehlich*). —

Und als nun nach Deutſchland die erſchütternde Nachricht hinüberdrang, wie viele ergreifende Stimmen der Trauer wurden da laut, wie Viele zeugten da in dankbarer Rührung für ihn, was er ihnen, was er Deutſchland, was er der Wiſſenſchaft geweſen, wie ehrte und feierte man ihn, den edlen Todten, der ſelbſt ſein Leben der Wiſſen-

*) Ausführliche Nachrichten über ſeine letzten Lebenstage lieferten ſeine Reiſegefährten, E. Curtius in dem Intelligenzblatte zur allg. Literatur-Zeitung vom September 1840 Nr. 45 und 46, und A. Schöll im Kunſtblatte vom 8. Sept. 1840 Nr. 72, in einem vom 11. Auguſt datirten Briefe aus Athen. Vgl. auch das Beiblatt zur Kaſſelſchen Allg. Zeitung vom 1. Sept. Nr. 35. 1840 (die Quelle iſt die Augsb. Allg. Zeitung vom 26. Auguſt 1840. a. a. O.), u. den Nekrolog der Deutſchen von 1840, S. 351 — 354.

ſchaft zum Opfer gebracht[1]). Doch nur eins will ich hervorheben unter den zahlreichen Zeugniſſen, die jetzt zur Verherrlichung des ſeinen Zeitgenoſſen ſo früh Entriſſenen nicht in Griechenland und Deutſchland allein[2]) laut wurden, um dann ſelbſt noch einige abſchließende Worte zu ſeinem Gedächtniſſe daran anzuknüpfen, das des ehrwürdigen Heeren, der ſeitdem auch bereits dem jüngeren Freunde nachgefolgt iſt in eine höhere Welt, wie er es im Namen der Univerſität, der er angehört hatte, in den Göttinger Anzeigen vom 7. September 1840 ausſprach.

„Wohl ſelten,“ ſagt er, „waren ſo viele der größten und edelſten Eigenſchaften des Gelehrten zugleich und des Menſchen in demſelben Manne vereinigt,“ und daß er wahrgeſprochen, wer, der dem Verſtorbenen näher geſtanden, ſollte es nicht mit vollſter Ueberzeugung zugeſtehen? Denn nur ſelten gewiß — ich wage es zu ſagen, ohne zu befürchten, als Bruder einer Ueberſchätzung des Verſtorbenen bezüchtigt zu werden, und ich muß es ſagen, weil meine Aufgabe, ein Bild von dem Verſtorbenen zu entwerfen, ohnedies von mir nicht gelöſt werden kann, — nur ſelten gewiß verbindet ſich mit dieſer Energie und Klarheit des Geiſtes ein ſo tiefes und reiches Gemüth, mit ſo viel Schärfe des Denkens und Reife und Umſicht des Urtheils eine ſo rege und thätige Phantaſie, mit ſo viel faſt unruhiger Beweglichkeit und Lebendigkeit ein ſo unermüdlicher, eherner Fleiß, mit ſo viel natürlicher Fröhlichkeit

[1]) In ſchöner claſſiſcher Rede feierte den geliebten Todten Schneidewin in dem **Index scholarum** der Univerſität für das Winterſemeſter $18^{40}/_{41}$; einige innige Worte der Liebe und Trauer rief dem früh verblichenen Freunde Schorn nach im Kunſtbl. a. a. O., und vieler andern ehrenden Zeugniſſe für den Verſtorbenen iſt ſchon früher gedacht worden. Vgl. auch den Allg. Anzeiger der D. 1840, Nr. 235. 30. Auguſt. Eine eigne gelehrte Schrift (**animadv. in Antimachi Coloph. fragm.**) widmeten ſeinem Andenken die Mitglieder des philolog. Seminars und der philolog. Geſellſchaft zu Göttingen, deren Abfaſſung H. G. Stoll aus Naſſau von ihnen übertragen wurde.

[2]) Unter den franzöſiſchen Blättern gedachte des Verewigten namentlich die Eſtafette in einem Artikel vom 24. Sept. 1840; auch erſchien zu Paris eine franzöſ. Ueberſetzung der an ſeinem Grabe in griechiſcher Sprache gehaltenen Trauerrede und des eben erwähnten Artikels der Augsburger Zeitung, in welcher auch noch auf einen Artikel in der **Espérance** vom 19. Sept. 1840 hingewieſen wird. In England berichtete über ſeinen Tod **Galignani's Messenger** v. 3. Sept. 1840 durch einen Auszug aus einem Briefe von Finlay in Athen an den Oberſtlieutenant Leake. Vgl. auch die von Hugo veranſtaltete, der 1. Aug. 1840 überſchriebene, Sammlung von Aeußerungen über Müller's Tod. In Rom wurden rührende und ergreifende Worte zu ſeinem Andenken beim Winkelmannsfeſte im Dec. deſſelben Jahres von Gerhard, der ihm auch ſo nahe ſtand, geſprochen.

und Heiterkeit des Sinnes ſo viel Zartheit und Innigkeit des Gefühls; und welche hohe ſittliche Vorzüge vereinigten ſich mit dieſen ſeltenen Gaben des Geiſtes und der Natur, ſittliche Vorzüge der ſchönſten und edelſten Art, die ich nicht kürzer und treffender bezeichnen zu können glaube, als wenn ich ihn — für einen Gelehrten unſerer Zeit gewiß ein ſeltenes Lob — eine durchaus geſunde Natur nenne. So bewahrte er bei aller Höhe der Bildung und allem Reichthum des Wiſſens doch immer jene ächte Kindlichkeit des Gemüthes, jene Offenheit und Unbefangenheit, jenen lebhaften Sinn für alles Einfachwahre, Ungekünſtelte und Natürliche, jene herrliche Gabe der begeiſterten rückhaltloſen Hingebung an den Moment, jene lebhafte Genuß- und Erregungsfähigkeit, die nur einer ſtets friſchen und jugendlichen Seele inwohnende Kraft ſich wahrhaft zu freuen, ſich ganz, den ganzen Menſchen durchdringen zu laſſen von der Allgewalt eines mächtigen Gefühls und auch ſelbſt in dem ſcheinbar Geringen, dem einfachſten Naturgenuſſe wie irgend einer in ihrer Vereinzelung ſcheinbar unbedeutenden wiſſenſchaftlichen Entdeckung, die ihm gelungen, einen reichen Quell der Freude zu finden, wie er denn bei einem ſolchen glücklichen Funde jubelnd von ſeinem Schreibſeſſel aufzuſpringen und ohne Verzug mit leuchtenden Augen dem in ſeiner Nähe Arbeitenden, was er gefunden, mitzutheilen pflegte, alle jene Eigenſchaften mit einem Worte, die eben Kinder uns ſo intereſſant und liebenswerth erſcheinen laſſen und ohne die überhaupt keine wahre Liebenswürdigkeit denkbar iſt*). Und ſo hing er denn auch immer, ein wie reiches und ſchönes Leben ihm auch geſchenkt war, mit einer Art wehmüthiger Sehnſucht an ſeiner, wie er ſelbſt in einem Briefe an die Eltern ſagt, wenn auch in äußerlicher Lage beſchränkten, aber im Herzen doch glücklichen Kindheit und Jugend, hing mit rührendtreuer Liebe, mit den Gefühlen der wärmſten innigſten Dankbarkeit, die er in beſonders ſchönen, tiefgefühlten Worten noch unmittelbar vor ſeiner Abreiſe nach Italien, um den elterlichen Segen für ſein Vorhaben bittend, ausſpricht, ſein ganzes Leben hindurch an den Urhebern ſeiner Tage, den ſorgſamen Hütern und Pflegern ſeiner Kindheit, den geliebten Eltern, deren treuer ernſter Sorge er noch in jenen Abſchiedsworten nächſt Gottes unerſchöpflicher Gnade das Beſte, was an ihm ſei, zu verdanken geſteht; immer theuer und unvergeßlich blieben ihm, der ſo viele Länder und Städte der Menſchen geſehen, wie ich ſchon früher in anderer Beziehung hervorzuheben Anlaß hatte, das Elternhaus, die Vaterſtadt, die heimatlichen

*) Vgl. Liebner a. a. O. S. 7.

Fluren, die er als Knabe durchſtreift, und was er uns, den erſten und nächſten Geſpielen und Gefährten ſeiner Kindheit, ſeinen Geſchwiſtern, war, wie vermöchte ich das, ohne befürchten zu müſſen der Rührung zu unterliegen, nach Gebühr zu ſchildern. Dies Geſunde und Naturkräftige ſeines Weſens zeigte ſich denn aber natürlich auch in ſeiner ganzen geiſtigen Richtung, und eben jene Klarheit und Sicherheit ſeines geiſtigen Blicks, die Objectivität in der Auffaſſung des Gegebenen, die ihn zum Geſchichtsforſcher ſo vorzüglich befähigte, die harmoniſche Verbindung, in der Geiſt und Sinne, gleich ſcharf und treu beobachtend, bei ihm wirkten, worin, wie überhaupt in dem in gleichem Boden wurzelnden Gefallen an entſchiedenen, vollendeten Formen, an dem Geiſte in ſeiner Erſcheinung in kräftiger, gediegener Leiblichkeit und Leibhaftigkeit, das ihm eigen war, wieder ſeine Befähigung zum Archäologen ihre vornehmſten Wurzeln hatte, alle dieſe ihn auszeichnenden geiſtigen Eigenſchaften, von denen größtentheils in Andeutungen wenigſtens ſchon die Rede geweſen iſt, haben ebenfalls in jener geiſtigen Geſundheit ſeines Weſens, der übrigens eine gleich günſtige, immer auf das Schnellſte und Leichteſte ſich jedes etwaigen Krankheitsſtoffes entledigende körperliche Beſchaffenheit auf das Schönſte entſprach*), ihre gemeinſame Grundlage.

Doch wie ja jeder, auch der edelſte Menſch, ſeine Fehler und Schwächen hat, ſo war auch er, der Treffliche, nicht fleckenlos und fehlerfrei; auch bei ihm, wie bei Allem, was dieſer unvollkommenen Welt angehört, warf das Licht, das ihn beſtrahlte, ſeinen Schatten hinter ſich, und ich könnte es mir, der ich ſein Bild zu zeichnen unternommen, nicht als ſein Lobredner auftreten wollte, ſelbſt nicht verzeihen, wenn ich nicht mit gleicher Unbefangenheit wie über die leuchtenden, glänzenden Seiten ſeiner Natur auch über das, was ihre Klarheit trübte, reden wollte. Obwohl von mächtigeren, zerſtörenden Krankheitskeimen, von wirklich Unedlem und Gemeinem ich in ſeinem Gemüthe und Leben in der That durchaus keine Spur aufzufinden wüßte, was eben bei der Offenheit und Wahrhaftigkeit, mit der er ſich namentlich dem Freunde immer ganz ſo gab, wie er war, keinen falſchen Schein um ſich zu verbreiten ſuchte, nie der Verſchönerungsmittel einer erborgten Schminke, eines gleißenden Firniſſes ſich bediente, nichts Dunkles

*) Vgl. Lücke S. 16 und 17. Er ſelbſt rühmt in einem Briefe an die Eltern vom 26. December 1821 eines ſtarken Schnupfens, der ihn befallen, gedenkend, ſeine gute Natur, die fortwährend die allgemeinen Krankheitsſtoffe ſo leicht als irgend möglich von ihm nehmen wolle.

und Verborgenes in ſeinem Weſen litt, ſondern durchaus an das helle Licht des Tages emporſtrebte mit allen Kräften ſeines Geiſtes*), wohl an ſich ſchon für einen entſchiedenen Beweis, daß er wirklich in dieſe Regionen nie hinabſank, gelten mag. Aber es gibt auch eine andere Art von Fehlern der menſchlichen Natur, Fehler, die, mit ihren Vorzügen und Tugenden innig verwebt, gleichſam nur als die Kehrſeite dieſer zu betrachten ſind, und von ſolchen Fehlern bleiben denn auch die edelſten, geſündeſten Naturen natürlich nicht ganz frei, ja mit einer gewiſſen Nothwendigkeit ſcheinen eben aus ihren eigenthümlichſten Vorzügen auch gewiſſe eigenthümliche Fehler bei ihnen hervorzugehen, und ſo feingezogen ſind oft hier die Grenzen, die beide Gebiete von einander trennen, daß das blöde menſchliche Auge bisweilen wohl ſogar in Unklarheit darüber bleibt, wo eigentlich die Tugend zum Fehler zu werden anfängt.

So pflegt, — um mit dem Geringfügigſten zu beginnen — einer recht lebendigen Wißbegierde, einem recht regen Forſchungsgeiſte wohl in der Regel auch etwas Neugierde, ein gewiſſes Gelüſt, auch das zu wiſſen, was zu wiſſen nicht noth thut, nicht frommt oder nicht zuläſſig iſt, beigemiſcht zu ſein, und wenn auch eine edle und tüchtige Natur von allen ſchlimmeren Verirrungen, von Allem, was Geſetz, Sitte und Gewiſſen entſchieden verbieten, ſich dabei ſtets fern zu halten wiſſen wird, ſo wird ſie ſich doch vielleicht bei reger Forſchbegierde leichtere, unſchuldigere Schwachheiten der Art ohne großes Bedenken nachſehen. So wird ſie denn z. B. ein Briefſiegel natürlich, wenn der Brief an einen Andern gerichtet iſt, gewiſſenhaft reſpectiren, aber die halbdurchſcheinende Schrift, die halben halblesbaren Zeilen des verſchloſſenen Briefes, zumal wenn anzunehmen iſt, daß große Geheimniſſe in ihm nicht enthalten ſind, zur Uebung in der divinatoriſchen, ergänzenden Kritik zu benutzen wohl gerade nicht verſchmähen. Eine ſolche Abirrung der Forſchbegierde in ein anderes, ſtrenggenommen ihr nicht zugehöriges Gebiet konnte denn der achtſamere Beobachter wohl auch bei meinem Bruder zuweilen wahrnehmen, wobei indeß alles argwöhniſch Spähende, Inquiſitoriſche, Lauernde ſeinem offenen und geraden Sinne natürlich durchaus fern lag.

Aber ich will und kann es auch, — um zu etwas Bedeutenderem überzugehen, — nicht verhehlen, daß auch an die Energie und Entſchiedenheit, mit welcher der Verſtorbene ſtets in Leben und Wiſſenſchaft ſeine Richtung verfolgte, dieſe ſo ſicheren Merkzeichen einer

*) Die echte ἀλήϑεια, ſo wie er auch ſelbſt ihr Weſen beſonders gern faßte.

tüchtigen Natur, ein gewiſſer Tadel ſich knüpft, der Tadel, daß ſie ihn bisweilen ungerecht, wenigſtens unbillig machen konnte im Urtheile über andere Wege und Richtungen und die, die einen ſolchen anderen Weg verfolgten, zumal wenn ſie den ſeinigen dabei irgendwie kreuzten, wie er namentlich über die Bemühungen der ſpeculativen Philoſophie, das Streben das allem Beſonderen zum Grunde liegende Allgemeine in ſeinem inneren nothwendigen Zuſammenhange aufzufaſſen und darzulegen, kein ganz unbefangenes Urtheil hatte; daß er in Folge deſſen, wie auch oben bereits angedeutet worden, den Freund zuweilen in einem günſtigeren, den Gegner in einem weniger günſtigen Lichte erblickte, als bei ganz unbefangener Betrachtung ſich ihm beide dargeſtellt haben würden; daß aus ähnlichen Gründen bei tiefere Meinungsgegenſätze enthüllenden Streitigkeiten er einer gewiſſen die gegenſeitige Verſtändigung erſchwerenden Ungeduld nicht immer Herr zu werden vermochte und daß ſeiner literariſchen Polemik in ſolchen Fällen ſich wohl auch ein und das andere Mal zu viel von der Schärfe perſönlicher Gereiztheit beimiſchte, wenn auch bis zu reinen Perſönlichkeiten, Angriffen gegen die menſchliche, nicht literariſche Perſönlichkeit des Gegners, — Unwürdigkeiten, wie ſie dem wiſſenſchaftlichen Streite ſtets fern bleiben ſollten — ſeine Polemik ſich nie verirrte und das Vorherrſchende bei ihm überhaupt doch immer die Milde in Beurtheilung Anderer blieb.

Doch auch noch von einem anderen Vorwurf, der zwar oft genug gegen ausgezeichnete Männer aller Art erhoben wird, deſſen Gewicht aber darum nicht für minder groß zu achten iſt, da, wo er als begründet ſich erweiſt, iſt mein Bruder nicht verſchont geblieben, von dem Vorwurfe nur von Ruhmſucht geſtachelt ſo große Anſtrengungen willig übernommen und ſo zahlreiche und umfaſſende wiſſenſchaftliche Werke an das Licht gefördert zu haben.

Nun wäre es in der That ein Beweis großer Beſchränktheit, bei einem Manne, der ſo in der Wiſſenſchaft, faſt nur in ihr, lebte, von ſo mächtigem Wiſſensdurſt und Forſchungseifer beſeelt und durchdrungen war, dem es ſo unmöglich war lange zu raſten und zu feiern, nicht zu produciren, den ruhigen Zuſchauer zu ſpielen bei dem regen Wetteifer der Kräfte in Erforſchung der Wahrheit auf dem Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft, den gelehrten Fleiß, die unermüdliche Thätigkeit, die ihn auszeichnete, überhaupt nicht anders erklärbar zu finden, als durch Annahme ſolcher äußerlichen Motive; aber vielleicht glaubt man in der Art und Weiſe, der Richtung und den Gegenſtänden dieſer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit Spuren eines übermäßigen Ein=

fluſſes eines unruhigen Ehrgeizes auf dieſelbe zu erkennen. In der That iſt ein ſolcher Tadel einmal namentlich gegen die früheren Schriften des Verſtorbenen laut geworden. Aber ich müßte ein ganz falſches Bild von ihm entworfen haben, er müßte nicht neben dem berühmten Gelehrten zugleich der unbefangene, heitere, tieffühlende, allem Menſchlichen ſtets die regſte Theilnahme bewahrende Menſch geweſen ſein, den doch gewiß jeder, der ihm näher geſtanden, in ihm erkannt hat, wenn Leidenſchaften, die den, in dem ſie wohnen, ſich auch ganz zu eigen machen, ihn beherrſcht hätten.

Dabei kann indeß immer zugeſtanden werden, — nicht zur Unehre des Verſtorbenen, glaube ich, — daß in Strenge der Methode, Evidenz der Beweisführung, Umſicht und Nüchternheit in Sonderung des wirklich Erweisbaren von dem Problematiſchen und Unſicheren und genauer Feſtſtellung der verſchiedenen Grade der Probabilität des eben nur Wahrſcheinlichen ſeine ſpäteren Schriften die früheren, eben ſo wie in Klarheit und Rundung der Darſtellung, meiſt entſchieden übertreffen, ja daß ein geſchärfter Wahrheitsſinn, eine beſonnenere, mehr durch den Geiſt der Beobachtung als durch eine kühne, combinatoriſche Phantaſie geleitete Forſchungsweiſe im Vergleich mit jenen ſich in ihnen durchaus nicht verkennen läßt; aber was iſt natürlicher als ein ſolches relatives Vorwalten einer doch immer noch durch Kritik und Gelehrſamkeit meiſt vielfach gezügelten Phantaſie in einem lebendigen und kräftigen Geiſte in der Periode ſeiner ungeſchwächten Jugendfriſche?*) Wobei freilich nicht geleugnet werden ſoll, daß auch Ruhm und Ehre gerade für einen ſolchen Geiſt immer ihren Reiz haben und zuweilen wohl auch als ein Stachel ihm dienen können, der ihn aufregt zu neuem rüſtigen Schaffen und Thun; aber wem Ruhm und Ehre nicht gleichgiltig ſind, — was ſie allerdings meinem Bruder nie waren, ſchon als Knaben, als Schüler nicht, wo

*) Auch die in neuerer Zeit von M. Fleiſcher (in den Programmabhandlungen **de Odofredi Muelleri historiae et antiquitatis tractandae ratione**, Cleve 1839 und **de mythi imprimis Graeci natura**, Halle 1838 und ganz neuerdings von Roß in ſeinen Hellenicis Bd. 1, H. 1, Halle 1846 gegen ſeine Forſchungsweiſe gerichteten Angriffe beziehen ſich faſt nur auf ſeine früheren Schriften. Daß er übrigens auch ſelbſt früher geäußerte Meinungen, wenn er durch eigne weitere Forſchung oder durch Andere belehrt ſie als irrig erkannte, öffentlich zurückzunehmen ſich nicht ſcheute, beweiſt unter Anderem das in dem Programm **de exilii poena (Gottingae 1838) p. 5**, G. Hermann, ſo wie das in Betreff des nicht Attiſchen Urſprungs der Volcentiſchen Vaſen anderen Gelehrten in d. G. g. A. 1839, St. 53 gemachte Zugeſtändniß. Und auch im Seminar hörte ich ſelbſt ſehr oft meinen Bruder mit der größten Ingenuität früher ausgeſprochene Meinungen zurücknehmen.

die Rivalität zwiſchen ihm und einem anderen begabten Jünglinge, der auch der Pflege und Aufſicht meiner Eltern überwieſen war, dem jetzigen Obriſt M. von Prittwitz, dem Erbauer der Feſtungswerke von Poſen und theilweiſe auch der Bundesfeſtung Ulm, auf beide als mächtiger Sporn zur raſtloſeſten Thätigkeit einwirkte, — wie ſollte der deshalb ſchon ruhmſüchtig und ehrgeizig genannt werden müſſen?

So würde denn alſo durch keinerlei Deuteleien dem Verſtorbenen das Lob verkümmert werden können, welches neben der Anerkennung hoher Geiſtesgaben ihm immer auf das Einmüthigſte gezollt worden iſt, das Lob des ſeltenſten Fleißes [1]), eines Fleißes, der ſo ganz aus dem innerſten Triebe einer edeln, ſtrebenden Natur geboren, wie dies eben hier der Fall war, zumal bei einem Gelehrten, wohl die ſchönſte, echteſte Tugend genannt werden kann; denn wahre Kraft und Tüchtigkeit, Willensſtärke, Selbſtbeherrſchung, wo zeigten ſie wohl deutlicher ihre Wirkſamkeit als in ihm? [2]) Oder wäre vielleicht bei bevorzugten Naturen der Fleiß in dem Maße ein angeborenes Gut, daß bei ihnen überhaupt nicht erſt niedergekämpft zu werden brauchte die Macht der Trägheit, der Sinnlichkeit, um ihm zu gehorſamen? Der Menſch fürwahr müßte erſt den Menſchen ausgezogen haben, den ſie gar nicht mehr feſſelte und hemmte die Macht der irdiſchen Schwere. Aber das Wichtigſte iſt hier freilich nicht das äußerlich unmittelbar Wahrzunehmende, was etwa in Heften, Excerpten, Notizenſammlungen, Citatenmaſſen bei einem Gelehrten zu Tage liegt, ſondern die innere verborgene Arbeit des Geiſtes an ſich ſelbſt, die Arbeit der Selbſtbildung, Selbſterziehung, Selbſtüberwindung, die Gott von Jedem fordert und bei der zwar auch die angeborne Natur und Entwickelungsfähigkeit, äußere Verhältniſſe und der göttliche Beiſtand das Ihrige thun, die letzte Entſcheidung aber doch immer von des Menſchen innerſtem Selbſt, jener ſich ſelbſt aus ſich ſelbſt ſtets neu erzeugenden Kraft, auf der allein die wahre Würde des Menſchen beruht, ausgeht, das unermüdliche Streben vor Allem Alles, was Anfangs nur als Vermögen in der Seele ruht, immer mehr zu verwandeln in lebendige, thätige Kraft, immer vollkommner und wahrer, immer reiner und klarer ſich ſelbſt darzuſtellen,

---

[1]) Auch die Bonner Philologenverſammlung bezeichnet ihn auf der zu ſeinem Andenken geſchlagenen Medaille als „ingenio, doctrina, industria de antiquitatis studiis immortaliter meritum. Vgl. auch Lücke S. 14.

[2]) Schöne Worte ſpricht er ſelbſt über dieſen echten mit unbeſtechlicher Wahrheitsliebe Hand in Hand gehenden Fleiß in einem Göttinger Programme zur Ankündigung der Preisvertheilung am 4. Juni 1837.

immer mehr zu beſiegen die Widerſprüche der eigenen Natur, immer deutlicher zu erkennen den eigenthümlichen Beruf, die Gabe, das Pfund, mit dem man zu wuchern hat, und immer reicheren, beſſeren, edleren Ertrag ihm abzugewinnen, und doch zugleich auch für alles Menſchliche einen regen Sinn zu behalten und ein offenes Auge, auch auf dem feſten eignen Standpunkte doch zu leben dem Ganzen, dem Allgemeinen und keinem belebenden äußeren Einfluſſe ſich zu verſchließen, er komme von nahe oder von fern, keine eigenthümliche Gabe, keinen fremden Standort gering zu achten, nur eben weil er nicht der eigne oder ein nahe an dieſen angränzender iſt; dieſer Arbeit des Geiſtes nun, *wie* ihr der Verſtorbene obgelegen, darüber könnten vielleicht nur ausführliche Selbſtbekenntniſſe, wie ſie bei ſeiner zu ruhiger Selbſtbeſchauung ſo wenig geneigten Natur nicht von ihm erwartet werden können, einen befriedigenden Aufſchluß geben; aber *daß* er ihr rüſtig obgelegen hat ſein Lebelang und die reichſten Früchte von ihr geerndtet, wer, der ſein Leben kennt und ſeine Schriften, möchte dies zu leugnen wagen?

Doch ich lege die Feder nieder, die ein Bild zu zeichnen verſucht, das doch weit lebensvoller vor dem Geiſte eines Jeden ſteht, der ihn gekannt hat, und das auch ſchon nach ſeinen Schriften, ſelbſt nach dieſer Sammlung, Jeder, der Sinn für geiſtige Phyſiognomie hat, ſich beſſer im Geiſte wird zu entwerfen wiſſen, als ich es mit Worten vermag.

Verzeichniß

der ſelbſtändigen im buchhändleriſchen Verlage erſchienenen

Schriften K. O. Müller's,

(als Beilage zu den voranſtehenden biographiſchen Erinnerungen).

Aegineticorum liber. Scripsit C. Mueller, Silesius, Dr. Phil. Berolini 1817. E libraria Reimeriana.

(Die erſten beiden cap. P. 1—73 bildeten die Inaugural=Diſſertation des Verfaſſers.)

Geſchichten Helleniſcher Stämme und Städte von Dr. K. O. Müller, Prof. an der Univerſität Göttingen. Erſter Bd.: Orchomenos und die Minyer. Breslau 1820. Verlag von J. Max u. Komp.

(Zweite, nach den Papieren des Verfaſſers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewin. Breslau bei Joſef Max u. Komp. 1844.)

Minervae Poliadis sacra et aedem in arce Athenarum illustravit C. Od. Mueller, Prof. in univers. lit. Gotting. extraordinarius. Gottingae e libraria I. Fr. Roewer, MDCCCXX.

Geſchichten Helleniſcher Stämme und Städte von Dr. K. O. Müller, ordentl. Prof. an der Univerſität Göttingen, Mitgliede der Königl. Societät der Wiſſenſch. daſelbſt und Correſpondenten der K. Preuß. Akademie. 2ter und 3ter Band: Die Dorier. Breslau 1824, bei Joſef Max und Komp.

(Zweite, nach den Papieren des Verfaſſers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewin. Breslau, bei Joſef Max und Komp. 1844.

Ueber die Makedonier. Eine ethnographiſche Unterſuchung von K. O. Müller. Berlin 1825, bei Auguſt Mylius.

Prolegomena zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie von K. O. Müller. Göttingen, bei Vandenhöck und Ruprecht. 1825.

(Zu London ins Engliſche übertragen, nach einer Notiz der Schleſiſchen Ztg. vom 19. Juli 1844, unter dem Titel: **C. O. Mueller Introduction of a Scientific System of Mythology translated from the German by John Leith. London 1844.**)

Die Etrusker. Vier Bücher von K. O. Müller. Eine von der Königl. Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gekrönte Preisſchrift. 2 Bde. Breslau, bei Joſef Max und Komp. 1828.

Handbuch der Archäologie der Kunſt von K. O. Müller, Prof. zu Göttingen. Breslau, bei Joſ. Max und Komp. 1830. 2te Ausg. 1835. 3te Ausgabe von F. G. Welcker. 1847.

(Zu Neapel ins Italieniſche übertragen nach einer Notiz in der Preuß. Staatszeitung; ins Franzöſ. überſetzt von **M. P. Nicard.** Paris 1841.)

Zur Karte des nördlichen Griechenlands von K. O. Müller. Beilage zu dem Werke deſſelben Verfaſſers: die Dorier. Breslau 1831, bei Joſ. Max und Komp.

Eine Engliſche Ueberſetzung der Dorier mit Zuſätzen des Verfaſſers ſelbſt erſchien unter dem Titel:

The History and Antiquities of the Doric Race, by C. O. Müller, Professor in the university of Göttingen. Translated from the German by Henry Tufnell, Esq. and George Cornewall Lewis, Esq. student of Christ Church. Oxford for John Murray. MDCCCXXX.

Denkmäler der alten Kunſt nach der Auswahl und Anordnung von K. O. Müller gezeichnet und radirt von Carl Oeſterley. Göttingen, in der Dieterich'ſchen Buchhandlung, 1832.

Aeſchylos Eumeniden Griechiſch und Deutſch von K. O. Müller. Göttingen, im Verlage der Dieterichſchen Buchhandlung. 1833. nebſt einem Anhange Göttingen 1834, und einer Erklärung Mai 1835.

M. Terentii Varronis de Lingua Latina librorum quae supersunt. Emendata et annotata a C. Od. Muellero anno MDCCCXXXIII. Veneunt Lipsiae, in libraria Weidmanniana.

Antiquitates Antiochenae. Commentationes duae Car. Odofr. Muelleri, societ. scient. Gottingensis, societatis antiquariorum Londinensis, societ. scient. Monacensis, societ. literariae Britanniae, societ. historico-theologicae Lipsiensis, societ. artificum Vratislaviensis socii, cum academia scient. Berolinensi et instituto regio Franco-Gallorum, class. moral et polit., commercio epistol. conjuncti, instituti archaeolog. inter directores honor. adsciti. Gottingae, e libraria Dieterichiana. MDCCCXXXIX.

(comment. prior ab auct. recitata in consessu soc. reg. d. XIV. Iunii a. MDCCCXXXIV, comment. altera d. VIII. Iunii a. MDCCCXXXIX.)

Sexti Pompei Festi de verborum significatione quae supersunt cum Pauli epitome emendata et annotata a Car. Odofr. Muellero. Veneunt Lipsiae, in libraria Weidmanniana a. MDCCCXXXIX.

Karl Otfried Müller's Geſchichte der griechiſchen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handſchrift des Verfaſſers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. 2 Bde. Breslau, im Verlage bei Joſef Max und Komp. 1841.

Inhalts-Verzeichniß

des

erſten Bandes

nebſt Angabe der hieher gehörigen in dieſe Sammlung nicht mitaufgenommenen Recenſionen und Anzeigen des Verfaſſers, die ſich durch Einklammerung der Titel von den aufgenommenen unterſcheiden. Wo bei dem Aufgenommenen Abkürzungen ſtatt gefunden haben, iſt es bemerkt worden.

I. Zur Philologiſchen Encyclopädie und Methodologie.

Recenſionen.

Seite

Encyclopädie der claſſiſchen Alterthumskunde von L. Schaaff. Thl. I. 1820. (Göttinger gel. Anz., St. 131. 1821.) Abgekürzt. 3

Handbuch der philologiſchen Bücherkunde von J. Ph. Krebs. Thl. I. und II. 1822. 23. (Gött. g. A. St. 161. 162. 1825.) Abgekürzt. 4

Acta Societatis Graecae ed. A. Westermannus et C. H. Funkhaenel. Vol. I. Praefatus est G. Hermannus. (Gött. gel. A. St. 169. 170. 171. 1836.) Mit einigen Abkürzungen. 7

Ueber Philologie, Alterthumswiſſenſchaft und Alterthumsſtudium von K. H. Milhauſer. 1837. (Gött. g. A. St. 69. 1837.) 20

II. Zur Claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft im Allgemeinen.

Anzeigen, Recenſionen und Abhandlungen.

[Vermiſchte Abhandlungen und Aufſätze von J. C. H. Manſo.] (Gött. g. Anz. St. 161. 1821.)

Histoire et mémoires de l'institut royal de France, classe d'histoire et de littérature ancienne, T. III. et IV. (ſo weit ſie das claſſiſche Alterthum betreffen). Gött. gel. A. St. 188. 1821.) 29

Dissertations sur differens sujets d'Archéologie par M. Raoul-Rochette. 1821. (Gött. g. A. St. 75. 1822.) Abgekürzt. 33

Seite

[Allg. Encyklop. d. Wiſſenſch. u. Künſte. Cl. Alterth.] (Gött. g. A. St. 175. 1822.)

[Catalogo ragionato dei libri d'Art. e d'Antichita possedati dal conte Cicognara. T. I. et II. 1821.] (Gött. g. A. St. 111. 1823.)

[Abhandl. der Berliner Akademie von 1816 u. 1817.] (Gött. g. A. St. 131 u. 167. 1823.)

Forſchungen aus dem Gebiete der Geſchichte. Von Dahlmann. 1820. 1. Abtheilung: Herodot, aus ſeinem Buche ſein Leben, vom Herausg. 2. Abth.: Vorarbeiten zu einer Geſchichte des zweiten Puniſchen Krieges von Becker, nebſt: der Heerzug Hannibals über die Alpen, dargeſtellt von Zander. 1823. (Gött. g. A. St. 155. 1824.) 34

[Histoire et Mémoires de l'institut royal de France, Académie des inscriptions et belles lettres. T. V. Paris. 1821. (ſo weit ſie das claſſiſche Alterthum betreffen). (Gött. g. A. St. 17. 18. 1824.)

Dissertazioni dell' Accademia Romana di Archéologia. T. I. 1821. (Gött. g. A. St. 150. 1825.) Mit einigen Abkürzungen 45

Memoires de l'institut royal de France, Académie des inscriptions et belles lettres. T. VI. (die das claſſ. Alterthum betreffenden Artikel). (Gött. g. A. St. 108. 109. 1826 50

Voyages dans la Grèce accompagnés de recherches Archéologiques par le Chev. P. O. Bröndsted. I. livraison. 1826. (Gött. g. A. St. 178. 179. 1826.) 54

Abhandlungen der K. Academie der Wiſſenſch. zu Berlin, 1820 und 1821, hiſtor. philologiſche Claſſe. (Gött. g. A. St. 114. 115. 1828.) 60

Dieſelben, 1822 und 1823. (Gött. g. A. St. 116. 1828.) . . . 64

Transactions of the Royal Society of Literature of the United Kingdom. Vol. I. P. I. 1827. (Gött. g. A. St. 204. 1829.) 70

Opuscoli diversi di F. M. Avellino. V. I. 1826. (Gött. g. A. St. 206. 1829.) 75

Transactions of the Royal Society of Literature of the United Kingdom. Vol. I. P. II. 1829. (Gött. g. A. St. 38. 39. 1830.) Abgekürzt. 77

Histoires et Mémoires de l'institut royal de France, Académie des inscr. et belles-lettres. T. VIII. 1827. (Claſſ. Alterthumskunde.) (Gött. g. A. St. 108. 1830.) Abgekürzt. 81

Transact. of the Royal Soc. of Lit. of the United Kingdom. Vol. II. P. I. 1832. (Gött. g. A. St. 154. 155. 1832.) . . 84

Seite

De antiquitatibus Antiochenis, dissert. prior. (Gött. g. A. St. 109—111. 1834 90

Essai sur le costume et les armes des gladiateurs comparées à celles du soldat Grec ou Romain, par A. d'Olenine. (Gött. g. A. St. 182. 183. 1837.) 102

De antiquitatibus Antiochenis, comment. altera. (Gött. g. A. St. 101—104. 1839.) 110

Abhandlung.

Hetrurien. In Erſch und Grubers allgemeiner Encyclopädie. 1830. S. 249—286 129

III. Zur philologiſchen Kritik und Hermeneutik.

Anzeigen und Recenſionen.

Perikles. Aus dem Griechiſchen des Plutarchus von J. G. Kuniſch. 1818. (Liter. Beilage zu den Schleſ. Provinzialbl. S. 148 u. ff.) Sehr abgekürzt 219

Comment. Herod. Scribebat Fr. Creuzer. P. I. 1819. (Gött. g. A. St. 121. 1820.) 220

Homers Hymnus an Demeter. Gr. mit metr. Ueberſ. und ausführlichen Wort- und Sacherklärungen von Sickler. 1820. (Gött. g. A. St. 69. 1821.) Abgekürzt 224

[Pindarus Werke, Urſchrift, Ueberſetzung und Erläuterungen von Fr. Thierſch. 1820.] (Gött. g. A. St. 106. 1821.)

Xenophontis Ephesii Ephesiacorum libri V, recens. et illustr. P. Hofman Peerlkamp. 1818. (Gött. g. A. St. 184. 1821.) Abgekürzt 227

M. Tullii Ciceronis opera recogn. Ch. G. Schütz. T. XII-XX. 1816—1821. (Gött. g. A. St. 20. 1822.) Sehr abgekürzt 229

Description de la Grèce de Pausanias traduction etc. par Clavier. 1817 — 1821. (Gött. g. A. St. 3. 1822.) Abgekürzt 233

[Philonis Iudaei Sermones tres hactenus inediti ex Armena versione antiquissima in Latium translati per P. O. Baptistam Aucher Ancyranum. 1822.] (Gött. g. A. St. 42. 1823.)

[Ricardi Porsoni notae in Aristophanem, quibus Plutum comoediam praemisit et collationum appendicem adjecit P. P. Dobree. 1820.] (Gött. g. A. St. 50. 1823.)

[Steph. Antoni Morcelli Operum epigraphicorum Vol. I. de stilo inscriptionum latinarum lib. I. 1819. Ed. altera auctior et emendatior. Vol. II. ejusdem operis lib. II. 1820. Vol. III.

Seite

ej. op. lib. III. 1822. Padua.] (Gött. g. A. St. 112. 1823.)

[Medicorum Graecorum opera quae exstant. Ed. cur. C. G. Kuehn. V. I—IV. 1821. 1822.] (Gött. g. A. St. 116. 1823.)

[Theophrasti Eresii quae supersunt explicare conatus est I. G. Schneider.] (Gött. g. A. St. 151. 1823.)

Pausaniae Graeciae descriptio. Ed. C. G. Siebelis. 1822 und 1823. (Gött. g. A. St. 191. 1824.) 234

[Description de la Grèce de Pausanias. Traduction nouvelle par M. Clavier. Supplement. 1823.] (Gött. g. A. St. 44. 45. 1825.)

Euripides Alcestis ed. E. Fr. Wuestemann. 1823. (Gött. g. A. St. 91. 1825.) Abgekürzt 238

Κολούθου Ἑλένης ἁρπαγή. Traduit en Français etc. par A. Stanislas Julien. 1823. (Gött. g. A. St. 155. 1825.) Abgekürzt 240

M. Tullii Ciceronis orationum pro Scauro, pro Tullio et in Clodium fragmenta inedita etc. ed. Amadeus Peyron. 1824. (Gött. g. A. St. 160. 161. 1825.) Sehr abkürzt 243

[Inscrizioni antiche Veliterne illustrate da Clemente Cardinali. 1823. Rom. (Gött. g. A. St. 73. 1826.)

Corpus inscriptionum Graecarum ed. A. Boeckhius. Vol. I. fasc. 1. (Gött. g. A. St. 98. 99. 1826.) 247

[Glossarium Eroticum linguae Latinae, auct. P. P. (Pierrugius). 1826.] (Gött. g. A. St. 101. 1826.)

C. Corn. Taciti Agricola ed. Ern. Dronke. 1824. (Gött. g. A. St. 131. 1826.) 253

C. Corn. Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae libellus, text. rec. U. J. H. Becker. 1826. (Eben da.) Abgekürzt 256

[Musaei de Herone et Leandro carmen ex recens. I. Schraderi ed. G. H. Schaefer. 1825.] (G. g. A. St. 135. 1826.)

[*Σύνοψις γνωμῶν ἠθικῶν τοῦ Ἰνδοῦ φιλοσόφου Σανακέα, εἰς τὴν Ἑλληνίδα μετενεχθεῖσα φωνὴν ὑπὸ τοῦ Ἕλληνος περιηγητοῦ Κ. Νικολᾶ Καιφαλᾶ.*] (Gött. gel. Anz. St. 8. 1827.)

[Dilucidationum Pindaricarum vol. duo scr. Th. L. Fr. Tafel. Vol. I. P. I. 1824. Berlin.] (Gött. g. A. St. 10. 1827.)

[Corpus inscript. Gr. ed. Boeckh. Vol. I. fasc. 2. Berlin.] (Gött. g. A. St. 40. 1827.)

Seite

[Herculanensium voluminum quae supersunt. T. II. 1827.] (Gött. g. A. St. 105. 1827.)

[Deux lettres à Mylord Comte d'Aberdeen, sur l'authenticité des inscriptions de Fourmont par M. Raoul-Rochette. 1819. Paris.] (Gött. g. A. St. 81. 1827.)

[Inscriptiones Gr. vetustissimae. Coll. H. F. Rose. 1825. London.] (Gött. g. A. St. 86. 1827.)

[Scriptorum veterum nova collectio, e Vatic. cod. edita ab Angelo Majo. T. I. 1825.] (Gött. g. A. St. 116. 1827.)

Dissertation sur le Periple de Scylax par J. Fr. Gail. Paris 1825. Und

Geographi Gr. minores ed. J. Fr. Gail. Vol. I. Paris 1826. (Gött. g. A. St. 66. 67. 1828.) 257

Euripidis Jon. Rec. G. Hermannus. 1827. Leipzig. (Gött. g. A. St. 108. 1828.) 261

[Silloge d'inscrizioni antiche inedite corredate di qualque commento dalli Signori MSE. G. Melchiori e Cav. P. Visconti. 1823. Rom.] (Gött. g. A. St. 111. 1828.)

[De varia ratione inscriptiones interpretandi obscuras. 1827. Frankf. a. M.] (Gött. g. A. St. 117. 1828.)

[Scholia in Aelii Aristidis orationes Panathenaicam et Platonicas. Ed. G. Frommel. Frankf. a. M.] (Gött. g. A. St. 137. 1828.)

[Pausaniae Graeciae descriptio ed. C. G. Siebelis. Vol. III. 1825. Vol. IV. 1827. Leipzig.] Und

[Pausaniae de situ Graeciae libri decem. Recognovit Imm. Bekkerus. 1827. Berlin.] (Gött. g. A. St. 204. 1828.)

[M. Terenti Varronis de lingua latina libri qui supersunt. Rec. L. Spengel. 1826.] (Gött. g. A. St. 4. 1829.)

[Damascii philosophi Platonici quaest. de primis principiis. Ed. J. Kopp. Frankf. a. M.] (Gött. g. A. St. 40. 1829.)

[Inscriptiones antiquae a Comite Car. Vidua in Turcico itinere collectae. 1826.] Und

[Analyse critique du recueil d'Inscriptions Grecques et Latines de M. le Comte de Vidua par M. Letronne. 1828. Paris.] (Gött. g. A. St. 108. 1829.)

[Scholia in Sophoclis tragoedias e Cod. Ms. Laurentiano descr. P. Elmsley. 1826.] (Gött. g. A. St. 50. 1830.)

Ἄτακτα. Τόμος πρῶτος περιέχων δύο ποιήματα Θεοδώρου τοῦ Προδρόμου (von Koraes). (Gött. g. A. St. 140. 1830.) 266

[Joannis Laurentii Philadelphini Lydi de mensibus quae exstant excerpta. Text. recogn. G. Roether.] (Gött. g. A. St. 64. 1831.)

Seite

[Epistola critica ad J. Fr. Boissonade, qua novae rhetorum Gr. ed. a se curandae specimen proponit Chr. Walz. 1831. Stuttgart.] (Gött. g. A. St. 114. 115. 1831.)

[Lectiones Diodoreae. Conscr. J. R. C. Krebsius. Hadamar und Weilburg.] (Gött. g. A. St. 138. 139. 1832.)

[Anecdota Graeca descripsit, annot: illustr. J. Fr. Boissonade. Paris.] (Gött. g. A. St. 188. 1832.)

[Hecataei Milesii fragmenta. Scylacis Caryandensis Periplus. Ed. R. H. Klausen.] (Gött. g. A. St. 202. 203. 1832.)

[Rhetores Graeci ed. Chr. Walz. Vol. I. 1832. Stuttgart und Tübingen.] (Gött. g. A. St. 47. 1833.)

[Arsenii Violetum ed. Chr. Walz. Stuttgart. 1832.] (G. g. A. St. 50. 1833.)

[Aeſchylos Eumeniden, Gr. u. Deutſch, mit erläuternden Anm. von K. O. Müller.] (Gött. g. A. St. 81. 1833.)

[M. Terentii Varronis de lingua lat. libri emend. et annot. a C. O. Muellero. a. 1833. Leipzig.] (Gött. g. A. St. 128. 1834.)

[Anhang zu dem Buche: Aeſchylos Eumeniden gr. und deutſch von K. O. Müller. Göttingen 1834.] (Gött. g. A. St. 153. 1834.)

Aeschyli quae supersunt ed. R. H. Klausen. Vol. I. Orestea. Sectio I. Agamemnon. 1833. Gotha und Erfurt. (Gött. g. A. St. 198. 199. 1834.) 273

Inscriptiones Gr. ineditae. Coll. ed. L. Rossius. Nauplia. (Gött. g. A. St. 116. 1836.) Sehr abgekürzt 283

Sophokles, König Oedipus, überſetzt und erklärt von Fr. Stäger. 1836. Halle. Und

Die Tragödien des Sophokles, überſetzt von W. R. Griepenkerl. 1r Theil: König Oedipus. 1835. Berlin. (Gött. g. A. St. 182. 183. 1836.) 286

Sophoclis Ajax, comment. illustr. Chr. A. Lobeck. Ed. sec. 1835. Leipzig. (Gött. g. A. St. 109—112. 1838.) .. 294

M. Tullii Ciceronis oratio pro T. Annio Milone. Ed. G. Freundius. 1839. Breslau. (Gött. g. A. St. 106. 107. 1840.) 312

IV. **Zur Grammatik und Lexicographie der Sprachen des claſſiſchen Alterthums.**

Recenſionen und Abhandlungen.

[Essais sur les prépositions par J. P. Gail. 1821.] (Gött. g. A. St. 57. 1822.)

Thesaurus Graecae linguae, ab H. Stephano constructus. Tert. ed. C. B. Hase, G. R. Lud. de Sinner et Th. Fix.

Seite

Vol. I. 1831. Lief. 1. Paris. (Gött. g. A. St. 12. 1832.) 321

Lehre von den Partikeln der griechiſchen Sprache von J. A. Hartung. Thl. 1. 1832. Erlangen. (Gött. g. A. St. 100. 1833.) 327

Ausführliche Grammatik der griechiſchen Sprache von R. Kühner. Thl. 1 und 2. Hannover. (Gött. g. A. St 46. 47. 1836.) 336

[Etymologiſches Wörterbuch der griechiſchen Sprache von W. Pape. Berlin. 1836.] (Gött. g. A. St. 141. 1837.)

De lingua Sabina scr. Jac. Henop. Praefatus est G. F. Grotefend. Altona. (Gött. g. A. St. 164. 168. 1837.) . . 354

Rudimenta linguae Umbricae. Scr. G. F. Grotefend. Hannover. 1836 und 1837. (Gött. g. A. St. 6. 7. 1838.) 360

Ueber die Conjugation auf $\mu\iota$ im Homeriſchen Dialekte von H. L. Ahrens. Nordhauſen. (Gött. g. A. St. 100. 1839.) 371

Abhandlung:

Ueber escit und die verwandten Formen in den Zwölf-Tafel-Geſetzen. (Hugo's civiliſt. Magazin Bd. 6. Berlin. 1837.) Verfaßt 1832 375

V. Zur griechiſchen Literaturgeſchichte.

Recenſionen und Abhandlungen.

De originibus tragoediae Gr. Scr. G. Schneiderus. Vratisl. 1817. Und

De originibus comoed. Gr. disput. G. Schneiderus. (Liter. Beil. zu den Schleſ. Provinzialbl. 1818. St. 2. S. 36 bis 46.) Abgekürzt 387

Nachtrag zu der Schrift über die Aeſchyleiſche Trilogie nebſt einer Abhandlung über das Satyrſpiel von Fr. G. Welcker. 1826. Frankfurt a. M. (Gött. g. A. St. 68. 1827.) . . 392

Indagandae per Homeri Odysseam interpolationis praeparatio. P. I. 1828. Kiel. (Gött. g. A. St. 183. 1828.) Abgekürzt 398

De cyclo epico poëtisque cyclicis. Scrips. Wuellner. 1828. Münſter. (Gött. g. A. St. 183. 1828.) Abgekürzt 400

[Ulysse-Homère par Const. Koliades. Paris. 1829.] (Gött. g. A. St. 10. 1831.)

De historia Homeri. Scrips. Gr. G. Nitzsch. Hannover. (Gött. g. A. St. 29. 1831.) 402

Dissertatio literaria inauguralis de Aeschyli Choëphoris deque Electra cum Sophoclis tum Euripidis. Scrips. J.

Seite
V. Westrik. Leyden. 1826. (Gött. g. A. St. 101. 1831.) 415
Quaestionum Aristophanearum specimen I. v. Ulrich. 1832. Hamburg. (Gött. g. A. St. 66. 67. 1833.) 419
De emendatione Theogoniae Hesiodeae libri tres. Scr. G. J. C. Muetzell. Leipzig. 1833. (Gött. g. A. St. 138. 139. 1834.) 425
De Lycurgi oratoris vita et rebus gestis dissert. Scr. A. F. Nissen. Kiel. 1833. (Gött. g. A. St. 104. 1836.) .. 437
Lycurgi deperditarum orat. frg. coll. Fr. G. Kiesslingius. Halle. Abgekürzt 443
und
[**Lycurgi reliquiae ed. I. G. Baiterus et H. Sauppius. 1834. Zürich.**] (Eben da.)
Sanchuniathonis historiae Phoeniciae libros novem Graece versos a Philone Byblio ed. F. Wagenfeld. Bremen. 1837. (Gött. g. A. St. 52. 1837.) 445
[Der neue Sanchuniathon. Ein Briefwechſel. Herausg. von Schmidt von Lübeck. 1838. Altona.] (G. g. A. St. 8. 1839.)
Commentatio de reliquiis comoediae Atticae antiquae. Scripsit Th. Bergk. Leipzig. 1838. (Gött. g. A. St. 120. 1839.) Abgekürzt 452
Index praelectionum in univers. Fr. W. Rhenana per m. aest. a. 1838 habendarum. Bonnae. Und
Ueber die zehn erſten Bücher der Ilias von K. Lachmann. Berlin. 1838. (Gött. g. A. St. 188. 1839.)

Abhandlungen:

Was für eine Art Drama waren die Heloten? (Rhein. Muſ. S. 488—490. 1829.) 468
Ueber den Zuſammenhang des Kommos in Aeſchylos Choephoren von 304 bis 471. (Allg. Schulz. Abth. II. Nr. 107, 108 und 109. 1832.) 470
Scholien zu den von Hrn. Dr. Dübner herausgegeb. Verſen des Tzetzes über die verſchiedenen Dichtungsarten. (Rhein. Muſ. Bd. 5. 1837.) 488
Ekkyklema. (Erſch und Grubers allg. Encyklopädie. 1840.) .. 524

VI. Zur römiſchen Literaturgeſchichte.

Zur Beurtheilung des C. Salluſtius Crispus von J. W. Löbel. Breslau. 1818. (Lit. Beil. zu den Schleſ. Provinzialbl. 1818. St. 10. S. 302—308.) 543
J. Val. Franckii examen criticum D. Junii Juvenalis vitae. 1820. Altona und Leipzig. (Gött. g. A. St. 86. 1822.) 547

☞ Der zweite Band wird die archäologiſchen und mythologiſchen Abhandlungen und Recenſionen, in ſo weit ſie aufzunehmen waren, der dritte Band die zur alten Geſchichte und Geographie und den Antiquitäten gehörigen nebſt einem vollſtändigen Regiſter über das Ganze enthalten; wobei zugegeben werden muß, daß allerdings Einzelnes auch anders eingeordnet werden konnte, wie namentlich die Abtheilungen „zur Kritik und Hermeneutik" und „zur Literaturgeſchichte" einander oft ſehr nahe berühren und Manches, was unter der Rubrik „zur alten Geſchichte und Geographie" erſcheinen ſoll, weil es ſeinem Hauptinhalte nach dahin gehört, auch wohl ſchon im erſten Bande unter den Abhandlungen „zur claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft im Allgemeinen" mit hätte abgedruckt werden können.

I.

Zur philologiſchen Encyclopädie und Methodologie.

Recenſionen.

Encyclopädie der klaſſiſchen Alterthumskunde, ein Lehrbuch für die obern Klaſſen gelehrter Schulen. Von Ludwig Schaaff, Prediger zu Schönebeck bei Magdeburg. Erſter Theil. Zweite verbeſſerte Auflage. Unter dem beſondern Titel: Literaturgeſchichte und Mythologie der Griechen und Römer. Magdeburg 1820. S. 328. gr. 8.

Vorliegendes Lehrbuch ſoll, auch nach des Vf. Plane, keinesweges vollſtändigen Vorträgen über die einzelnen Theile der Alterthumswiſſenſchaft zum Grunde gelegt werden, da ſolche Vorträge für keine Klaſſe einer Schule gehören: es ſoll dem reiferen Schüler zum Selbſtſtudium übergeben werden und dem Lehrer als Veranlaſſung dienen, die dargebotenen Kenntniſſe mit dem Sprachſtudium in Zuſammenhang zu bringen. Ref. muß dieſen Zweck für in der Hauptſache verfehlt halten. Compendien dieſer Art können nie das Selbſtſtudium anregen, eher möchten ſie dem Schüler Widerwillen einflößen; ſie ſind nur als Erinnerungs- oder Vorbereitungsmittel zu ausführlichern Vorträgen brauchbar, durch welche erſt Leben und Zuſammenhang in die abgeriſſenen Notizen hineinkommt, daher für die Univerſität anwendbar, für Schulen nie. Geiſtreiche Entwickelungen, die einzelne Hauptpunkte zur vollkommenen Klarheit bringen, würden ohne Zweifel weit mehr zum Selbſtſtudium anregen. Nichts iſt aber verderblicher, als wenn dem Schüler die Pönitenz aufgelegt wird, compendiariſche Sätze im Gedächtniß aufzufaſſen, die nicht entweder genetiſch vor ſeinen Augen entſtanden oder durch praktiſche Anwendbarkeit ihm anſchaulich gemacht ſind.

Indeſſen iſt in der Literaturgeſchichte eine fleißige und getreue Benutzung des Vorhandenen und ein Bemühen nach ausreichender Vollſtändigkeit nicht zu verkennen, und hier wird das Werk auch nicht ohne Nutzen gebraucht werden. Weit weniger kann dies von der Mythologie gerühmt werden, wo freilich die Hilfsmittel weniger ausreichen.

Handbuch der philologiſchen Bücherkunde für Philologen und gelehrte Schulmänner von Jo. Ph. Krebs, Doktor d. Ph. und Profeſſor der A. L. am Gymnaſio zu Weilburg. Th. 1. Bremen, 1822. S. 596. Th. 2. 1823. S. 594 in Octav.

Niemand wird läugnen, daß ſich der Verf. vorliegenden Werkes ein wahres Verdienſt erworben hat, indem er uns in den Beſitz eines Buches ſetzt, aus welchem angehende Philologen eine Ueberſicht des Brauchbarſten in jedem Fache ihrer Wiſſenſchaft ſchöpfen und worin auch reifere Notizen und Nachweiſungen ſchnell auffinden mögen, die den Weg zu genauerer und vollſtändigerer Kenntniß bahnen können. Der Plan des Verfaſſers geht nämlich nicht darauf hinaus, ein vollſtändiges Verzeichniß aller vorhandenen zur Philologie gehörigen Bücher zu liefern — ein coloſſales Unternehmen der eigentlichen Bibliographie, zu dem die Zeit kaum gekommen iſt —, obgleich er auf der andern Seite auch wieder nicht bloß eine Auswahl des Vorzüglichſten geben wollte: ſondern jedes Buch, das für ſich auf irgend eine Weiſe der Kenntniß des Alterthums näher führt und bei dieſem Zwecke benutzt werden kann, nicht aber ſolche, die etwa bloß bei beſondern kritiſchen Unterſuchungen als Hilfsmittel zu Rathe gezogen werden müſſen oder bei einer einzelnen gelehrten Arbeit in Betracht kommen, ſollen hier, wenn wir den Plan des Verfaſſers recht verſtehen, in einer faßlichen, bequemen Ordnung zuſammengeſtellt werden. Freilich muß es bei dieſem Plan häufig an Entſcheidungsgründen fehlen, ob dies oder jenes Buch aufgenommen werden ſolle, um ſo mehr, da dem Verf. die meiſten der von ihm genannten Schriften nur nach dem Titel bekannt ſein konnten und er aus dieſem allein ſeine Gründe entnehmen konnte. Wenn hieraus manche Ungleichheit im Einzelnen hervorgegangen iſt: ſo hindert dieſe nicht, daß das Buch im Ganzen ſeinen Zweck erfüllt. Die Vertheilung des Stoffes iſt nach folgenden Abſchnitten gemacht, bei deren Anordnung Fr. A. Wolf's Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft zum Grunde gelegt iſt. Vorausgeht eine ſehr kurze Literatur der Wiſſenſchaftskunde, auf die im zweiten Abſchnitt eine Literatur der Philologie im Allgemeinen folgt, die indeß der Verf. von einer ganz verſchiedenen Disciplin, der Geſchichte der alten Literatur, gar nicht genau genug getrennt gehalten hat, da faſt alle S. 4 angeführten Bücher zu dieſer gehören. Die Schriften über den Geiſt des Alterthums im Ganzen gehören nach einer ſyſtematiſchen Eintheilung auch nicht hieher, ſondern an den

Anfang oder Schluß der ſogenannten realen Disciplinen der Alterthumswiſſenſchaft. Vom dritten Abſchnitte: Literatur der Literatur, zuerſt der geſammten, dann der eigentlich philologiſchen, gilt dieſelbe Bemerkung wie vom zweiten. Man durfte hier eigentlich nur verzeichnende, ſammelnde Werke über den aus dem Alterthum erhaltenen Bücherſchatz erwarten, der Verf. aber hat die Literargeſchichte hineingebracht, die darum unter den geſchichtlichen Diſciplinen, zu denen ſie gehört, ganz weggeblieben iſt. Der vierte Abſchnitt: Biographiſche Literatur, ſcheint uns mehr aus einem äußern Bedürfniß bequemer Zuſammenfaſſung, als aus der Erkenntniß des innern Zuſammenhanges der Wiſſenſchaft hervorgegangen zu ſein, da der vom Leben einzelner Männer hergenommene Eintheilungsgrund als ſolcher nur alsdann gelten könnte, wenn die Geſchichte von Geſammtheiten, von welcher Art irgend, gegenüberſtände. Ref. würde dieſen Abſchnitt in die Literargeſchichte, die Geſchichte der Philologie und die alte Staaten- und Völkergeſchichte auflöſen. Hierauf folgt die Literatur vorzüglicher Ausgaben, Ueberſetzungen und Erläuterungsſchriften griechiſcher Schriftſteller. Die Schriftſteller ſind nach der Ordnung des Alphabets geſtellt, wie auch ſonſt die in den nicht mehr ſubdividirten Abtheilungen angeführten Werke: was für das Aufſchlagen allerdings ſeine Bequemlichkeit hat, die wir deſſenungeachtet einem höhern Geſetz aufgeopfert haben würden. Den griechiſchen Profanſcribenten iſt in zwei beſondern Abſchnitten die Literatur der LXX. und des N. Teſtaments beigegeben, ſo wie den Römiſchen Autoren das Corpus juris einverleibt iſt; auch ſind die lateiniſchen Scribenten des Mittelalters mit hineingenommen. Warum dem neunten Abſchnitt: Kritik und Hermeneutik, außer den Büchern, die ſich auf die Methode der Behandlung der alten Schriftſteller beziehen und alſo wirklich hieher gehören, auch alle philologiſchen Bibliotheken, alle Literaturzeitungen, alle Sammlungen von Schriften über Gegenſtände des Alterthums zugegeben worden ſind, kann Ref. nicht begreifen. Hat Wielands Attiſches Muſeum mehr mit Kritik und Hermeneutik insbeſondere zu thun, als mit Alterthumskunde überhaupt; und verwechſelt der Verfaſſer etwa die Kritik philologiſcher Schriften mit der der alten Autoren, aus welcher Verwechſelung allein die Anreihung der Literaturzeitungen erklärlich ſcheint? Ref. würde die Sammelwerke der allgemeinen Literatur der Philologie einverleibt haben, wenn ſie wirklich in keine engere Gränze eines einzelnen Theils eingeſchloſſen werden können, die recenſirenden der Literatur der Literatur. Die Kritik und Hermeneutik ginge beſſer den Abſchnitten über die Ausgaben

voraus, da dieſe eigentlich ſammt und ſonders nichts Anderes ſein können, als der angewandte Theil jener theoretiſchen Diſciplinen. Der zehnte, ſehr unbedeutende Abſchnitt enthält die Spruch= und Sprüchwörter=Sammlungen aus dem Alterthum; der elfte ausgezeichnete Schriften Neuerer in griechiſcher und lateiniſcher Sprache. Die Neugriechen ſind mitgenommen, doch durchaus ohne Vollſtändigkeit ihrer Literatur; bei den lateiniſchen Schriftſtellern hat ſich der Verf. mit Recht auf Redner, Epiſtolographen und Dichter beſchränkt. Der zweite Band gibt zuerſt in drei Abſchnitten die allgemeine, die griechiſche und die lateiniſche Grammatik, der ein Abſchnitt über Proſodik, Rhythmik, Metrik und Poetik der Griechen und Römer beigefügt iſt; dann folgt die Geſchichte der redenden Künſte und Wiſſenſchaften, der Philoſophie und Naturkunde, die Geſchichte *κατ' ἐξοχὴν* nebſt Genealogie, Chronologie, Geographie, die Alterthümer, die Geſchichte der mimetiſchen Künſte, d. h. der Schauſpielkunſt, Rhapſodik, Deklamationskunſt, Muſik und Tanzkunſt, die Archäologie, die Mythologie und Symbolik. Ref. findet auch hier die Eintheilung im Ganzen zweckmäßig und bequem für den Gebrauch, was eine ſtrenger wiſſenſchaftliche vielleicht minder geweſen wäre; nur beobachtet ſie der Verf. nicht überall genau genug. So enthält der Abſchnitt über Geographie Vieles, was ganz zur Geſchichte, Andres was zur Archäologie gehört: und zu den griechiſchen Alterthümern ſind Werke gerechnet, wie die **Ionian antiquities**, die zur Architektur, und Chishulls **Antiquitates Asiaticae**, die zur Epigraphik gehören: Fehler, die auch beim Aufſuchen hinderlich werden, weil es an einem allgemeinen Regiſter fehlt. Dem eifrigen Schulmanne darf man es nicht verübeln, daß er einen beſondern, den ſieben und zwanzigſten, Abſchnitt dem Schul= und Erziehungsweſen der Alten gewidmet hat, obgleich dasſelbe freilich in einer wiſſenſchaftlichen Anordnung bei den Alterthümern untergebracht werden muß; hier macht es einen nicht unpaſſenden Uebergang zur Literatur des neuen Gelehrten=Schulweſens, deren Hinzufügung ein Verdienſt des Werks ausmacht.

Acta Societatis Graecae. Ediderunt Antonius Westermannus, Phil. Dr. Litter. Graec. et Rom. in Univ. Lips. P. P. O. Carolus Hermannus Funkhaenel, Phil. Dr. Gymnasii Nicol. Lips. Coll. III. Vol. I. Praefatus est Godofredus Hermannus. XXX und 201 S.

Wenn man die Philologie mit andern Wiſſenſchaften, wie Geſchichte oder Mathematik, vergleicht, kann man leicht an ihr die beſtimmte Begränzung des Begriffs vermiſſen, wie ſie den andern zukommt, und wohl zu der Anſicht geführt werden, daß ſie nur ein zufälliges Aggregat verſchiedenartiger Kenntniſſe, theils aus der Sprachkunde, theils aus der Geſchichte, der Aeſthetik u. ſ. w., ſei, welches nur durch beſondere äußere Umſtände, die namentlich in der einmal eingeführten Erziehungsweiſe der Jugend liegen, als ein ſcheinbares Ganzes zuſammengehalten werde. Die alten Autoren, kann man ſagen, ſeien nun einmal ein probates Bildungsmittel des jugendlichen Geiſtes; Alles, was zum Verſtändniß und zur Erläuterung derſelben diene, welchem Zweige des menſchlichen Wiſſens es auch angehören möge, bilde die Maſſe von Kenntniſſen, die man Philologie nenne. Dann würde freilich die Philologie, wenn ſie in dem Verſtehen der alten Schriftſteller ſchon ihren Schluß- und Zielpunkt gefunden hätte, wenn kein daraus erſt wieder zu gewinnendes Wiſſen jenſeits läge, als Wiſſenſchaft gar nicht in Betracht kommen. Wenn man aber dagegen die Beſtrebungen der Männer, welche ſchon im ſechszehnten Jahrhundert die Philologie weit über das Maß ſolcher Hilfskenntniſſe hinaus mit der ganzen Energie von Geiſtern, die nach wirklicher Wiſſenſchaft rangen, bearbeitet haben, wenn man die Richtung, welche die Philologie in neueren Zeiten in Deutſchland genommen hat und mit wachſender allgemeiner Theilnahme verfolgt, beobachtet: wird man darin gewiß nicht den Trieb eigentlicher Wiſſenſchaft verkennen, der auf ein großes, innig verbundenes Ganzes menſchlicher Erkenntniß hinausgeht. Ueber das Feld nun, auf welchem dieſe Erkenntniß im Allgemeinen zu ſuchen iſt, kann kaum ein Zweifel obwalten, daß es das der Geſchichte des Menſchengeſchlechts ſein müſſe. Hiernach würde die Philologie der Geſchichte als ein Theil anheimfallen, wenn nicht von der andern Seite die Philologie ſich Aufgaben geſetzt hätte, die wenigſtens nicht im Kreiſe der Geſchichte, in dem Sinne, wie man ſie aufzufaſſen gewohnt iſt, zu finden ſind. Die

Philologie geht darauf hinaus, die Periode der Bildung des Menſchengeſchlechts, mit der ſie ſich beſchäftigt, eben ſo in ihrem geſetzmäßigen Entwickelungsgange, wie in ihren individuellen Geſtaltungen in anſchaulicher Vorſtellung aufzufaſſen, wiſſenſchaftlich zu erkennen und überhaupt dem Geiſt auf ſolche Weiſe anzueignen, daß er in allen ſeinen Kräften dadurch geſtärkt, gereift und über die Beſchränktheit eines perſönlich-zufälligen Horizontes zu einer höhern Einſicht in das menſchlich Edle, Große und Schöne erhoben werde. Sie ſetzt ſich alſo nicht die Ermittelung einzelner Facta, die ſie in ihre Tabellen eintragen will, noch auch die Gewinnung abſtrakter Formen, die es ihr etwa von den Erſcheinungen abzuziehen gelingt, ſondern die ganze volle Auffaſſung des antiken Geiſteslebens in Verſtand, Gefühl und Phantaſie zum Ziele; und die Lectüre der klaſſiſchen Schriftſteller iſt nicht etwa bloß eine Gelegenheit für ſie, dies und jenes zu excerpiren, hie oder da ihre Kräfte zu zeigen, ſondern — inſofern ſie mit lebendigem Sinne für das Weſentliche verbunden iſt — in der That ſelbſt ſchon ein großer, wichtiger Theil der wiſſenſchaftlichen Aneignung des Alterthums, dem freilich Vieles vorausgehen und auch noch Manches folgen muß. Daß das klaſſiſche Alterthum der Griechen und Römer der ergiebigſte oder wenigſtens zuerſt ergiebige Boden einer ſolchen Bearbeitung geworden — wiewohl die griechiſch-römiſche Philologie nichts weniger als für ſich allein ſtehen will, ſondern die orientaliſche und jetzt auch die germaniſche mit Freuden auf ähnlichen Pfaden zu ähnlicher Ausbreitung heranſchreiten ſieht — hat auch wohl nicht bloß in äußern Umſtänden, ſondern, mit dieſen zugleich, in der ganzen Beſchaffenheit der Bildung dieſer Völker, beſonders in der harmoniſchen Totalität ihres geiſtigen Lebens, ſeinen Grund.

Wir haben hier Sprachen vor uns, die, abgeſehen von der Nothwendigkeit ihrer Kenntniß zum Verſtändniß der Literatur, an und für ſich, wenn ſie hiſtoriſch und comparativ behandelt werden, die beredteſten Zeugen für die geiſtige Geſchichte der Nationen ſind, die ſie redeten, indem ſie durch ihren etymologiſchen Bau die tiefſten Blicke thun laſſen auf die erſten Entwickelungsſtufen des erwachenden, naturfriſchen Geiſtes in einem Jugendalter, in dem dieſe Nationen zum Theil noch auf dem mütterlichen Boden einer größern Völkerfamilie feſtgewachſen erſcheinen, aber eben ſo ſehr in ihrer ſyntaktiſchen Ausbildung uns in die Operationen des gebildetſten, reifſten Verſtandes und Geſchmacks einführen, der das gegebene Material der Sprache zum geſchmeidigen Organ der mannigfachſten Ge-

dankenentwickelung zu machen wußte. Als das zweite Erzeugniß des Geiſtes dieſer Völker treten uns Religionen entgegen, die freilich den Kern echter Religioſität uns an den meiſten Stellen nur verdunkelt zeigen, aber dem Forſcher dafür eine Fülle der eigenthümlichſten Anſchauungen der Natur- und Menſchenwelt in ihrer Beziehung auf ein göttliches Leben, und zwar größtentheils aus einem Zeitalter, bieten, das, älter als alle Literatur, doch durch ſeine Schöpfungen in dieſer Art mächtig auf die ganze folgende Cultur, Poeſie und Kunſt eingewirkt hat. Daran ſchließt ſich die Ausbildung des praktiſchen, insbeſondere des politiſchen Lebens, die ſchon um der leitenden Ideen des Sittlich-Schönen willen, welche in den alten Geſetzgebungen heller hervortreten als in irgend einem neuern Staatsleben, eben ſowohl der Betrachtung würdig iſt, als irgend ein Werk eines einzelnen Menſchengeiſtes. Auf dem Boden dieſer beiden Felder, der Religion und des bürgerlichen Lebens, erhebt ſich der reiche Wuchs der alten Literatur, aus den Anläſſen und Antrieben des Cultus, des Staats, der Sitten nach allen Seiten hervorwachſend und in den guten Zeiten der antiken Bildung durchaus von künſtleriſchen Stimmungen und Grundſätzen beherrſcht und eben dadurch zu einer Mannigfaltigkeit von Gattungen entwickelt, von ſo feſtem, in ſich vollendetem Gepräge, einem ſolchen bis ins innerſte Gefüge der Gedanken durchgedrungenen Stil, daß der Geiſt des einzelnen Künſtlers, ohne Hemmung der individuellen Freiheit, doch dadurch eine conſtante Richtung auf das Wahre und Richtige in der Kunſt erhalten mußte. Und damit im innigſten Bunde die bildende Kunſt, auf demſelben Boden des religiöſen und öffentlichen Lebens wurzelnd, gleichen Formgeſetzen und Geſchmacksgrundſätzen dienend, wie von einer gütigen Vorſehung uns beſchieden, um das Wort der Poeſie durch ſinnliche Anſchauung zu beleben und die Anſchauung durch den Begriff der Sprache der geſammten Gedankenwelt richtig einzufügen. Endlich iſt es dieſelbe antike Bildung, von welcher die erſten Gedanken der Wiſſenſchaft ausgegangen ſind und der unſere Wiſſenſchaft, wenn auch dem Inhalte nach mehr das Werk der modernen Bildung, doch größtentheils ihre methodiſchen Grundſätze und allgemeinen Formen verdankt. Fügen wir nun dieſen reichen Inhalt in den Rahmen der alten Völkergeſchichte und Länderkunde ein, welche dem Ganzen erſt durch Zeit und Ort Zuſammenhalt gibt, ſo würde das vor uns ſtehen, was wir als ſyſtematiſche Philologie anſprechen möchten: womit wir indeß nicht ſagen wollen, daß nicht die Geſchichte auch eine höhere Function übernehmen und von der

Philologie genährt und durchdrungen das geiſtige Leben, das jene durch die treueſte, mühevollſte Thätigkeit aufgeſchloſſen, im vollendeten Bilde zuſammenfaſſen könne, ſondern vielmehr den Hiſtoriker glücklich preiſen wollen, dem eine Geſchichte des Alterthums in dieſem Sinne zu ſchreiben — nach Jahrhunderten vielleicht einmal beſchieden ſein wird.

Indem, wie es uns ſcheint, die klaſſiſche Philologie dem Ziele einer ſolchen Ergründung ſeit einiger Zeit mit entſchiedenem Bewußtſein zuſtrebt, bereitet ſie einerſeits eine nähere Verbindung mit der Philoſophie vor, indem ſie ſich bemüht, ihr die Mittel zu verſchaffen, in das Innere des menſchlichen Geiſtes, den ganzen Organismus ſeines Lebens, ſeine Entwickelungsſtufen und deren Geſetze, die Natur und das Weſen aller höhern geiſtigen Thätigkeiten ungleich tiefer einzudringen, als es die beſchränkte und einſeitige Lebenserfahrung eines Individuums oder ein willkürliches Herausgreifen einzelner Erſcheinungen aus der Geſchichte möglich macht. Andererſeits wird ſie auch dadurch in den Stand geſetzt, die Rolle in der pädagogiſchen Bildung der Jugend, die ihr, ungeachtet der ſich immer erneuernden Kämpfe darüber, bis jetzt noch geblieben iſt, mit gutem Gewiſſen und im klaren Bewußtſein ihres Rechts zu behaupten. Denn wenn ihr ſelbſt der geiſtige Charakter und die Gedankenſphäre in allen Werken des Alterthums vollkommen deutlich geworden ſein wird, wird ſie dieſelbe auch am beſten für die Entwickelung des jugendlichen Geiſtes benutzen und durch die einfachen und klaren Formen der antiken Bildung den Geiſt für die verſchlungenen und complicirten Wege, welche die neue Zeit eingeſchlagen hat, vorbereiten können.

Der Unterz. hat dieſe Betrachtung über die jetzige Aufgabe und Stellung der Philologie, in welcher er mit vielen ſeiner Zeitgenoſſen zuſammen zu treffen glaubt, hier vorausgeſchickt, um den Standpunkt anzuzeigen, von dem aus er die Aeußerungen des berühmten Vorredners dieſer **Acta Societatis Graecae** beurtheilen muß, welche durch die Stelle, wo ſie ſtehen, und durch die Art, wie ſie ausgeſprochen werden, als eine Art von Manifeſt einer ſehr ausgebreiteten philologiſchen Schule erſcheinen. Herr G. Hermann ſpricht zuerſt von dem Nutzen, welchen die griechiſche Geſellſchaft in Leipzig durch die Uebungen gewährt habe, die darin angeſtellt worden und die ein ungleich wichtigerer Theil des Unterrichts ſeien, als das bloße Anhören von Vorleſungen: wobei der Unterz., ohne den großen und auch überall anerkannten Nutzen fortdauernder Uebungen für die

philologiſche Bildung im geringſten zu bezweifeln, doch bemerken muß, daß das ruhige Aufnehmen einer wiſſenſchaftlichen Entwickelung immer noch einen ungleich größern Fortſchritt des Geiſtes in der Zeit der akademiſchen Studien bezeichnet und mit Recht daher als die Hauptſache und das eigentlich Unterſcheidende der akademiſchen Bildungszeit angeſehen wird. Hierauf folgt eine Erzählung von dem philologiſchen Bildungsgange des Vorredners ſelbſt, und namentlich eine ſehr lebhafte und anziehend geſchriebene Schilderung der Lehrweiſe des vortrefflichen Reiz, für welche, ſo wie für manche andere charakteriſtiſche Züge aus jener Zeit, jeder Leſer dem Verf. großen Dank wiſſen wird. Hierauf fährt der Verf. fort, wie er durch die Kantiſche Philoſophie und eine Lectüre der Alten, die ſich immer nur auf einen Schriftſteller zugleich gerichtet habe, gebildet, nun alle ſeine Studien darauf gerichtet habe, ut linguarum rationes usumque scriptorum quam posset certissime explicatum haberet. Was er damals über Tempora, Modi, Partikeln und dgl. zuerſt ins Klare gebracht habe, ſei in jener Zeit von Vielen ſchnöde zurückgewieſen worden, während es jetzt großentheils ſelbſt in den Unterricht der Knaben auf der Schule übergegangen ſei: Behauptungen, deren Wahrheit wohl nicht leicht von irgend Jemandem in Zweifel gezogen werden wird, wenn wir dabei manche aus der Kantiſchen Kategorieentafel abgeleitete Begriffsbeſtimmung beſeitigen. Unmittelbar nach dieſer Hinweiſung auf ſeine Verdienſte um die griechiſche Sprachkunde fährt Herr H. fort: Verum relabi videtur seculum nostrum in pristinam levitatem, quum multi, linguarum scientia se iam pueros satis instructos rati, ea quae multo maiora ac potiora sint consectanda esse clament. Eorum duae sectae sunt, una grammaticorum, altera illorum qui quas ipsi res appellant tractari volunt. Et de grammaticis quidem alii, saniores illi, modo laboriosa industria rarissimas et maxime reconditas verborum formas expiscantur, modo mira subtilitate distinctiones definitionesque excogitant verbisque exornant amplissimis, haud scio an opera maiore quam fructu; alii autem, non magis multa iustaque ratione exculti, lucem sibi inde unde sol oritur, repercussam aurora boreali, affulsuram sperantes, ad Brachmanas et Ulphilam confugiunt, atque ex paucis non satis cognitarum linguarum vestigiis quae Graecorum et Latinorum verborum vis sit explanare conantur. Qui ut hic illic alicuius vocabuli formaeve originem inveniant, tamen ad Graecae Latinaeque linguae rationem ex-

plicandam vereor ne non plus lucrentur, quam si Germanus aliquis gentis suae linguam plurima vocabula communia cum Graeca habere sciat: quo ille sua lingua nihilo rectius utetur, quam si id nesciat.

Wir verweilen hierbei ein wenig, indem wir auf den Grund dieſes Tadels zu kommen ſuchen. Was nun die erſte Art von Grammatikern betrifft, ſo iſt uns unbekannt, daß gerade dieſe Richtung der Aufſpürung ſeltener Wortformen und der Sucht nach ſubtilen Diſtinctionen ſo vorherrſchend wäre, um als charakteriſtiſch für die gegenwärtige Zeit erwähnt zu werden; weit mehr hätte man erwartet, daß hier von den erneuten und in ganz anderm Maßſtab durchgeführten Leiſtungen der diplomatiſchen Kritik, ſo wie von den umfaſſendern Studien der alten Grammatiker geſprochen worden wäre, wodurch die Textbehandlung der Autoren eine weit feſtere Geſtalt, und grammatiſche Forſchungen eine breitere Unterlage erhalten haben, als es früher der Fall war. Was aber das vergleichende Sprachſtudium anlangt, über welches hernach der Stab gebrochen wird: ſo ſcheint Herr H. keine richtige Vorſtellung von dem Zwecke und der Bedeutung dieſes Studiums zu haben, wenn er nur den Nutzen davon abſieht, daß man dieſelben Worte in verſchiedenen Sprachen wiederfinde; da doch die Sache ſo ſteht, daß die urſprüngliche Geſtalt der meiſten Wurzeln, vieler Ableitungsformen und ziemlich aller Flexionen erſt durch die comparative Sprachkunde — und zwar meiſt mit einer Evidenz, wie ſie in hiſtoriſchen Wiſſenſchaften nur irgend verlangt werden kann — beſtimmt wird, und die ſpezielle Geſchichte der einzelnen Sprachen erſt dadurch einen Boden gewinnt, auf dem ſie auch das ſcheinbar Willkürliche und Regelloſe großentheils als Glieder eines ſchönen, geſetzmäßig entwickelten Ganzen nachweiſen kann. Urtheile, wie ſie Herr H. fällt, haben in neueſter Zeit öfter von Philologen verlautet und laſſen ſich auch leicht begreifen aus der Furcht vor einer allzugroßen Erweiterung des pflichtmäßigen Studiums: als wenn nicht auch in der Philologie von jeher eine Theilung der Arbeit des Forſchens beſtanden hätte und mehr als die wichtigſten und am meiſten geſicherten Ergebniſſe zu wiſſen einem Einzelnen zur Pflicht gemacht werden könnte. Die Sache iſt aber in der That jetzt dahin gelangt, daß entweder die Philologie ſich ganz einer hiſtoriſchen Erkenntniß über das Werden der Sprache, aller etymologiſchen Forſchungen über die Geſtalt der Wurzeln und den Organismus der grammatiſchen Formen begeben oder ſich in dieſen Stücken der comparativen Sprachkunde als Führerin und Rathgeberin anvertrauen

muß. Das willkürliche Etymologiſiren, das nicht von einem Studium der geſetzmäßigen Veränderungen in der Sprache ausgeht, erſcheint jetzt, beleuchtet von dem Lichte der Sprachvergleichung, als ein leeres Spiel und ſelbſt als eine ſehr gefährliche Täuſchung, wo es Unterſuchungen über die Bedeutung von Partikeln (wie bei der Hermann'ſchen Ableitung von ἄν) und grammatiſchen Formen zum Grunde gelegt worden iſt.

Die Vorrede geht nun zu der zweiten **Secta**, wie Hr. Hermann ſie nennt, über: **illorum qui quas ipsi r e s appellant volunt tractari**; wobei der Unterz. gleich bemerken muß, daß der Ausdruck Sachen-Philologie, ſeiner Erinnerung nach, von den Gegnern und nicht von denen herrührt, welche der Meinung ſind, daß neben der Form und in genaueſter Verbindung mit ihr der Inhalt der Werke des Alterthums beherzigt werden müſſe. Gegen dieſe ſpricht die Vorrede nun auf dieſe Weiſe: **Illi vero, qui sese rerum explicatores esse gloriantur, primum eo immane quantum peccant, quod linguas veterum non rerum primam et potissimam esse intelligunt.** Da hiermit der Verf. unmöglich ſagen will, daß die Sprache zum Inhalt eines Schriftwerks gehöre: ſo kann er nur das damit meinen, daß die Sprache eben ſo gut ein Theil des antiken Geiſteslebens und ein Gegenſtand hiſtoriſcher Beobachtung und Ergründung ſei, als Literatur, Kunſt, Staatsleben u. dgl.; dies iſt aber eigentlich niemals ganz überſehen und gerade von dem berühmten Gelehrten, den Herr H. als Führer dieſer **secta** von Sach-Philologen im Auge zu haben pflegt, öfter ſehr geltend gemacht worden. Es war ein Mißgriff Fr. A. Wolf's — wenn es Noth thut daran zu erinnern — die Grammatik als eine reine formale Diſciplin zu betrachten, während doch nur Kritik und Hermeneutik das Organon der Philologie bilden, und die Sprachkunde eben ſo gut zum Inhalt gehört, wie die übrige Alterthumskunde. Gerade daraus geht ja die Forderung hervor, daß, während Hr. H. einige Theile der griechiſchen Sprache zum Gegenſtand einer rein logiſchen Analyſe gemacht hat, nun eine hiſtoriſche Behandlung Noth thue, wodurch erſtens die alten Sprachen im Ganzen als Erzeugniſſe beſtimmter Richtungen des Geiſtes in ihrem nationalen Charakter aufgezeigt und dann insbeſondere die Sprachbehandlung der bedeutenderen in ihrer Gattung ſchöpferiſchen Schriftſteller aus den Eigenthümlichkeiten ihres Denkens und ihrer ganzen geiſtigen Bildungsſtufe entwickelt werde; wodurch erſt die noch immer ſehr weite Kluft zwiſchen der allgemeinen Theorie und dem ſubjectiven Gefühl, worauf man ſich bei

der Behandlung einzelner Schriftſteller zu verlaſſen pflegt, — wenn auch nie ganz ausgefüllt — doch wenigſtens verengert werden könnte. Darin hat aber die Philologie ihre Aufgabe noch ſehr wenig gelöſt und oft kaum erkannt, und ſelbſt die Autoren, deren ſchriftſtelleriſcher Charakter ſich am klarſten und ſchärfſten auffaſſen läßt, von der ſprachlichen Seite noch nicht in das gehörige Licht geſtellt, ſo große Vortheile auch Interpretation und Kritik davon zu erwarten haben. So iſt es gewiß nicht unmöglich, Thukydides ganze Sprache, ſeine Wahl der Worte, die Art ſeines Atticismus, ſeinen ſcharf zugemeſſenen und mit jener herben, alterthümlichen Grazie, von der die bildende Kunſt eine ſo deutliche Vorſtellung gewährt, daherſchreitenden Satzbau aus der Perikleiſchen Epoche in der Entwickelung des attiſchen Geiſtes, ſo wie der beſonderen Richtung des Charakters und der politiſchen und rhetoriſchen Bildung des Schriftſtellers zu erklären, während man ſich bis jetzt begnügt hat, dieſen Stil nur im Allgemeinen gegen die — von einer andern Bildungsſtufe aus ſehr gegründeten — Vorwürfe des Dionyſios zu vertheidigen.

Nam quid instituta veterum, fährt die Vorrede fort, quid artes, quid aedificiorum rudera aliaeque quae oculis cerni et manibus contrectari possunt reliquiae tam praeclarum atque eximium habent, quod praeferri, immo aequiparari possit ingeniorum monumentis, quae litteris consignata ad nos pervenerunt? und knüpft daran eine längere Diatribe des Inhalts, daß die Sprache ſo viel vorzüglicher als die übrigen Sachen ſei, als der Geiſt dem Körper vorgehe; daß wir außer den Schriften des Alterthums nichts davon nachahmen können, als die Werke der Architektur, Bildhauerei und Malerei, welche indeß alle geringer als die Schriften und worunter auch viel Schlechtes ſei; daß alſo das öffentliche und Privatleben der Alten uns nur intereſſiren könne, weil es zur Erläuterung der alten Schriftſteller diene; die Sprache ſei der Geiſt in körperlicher Geſtalt und bahne allein den Weg zum Verſtändniß der herrlichſten Denkmäler des Geiſtes. Wir wollen nun hier auf dieſe Vergleichung der Sprache und der ſogenannten Sachen mit Geiſt und Körper — als wenn ſich nicht z. B. auch im alten Staatsleben Ideen ausſprächen — auf dieſe Schätzung des Alterthums nach dem, was wir davon nachahmen ſollen — wodurch der Nutzen des ganzen Studiums ſehr zweideutig werden würde — auf dieſe ſonderbare Parallele der bildenden Künſte mit der Literatur — deren alten Wettſtreit Herr H. ſehr ſchnell zu ſchlichten weiß — auf die Vorwürfe, die der alten Kunſt wegen mancher ſchlechten Hervor-

bringung gemacht werden — als wenn dies in der Literatur anders wäre und das Schlechte und Geringe heutzutage anders, als um des Ganzen der antiken Kunſtwelt willen, geſchätzt und aufgeſucht würde — nicht näher eingehen, ſondern an den gelehrten Vorredner nur die einzige Frage ſtellen, ob nicht die richtigſte, geſündeſte, vollkommenſte Leſung der Alten jederzeit diejenige ſein werde, welche denſelben Zweck vor Augen hat, für den der alte Autor ſelbſt geſchrieben hat, und ob nicht zu einer ſolchen Leſung das wißbegierigſte Intereſſe für die Gegenſtände nöthig ſei, über welche er geſchrieben, und ob nicht ohne ein ſolches Intereſſe auch die Art der Behandlung, der Gedankengang, die Verknüpfung der Sätze, der feinere Bau der Rede ſelber oft auf eine ſchiefe und ungeſunde Weiſe aufgefaßt werden wird. Wenn dies unleugbar iſt und es eben ſo feſt ſteht, daß Thukydides geſchrieben hat, um das innere Getriebe des Peloponneſiſchen Krieges ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt deutlich zu machen, und Platon, um ſeinen philoſophiſchen Ideen Eingang zu verſchaffen, und Demoſthenes z. B. in der Rede vom Kranze, um den Plan ſeiner Staatsverwaltung zu rechtfertigen: ſo folgt, daß, wer nicht das volle Intereſſe für dieſe der Geſchichte des Staatslebens und der Philoſophie angehörenden Gegenſtände hinzubringt und wem es nicht darum zu thun iſt dieſe geiſtig zu durchdringen, auch die Kunſtformen dieſer Werke nicht verſtehen wird und auch die Sprache nicht für ihn die durchſichtige Hülle des Gedankens und der volle Ausdruck des Geiſtes ſein wird, ſondern mehr ein Tummelplatz für einzelne, ſich in's Spitzfindige verirrende Obſervationen und eine rechthaberiſche Diſputirſucht. Mit andern Worten: die wiſſenſchaftliche Kenntniß des Alterthums in allen Richtungen ſeines Lebens dient nicht etwa bloß den alten Schriftſtellern hie und da zur Erläuterung; die Schriftſteller ſelber ſind einzelne Organe dieſes Lebens, in welchem ſie mit allen ihren Gedanken und Empfindungen wurzeln, und wer ſie lieſt, wie ſie ſchrieben, lieſt ſie darum, um denkend und empfindend daran Theil zu nehmen.

Laſſe ſich nur Niemand dadurch täuſchen, wenn Jemand vorgibt, die Alten als Führer zu allem Großen und Schönen zu ſtudiren, und ſich doch gegen den Inhalt und die ſogenannten Sachen gleichgiltig zeigt. Das iſt es ja, was das ſchulmäßige Treiben der ſpätern Grammatiker und Rhetoren von Jahrhundert zu Jahrhundert immer leerer und geiſtloſer werden läßt, daß man ſich allein die Formen der frühern Bildung anzueignen ſuchte, ohne in ihren Zuſtänden und Ideen fortzuleben. Die heutige Philologie aber geht darauf hin-

aus, das Leben der Alten in ſeiner Ganzheit geiſtig herzuſtellen, natürlich nicht in der Wirklichkeit und unmittelbaren Anſchauung, ſondern mit den Mitteln, die wir anwenden können und die unſere Zeit in hohem Maße ausgebildet hat, der analyſirenden und combinirenden Reflexion, und im wiſſenſchaftlichen Bewußtſein.

Sollte aber Jemand glauben, daß die verſchiedenen Erſcheinungen des Lebens der Griechen und Römer hinlänglich in einzelnen Anmerkungen beiläufig erörtert werden könnten und nicht zum Gegenſtande beſonderer Werke gemacht zu werden brauchten: ſo leuchtet doch wohl ein, daß dieſe Form von beiläufigen und abgeriſſenen Erörterungen jetzt ungenügend erſcheint, wo eine zuſammenhängende und die Gründe der Erſcheinungen entwickelnde Behandlung gefordert wird, und daß es der in tauſend entlegenen Winkeln zerſtreuten Erudition der Philologen recht ſehr Noth thut, ſich auf ſolche Weiſe zu ſammeln und ihrer Kräfte und Mängel bewußt zu werden. Auch werden dadurch zugleich kritiſche und hermeneutiſche Commentare doppelt in den Stand geſetzt, ihre beſtimmte Aufgabe, die Herſtellung und das Verſtändniß des Schriftſtellers, ſchärfer zu faſſen und ſeine Eigenthümlichkeit in Gedanken, Kunſtformen und Sprachbehandlung zum Hauptgegenſtande der Forſchung zu machen. Der Unterz., dem ein Wort über „Notengelehrſamkeit“ ſehr falſch ausgelegt worden iſt, hat damit durchaus keinen Tadel über irgend eine Form von Erläuterungen ausſprechen wollen, die in der beſondern Beſchaffenheit des Schriftſtellers ihren Grund hat.

Fragen wir aber zum Schluſſe, worauf dieſe ganze Lobpreiſung der Sprachkunde im Gegenſatze mit andern Alterthumskenntniſſen abzwecke: ſo geben darüber gleichzeitige Recenſionen des Vfs. einen hinlänglichen Aufſchluß, in welchen die **secta philologorum** beſtimmter bezeichnet wird, welche Hr. H. anklagt, die Sprachſtudien zu verachten und hintan zu ſetzen. Wir halten es für unſere Pflicht, beſtimmt zu erklären, daß von den Philologen, welche Hr. H. bezeichnet, weder irgend Einer dieſe Geringſchätzung jemals ausgeſprochen noch auch durch die Art ſeiner Studien zu erkennen gegeben hat. Denn daß etwa der eine von dieſen Alterthumsforſchern mit einer Schrift über politiſche Alterthümer oder über Mythologie oder über einen Gegenſtand der bildenden Kunſt zuerſt vor dem Publikum aufgetreten iſt, daß vielleicht bei manchem auch die Beſchäftigung mit Gegenſtänden der Art gegen das Studium der Sprachen vorwiegt, berechtigt Niemanden eine Geringſchätzung der Sprachſtudien vorauszuſetzen, ſondern iſt eine natürliche Folge der Ausdehnung unſerer

Studien, welche den verſchiedenartigſten Talenten und wiſſenſchaftlichen Neigungen ein erwünſchtes Feld eröffnet. Soll aber etwa dieſe Vernachläſſigung des Sprachlichen faktiſch aus den Schriften derjenigen Philologen bewieſen werden, die Hr. H. aus der Geſammtheit beliebig herauszugreifen und zu einer beſondern Schule oder Sekte zu ſtempeln pflegt: ſo erinnern wir uns zwar an manche Verſuche dieſen Beweis zu führen, aber nicht eben an gelungene, und es iſt mitunter dabei von Seiten der Angreifenden ſchlimmer gefehlt worden, als ſie ihren Gegnern vorwerfen konnten. Es iſt durchaus irrig und unwahr, was Hr. H. wiederholt durch Recenſionen und Vorreden zu verbreiten ſucht, daß nur ſeine Erklärungsmethode mit Grammatik verfahre und die Andern ohne Grammatik bloß durch Antiquitäten, Mythologie, Archäologie, Aeſthetik die Alten erklären wollten, da die Sache vielmehr ſo ſteht, daß ſie außer Grammatik noch etwas mehr nöthig finden zum Begreifen der klaſſiſchen Werke.

Indem wir nunmehr dem Vorredner weiter folgen, gelangen wir zu einer Erzählung über die Gründung und Einrichtung der griechiſchen Societät zu Leipzig, die ſeit der Zeit, daß königliche Stipendien daran geknüpft worden, mit einem philologiſchen Seminar viel Aehnlichkeit hat, und wiederum zu einer Empfehlung derjenigen Weiſe die alten Schriftſteller mit jüngeren Philologen zu tractiren, quae ceteris et rectior et certior esset. Doch wird eigentlich, nach manchem Tadel anderer Behandlungsweiſen, über dieſe beſſere kein Aufſchluß ertheilt, als durch den Satz: Non omnia explicari ab Societate Graeca volui, sed ea tantum, quae difficilia aut corrupta essent, quorum altera recte explicando defenderentur, altera bene emendando lucem acciperent. Hiebei hängt Alles von dem relativen Begriff des Schwierigen ab, der ſich nach verſchiedenen Stufen der Bildung verändern wird, und zwar nicht bloß ſo, daß Vieles, was ſchwierig ſchien, ſpäter leicht befunden wird, ſondern auch ſo, daß, was früher leicht ſchien, hernach als eine würdige Aufgabe des angeſtrengteſten Nachdenkens erkannt wird. Indeß findet ſich weiterhin noch eine nähere Bezeichnung des Schwierigen, indem geſagt wird, daß es ſich nicht leicht ohne einen Fehler im Texte der Schriftſteller finde: woraus weiter folgen würde, daß wenn die Alten ohne ſolche Fehler auf uns gekommen wären, ſie nicht würdig ſein würden, eine Societas Graeca zu beſchäftigen, indem z. B. die Ermittelung des Plans ihrer Werke, die Aufhellung der zum Grunde liegenden

Verhältniſſe — überhaupt alles Das, was an einem ſolchen Schriftwerke erſt erledigt werden muß, um es als ein gegenwärtiges zu genießen, und was auch an einem in der Gegenwart gegebenen Nachdenken und Studium in Anſpruch nimmt — entweder zu leicht für eine ſolche Geſellſchaft oder der Mühe nicht werth wäre. Hieraus wird auch das hinlänglich klar ſein, warum wir die empfohlene Art der Interpretation nicht für die einzig richtige und für ſich genügende halten können, ſo wenig wir auch den großen Nutzen ſolcher Uebungen und die anregende Kraft, welche bei der Leitung derſelben entwickelt worden, in Zweifel ziehen.

Die weitere Erzählung von den Schickſalen der Geſellſchaft führt auf die verſtorbenen Mitglieder derſelben, deren mit Recht namentlich gedacht wird, Erfurdt, Paſſow, beſonders den kräftigen und geiſtvollen Reiſig, der den Wiſſenſchaften leider in einer Zeit entriſſen worden iſt, wo ſeine Studien eine noch ungleich tiefere und ernſtere Richtung genommen hatten. Hr. H. läßt ſich auf den innern Gang der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Reiſig's wenig ein, ſondern erzählt den Urſprung und Verlauf ſeiner simultas mit dem Hingeſchiedenen. Nach der Relation der Vorrede ſoll der Vorwurf, den Herr Hermann Reiſig gemacht, in einem lateiniſchen Gedicht trīpudium mit einer Länge in der erſten Sylbe gemeſſen zu haben, den ganzen Zorn zu Wege gebracht haben. Reiſig habe es nach Feſtus (oder vielmehr Cicero de divin. II, 34.) a terra pavienda abgeleitet und daraus die Länge der erſten Sylbe deduciren wollen, aber Hr. H. habe ihn in mündlicher Unterhaltung ſpäter überzeugt, tripudium aperte a pellendo dictum, neque alia mensura esse quam repudium et propudium. Hier kann Unterz. ſein Erſtaunen nicht bergen, daß Reiſig, der in der letzten Zeit ſeines Lebens die lateiniſche Etymologie mit dem eifrigſten Forſchungsgeiſte trieb, ſich eine ſolche Ableitung habe gefallen laſſen, wenn er auch die Kürze in trĭpudium zugeben mußte. Wahrſcheinlich hatte Hr. H. bei der dabei vorausgeſetzten Verwandlung des l in d den Wechſel der beiden Buchſtaben in dacruma und lacruma, δαήρ und levir, odor und oleo und in vielen andern Fällen der Art im Sinne, aber erſtens wird dabei nur ein urſprüngliches d in l erweicht, nicht leicht ein l zu d verhärtet, da die Abſtammung des lateiniſchen meditari von μελετᾶν, μέλειν noch ſehr zweifelhaft iſt; dann wird der Vocal, der dabei auch nicht zu vernachläſſigen iſt, auf dieſe Weiſe gar nicht erklärt, da das u in pepuli, pulsum nur eine

Wirkung des einfachen oder mit einer Muta verbundenen l iſt, wenn aber für das l ein d geſetzt worden wäre, mit dem Grunde auch die Folge weggefallen ſein würde. Die Hauptſache iſt aber, daß man auf die wahre Etymologie von tripudium durch tripodare gleichſam hingeſtoßen wird, da das tripudium der Salier mit dem tripodare der Arvaliſchen Brüder (Marini Atti degli Arvali tab. XLI. A.) völlig von einer Art und der Uebergang eines ältern o in u (wie in ali*ud* aus ALI*OD*) im Latein ganz regelmäßig iſt. Offenbar liegt pes zum Grunde, deſſen Vocal im Sanſcrit als das indifferente ă (padas) erſcheint, in den germaniſchen Sprachen die entſchiedene Farbe des o und u trägt (fôtus goth., vuoz althochd.), im griechiſchen Sprachſtamm aber zwiſchen o und e ſchwankt, wie πέζα, τράπεζα, ἑκατόμπεδος u. dgl. neben πούς, τρίπους, τρίπος zeigt, wonach auch im Latein pes, quadrupes, quadrupedare neben tripodare, tripudium zu ſtellen ſind. Das ter pede humum quatere iſt ſchon aus den Dichtern als Tanzweiſe nicht bloß der Salier, ſondern auch anderer Italiſchen Tänzer, wie der Tuskiſchen Ludier, bekannt. Wie aber Hr. H. (mit einem andern neueren Etymologen) auch propudium und repudium auf pellere zurückführen könne, iſt nicht recht zu begreifen, indem die Bedeutung dieſer Worte klar auf dasſelbe Etymon hinweiſt, das auch der Form nach am nächſten liegt. Wie in ſo vielen andern Fällen, iſt auch hier zu dem gebräuchlich gebliebenen pudēre ein älteres Verbum der dritten oder primitiven Conjugation im tranſitiven Sinne „beſchämen" anzunehmen, wovon repudium als beſchämende Rückſendung und propudium als beſchimpfendes Fortjagen ſich von ſelbſt ableiten.

———

2*

Ueber Philologie, Alterthumswiſſenſchaft und Alterthumsſtudium. Für Studirende. Von K. H. Milhauſer, Dr. phil. und Privatdocenten an der Univerſität Leipzig. Leipzig 1837. 88 S. 8.

Eine kleine, mit Nachdenken und Geiſt geſchriebene Schrift, welche die in unſerer Zeit vielfach angeregte Frage, worin eigentlich das Studium der Philologie ſeinen Mittelpunkt habe, ihrer befriedigenden Beantwortung näher zu bringen ſucht. Der Verf. ſtellt ſich nicht in die Reihen derer, welche Philologie und Alterthumswiſſenſchaft identificiren und in Wolf's Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft einen Inbegriff der Fächer, mit denen ſie ſich zu beſchäftigen haben, finden, wie ihn auch früher ſchon Heyne ähnlich aufgefaßt und vor allem durch ſein Wirken in Lehre und Schrift als ein großes wiſſenſchaftliches Ganzes dargethan hatte. Unſer Verf. behauptet dagegen erſtens, daß Philologie ihrem urſprünglichen Sinne und ihrer wahren Bedeutung nach in dem bewußtvollen Gebrauche gewiſſer Functionen unſeres Geiſtes beſtehe, derjenigen nämlich, welche auf das Verſtehen oder Nacherkennen deſſen gerichtet ſind, was uns von Anderen Erkanntes ſprachlich mitgetheilt wird. Und zweitens, daß Alterthumswiſſenſchaft, oder näher bezeichnet: klaſſiſche Alterthumskunde, kein wiſſenſchaftliches Ganzes bilde, ſondern nach ihren verſchiedenen Diſciplinen den einzelnen Wiſſenſchaften, die der Geſchichte des Menſchenlebens untergeordnet ſind, als da ſind Geſchichte der Sprachen, der Staaten, der Religionen, anheim falle. Wir halten beide Einwürfe nicht für ſtark genug, das innere Band der Alterthumswiſſenſchaft zu löſen oder zu lockern. Denn was erſtens die gegebene Definition der Philologie betrifft, ſo ſetzt ſie ohne Zweifel richtig die formelle Thätigkeit des Philologen in ein Verſtehen eines bereits von Menſchen Gedachten, aber ſchneidet durch die Forderung, daß es ein ſprachlich Mitgetheiltes ſein müſſe, das eng Verbundene von einander. Denn über oder jenſeits des Verſtehens des im Einzelnen ſprachlich Mitgetheilten liegt ja immer das Verſtehen der durch die Analyſe der Sprache gewonnenen Gedanken in ihrem Zuſammenhange, welches ſchon bei der Verbindung mehrerer Sätze zu einem Gedankenganzen, noch mehr bei ganzen Schriftwerken, in Anwendung kommt; das Verſtehen von dichteriſchen Gedanken aber hat eine ſolche Verwandtſchaft mit dem Verſtehen der Compoſition eines plaſtiſchen Kunſtwerks, daß man meiſt ganz dieſelben Principien und Verfah-

rungsweiſen bei dem einen und dem anderen angewandt finden wird. Warum ſoll nun die Uebung dieſer Function nicht überhaupt auf das Verſtehen menſchlicher Gedanken und Empfindungen, in welcher Form ſie auch vorliegen mögen, in Gedichten und Reden, Mythen und Kunſtwerken, Sitten und Staatseinrichtungen, dem Organismus der Sprache ſelbſt, ausgedehnt und die Philologie zur Auslegerin jener mannichfach tönenden Sprache gemacht werden, die Nationen durch ihr ganzes lebendiges Daſein zur Nachwelt reden? Sollte nun aber die Forderung an den Philologen gemacht werden, daß er, im Bewußtſein der Virtuoſität in der formellen Handhabung aller Mittel des Verſtändniſſes, ſich hierauf allein beſchränken und den Stoff ſammt und ſonders der Geſchichte belaſſen ſolle: ſo würde ſich bald zeigen, daß bloß formelle Fertigkeiten, ohne inneres Intereſſe für die Gegenſtände, ganz des Bodens entbehren, auf dem ſie allein auf eine geſunde Weiſe ſich entwickeln können, indem Niemand recht verſteht, dem nichts an dem zu Verſtehenden liegt, und die ſteigende Schwierigkeit des Verſtehens auch eine ſteigende Begeiſterung für den zu gewinnenden Inhalt verlangt. Wir leugnen nicht, daß es darin eine Verſchiedenheit der Anlagen und Naturen gibt und die Einen mehr an der rein formellen Ausübung der Kunſt des Verſtehens und kritiſchen Beurtheilens ihre Freude haben, während Andere auf jedem Schritte durch das Intereſſe des Inhalts fortgezogen ſein wollen. Aber im Ganzen lehrt die Erfahrung, daß jede Art der Philologie, ſobald ſie ein gewiſſes Alter der Reife erlangt hat, ſich mitten unter den geſammten Schätzen der Ueberlieferung niedergelaſſen hat und mit dem ganzen Denken und Thun beſtimmter Nationen und Perioden der Menſchheit ein inniges Verhältniß eingegangen iſt. Hiermit haben wir nun auch ſchon den Standpunkt angezeigt, von dem aus wir die zweite Forderung des Vfs. beurtheilen müſſen. Er verlangt von der klaſſiſchen Alterthumskunde, daß ſie den Stoff, deſſen ſie ſich bemächtigt, heraus geben und an die einzelnen (zum Theil noch gar nicht vorhandenen) Zweige der Geſchichte des Menſchenlebens reſtituiren ſolle, mit andern Worten, daß z. B. von dem griechiſchen Staatsweſen nicht in Verbindung mit der Religion, der Kunſt und geſammten Bildung der Griechen, ſondern in Vereinigung mit der chineſiſchen, ruſſiſchen, nordamerikaniſchen Verfaſſung die Rede ſein ſolle. Nun iſt aber gar nicht abzuſehen, warum dieſe Verbindung für die Erkenntniß der Sache förderlicher als jene ſein, und noch weniger, warum ſie jene ausſchließen ſolle.

Bei allen Eintheilungen in hiſtoriſchen Materien kommt es vornehmlich darauf an, daß ſie da einſchneiden, wo ein wirkliches Gelenk iſt, daß ſie nichts trennen, was aus denſelben Lebenstrieben, unter dem Einfluſſe derſelben Grundideen und Verhältniſſe, in organiſcher Einheit gewachſen iſt, und Dinge nicht zuſammenwerfen, die aus ganz verſchiedenen Quellen fließen und etwa nur durch einen modernen Sprachgebrauch zuſammen gehalten werden. Dieſe Gefahr liegt aber nur gar zu nahe, wenn man ſich allein gewöhnt, die hiſtoriſchen Erſcheinungen immer nach einem ſolchen abſtracten Fächerwerk, wie Staat, Religion, Literatur, zu regiſtriren; man ſetzt nur gar zu leicht eine Gleichartigkeit von Thätigkeiten voraus, die gleich bei dem erſten Hervorbrechen des Keimes einen ganz verſchiedenen Anlauf genommen und darnach eine ganz andere Stelle im menſchlichen Leben ausgefüllt haben. Gerade unſere Zeit leidet an vielen Uebeln, die in der Vorausſetzung der Gleichartigkeit alles Deſſen, was man einmal in ein abſtractes Fach geworfen hat, ihren eigentlichen Grund haben. Wäre ferner die Forderung des Vfs. gegründet, daß alle Seiten des Menſchenlebens nach ihrer abſtracten Eintheilung behandelt werden ſollen, ſo müßte ſie ſich auch folgerecht durchführen laſſen können und es dürfte z. B. auch das griechiſche Staatsleben, die Literatur, die Religion nicht zuſammen bleiben, ſondern die Lehre von der Volksrepräſentation, die ſatiriſche Poeſie, die göttlichen Eigenſchaften müßten von China bis Nordamerika durch alle Zeiten und Völker durchgeführt werden. Man weiß, zu welchen trockenen Compilationen, ohne Lebensſaft und innere Wahrheit, dieſe Methode geführt hat und wie augenſcheinlich dabei die offen bleibenden Rubriken den Zwang darzuthun pflegen, welchen dies Verfahren dem hiſtoriſch Gegebenen anlegt. So weit aber auch eine ſolche Behandlung in der Zerlegung des zuſammen gewachſenen Stoffes gehen möge, bei irgend einem Punkte wird ſie doch ſtehen bleiben, die abſtracten Eintheilungen aufgeben und das in ſeiner concreten Erſcheinung Verbundene zuſammen laſſen müſſen. Niemand wird leugnen wollen, daß die Durchführung ſolcher allgemeinen Geſichtspunkte, wenn ſie nur in dem Weſen der menſchlichen Natur ihren Grund und zum ganzen menſchlichen Leben ihr beſtimmtes Verhältniß haben, von großem Werthe ſein kann; da auch für die hiſtoriſche Behandlung des Einzelnen nichts förderlicher iſt, als wenn man über die Bedürfniſſe einer gewiſſen Seite des menſchlichen Geiſtes und Lebens und die Forderungen und Bedingungen, die in der Sache ſelbſt liegen, von ei-

nem allgemeinen Standpunkte bereits unterrichtet iſt. Sobald aber die Betrachtung ſich mit Entſchiedenheit einem einzelnen Volke zugewendet, wird ſie ſich vor Allem in das geſammte Leben deſſelben verſenken, den Geiſt, der aus Sprachwerken und dem Sprachbau ſelbſt, aus Kunſtdenkmälern und Einrichtungen des geſelligen Lebens auf gleiche Weiſe ſpricht, zu verſtehen ſuchen, jenen geiſtigen Hauch, der Alles, was Helleniſch, oder was Hebräiſch, oder was Römiſch iſt, umzieht und zu einem harmoniſchen Ganzen macht, zu faſſen ſuchen müſſen, ehe ſie z. B. das Recht oder ein einzelnes bedeutendes Rechtsinſtitut aus den blühenden Zeiten dieſer Völker ſo begreifen kann, wie es zu begreifen möglich iſt. Kurz, der Geſchichtsſchreiber der Staaten oder Religionen oder Künſte wird eine in ſich zuſammenhängende Alterthumskunde ſo wenig überflüſſig machen, daß er vielmehr jederzeit davon ausgehen und ſich fortwährend darauf wird berufen müſſen.

II.

Zur claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft im Allgemeinen.

Anzeigen, Recenſionen und Abhandlungen.

Histoire et mémoires de l'institut royal de France, classe d'histoire et de littérature ancienne, Tome III et IV (ſo weit ſie das claſſiſche **Alterthum** betreffen). *Paris.*

Die Académie des Inscriptions et belles lettres, welche nach einer mehrjährigen Gefahr ihrer völligen Vernichtung endlich von der Classe d'Histoire et de Littérature ancienne des franzöſiſchen Inſtituts nach einem Leben von 129 Jahren verſchlungen wurde, hat Ludwig XVIII. am 21. März 1816 zu einem neuen Leben erweckt, in dem ſie ihre ehemalige Thätigkeit wieder erneuert hat. Ehe ſie als Académie des Inscriptions mit ihren gelehrten Abhandlungen wieder hervortritt, wollte ſie doch noch für die Bekanntmachung der Arbeiten der Classe d'Histoire et de Littérature ancienne, in vier Quartbänden, ſorgen. Die alte Literatur nun betreffen unter den Auszügen aus den geleſenen Abhandlungen in T. III und IV folgende:

Tome troisième: Léveſque gibt nicht ſehr bedeutende Bemerkungen über die Pharmakeutria des Theokrit zur äſthetiſchen Würdigung und antiquariſchen Erläuterung des Gedichts. Von Mongez werden Bemerkungen mitgetheilt über die Töpfergeſchirre von rother Farbe, die man in allen von Römern bewohnten Gegenden Galliens findet, — über die in großer Anzahl gefundenen ſteinernen Särge, die man fabrikmäßig beſonders in der Zeit der chriſtlichen Franken verfertigt zu haben ſcheint, — über das Zinn der Römer, wovon ein chemiſch analyſirtes Stück faſt 1/3 Blei enthielt, — über die Beſtimmung von argilla, creta und marga (marne), wo beſonders bemerkt wird, daß den Namen creta die alten Schriftſteller oft von Stoffen anwenden, die zur argilla gehören. — Endlich vom Baume citrus oder thyia der Alten, deſſen Holz die Römer mit ſolcher Vorliebe zu den ſchönſten Mobilien anwandten, daß er in ſeiner Heimath, dem Atlasgebirge, ganz ausgegangen iſt; nach Mongez Be-

Histoire et mémoires de l'institut royal de France, classe d'histoire et de littérature ancienne, Tome III et IV (ſo weit ſie das claſſiſche Alterthum betreffen). *Paris.*

Die **Académie des Inscriptions et belles lettres**, welche nach einer mehrjährigen Gefahr ihrer völligen Vernichtung endlich von der **Classe d'Histoire et de Littérature ancienne** des franzöſiſchen Inſtituts nach einem Leben von **129** Jahren verſchlungen wurde, hat Ludwig **XVIII.** am **21.** März **1816** zu einem neuen Leben erweckt, in dem ſie ihre ehemalige Thätigkeit wieder erneuert hat. Ehe ſie als **Académie des Inscriptions** mit ihren gelehrten Abhandlungen wieder hervortritt, wollte ſie doch noch für die Bekanntmachung der Arbeiten der **Classe d'Histoire et de Littérature ancienne**, in vier Quartbänden, ſorgen. Die alte Literatur nun betreffen unter den Auszügen aus den geleſenen Abhandlungen in **T. III** und **IV** folgende:

Tome troisième: Léveſque gibt nicht ſehr bedeutende Bemerkungen über die Pharmakeutria des Theokrit zur äſthetiſchen Würdigung und antiquariſchen Erläuterung des Gedichts. Von Mongez werden Bemerkungen mitgetheilt über die Töpfergeſchirre von rother Farbe, die man in allen von Römern bewohnten Gegenden Galliens findet, — über die in großer Anzahl gefundenen ſteinernen Särge, die man fabrikmäßig beſonders in der Zeit der chriſtlichen Franken verfertigt zu haben ſcheint, — über das Zinn der Römer, wovon ein chemiſch analyſirtes Stück faſt ⅓ Blei enthielt, — über die Beſtimmung von **argilla**, **creta** und **marga** (**marne**), wo beſonders bemerkt wird, daß den Namen **creta** die alten Schriftſteller oft von Stoffen anwenden, die zur **argilla** gehören. — Endlich vom Baume **citrus** oder **thyia** der Alten, deſſen Holz die Römer mit ſolcher Vorliebe zu den ſchönſten Mobilien anwandten, daß er in ſeiner Heimath, dem Atlasgebirge, ganz ausgegangen iſt; nach Mongez Be-

und des **lapis specularis** nebſt andern durchſichtigen Steinen zu Fenſtern.

Auch erſcheinen hier die Unterſuchungen von Paſtoret über den Commerz und Luxus der Römer und ihre dahin einſchlagenden Geſetze, welche zum Theil ſchon der Académie des belles lettres **1792** und dem Institut **1803** vorgeleſen waren. Nach einer etwas faſtuöſen und auf frühere Gelehrte herabblickenden Einleitung ſchildert der Verf. den Zuſtand der Sitten vor der Entſtehung des Handels und Luxus — ein eitles Unternehmen nach unſrer Meinung, da die Zeit der erſten Könige keine geſchichtliche Würdigung zuläßt, unter den Tarquiniern aber Handel und Luxus in Rom ſchon ungefähr ſo bedeutend ſein mußten als in Etrurien und ſonach die Armuth und der Mangel an Verkehr in den erſten Jahrhunderten der Republik nicht primitiver Zuſtand, ſondern nur durch das feindliche Verhältniß Roms zu den Nachbarländern hervorgebracht war; daher man es unmöglich billigen kann, wenn hier allerlei hiſtoriſche und poetiſche Angaben über Roms Armuth aus verſchiedenartigen Zeiten zuſammengeworfen werden. Es werden darauf die Aufwandgeſetze der zwölf Tafeln gemuſtert, welche ſchon bedeutenden Luxus vorausſetzen, z. B. die Sitte, die Scheite des Rogus glatt zuzuhauen, was freilich verboten wird: aber **10** Flötenſpieler werden doch bei dem Leichenbegängniß erlaubt. Und was ſoll man ſagen, wenn man mit Goldfäden eingeſetzte Zähne ohne Vorwurf erwähnt findet. Auch über die Zinsgeſetze verbreitet ſich hier der Verf. und ſucht die Auctorität des Tacitus, der das **unciarium foenus** als erlaubt aus den **12** Tafeln anführt, gegen Monteſquieu zu vindiciren; er nimmt es mit Gronov für **1 pro Cent**; aber dieſer ganze Abſchnitt iſt überaus ſchwach und ohne durchgreifende Kritik. Die Verbreitung des Luxus in Rom ſucht der Verf. in die Epoche der Ueberwindung des Pyrrhus und der Karthager hinabzuſchieben, als wenn Etrurien und Campanien irgend minder luxuriös geweſen wären, als die transmarinen Völker. An die Aufwandgeſetze der **12** Tafeln werden eine große Anzahl andrer angereiht, in deren Aufzählung ſchon die Geſchichte des ſteigenden Luxus enthalten iſt, da ſie um deſto häufiger erneuert werden mußten, je öfter man ſie vergeſſen ſah. Ein zweites Memoire deſſelben Verf. führt denſelben Gegenſtand durch das ſiebente Jahrhundeit der Stadt durch, bis zu den Zeiten des Pompejus. Es iſt unmöglich aus den unzähligen Einzelheiten einen Auszug zu geben; nur wollen wir bemerken,

*) Vergl. Handbuch der Archäologie der Kunſt. §. 288. A. 3.

daß man hier keine Geſchichte des Römiſchen Handels und ſeines Betriebes durch Inquilinen und ſonſt ſuchen ſoll, wovon ſich hier nur ſehr flüchtige Bemerkungen finden. — Zu den wackern Abhandlungen von Mongez über die öconomiſchen Alterthümer gehört auch die hier eingerückte über die Mühlſteine bei den Alten, welche faſt nur den Baſalt dazu gebrauchten, und unter den Völkern der neuern Zeit.

Tome quatrième: Der verſtorbene Clavier hat den Tyrannen Apollodoros von Kaſſandrea (Potidäa) in Macedonien — den die Alten öfter mit Phalaris zuſammenſtellen, — zum Gegenſtand einer Abhandlung gewählt. Er unterwarf ſeine Vaterſtadt, nicht lange darauf, nachdem ihr Eurydike, die Mutter des Ptolemäos Keraunos, nach dem Tode dieſes Fürſten die Freiheit gegeben hatte, im Jahre v. Ch. 277 oder bald hernach, und wurde nach ſchauderhaften Gräuelthaten von Antigonos Gonatas im Jahre 275 oder 274 nach der Eroberung von Kaſſandrea einem ſchrecklichen Tode überliefert.

Quatremère de Quincy's **Memoire**, über die Homeriſche Beſchreibung des Achilleiſchen Schildes, ſteht zum größten Theil in deſſen: **Jupiter Olympien.** Gegen die gegebne Abbildung wäre viel zu ſagen, da ſie faſt alle Grundſätze des alten Reliefs verletzt und auf die ältern Vaſengemälde und erhobnen Arbeiten gar keine Rückſicht genommen iſt; gegen das Zeitalter verſtößt der Verf. ſo ſehr, daß er den Himmel durch den Zodiacus bezeichnet glaubt, von dem Homer wahrſcheinlich nicht ein Zeichen kannte.**) .

Ein andrer Aufſatz deſſelben Gelehrten ſtellt eine neue Erklärung des Borgheſiſchen Fechters auf, der nun ſchon vom Gladiator zum Athleten, Chabrias, Krieger im Amazonenkampf, Ajax, Sphäriſten u. ſ. w. geworden iſt. Quatremère de Quincy hält ihn für einen Hoplitodrom oder geharniſchten Wettläufer, und in der That löſen ſich manche Schwierigkeiten früherer Erklärer dadurch. Aber es entſtehen auch wieder neue. Die Statue zeigt nichts von dem, was den raſchen und angeſtrengten Lauf bezeichnet, z. B. das Einziehn des Unterleibs; die Augen ſind nicht gerade aus nach dem Ziele gerichtet, ſondern nach der Gegend, wo die Figur den ehernen Schild hielt und woher die Gefahr droht, u. dgl.***) — Die angeführte Stelle des Heliodor hat wenig Anwendbarkeit auf die Statue.

Mongez's Recherchen über die Kleidung der Alten behandeln

---

*) Vergl. Handb. der Archäologie. §. 65. Anm.

**) Vergl. Prolegomena zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie, S. 191.

***) Vergl. Handb. der Arch. 426. 3.

ſtimmung gehört er zur Claſſe juniperus. Viſconti gibt Abbildung und Beſchreibung eines Sicilianiſchen Vaſengemäldes mit ſchwarzen Figuren im alten Stil, mit der Inſchrift δεχε, τεϱε, παεο, welche Viſc. richtig erklärt, empfange, bewahre, beſitze (nur bemerkt Ref. daß man δέχεο ergänzen muß, und das zweite Wort nach älter Orthographie für τήϱει ſteht). Auch erklärt Viſconti eine Atheniſche Inſchrift zu Ehren eines Sophiſten Julius Theodorus, welche Fauvel überſandt hatte.

Die Mémoires des Inſtituts geben zuerſt die Fortſetzung des ausführlichen Aufſatzes von Mongez über die Ackergeräthe der Alten. Der erſte Theil deſſelben beſchrieb den Pflug; dieſer zweite zuerſt Grabſcheit und Hacke, — mit fleißiger Zuſammenſtellung alter Abbildungen auf Grabſteinen und Benutzung der Scenen aus dem ägyptiſchen Landleben auf den Reliefs von Eleithyia; — bei der gabelförmigen Hacke, δίκελλα, rastrum, wird auch zugleich der alte Rechen, rastellus, erläutert. Darauf werden die Inſtrumente beſchrieben, deren man ſich gleich nach der Saat bediente, um die Samen zu bedecken (deliratio), welche unſern Egen ziemlich entſprechen (crates dentatae), diejenigen, welche man beim Jäten anwandte, und beſonders ausführlich die Werkzeuge und Vorrichtungen des Mähens bei Aegyptern, Griechen und Römern. Bei den alten Galliern war ein Wagen in Gebrauch, der von einem Ochſen geſtoßen durch eine ſcharfe Schneide ſelbſt mähte und die Aehren in ſich aufnahm. Auch für die alten Vorrichtungen des Dreſchens ſind Abbildungen aus Monumenten mit Fleiß geſammelt. Auf ägyptiſchen Monumenten ſieht man die Aehren von Ochſen ausgetreten. Die Hülſenfrüchte wurden von Menſchen ausgeſchlagen, woraus Mongez die ſogenannte Geißel in Oſiris Händen zu erklären denkt — mit nicht geringer Wahrſcheinlichkeit. Auch die Weinkelter und Oelpreſſen zieht der Verf. in den Kreis dieſer Abhandlung, von der indeß der Weinbau im Ganzen ausgeſchloſſen bleibt.

Der verſtorbene Clavier gibt als Anhang zu ſeiner histoire des premiers temps de la Grèce eine Abhandlung über die atheniſche Familie der Kallias und Hipponikos. Er ordnet die Männer dieſes Geſchlechts, welche die Geſchichte kennt, in Uebereinſtimmung mit frühern Forſchern (vgl. Böckh Staatshaush. Th. 2. S. 17) ſo an: Kallias Phänippos Sohn Sieger mit dem Wagen Olymp. 54. Dieſen hält Clavier für den Eidam des Hipponikos, der die Soloniſche Seiſachtheia für ſeinen Vortheil benutzt haben ſoll, und glaubt, daß ſo der Name des Hipponikos in die Familie kam.

(Beſſer nimmt man an, daß dieſer Hipponikos Bruder des Phänip-pos war.) Sein Sohn iſt Hipponikos Ammon, deſſen Kallias, der Eleuſiniſche Daduch, welcher bei Marathon im Prieſterſchmuck mit-ſtritt, hernach Geſandter am Perſiſchen Hofe. (Beiläufig ſtellt der Verfaſſer die Epoche des Todes des Xerxes nach Charon von Lamp-ſakos und Thukydides feſt, und behauptet die Gewißheit des kimoni-ſchen Friedens **470 a. C.**, an deſſen Ratification durch den Großherrn von Perſien indeſſen auch Rec. fortdauernd zweifelt.) Dann kommt Hipponikos II., ebenfalls Daduch, der Schwiegervater des Alkibiades, darauf deſſen Sohn Kallias III., der bekannte Verſchwender, der nach Heraclides Ponticus in die größte Armuth herabſank, aber wir müſſen dem Verf. Recht geben, daß dieſer nicht eben zuverläſſige Schriftſteller die Sache ſehr übertrieben habe. Von Hipponikos dem III. wiſſen wir ſehr wenig.

Ein ſehr ausführliches **Mémoire** über die Art der Tempeler-leuchtung bei den Alten von **Quatremère de Quincy** ſucht gegen alle frühern Archäologen zu erweiſen, daß die Art der Erleuchtung, welche man beim Pantheon und andern runden Tempeln kannte, auch bei allen großen Tempeln Griechenlands ſtatt gefunden habe, nämlich durch ein großes Fenſter in einem gewölbten Dache; daß ſo und nicht anders die Benennung der **aedes hypaethros** zu verſtehen ſei — wobei man doch immer den Worten Vitruvs, **medium autem sub divo est sine tecto,** Gewalt anthun muß, wenn man mit dem Verf. nur an ein, noch dazu durch durchſichtige Scheiben verſchloſſenes, Fenſter denken ſoll, — und daß als Beiſpiel dieſer Art der Tempel der Demeter zu Eleuſis anzuſehn ſei, welcher nach Plutarchs ausdrückli-chem Zeugniß ein gewölbtes Lichtloch hatte, die Beleuchtung aber durch Lampen oder durch die Oeffnung der Thür nur für kleinere Tem-pel ohne Seitengänge im Innern hingereicht habe. Soll Ref. ſeine unmaßgebliche Meinung über dies Paradoxon in der Geſchichte der alten Architectur mit wenigen Worten ausſprechen, ſo iſt es die, daß ein gewölbtes Dach mit der Conſtruction der meiſten griechiſchen Tem-pel unvereinbar ſcheint, welches neuere Unterſuchungen, vielleicht bei dem Tempel von Phigalia, noch deutlicher zeigen werden, daß die Bedachung des Eleuſiſchen Weihetempels nicht als Regel, ſondern als Ausnahme wegen beſondrer Umſtände zu betrachten iſt und Vitruvs Worte wörtlich genommen werden müſſen, zwar nicht ſo, daß das ganze mittlere Schiff eines Hypäthraltempels unbedeckt geweſen ſei, aber doch ein großer Theil deſſelben ohne Dach blieb. Schätzbar ſind die Bemerkungen des Verf. über den Gebrauch des Glaſes

und des **lapis specularis** nebſt andern durchſichtigen Steinen zu Fenſtern.

Auch erſcheinen hier die Unterſuchungen von Paſtoret über den Commerz und Luxus der Römer und ihre dahin einſchlagenden Geſetze, welche zum Theil ſchon der **Académie des belles lettres 1792** und dem **Institut 1803** vorgeleſen waren. Nach einer etwas faſtuöſen und auf frühere Gelehrte herabblickenden Einleitung ſchildert der Verf. den Zuſtand der Sitten vor der Entſtehung des Handels und Luxus — ein eitles Unternehmen nach unſrer Meinung, da die Zeit der erſten Könige keine geſchichtliche Würdigung zuläßt, unter den Tarquiniern aber Handel und Luxus in Rom ſchon ungefähr ſo bedeutend ſein mußten als in Etrurien und ſonach die Armuth und der Mangel an Verkehr in den erſten Jahrhunderten der Republik nicht primitiver Zuſtand, ſondern nur durch das feindliche Verhältniß Roms zu den Nachbarländern hervorgebracht war; daher man es unmöglich billigen kann, wenn hier allerlei hiſtoriſche und poetiſche Angaben über Roms Armuth aus verſchiedenartigen Zeiten zuſammengeworfen werden. Es werden darauf die Aufwandgeſetze der zwölf Tafeln gemuſtert, welche ſchon bedeutenden Luxus vorausſetzen, z. B. die Sitte, die Scheite des Rogus glatt zuzuhauen, was freilich verboten wird: aber **10** Flötenſpieler werden doch bei dem Leichenbegängniß erlaubt. Und was ſoll man ſagen, wenn man mit Goldfäden eingeſetzte Zähne ohne Vorwurf erwähnt findet. Auch über die Zinsgeſetze verbreitet ſich hier der Verf. und ſucht die Auctorität des Tacitus, der das **unciarium foenus** als erlaubt aus den **12** Tafeln anführt, gegen Montesquieu zu vindiciren; er nimmt es mit Gronov für **1 pro Cent**; aber dieſer ganze Abſchnitt iſt überaus ſchwach und ohne durchgreifende Kritik. Die Verbreitung des Luxus in Rom ſucht der Verf. in die Epoche der Ueberwindung des Pyrrhus und der Karthager hinabzuſchieben, als wenn Etrurien und Campanien irgend minder luxuriös geweſen wären, als die transmarinen Völker. An die Aufwandgeſetze der **12** Tafeln werden eine große Anzahl andrer angereiht, in deren Aufzählung ſchon die Geſchichte des ſteigenden Luxus enthalten iſt, da ſie um deſto häufiger erneuert werden mußten, je öfter man ſie vergeſſen ſah. Ein zweites Memoire deſſelben Verf. führt denſelben Gegenſtand durch das ſiebente Jahrhundeit der Stadt durch, bis zu den Zeiten des Pompejus. Es iſt unmöglich aus den unzähligen Einzelheiten einen Auszug zu geben; nur wollen wir bemerken,

*) Vergl. Handbuch der Archäologie der Kunſt. §. 288. 2. 3.

daß man hier keine Geſchichte des Römiſchen Handels und ſeines Betriebes durch Inquilinen und ſonſt ſuchen ſoll, wovon ſich hier nur ſehr flüchtige Bemerkungen finden. — Zu den wackern Abhandlungen von Mongez über die öconomiſchen Alterthümer gehört auch die hier eingerückte über die Mühlſteine bei den Alten, welche faſt nur den Baſalt dazu gebrauchten, und unter den Völkern der neuern Zeit.

Tome quatrième: Der verſtorbene Clavier hat den Tyrannen Apollodoros von Kaſſandrea (Potidäa) in Macedonien — den die Alten öfter mit Phalaris zuſammenſtellen, — zum Gegenſtand einer Abhandlung gewählt. Er unterwarf ſeine Vaterſtadt, nicht lange darauf, nachdem ihr Eurydike, die Mutter des Ptolemäos Keraunos, nach dem Tode dieſes Fürſten die Freiheit gegeben hatte, im Jahre v. Ch. 277 oder bald hernach, und wurde nach ſchauderhaften Gräuelthaten von Antigonos Gonatas im Jahre 275 oder 274 nach der Eroberung von Kaſſandrea einem ſchrecklichen Tode überliefert.

Quatremère de Quincy's **Memoire**, über die Homeriſche Beſchreibung des Achilleiſchen Schildes, ſteht zum größten Theil in deſſen: **Jupiter Olympien.** Gegen die gegebne Abbildung wäre viel zu ſagen, da ſie faſt alle Grundſätze des alten Reliefs verletzt und auf die ältern Vaſengemälde und erhobnen Arbeiten gar keine Rückſicht genommen iſt; gegen das Zeitalter verſtößt der Verf. ſo ſehr, daß er den Himmel durch den Zodiacus bezeichnet glaubt, von dem Homer wahrſcheinlich nicht ein Zeichen kannte.**) .

Ein andrer Aufſatz deſſelben Gelehrten ſtellt eine neue Erklärung des Borgheſiſchen Fechters auf, der nun ſchon vom Gladiator zum Athleten, Chabrias, Krieger im Amazonenkampf, Ajax, Sphäriſten u. ſ. w. geworden iſt. Quatremère de Quincy hält ihn für einen Hoplitodrom oder geharniſchten Wettläufer, und in der That löſen ſich manche Schwierigkeiten früherer Erklärer dadurch. Aber es entſtehen auch wieder neue. Die Statue zeigt nichts von dem, was den raſchen und angeſtrengten Lauf bezeichnet, z. B. das Einziehn des Unterleibs; die Augen ſind nicht gerade aus nach dem Ziele gerichtet, ſondern nach der Gegend, wo die Figur den ehernen Schild hielt und woher die Gefahr droht, u. dgl.***) — Die angeführte Stelle des Heliodor hat wenig Anwendbarkeit auf die Statue.

Mongez's Recherchen über die Kleidung der Alten behandeln

*) Vergl. Handb. der Archäologie. §. 65. Anm.

**) Vergl. Prolegomena zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie, S. 191.

***) Vergl. Handb. der Arch. 426. 3.

3 Hauptpunkte, 1) die Stoffe, ſowohl aus dem Thierreich, Häute, Haare, Wolle, Seidenmuſchel, Federn, als vegetabiliſche, Leinen, Baumwolle (ὀθόνιον leitet Langlès von dem arabiſchen gouthoun, coton her), Seide, Hanf, die Häute einer Bulbus-Pflanze, Rohr, Papyrus, Spartum, als mineraliſche, namentlich Asbeſt, Gold und Silber. Dieſer Abſchnitt iſt mit ziemlich leichter Hand gearbeitet und läßt ſich ſehr vermehren. 2) die Art der Verfertigung. In den Unterſuchungen über den Webeſtuhl der Alten iſt der Verf. auf dieſelben Reſultate gekommen, wie der ehrwürdige Schneider in den scriptores rei rusticae, welches Werk Herr Mongez aber erſt nach Vollendung ſeiner Forſchung in die Hand bekommen zu haben verſichert. Auf die Arbeit des Webers folgt die des Walkers (γναφεύς, fullo), womit die des Aufrauhens verbunden war. Auch die Färbung, das Durchwürken, Bordiren u. dgl. iſt mit hinzugenommen und über die Franſen der Gewänder einiges aus Kunſtwerken geſammelt. Dieſelbe Rückſicht auf Kunſtwerke macht die Bemerkungen über das Falten und Preſſen der Gewänder intereſſant. Gefütterte Kleider läugnet der Verf. bei den Alten; Ref. glaubt deren in den Moſaiken von Millin zu ſehn. 3) Die Arten und Formen der einzelnen Kleider. Von dieſen behandelt indeſſen der Verf. in dieſem Bande nur die Unterkleider unterhalb der äußern Tunica. Und zwar hat er hier nach unſrer Meinung im Ganzen die Alten zu ſehr mit Kleidern überladen, indem er aus einzelnen Beiſpielen zu ſchnell auf allgemeinen Gebrauch ſchließt. Ja aus Ilias 2 v. 260 will er den Gebrauch von caleçons bei Homer abnehmen, wovon nicht die mindeſte Andeutung da ſteht. — Die Abhandlung ſchließt mit Bemerkungen über die Art, wie die Alten das Geld im Gürtel trugen, und über die Schnupf- und Schweißtücher derſelben.

Zwei Abhandlungen von Quatremère de Quincy erläutern den Leichenwagen, der Alexanders Körper von Babylon nach Alexandria brachte, und den Scheiterhaufen des Hephäſtion, und verſuchen beide durch Abbildungen nach Diodor zu reſtituiren. In beiden ging dem Verf. Caylus vor, über deſſen Geſchmack ein ſtrenges Urtheil ausgeſprochen wird. Die Zeichnung des Wagens, aber minder genau und ausgeführt, hat Q. de Quincy ſchon dem Werke von Ste. Croix über die Hiſtoriker Alexanders beigegeben. Nach ihr erſcheint der Wagen als ein Tempelgebäude mit einem Joniſchen Periſtyl, deſſen Cellenwand größtentheils aus Gitterwerk beſteht und den Sarg innen ſehn läßt, das Dach iſt rund gewölbt und in dem Halbkreiſe des Giebelfeldes ſtehen Throne u. ſ. w. Ueber die mechaniſche Vorrichtung, die

den Wagen ſtets im Gleichgewicht hielt und vor Stößen ſchützte, kann — da Diodor ſie nur mit kurzen Worten erwähnt, nicht beſchreibt — eigentlich kaum eine Muthmaßung gewagt werden. Den Scheiterhaufen des Hephäſtion ſucht der Verf. beſonders daraus zu conſtruiren, daß er eine Uebereinſtimmung deſſelben mit dem von Herodian beſchriebenen und auf Münzen abgebildeten Römiſcher Kaiſer wahrſcheinlich macht; er theilt ihn in 5 Stockwerke, welche er auch mit Architectur bekleidet, da Diodor bloß die Bildwerke daran erwähnt; die Stockwerke verengern ſich nach oben und bilden eine Teraſſen-Pyramide.*)

Larcher las (23. Juni 1809) eine Abhandlung über die aſtronomiſchen Obſervationen, die Kalliſthenes aus Babylon dem Ariſtoteles zugeſchickt haben ſoll, worin er zeigt, daß dieſelben nicht über Nabonaſſars Aera hinausgegangen ſein können, und es darauf zweifelhaft macht, ob überhaupt ſolche an Ariſtoteles gekommen ſind, da die Griechiſchen Aſtronomen vor Ptolemäus nicht einmal die Aera Nabonaſſars gekannt haben, geſchweige ältere Obſervationen, und Ptolemäus dieſe Aera zuerſt und keine andere gebraucht hat.

Dissertations sur differens sujets d'Archéologie par M. Raoul-Rochette. Paris 1821. in 4.

Herr Raoul Rochette, der auch in Deutſchland bekannte und geſchätzte Schriftſteller über die griechiſchen Colonien, vereinigt in dieſer Sammlung mehrere Abhandlungen von verſchiedener Art. Die erſte „über die Epoche der Auswanderung des Oenotros“ ſucht darzuthun, daß Dionyſios von Halikarnaß Unrecht hat dieſelbe 17 Generationen vor den Trojaniſchen Krieg zu ſetzen und die herrſchendere und genauere Meinung des Alterthums ſie bloß 8 Generationen vor dieſer Epoche anſetzt. Wir müſſen geſtehen, daß wir von dieſer Unterſuchung wenig Vortheil ziehen können, indem die in jenen altarkadiſchen Genealogieen vorkommenden Namen faſt alle Länder, Völker oder Götter und allgemeine Zuſtände bezeichnen, die nach alter Dichterſprache perſonificirt und dann genealogiſch verknüpft wurden, worauf ſpätere Gelehrte, den Sagengehalt zu ſcheiden unvermögend, chronologiſche Syſteme bauten. Die zweite Abhandlung „über die

*) Vergl. Handb. der Arch. 151. 2.

poetiſche Improviſirung bei den Römern" behandelt ein intereſſantes Thema mit Gelehrſamkeit und Geiſt, obgleich die Vergleichung mit Deutſchen Arbeiten über dieſen Gegenſtand noch mehrere genauere Discuſſionen veranlaßt hätte. Die dritte Abhandlung beſchäftigt ſich mit einer Böotiſchen Inſchrift, die aus Pouqueville's Papieren mitgetheilt wird. Es iſt ein Decret der Tanagräer, wodurch einer zum *Πρόξενος* ernannt wird. Die Ergänzung und Erklärung halten wir für völlig richtig, nur daß wir **Lin. 2** für *δόχθη* nicht *ἐδόχθη*, ſondern *δεδόχθη* (böotiſch für *δεδόχθαι*) ſchreiben, ferner aus *ευκιας* nicht **F***οικίας*, ſondern **F***υκίας* machen, dann *ἔπασιν*, nicht *ἔμπασιν* ſchreiben.

Forſchungen aus dem Gebiete der Geſchichte. Von Dr. F. C. Dahlmann, Profeſſor der Geſchichte zu Kiel. Zweiter Band. Altona 1820. in 8.

Die erſte Abtheilung dieſes Bandes führt den beſondern Titel: Herodot, aus ſeinem Buche ſein Leben, und enthält eine Abhandlung des Herausgebers, die durch Gründlichkeit der Forſchung für die Wiſſenſchaft eben ſo förderlich, wie durch Leichtigkeit der Behandlung und Kräftigkeit der Darſtellung für den Leſer anziehend iſt. Der Verf. ſetzt als Stützpunkt für die Chronologie von Herodots Leben ſeine Geburt Olymp 74, 1., ſeine Theilnahme an der Kolonie von Thurii in Italien, Olymp. 84, 1., und daß er in den Peloponneſiſchen Krieg hinein lebte. Die Geſchichte von Herodots Vorleſung in Olympia, die ſeit Lucian ſo oft mit viel Pomp wiedererzählt worden iſt, und die, wenn ſie den Knaben Thukydides zu Thränen brennenden Nacheifers rührte, in Olympias 81. fallen müßte, iſt früher ſchon öfter angezweifelt und als eine Anekdote betrachtet worden, wie deren die Geſchichte der alten Philoſophen und Schriftſteller ſo viele entſtellen; hier iſt ſie mit ſiegreicher Fülle von Gründen — wenn auch einige derſelben nur in der Maſſe wirken können — völlig zu Boden geſchlagen. Dagegen wünſchten wir, hätte der Verf. größeres Gewicht gelegt auf die wohlbeglaubigte Erzählung, Herodot ſei von dem Volk zu Athen belobt und belohnt worden — ohne Zweifel wegen einer Mittheilung eines Theils ſeiner Geſchichte; der Gewährsmann bei Plutarch **de malign. Herodot. 26.**, der Athener Diyllos, citirt den Volksbeſchluß und hatte ihn ohne Zweifel noch vor ſich; aus dieſem

muß man nun, nicht aus Erfindung oder Willkühr — wenn wir unbefangen urtheilen wollen — auch Euſebius Datum für jene Vorleſung ableiten, Olymp. 83, 3. Der Verf. wendet ſich darauf von dieſen Nachrichten ab und an den Schriftſteller ſelbſt, um von ihm zu erfahren, wann er ſein Werk ausgearbeitet, und ſammelt alle in demſelben erwähnten Thatſachen, welche ſpäter fallen als der Zeitpunkt, mit dem er ſeine Erzählung abbricht. Ueberſehen iſt dabei die Stelle **6, 91.**, die ſich auf die Vertreibung der Aegineten aus ihrer Inſel bezieht, ein Ereigniß dem dritten Jahre von Olymp. **87.** angehörig; auch die Eroberung von Halieis durch die Spartiaten, erwähnt **7, 137.**, die Ref. in Olymp. **80, 3.** zu ſetzen geneigt iſt. Unter dieſen Thatſachen ſind nun acht, welche den erſten Jahren des Peloponneſiſchen Kriegs angehören; denn Herodot **4, 80.** deutet auf Ol. **87, 1.**; **7, 233** auf daſſelbe Jahr; **7, 137** auf 87, **2** oder **3.**; **6, 91** auf **87, 3.**; **7, 114** ſcheint auf Olymp. 80 bezüglich; **7, 151** eben darauf; **3, 160** auf 88, **4.**; und **6, 98** geht auf den Ausbruch des Peloponneſiſchen Kriegs während Artaxerxes Regierung. Die letzte Stelle indeß, das Erdbeben in Delos als Vorzeichen des nachfolgenden Unglücks bezeichnend, kann man auch in andrer Beziehung anwenden. Herodot nämlich betrachtet die Erſchütterung der Inſel zu Darius Hyſtaspis Zeit als die einzige und ignorirt alſo das Erdbeben Ol. **87, 1.**, welches Thukyd. **2, 8** bezeugt, man kann daraus ſchließen, daß er in dieſer Zeit von Delos entfernt und wohl überhaupt mehr in der Vergangenheit als Gegenwart lebte. Ob in der Stelle **9, 73** eine Andeutung der Beſetzung Dekeleas durch die Lakedämonier enthalten ſei, wie der Verf. will, iſt nicht durchaus klar; man kann ſie auch nur auf die Verheerungen Attika's in den erſten Jahren des Peloponneſiſchen Krieges beziehen. Dagegen iſt es ſicher, daß die Stellen **3, 15** und **1, 130.**, die von Pauſiris, dem perſiſchen Vaſallen in Aegypten, und von dem Aufſtand der Meder gegen Dareios den Baſtard handeln, erſt Olymp. **93, 1.** geſchrieben ſein können, da Herodot ſchon **77** Jahre zählte; wenn man nicht noch einige Jahre Zeit geſtatten muß, damit dieſe Nachrichten vom innern Orient nach Italien gelangten und in Thurii bekannt wurden, wo Herodot damals, nach Zeugniß der Alten und nach der Andeutung einiger Stellen, die das Local Unteritaliens betreffen, lebte und arbeitete. Ref. geſteht indeß, daß ihm dieſe beiden Stellen keineswegs den Schluß zu begründen ſcheinen, auf den der Verf. hinaus will, daß Herodot in den letzten Jahren des Peloponneſiſchen Kriegs ſein Werk componirt habe; ſie ſtehen ſo einzeln und können ſo leicht herausgenommen werden, daß man ſich dieſelben von

dem Schriftſteller nach Ausarbeitung des Ganzen zugefügt denken kann; nur das beweiſen ſie mit Entſchiedenheit, daß derſelbe ſein Werk damals noch in Händen hatte. Dagegen machen es jene acht Stellen zuſammengenommen wahrſcheinlich, daß es die erſten Jahre des Peloponneſiſchen Kriegs waren, in denen Herodot ſich am lebhafteſten mit der Compoſition ſeines Werks beſchäftigte; einzelnes kann er indeß ſchon früher ausgearbeitet haben; und es nöthigt uns nichts, jene Nachricht von der Vorleſung in Athen um dieſer Stellen willen aufzugeben. Denn wer wird es glaublich finden, zumal in jener Jugend der Geſchichtſchreibung und Proſa, daß ein ſo künſtlich angelegtes und verflochtnes Werk nach einem Plane entworfen und ausgeführt ſei, daß der Schriftſteller ſchreibend von vorn angefangen und am Schluſſe aufgehört habe; im Gegentheil, ſolche Werke wachſen von innen heraus, das Bedeutendſte, Wichtigſte, Intereſſanteſte reizt das Talent zuerſt zur Darſtellung, dann reiht ſich das Andere an und conglomerirt zuletzt durch Ueberarbeitung zu einem wohlverbundenen, eng zuſammenhängenden Ganzen. Dann ſchloß ſich Herodot wohl auch in ſeiner frühern Schriftſtellerei der Weiſe ſeiner Vorgänger näher an, welche einzelne λόγους unter beſondern Titeln abfaßten; auch Herodot bezeichnet verſchiedne Theile ſeines Werks als λόγους, die indeß Niemand vom Uebrigen zu trennen verſuchen wird — eben deßwegen, weil ſie nicht bloß äußerlich aneinander geſchoben, mechaniſch zuſammengereiht ſind. Aber Herodot, theils im Einzelnen ſich nicht genügend — was bei einem ſo viel umfaſſenden Werke kaum möglich war — theils noch unentſchloſſen, wie weit er es zu führen gedenke — denn nirgends findet ſich darüber bei ihm die geringſte Andeutung — hat ſein Buch überhaupt nicht herausgegeben. Der Schluß iſt kein Schluß, wie auch Herr Dahlmann bemerkt; daß Herodot weiter erzählen wollte, beweiſet beſonders **7, 213.** (eine Stelle, die wir in dem vorliegendem Buche nirgends erwähnt finden); und es iſt mithin nicht unwahrſcheinlich, was Ptolemäos Hephäſtions S. bei Photios erzählt, daß erſt Herodots Erbe, der Theſſaler Pleſirrhoos, dieß hinterlaßne Werk herausgab und auch das kleine Proömium hinzufügte. Daß dieſer Erbe ein Theſſaler heißt, verſtärkt die Glaubwürdigkeit der Erzählung; auch Theſſaler waren in Thurii; wenn auch der Zeuge nicht eben beſondres Vertrauen erweckt. Daß Herodots Werk in allen übrigen Theilen durchaus fertig ſei, wie der Verf. ſagt, davon iſt Ref. keineswegs völlig überzeugt; im Gegentheil gibt es Stellen, die noch nicht hinlänglich verarbeitet ſcheinen. Es erhellt aber aus dem Angegebenen auch, daß Herodots Werk ſich erſt nach dem Peloponneſi-

ſchen Kriege in Griechenland verbreiten konnte; daß Thukydides ihn noch benutzen konnte, wird hierdurch ſehr unwahrſcheinlich; die vielverbreitete Anſicht, Thukydides ſpiele öfter polemiſirend auf Stellen in Herodot an, widerlegt der Verf. auf eine ſcharfſinnige und wohl auch überzeugende Weiſe. Wie Thukydides den Herodot nicht geleſen, ſo hat dieſer wieder ſchwerlich ſeinen nur wenig ältern Zeitgenoſſen Hellanikos gekannt; wenigſtens nennt er ihn nie und glaubt zuerſt von der Verfaſſung Sparta's zu ſchreiben (6, 55.), von der doch ſchon Hellanikos gehandelt hatte; ein Moment, welches der Verf., ſonſt derſelben Anſicht, unbenutzt gelaſſen. Es fand alſo keine Folge der Entwickelung unter dieſen drei Männern ſtatt, wie man bisher anzunehmen geneigt geweſen iſt, begründet auf eine ſich an den nächſten Vorgänger anſchließende, dieſen zu übertreffen ſtrebende Thätigkeit. Und mit vollem Recht tritt der Verf. der vorliegenden Abhandlung dem in neueſter Zeit ſehr allgemein gewordenen Streben entgegen überall in der Geſchichte einen ſtetigen Fortſchritt, eine conſequente Ausbildung, in der jeder Uebergang durch Zwiſchenſtufen gehörig vorbereitet und vermittelt werden ſoll, aufzufinden: ein Verfahren, das ſchon zu vielen Willkührlichkeiten geführt hat. — Dieſe Bemerkungen beziehen ſich auf die erſten drei und das letzte, neunte, Kapitel des vorliegenden Buchs, deren Ueberſchriften ſind: Herodot in ſeinem Geburtslande; Herodots Vorleſung zu Olympia. Wann alſo und wo ſchrieb Herodot? und: Herodot in Thurium. Das vierte bis zum ſiebenten, überſchrieben: Herodot als Reiſender. Reiſe-Reſultate. Vorrath ſchriftlicher Geſchichtsquellen in Hellas. Blick auf Plan und Gang in Herodots Geſchichtsbuche, dulden ihrer Anlage nach weniger einen Auszug, indem die zahlreichen Bemerkungen über einzelne Punkte hier faſt wichtiger ſind, als das Allgemeinere. Sehr richtig bemerkt der Verf., daß die genauen Nachrichten über die Merkwürdigkeiten von Samos die Nachricht von einem längern Aufenthalte des Hiſtorikers daſelbſt zu unterſtützen dienen: es kommt dazu, daß Herodot Bekanntſchaft mit den Privatverhältniſſen einzelner Samier zeigt (2, 134. 4, 43.) und daß er, obgleich den Joniern im Ganzen nichts weniger als geneigt, ſich der Samier mehrmals nachdrücklich annimmt. S. 3, 55. 6, 13 u. ſonſt. Von den Reiſen nach dem Auslande muß die Aegyptiſche nach Beendigung des Aufſtandes treffen, den Inaros von Ol. 79, 2 bis 81, 1. erregte und fortſetzte, wie beſonders die Stelle 3, 12. beweiſet. Seine übrigen Reiſen in Afrika werden ziemlich auf Kyrene beſchränkt und wenigſtens ſehr zweifelhaft befunden, ob er

nach Karthago gekommen. Kadytis erkennt der Verf. für Jeruſalem, und daß Herodot außer Babylon und Ekbatana auch Suſa geſehen, ſchließt er aus **3, 102** und mehr noch aus **6, 119**, wir glauben mit Grund. In dem Capitel: Reiſereſultate, wird von der allgemeinen Kunde der Erde und ihrer Haupttheile geſprochen, die ſich Herodot erworben, indem er ſeine eigene Erfahrung mit großer Freiheit und Kraft des Geiſtes in der Regel den alten poetiſchen Vorſtellungen entgegenſetzt und ſich nur in wenigen Fällen von dieſen noch feſſeln und vom rechten Wege ablenken ließ. Das Folgende ſtellt ihn als Schriftſteller dar, der ſchon eine nicht ganz unbedeutende Literatur vor ſich hat, auf die er ſo viel Rückſicht nimmt, daß er, was ſich in ihr ſchon vorfand, in ſeinen Schriften ausläßt; es beſtreitet diejenigen, welche ſich Herodots Werk immer nur als für öffentliche Recitation zur Unterhaltung einer müßigen Menge beſtimmt denken. Die Vorgänger in geſchichtlicher Aufzeichnung, welche hier behandelt werden, ſind Hekatäos, Akuſilaos, Charon, Hellanikos von Mitylene, Pherekydes, Dionyſios von Milet. Bei dem erſten begeht der Verf. einen ſehr gewöhnlichen Irrthum, indem er die Stelle über die Hyperboreer bei Diodor **2, 47.** dem alten Mileſier beilegt; es leidet keinen Zweifel, daß ſie aus dem Abderiten Hekatäos genommen iſt. S. Aelian Thiergeſch. **11, 1.**

Hellanikos, geboren Ol. **71, 1.**, ſchrieb nach dem Verf. noch nach der Schlacht bei den Arginuſen, wie freilich der Scholiaſt zu Ariſtoph. Fröſchen **706** dem einfachen Sinn nach beſagt, alſo in einem Alter von **90** Jahren; doch möchte Ref. nicht ſo unbedingt dem vielleicht übel zuſammengezogenen Scholion den Vorzug geben vor Lucians beſtimmtem Zeugniſſe: er ſei **85** Jahr alt geworden. Der Auszug aus Herodot, den das ſiebente und achte Kapitel enthalten, iſt durch ſinnreiche Bemerkungen über Herodots Plan, durch die durchgeführte Rechtfertigung ſeiner Redlichkeit in der Forſchung und ſeiner Unbefangenheit in der Darſtellung, endlich durch manchen Wink und Fingerzeig kritiſcher Unterſuchungen lehrreicher, als von einem Auszuge erwartet werden konnte; er widerlegt völlig den Gedanken, zu dem nur eine falſch angewendete Stelle des Thukydides die Veranlaſſung gegeben: Herodot habe zur vorübergehenden Ergötzung der Menge mehr ein Epos als eine Geſchichte geſchrieben, wo Alles vornweg darauf angelegt und berechnet geweſen ſei, daß die Helleniſche Ariſteia auf dem Gipfel ihres Ruhms erſcheine.*)

*) Vergl. Geſch. der gr. Lit. B. 1, S. 482—489.

Zweite Abtheilung. Vorarbeiten zu einer Geſchichte des zweiten Puniſchen Krieges von U. **Becker**, VI u. 215 S.

Wir finden in dieſer Schrift denſelben Geiſt einer einſichtsvollen und gründlichen, ſcharfſinnigen und dabei vorſichtigen und unbefangenen hiſtoriſchen Kritik, welcher auch den Dahlmann'ſchen Arbeiten, zu denen ſich dieſe geſellet, ihren ausgezeichneten und bleibenden Werth gibt. Der zweite Puniſche Krieg iſt immer für einen ſehr merkwürdigen und allgemein intereſſanten Abſchnitt der Römiſchen und Carthagiſchen Geſchichte gehalten worden; dennoch fehlt es noch immer an einer möglichſt vollſtändigen und treuen Geſchichte deſſelben, weil die alten Geſchichtsſchreiber, neben mancherlei Auslaſſungen und Verſehen im Einzelnen, ſogar einige Hauptpunkte in falſchem Lichte ſahen und darſtellten, die Neueren aber gewöhnlich nur den beiden Hauptſchriftſtellern folgten, mehrere andere wichtige Quellen vernachläſſigten und überhaupt die Nachrichten von dieſem Kriege nicht mit der gehörigen Genauigkeit prüften, daher es auch denen, die dieſen Abſchnitt der Geſchichte beſonders bearbeitet haben, nicht gelang die mannichfaltigen Dunkelheiten und Widerſprüche zu heben und die Ereigniſſe in ihrem wahren größeren Zuſammenhange darzuſtellen. Nur Einzelnes war bisher genauer erforſcht. Die politiſchen und Handelsverhältniſſe der beiden Staaten ſind durch die trefflichen Unterſuchungen neuerer Geſchichtsforſcher aufgehellt und viele von den Kriegsoperationen waren ſchon von Guiſchard, Vaudoncourt und Anderen erklärt. Auch die Geſchichte von Hannibals Uebergang über die Alpen hat durch die zahlreichen neuerdings darüber angeſtellten Unterſuchungen viel Licht bekommen: obgleich die Unterſuchung über den Ort des Ueberganges noch nicht ganz zu Ende geführt iſt. Denn Melville's Anſicht unterliegt, ſo trefflich ſie auch von Deluc, Kramer und Wickham durchgeführt iſt, doch noch manchem Zweifel und ſtimmt mit Polybius ſelbſt nicht durchgängig überein. Bei dieſer Gelegenheit verdient auch eine deutſche Schrift erwähnt zu werden, in welcher die Reſultate von den neueren Unterſuchungen der Engländer und Franzoſen über dieſen Punkt ſehr gründlich und deutlich aus einander geſetzt und beurtheilt ſind:

Der Heerzug Hannibals über die Alpen, nach den neueſten Unterſuchungen dargeſtellt von C. L. E. Zander, 70 S. in Quart. Hamburg 1823.

Hier findet man im erſten Kapitel eine Unterſuchung über die Alpenzüge und Alpenſtraßen in den älteren Zeiten, in welcher manches

von Deluc und Fortia d'Urban zuſammengeſtellte richtiger und deutlicher ausgeführt iſt. Das zweite gibt eine treffende Vergleichung der beiden Hauptſchriftſteller, Polybius und Livius, das dritte liefert eine gute Ueberſicht von den bisherigen Bearbeitungen der Geſchichte des Alpenzuges. Im vierten wird Deluc's Anſicht ſehr genau und deutlich auseinandergeſetzt und alles, was ſich für dieſelbe ſagen ließ, aus verſchiedenen Büchern und Zeitſchriften ſorgfältig zuſammengeſtellt. Der Verf. folgt dieſer Anſicht, die auch bis jetzt die am beſten begründete iſt, indem eine ſpäter vorgetragene Meinung (von dem Simplon) ihre völlige Unhaltbarkeit zur Schau trägt. Wir kehren zu Herrn Becker zurück.

Dieſe und ähnliche Unterſuchungen, die nur einzelne Ereigniſſe betreffen, ſetzt der Verfaſſer dieſer Vorarbeiten bei Seite. Seine Hauptſache iſt den Krieg in ſeinem ganzen Umfange nach ſeinen Urſachen und ſeinem Erfolge zu überſehen und einige Hauptanſichten, die von den gewöhnlichen abweichen, feſtzuſtellen. Er erzählt daher die Hauptbegebenheiten alle nach ihrem Zuſammenhange, ſonſt aber berührt er nur einzelne kritiſche Punkte, mit Uebergehung alles weniger Wichtigen, wenn daſſelbe ſchon ausgemacht und bekannt war, und liefert ſo keine vollſtändige Geſchichte dieſes Zeitraums, aber ſehr wichtige Vorarbeiten zu einer ſolchen. Die meiſten ſeiner neuen Anſichten hat Hr. B. durch die Zeugniſſe der Schriftſteller ſelbſt begründet, und gewöhnlich ſind dieſes die früher weniger gewürdigten Schriftſteller, beſonders Appian und Zonaras, welche alle von ihm gehörig beachtet, aber nicht aufs Gerathewohl oder eigenen Anſichten zu Liebe, ſondern mit Auswahl und Beurtheilung benutzt ſind. Er hat die Anſichten, die ihn bei der Benutzung der Quellen leiteten, am Schluſſe des Buchs auseinandergeſetzt und den Werth der Schriftſteller beurtheilt. Treffend ſind die Bemerkungen über Livius großes Geſchichtswerk und ſeinen oratoriſchen Werth. Nur will die Bemerkung: daß dieſe Bücher der dritten Decade u. ff. eine Jugendarbeit des Livius ſind, recht verſtanden ſein. Denn daß er ſie als ein Vierziger geſchrieben, läßt ſich aus **XXVIII. 12.** nachweiſen, und von einer ſpäteren Umarbeitung, die bei der erſten Decade wahrſcheinlich iſt, findet ſich hier keine Spur. — Aber in Anſehung des Dio kann Rec. dem Urtheile des Verfaſſers nicht beiſtimmen, ſondern glaubt, daß dieſer Schriftſteller, deſſen Gebrauch ohnehin wegen des magern Auszugs und der öfters ganz verfälſchten Bruchſtücke in dieſem Theile des Werks ſehr mißlich iſt, auch in der alten Geſchichte mit der größten Vorſicht, ja mit argwöhniſchem Mißtrauen gebraucht werden muß und im Widerſpruch

mit den andern Schriftſtellern den ihm öfters gegebenen Vorzug nicht verdient. — Wir wollen nicht ſeine Parteilichkeit gegen Zeitgenoſſen, ſeine niedrigen Schmeicheleien, ſeinen ſtupiden Aberglauben (der von des Livius oft gerügter Prodigienkrämerei gänzlich verſchieden iſt), ſeinen Fanatismus, ſeine rhetoriſchen Uebertreibungen beſonders hervorheben, auch nicht an die Veranlaſſung ſeines Werks erinnern, welches er, durch Träume aufgefordert, von der Göttin Fortuna unterſtützt, in der Abſicht berühmt zu werden, arbeitete. Gewiß iſt, daß ſeine Sucht immer neu und intereſſant zu ſein, ſeine Begierde die Charaktere in eine andere Geſtalt umzukleiden, die niedrige Schmeichelei, mit der er die Thaten der alten Römer verkleinert, die verkehrten Anſichten über den Freiſtaat, die er mit ſeinen Zeitgenoſſen theilt oder zu theilen für gut fand, viele Punkte der alten Geſchichte entſtellt haben. Müßten nicht ganz allein die vielen erlogenen Beſchuldigungen, die er in ſelbſt erfundenen geſchmackloſen Reden durch ganz unpaſſende Perſonen dem Cicero und Andern machen läßt (vgl. Klotz, Middleton, Desmoulines, D'Argens), uns mißtrauiſch gegen ihn machen? Wenn wir nun, ſagt Herr B., aus den Fragmenten ſehen, daß Dio Kaſſius gar häufig von des Livius Erzählung abgewichen iſt, ſo können wir nicht anders als annehmen, daß er, der gewiß auch den Livius vor Augen hatte, aber auch die Quellen hatte, welche überhaupt für ältere römiſche Geſchichte floſſen und welche damals (in ſo fern ſie noch vorhanden!) viel zugänglicher waren als zu Livius Zeit, gewiß ſeine guten Gründe hatte manche Thatſachen anders als Livius darzuſtellen, denn welches Loos hätte ſonſt wohl ſeine mühſame Arbeit erhalten, wenn ſie nicht durch innere Vorzüge vor dem Werke ſeines bewunderten (damals?) Vorgängers ſich ausgezeichnet hätte? Auch hierin kann Rec. nicht unbedingt beiſtimmen, denn ſicher waren dieſe Gründe des Dio nicht immer gut, ſondern öfter neben ſeiner Mißgunſt gegen die alten Republikaner bloß Geiſt des Widerſpruchs, Irrthum, wie ihm auch in der Kaiſergeſchichte viel nachgewieſen iſt, und Fehler ſeines Zeitalters, das den freiſinnigen Livius nicht nachahmen durfte, den Auguſt einen Pompejaner nannte und deſſen Schriften die Kaiſer verfolgten. Bei einem ſolchen Schriftſteller muß daher jeder einzelne Bericht nach ſeinem inneren Werthe aufs ſorgfältigſte geprüft werden, im Allgemeinen ſcheint uns ſeine Glaubwürdigkeit ſehr gering, und wir wünſchten, daß der geiſtreiche Verf. ſich noch einmal ausführlicher und genauer darüber ausſpräche, auch wohl Schirach's Bemerkungen (Hiſtoriſche Zweifel und Beobachtungen S. **21—72**) dabei berückſichtigte, da Reimarus gerühmte Abhandlung ſo wenig als Falconi's

weitläuftiges Apologema genügt, und der neueſte, ſehr originelle, für ſeinen Schriftſteller leidenſchaftlich eingenommene Ueberſetzer die verſprochene Abhandlung über den hiſtoriſchen Werth Dion's ſchuldig geblieben iſt. Ohne Zweifel werden Hrn. B. ſeine Unterſuchungen über den Zonaras ſchon wieder auf dieſen Punkt zurückgeführt haben, denn S. **213**. ſteht die erfreuliche Nachricht, daß er (nach einem längſt einmal von Niebuhr geäußerten Wunſche) das ſiebente bis neunte Buch von den Annalen dieſes Epitomators des Kaſſius Dio nächſtens beſonders herausgeben wird. Zu der ebendaſelbſt angedeuteten Unterſuchung über den Zonaras hat Falconi's Sammlung manches vorgearbeitet, die auch wegen einiger Vaticaniſchen Lesarten wichtig iſt. — Ueber den Polybius fällt Hr. B. ein ſehr ſtrenges Urtheil. Rec. bemerkt (da der beſchränkte Raum hierüber mehr zu ſagen nicht geſtattet), daß bei der Benutzung der einzelnen Berichte den Verfaſſer durchgängig nicht Willkühr oder Vorliebe, ſondern neben den innern Gründen wohlgeprüfte und meiſtens unumſtößlich richtige Anſichten von dem Werthe der Quellen geleitet haben. Mit kritiſchem Scharfblicke werden von ihm die Abſichten der Handelnden mehr nach dem Charakter ihres Geſammtlebens als nach einzelnen Geſchichten, von denen viele erdichtet ſind, beurtheilt und jedes Factum nicht nach ſeinem äußern Glanze, ſondern nach ſeiner innern Wichtigkeit im Zuſammenhange mit den übrigen gewürdigt. Er bemerkt, daß das Anziehende und Merkwürdige der einzelnen Vorfälle in dem eigentlichen Hannibaliſchen Kriege in Italien der hauptſächliche Grund davon war, daß der zweite Puniſche Krieg nicht in ſeinem ganzen Umfange überſehen wurde, und hebt den Krieg in Spanien als den wichtigeren Theil beſonders hervor, deſſen Erfolg dem ganzen Kampfe ſeine Entſcheidung gab. Die Unternehmung Hannibals in Italien iſt ihm Nebenwerk, der zweite Puniſche Krieg wurde eigentlich um Hiſpanien in Hiſpanien geführt, ſo wie der erſte um Sicilien in Sicilien. P. Scipio, ſagt Hr. B., hat an dem Tage in ſeinem Lager am Rhodanus, da er den Entſchluß faßte ſeinen Bruder mit dem Heere nach Hiſpanien zu ſenden, Rom gerettet und Carthago und ſeinen Hannibal überwunden. Dieſe Anſicht vom zweiten Puniſchen Kriege iſt ſehr gründlich durchgeführt, und es iſt ein Hauptverdienſt dieſer Vorarbeiten, daß über die von jeher weniger beachteten Spaniſchen Ereigniſſe, welche Livius und wahrſcheinlich auch Polybius in den Hintergrund drängte, viel Licht verbreitet wird. Neben der Unvollſtändigkeit und manchen Fehlern der Berichte waren hier insbeſondere geographiſche Schwierigkeiten zu überwinden. Unter vielem Neuen und zuverläſſig Rich-

tigen erſcheint uns nur Einzelnes noch genauerer und richtigerer Beſtim- mung fähig, und in einigen Fällen möchten ſich die aus inneren Grün- den verworfenen Berichte der Schriftſteller aufklären und vertheidigen laſſen. Doch können hier nur noch einige allgemeinere Bemerkungen Platz finden. Sehr treffend ſchildert Hr. B. das Verhältniß der Partei der Barkas zur Regierung des Staats und entwickelt mit großer Umſicht die Urſachen des zweiten Puniſchen Kriegs aus der Natur der Verhältniſſe zwiſchen Rom und Carthago, mit Zurückwei- ſung einzelner gewöhnlich angeführter Nebenumſtände und ohne der beſiegten Partei zu viel zu thun. In den Unternehmungen der Car- thager auf Spanien ſieht er kein tyranniſches Projekt der Barciner, auch nicht die Wirkung eines alten eingewurzelten Familienhaſſes, und bei der Erneuung des Krieges durch Hannibal erkennt er nicht dieſe gewöhnlich angedeutete Triebfeder, ſondern weiſet die größeſte Staatsklugheit nach, mit welcher das Unternehmen lange vorbereitet und unter den günſtigſten Umſtänden ausgeführt ward. Trefflich iſt auch die Hauptanſicht des Verf. von Hannibals Kriege in Italien ausgeführt. Er zeigt, daß der Carthager den Krieg faſt nur mit den Kräften Italiens führte und zwar vorzüglich der Samniten, Lucaner, Bruttier, ſo daß dieſer Krieg nur eine zweite Fortſetzung des früheren großen Samnitenkrieges iſt und ein Vorläufer des Marſiſchen. Nach Hrn. B.'s Berechnung hob Hannibal während ſeines Feldzuges in Italien aus der Italiſchen Jugend mehr als 200,000 Mann zu ſeiner Verſtärkung aus, wobei die Unterſtützung von Carthago aus (die wir nach einigen Spuren für noch bedeutender halten) auch mit in Anſchlag gebracht iſt. Roms Kräfte waren gelähmt ſchon allein durch Han- nibals Anweſenheit in Italien, indem ſeine Unterthanen, die unwillig gehorchten, in demſelben Maße ſchadeten, als ſie ſonſt nützten, und gerade die erbittertſten Feinde wurden. Nach der Schlacht bei Cannä hat Hannibal den Zweck, warum er nach Italien gekommen iſt, er- reicht, und nun iſt ſein Hauptſtreben nur Alles in Aufruhr gegen Rom zu erhalten, darum auch von nun an keine Hauptſchlacht mehr nach dem Muſter der früheren. „Hätte ihn, heißt es S. 49., die Natur nur nicht ſo grimmig, ſo über alles Maß unmenſchlich gebildet, daß einem jeden grauen muß in ſeiner Nähe, Rom hätte durch eben dieſen Krieg gewiß unterliegen müſſen. Aber ſo entfernte er durch empö- rende Grauſamkeiten die Italiker wieder von ſich, oder er gab ſie ohne weiteres Preis (was ſchadete ihm nicht die Aufopferung Capua's?); ſo verdarb er ſich ſelbſt die Früchte ſeiner Siege, die Italiker fielen nach und nach wieder von ihm ab, und die Römer zeigten unbezwinglichen

Sinn.“ Sollte wohl Livius verrufene Charakterſchilderung, in der einige den Salluſtiſchen Catilina wiederfanden, oder Valerius Maximus Floskel: **cujus majore ex parte virtus saevitia constabat,** viel Berückſichtigung verdienen? insbeſondere da der unparteiiſche Polybius dem Gerücht (φήμη) von ſeiner Grauſamkeit widerſpricht. (Vergl. Folard Th. IV. S. 243.) Daß die Italiker nach und nach wieder abfielen, erklärt ſich natürlich aus der Langwierigkeit des Krieges, den Maßregeln der Römer, aus dem Mangel an Unterſtützung von Carthago aus, welches damals kaum für das hartbedrängte Spanien ſorgen konnte. So ſehr auch Hannibal auf die Italiäniſchen Bundesgenoſſen rechnete, ſo konnte er doch nie auch nur hoffen, mit ihnen allein den Krieg zu führen oder auch Rom ganz zu beſchäftigen. Daß Hannibal erſt in der ſpäteren Zeit ſeines Aufenthalts in Italien, als er die Gunſt der Italiker verloren hatte, den Wunſch einer Vereinigung mit Hasdrubal geäußert hat, iſt dennoch möglich, auch macht Herr B. es ſehr wahrſcheinlich, daß Hasdrubal ſeinen Zug nach Italien eben ſo wohl gegen den Willen der Carthager unternahm, als Hannibal ihn gegen ihren Willen unternommen hatte. Wie der Krieg in Spanien durch die Bearbeitung des Hrn. B. eine ganz andere Bedeutſamkeit und vielfache Erläuterung bekommen hat, eben ſo ſind auch in Hannibals Krieg in Italien mehrere der wichtigſten Facta genauer erörtert. Dahin gehört die Ehrenrettung des Sempronius und Flaminius, Hannibals Zug durch die Sümpfe, und daß dieſe Sümpfe am Padus zu ſuchen ſeien. Das ſiebente Kapitel enthält den Krieg in Afrika. Einen wichtigen Punkt daraus hatte Hr. B. ſchon früher in einem Schulprogramme ausführlich behandelt, welches unter dem Titel: Ueber Livius XXX. 25 und 29. oder Entwickelung der Begebenheiten, welche zwiſchen Hannibals Rückkehr nach Afrika und der Schlacht bei Zama liegen, Ratzeburg 1822 herauskam. Es wird darin überzeugend bewieſen, daß die Geſchichte von mehr als einem Jahre vom Herbſte 551 bis zum Winter 552 bei Livius und Polybius fehlt, auch wird dieſelbe aus Appian, Zonaras und Frontin ergänzt. Eben ſo intereſſant ſind hier die Unterſuchungen über Scipio's Plan, über die Gründe, warum er nicht im Jahre ſeines Conſulats den Krieg in Afrika anfing, über Maſiniſſa's Leben, über die Schlacht bei Zama und andere. — Ueberall kommen intereſſante Nebenunterſuchungen vor, wie gleich über das Lutatianiſche Bündniß, den Söldnerkrieg, die Suffeten. — Aber wir glauben ſchon genugſam gezeigt zu haben, daß in dieſer Schrift zu einer genauen und vollſtändigen Geſchichte dieſes merkwürdigen Zeitraums viel Treffliches vor-

gearbeitet iſt und daß dieſe Unterſuchungen von keinem, der die Geſchichte des zweiten Puniſchen Kriegs mit Einſicht ſtudiren will, überſehen werden dürfen.

Dissertazioni dell' Accademia Romana di Archeologia alle quali si aggiungono le leggi accademiche. Tomo Primo. Rom 1821. S. XII. u. 617.

Die Römiſche Akademie **delle cose antiche**, unter Pius **VII.** beſonders durch Canova's eifriges Mitwirken wieder hergeſtellt, gibt hier zum erſtenmal durch die Bekanntmachung dieſes Bandes von Abhandlungen Nachricht von ihrer Thätigkeit und läßt uns durch das Gegebne auch abnehmen, was wir im Ganzen von ihr zn erwarten haben werden. Eben keine Erweiterung der archäologiſchen Wiſſenſchaft im Ganzen und Großen, die uns nach Visconti's Tode ſchwerlich wieder ſo bald von Italien kommen wird; dagegen manche dankenswerthe Bekanntmachung und Erläuterung einzelner Alterthümer, Inſchriften, Anticaglien, oft mehr vom Standpunkt der Curioſität als der Wiſſenſchaft, und dabei durch Breite der Behandlung den Deutſchen Leſer mitunter nicht wenig ermüdend. Am beſten wenden wir uns gleich zu den einzelnen Abhandlungen, denen bloß eine kurze Eröffnungsrede Canova's (vom **4.** Julius **1816**) vorhergeht.

Die erſte Abhandlung, von G. D. Ackerblad, ordentl. Mitgliede der Akademie, beſchäftigt ſich mit einigen Bronzeplatten, die bei Eröffnung von Gräbern in der Umgegend von Athen gefunden worden ſind. Schon früher hatte Fauvel im **Magasin encycl. année 1807. T. 3. p. 137.** eine völlig ähnliche bekannt gemacht, den Namen eines Atheners mit ſeinem Demos enthaltend, und daneben ein **B.** Mehr gibt auch die erſte der hier beigebrachten nicht; die andern drei haben daneben noch den Stempel einer Eule, Nr. **2** auch einen Meduſenkopf und einen Ochſenkopf, wie es ſcheint. Die Meinung des Erklärers iſt im Allgemeinen dieſelbe, die Ref. ſchon früher geäußert: daß es die *πινάκια* der jährlich gewählten Richter ſeien, die den Namen des Mannes und desjenigen von den zehn Gerichtshöfen — wir müſſen ſagen, derjenigen von den zehn Decurien, die nur **abusive** *δικαστήρια* heißen — angeben, zu der der Beſitzer des *πινάκιον* im Jahr ſeines Todes gehörte. Das vierte Täfelchen dagegen enthält keine Zahl, ſond ernbloß den Namen eines Dodonäers mit dem Stempel einer Eule; nach der Meinung des Herausgebers, die Ref. noch nicht

völlig einleuchtet, eine Sicherheitsmarke für einen Fremden in Athen. Als Zugabe gibt der Verf. einige Griechiſche Inſchriften mit Namen Attiſcher Demen, die zum Theil unedirt ſind; eine davon iſt metriſch, aber nicht durchaus richtig ergänzt. Die zweite ſehr weitſchweifige Abhandlung, vom Abbate Girolamo Amati, behandelt eine Griechiſche Grabſchrift, die Spon Miscell. erud. ant. S. 368. Nr. 114., aber ſehr incorrect, herausgegeben hatte. Wir theilen ſie hier nach Mazois genauer Copie und Amati's Lesart mit: *Θ. Κ. σῶμα μὲν ἥδε κόνις κεύθει Θεομήστορος ἀνδρός Ναρκισσίωνος πινυτοῦ. ψυχὴ δὲ σύνεδρος Ἀθανάτων· βωμὸν δ'ἄρ' ἐδωμήσαντο ταλάφρων Μήτηρ Σαλβία Μάτρωνα, Σώτας τε ἀδελφός.* Am Sockel der Sepulkralara ſteht **AETES**, was Hr. Amati ſehr ohne Grund durch das Griechiſche *ἀΐτης*, **deliciae**, erklärt, und einen geliebten Sklaven des Verſtorbenen darin bezeichnet findet, dem die Errichtung des Denkmals aufgetragen worden ſei; daneben iſt eine Zimmerart zu ſehen als Andeutung der beſonders unter Italieniſchen Antiquaren vielbeſprochnen und mannigfach erklärten Formel: **sub ascia dedicavit, ab ascia fecit**, die nach Amati mit: **a solo, a fundamentis, solo puro, emit et comparavit locum virginem**, völlig gleichbedeutend iſt. Des Caval. Luigi Biondi Brief über das alte Gemälde der ſog. Aldobrandiniſchen Hochzeit gibt die intereſſante Nachricht, daß der jetzige Beſitzer deſſelben, Vincego Nelli, es von aller modernen Uebermalung zu reinigen unternommen, was ohne irgend ein andres Hilfsmittel, als einen mäßig befeuchteten Schwamm, vollkommen gelungen, der die neuen Farben überall hinweggenommen, die alten enkauſtiſch behandelten durchaus unverſehrt gelaſſen hat. Darnach hat Giov. dell' Armi einen genauen Kupferſtich des Gemäldes herausgegeben, wovon hier eine Copie geliefert wird. Was des Caval. Biondi Erklärungen betrifft: ſo bemerkt Ref. nur, daß er die beiden nur halb bekleideten Figuren zur Linken der Braut mit Grund **pronubas** nennt; die würdige Matrone, die die Wärme des Bades prüft, für eine **flaminica**, deren Begleiter für **camillos** nimmt, und das Gefäß neben der den Hymenäus aufführenden Citherſpielerin für das Bad des Bräutigams erklärt, letzteres gewiß mit geringer Wahrſcheinlichkeit. Auch der Gedanke: der Maler habe ſpeciell Catulls **Epithalamium** vor Augen gehabt, hat Ref. wenig eingeleuchtet, da die Uebereinſtimmung beider Darſtellungen nur durch das Dargeſtellte gegeben iſt, nicht durch die eigenthümliche Auffaſſung.*) Die folgende

*) Vergl. Handb. der Archäologie. §. 429. 1.

Abhandlung hat denſelben Verfaſſer. Auf der höchſten Bergkuppe des Sabinerlands, **pietra Demone** genannt, iſt ein Stein gefunden worden, in den mit ſehr großen Buchſtaben die Worte eingehauen ſind: **OVI CACUNO F. C.** Der Herausgeber lieſt mit Recht **Iovi Cacuno faciundum curavit** und ſieht **Cacunus** als ein Sabiniſches Wort an, zuſammenhängend mit dem lateiniſchen **cacumen** und in der Endung den Götternamen **Tutunus, Mutunus, Vacuna** entſprechend. Die Inſchrift wirft nun wieder Licht auf eine alte Kupferplatte des Kircherſchen Muſeums mit den Worten: **Iovis cacunus**, über die die Antiquare ſich früher auf eine höchſt luſtige Weiſe gezankt haben, indem ein Theil den **Iovem cacunum** mit dem Stercutius verglich, andre aber einen ſolchen Beinamen des höchſten Gottes für gar zu unflätig erachteten. Bartolomeo Borgheſi erläutert einen Theil der neuen Fragmente der Conſulariſchen Faſten, welche von **1815** an auf dem **forum Romanum** bei dem Tempel des Caſtor ausgegraben worden ſind und, obgleich meiſt aus kleineren Stücken beſtehend, doch im Ganzen ſowohl an einander, als an die im Capitol aufbewahrten Faſten paſſen. Dieſe Abhandlung, der zwei andere folgen ſollen, beſchäftigt ſich mit einem Stücke, das faſt zuerſt entdeckt wurde, aus **25** Linien, welches ſich an die bei Sanclemente und Piraneſi zweite Tafel der Capitoliniſchen Faſten anſchließt und die zur Hälfte oder noch über die Hälfte abgebrochenen Zeilen derſelben zur rechten Hand ausfüllt. Es beginnt von C. Cornel. Maluginenſis, zweitem Conſul des J. **295**., und ſchließt mit dem Namen des fünften Decemvirs (T. Antonius) Merenda. Der folgende **discorso: „Novelle del Tevere"** überſchrieben, von Carlo Fea, hat den Hauptzweck, von dem Pabſt Gregor d. Gr. den — in der That völlig unbegründeten — Vorwurf abzuwehren: er habe, da er gefunden, daß die Werke der alten Kunſt die Augen der Pilgrimme von den heiligen Gegenſtänden abgezogen, alle antiken Statuen, Büſten u. ſ. w. in die Tiber werfen laſſen. Giuſeppe Ant. Guattani, der beſtändige Secretär der Akademie, handelt von den **fanti scritti di Carrara**. So heißen bei den Einwohnern von Carrara die Figuren eines Reliefs, das etwa vier Miglien von der Stadt gegen O. oberhalb des alten Luna's in einer wilden Berggegend neben einer Steingrube in den Fels gehauen und von beſuchenden Reiſenden ſeit mehreren Jahrhunderten mit einer Menge von Namen beſchrieben worden iſt. Die Figuren ſtehen in einem kleinen Tempel zwiſchen zwei Frontſäulen unter einem niedrigen Giebelfelde und ſind, auch in der beigegebenen Abbildung, die das Monument im jetzigen Zuſtande, daneben aber

auch reſtaurirt vorſtellt, leicht als Jupiter, Herkules und Bacchus zu erkennen. Dem Beſchauer links ſteht Herkules, die Löwenhaut um den linken Arm gewunden, in der rechten eine Keule, deren Ende auf einem Ochſenkopf ruht; rechts Bacchus mit dem Thyrſus und einem kleinen Panther, der die Vorderfüße auf eine **cista** legt, eine Traube reichend; beide umfaßt, etwas rückwärts ſtehend und größtentheils in ein weites Gewand gehüllt, ihr Vater Jupiter. Guattani läßt unentſchieden, ob dieſe Götter bloß als Bergbeherrſcher und Vorſteher mühſeliger Arbeit an dieſer Stelle abgebildet ſind, oder ob zugleich dadurch Septimius Sever mit ſeinen beiden Söhnen, Caracalla und Geta, bezeichnet und geehrt werden ſoll. Ref. ſcheint die letzte Vermuthung noch ſehr wenig begründet. Von einer alten Inſchrift iſt ſo gut wie nichts übrig; der Stil des Werks ſcheint kräftig und gut. Derſelbe Archäolog behandelt in der zunächſt folgenden Abhandlung einen alten zu Atella in Campanien gefundenen Helm, den der Eigenthümer, der Cardinal De Gregori, der Akademie vorlegen ließ; welche einſtimmig urtheilte, daß er zu ſceniſchen Darſtellungen gedient. Dieſes Urtheil vertheidigt nun Guattani gegen die ihm entgegengeſtellte Anſicht eines Neapolitaniſchen Alterthumsfreundes, des Duca di Lusciano, der darin einen Helm zum Kriegsgebrauch ſieht, den ein Officier einer Siciliſchen Legion getragen habe. Ref. findet die letzte Meinung ſehr wunderlich, da der Gegenſtand des Streites ſelbſt nur ſehr uneigentlich und mißbräuchlich Helm genannt wird. Es iſt eine bronzene Haube, deren erſter Anblick lehrt, daß ſie zum Coſtüm eines Silen gehört. Ueber der ganz Sileniſch vorgewölbten hohen Stirn liegen die Haare in kurzen, geſträubten Locken, aus denen die geſpitzten Ziegenohren und ein Kranz von Epheublättern hervorkommen; hinterwärts iſt der Kopf ganz kahl; aber unter dem Schädel liegt eine Binde mit einigen Fleurons und dem bekannten, aus drei gebogenen und ſich umſchwingenden Beinen beſtehenden, Symbol verziert; welches man, da es gewöhnlich auf Siciliſchen Münzen vorkommt, als ein Zeichen der **Trinacria** zu nehmen gewohnt iſt, wogegen ſich indeß gar Manches mit Grund einwenden läßt. Wenn dieſe Haube nun auf keinen Fall zum Schutze eines Soldaten- oder Gladiator-Kopfes beſtimmt war: ſo iſt auf der andern Seite doch auch durch die Nachricht, daß ſie in Atella gefunden worden ſei, auf die hier großes Gewicht gelegt wird, noch kein beſondres Licht aufgeſteckt, da die Silenenmaske der eigentlichen altosciſchen Atellana fremd war, und unter deren Characteren: **Maccus**, **Pappus**, **Bucco** u. ſ. w. niemals vorkommt; man thut daher wohl am beſten, dabei an Bacchiſche Aufzüge und Feierlichkeiten, die

in den Campaniſchen Städten ſo häufig und allgemein waren, zu denken. G. de Matthäis Abhandlung „über den Römiſchen Cult der dea Febris“ ſtellt erſtens die Nachrichten über Tempel und Opfer dieſer Gottheit zuſammen und fragt dann nach der Veranlaſſung und Entſtehung des Cultus, die ſehr natürlich in der Häufigkeit gefährlicher Fieber auf Römiſchem Boden, beſonders in den niedrig gelegenen Gegenden der Stadt, gefunden wird. Hierauf folgt ein Brief eines correſpondirenden Mitglieds der Akademie, Luigi Arciprete Nardi, der von der Geſellſchaft aufgefordert ihr Nachricht mittheilt über einen in zwei Stücken zu Rimino gefundenen Grabſtein, den C. Luccius Paulinus, decurio Arimini, quaestor, aedilis, duumvir, quaestor alimentaris, duumvir quinquennalis, item municipio Cottiarum oder Cottiensi omnibus honoribus perfunctus, ſeiner Gattin, wie es ſcheint, geſetzt hat, und der erſtens für die Geſchichte Ariminums einige nicht unwichtige Notizen gewährt und dann ein neues Municipium der Zahl der bisher bekannten hinzufügt. A. Nibby gibt eine Ueberſetzung und ſehr ausführliche Erläuterung des erſten Capitels des Pauſanias als Probe einer größern Arbeit. Zuletzt theilt Herr B. G. Niebuhr, Ehrenmitglied der Geſellſchaft, aus dem Inſchriftenſchatze, den Gau in Aegypten und Nubien für ihn geſammelt und ihm zur Herausgabe überlaſſen, ein höchſt intereſſantes Monument mit und erläutert es in einer Lateiniſchen Abhandlung. Ein βασιλίσκος der Nubier und geſammten Aethiopen, Silko, hat die Blemyer beſiegt und ſeine Heereszüge bis Talmis und Taphis in Unter-Nubien ausgedehnt und prahlt davon in einem höchſt unzuſammenhängenden Stile, der bisweilen zwar an die Eigenthümlichkeit hieroglyphiſchen Ausdrucks erinnert, mehr aber die Rohheit eines trotzigen Barbaren darſtellt. Die Inſchrift ſteht auf einem Pfeiler der Vorderſeite des Tempels zu Groß-Kalabſche, der dem Sonnengott Mandulis geweiht war und nach einer Inſchrift aus Römiſcher Zeit zu Talmis gehörte; die Zeit derſelben ſetzt der gelehrte Herausgeber in die Epoche des Diokletian und Maximin, da die vorher mächtigen und furchtbaren Blemyer von den Nubiern bedrängt wurden, und ehe das Axumitiſche Reich ſich bildete.

Memoires de l'institut royal de France, académie des inscriptions et belles lettres. T. VI (ſo weit ſie das claſſiſche Alterthum betreffen). **Paris. 678 S. in 4.**

Die Mémoires beſchäftigen ſich dem größeren Theile nach mit Gegenſtänden des claſſiſchen Alterthums. Ueber die Optik des Ptolemäus von Cauſſin. Die Optik des Ptolemäus, im Mittelalter bekannt und von Vitellon, Roger Bacon, Regiomontanus, Fr. Risner (1572) citirt, wurde ſeit der Zeit als verloren angeſehen, bis der Verf. dieſer Abhandlung eine lateiniſche Ueberſetzung derſelben, die nach dem Arabiſchen gemacht iſt, in der Bibliothek des Königs zu Paris auffand, wo ſie freilich ſchon längſt hätte hervorgezogen werden ſollen, da ſie ſelbſt im gedruckten Catalog der latein. Mſſ. ſtand. Die Entdeckung iſt jetzt ſchon alt, da Lalande ſie ſchon im Jahre 1803 erwähnt; auch hat Delambre im Jahre 1823 der phyſiſchen und mathematiſchen Claſſe eine Abhandlung über das Werk vorgeleſen. Herr Cauſſin geht aber nun erſt an die Herausgabe und gibt hier eine Probe des lateiniſchen Textes und einige Unterſuchungen über die Epoche der Ueberſetzung, den Verfaſſer und die Authenticität des Werks. Er glaubt, daß das Werk im Anfang des neunten Jahrhunderts ins Arabiſche übertragen wurde und daß der lateiniſche Ueberſetzer, Ammiratus (ein Amtsname) Eugenius Siculus, gegen Mitte oder Ende des zwölften Jahrhunderts lebte. Er beſeitigt einige Zweifel gegen die Verfaſſerſchaft Cl. Ptolemäus des Aſtronomen und zeigt, daß das erhaltne Werk daſſelbe iſt, aus welchem Roger Bacon einiges citirt. — Da auch in der Bodleiana zu Oxford ein ähnliches Manuſcript dieſer Optik nach dem Catalog derſelben exiſtirt: ſo iſt zu wünſchen, daß Hr. Cauſſin daſſelbe mit dem Pariſer vergleiche; ſind es zwei verſchiedene Ueberſetzungen, iſt der Gewinn um ſo größer.

Ueber das Princip, die Baſis und die Ausgleichung der verſchiednen Syſteme von Längenmaßen im Alterthum von Goſſelin. Die Meinungen dieſes Gelehrten über das angegebne Thema ſind ſchon aus andern Schriften bekannt, aber vielleicht nirgends in ſolchem Zuſammenhang dargelegt als in dieſer Abhandlung, und nirgends wird man ſtärker zu beklagen veranlaßt, daß ſo viel combinatoriſcher Scharfſinn auf die Ausſchmückung einer ſo grundloſen Hypotheſe (wie Ref. bedünkt) verwandt worden. Der Hauptgedanke iſt: man habe ſeit uralten Zeiten, durch ägyptiſche oder orientaliſche Beobachtungen, ziemlich genaue Beſtim-

mungen des Erdumkreiſes gehabt und auf dieſe hätten die verſchiednen Völker ihre Längenmaße gegründet, ſo daß z. B. die Griechiſchen Stadien ſtets Quoten der Erdperipherie wären. Der Verf. läugnet zwar nicht, daß Zoll, Fuß, Klafter u. ſ. w. auch bei den Alten von jeher von der Natur gegebene Maße geweſen, aber doch behauptet er auch von dieſen, daß ſie erſt von oben herab, durch die Fixirung des Stadiums, ihre beſtimmtere Geltung erhalten hätten. Die verſchiedenen Angaben des Erdumkreiſes erklärt er aus den verſchiedenen Eintheilungen in Grade und dieſer in Stadien: die verſchiedenen Stadien — die Herr Goſſelin nämlich ſupponirt, — aus verſchiedenen metriſchen Syſtemen, die aber nur Modificationen eines Grundtypus ſeien. In dieſer Abhandlung geht er ſo weit, daß er alle möglichen Längenmaße der alten Welt — den Fuß der alten Tungern, **pes Drusianus** genannt — die Raſten des alten Deutſchlands — die Armeniſchen Maße bei Moſes von Chorene, die Aegyptiſchen und Babyloniſchen, die Chineſiſchen, Indiſchen, Arabiſchen ꝛc., ſelbſt die Landmeilen verſchiedener deutſcher Provinzen, als zu demſelben Urſyſteme gehörig darzulegen ſucht. Jeder ſieht leicht ein, worin der Grundirrthum dieſes Hypotheſen-Gebäudes liegt.

Ueber die Bevölkerung Athens von Letronne. Der Verf. ſucht die Nachrichten der Alten, die er im Ganzen wie Manche vor ihm der Uebertreibung beſchuldigt, mit räſonnablen Anſchlägen nach ſtatiſtiſchen Grundſätzen zu vereinigen, und zwar minder gewaltſam als einige Engliſche Schriftſteller gethan haben. Ohne von der Operation hier genaue Rechenſchaft geben, und des Ref. abweichende Meinung in einigen Punkten darlegen und begründen zu können: bemerken wir nur, daß der gelehrte und ſcharfſinnige Verf. als Reſultat aufſtellt: die Bevölkerung Attikas habe in den Zeiten von Anfang des Peloponneſiſchen Krieges bis zur Schlacht von Chäroneia im Ganzen gegen **220,000** Köpfe betragen, nämlich **70,000** Freie; **40,000** Metöken; **110,000** Sklaven. In Betreff der letztern macht der Verf. auf das geringe Verhältniß der Anzahl der Weiber zu der der Männer unter dem Sklavenſtande in Athen aufmerkſam, was zu ſehr ernſten Betrachtungen Veranlaſſung geben kann.

Ein andrer Aufſatz deſſelben Verf. beſchäftigt ſich mit den Funktionen der Griechiſchen Magiſtrate, genannt Mnemonen, Hieromnemonen und Promnemonen, und der Zuſammenſetzung der Amphiktyoniſchen Verſammlung. Aber

wir geſtehen, daß ungeachtet der ſehr weitläuftigen Behandlung des Gegenſtandes doch das über denſelben verbreitete Licht uns ſehr mäßig und die ſcheinbaren Reſultate wenig haltbar ſcheinen. So z. B. daß, weil der Promnemon in dem bekannten Decret von Actium dieſelbe Stelle einnimmt, wie der Proagoros in einem Agrigentiniſchen, ihre Würde verwandt ſei, was dadurch völlig widerlegt wird, daß die letztere Würde identiſch war mit der eines προστάτης, deſſen Amt aus einer geſetzlich angeordneten Demagogie hervorgegangen, alſo eine Art Tribunat war; was von der Obrigkeit der Promnemonen nicht im geringſten behauptet werden kann. Zur genauern Kenntniß des Amphiktyonenbunds haben wir keinen neuen Beitrag gefunden. Ueberhaupt iſt nach des Ref. Meinung ein eindringender und anſchaulicher Begriff der politiſchen Verhältniſſe der Alten noch ein großes Deſiderat in der Franzöſiſchen Philologie.

Derſelbe Gelehrte hat ferner ein Memoire vorgeleſen, deſſen Object eine Kritik der Nachrichten iſt, die die Alten von Meſſungen der Erde durch Alexandriniſche Mathematiker geben. Der Verf. ſucht zu beweiſen, daß außer zwei andern Angaben des Erdumfanges auch die dem Eratoſthenes und dem Poſeidonios zugeſchriebene Schätzung ſchon vor der Zeit dieſer Gelehrten exiſtiren mußte, weil Eratoſthenes zwar eine Stadienberechnung, aber keine Obſervationen angeſtellt habe, der Andre aber keines von beiden — wodurch ein Punkt des Goſſelin'ſchen Syſtems bedeutend unterſtützt werden würde. Was erſtens die Erzählung betrifft, daß Eratoſthenes mit der Σκάφη Beobachtungen zu Syene und Alexandria gemacht habe, um die Größe des Bogens des Meridians zwiſchen beiden Städten zu beſtimmen, und dann die gewöhnlich angenommene Diſtanz derſelben von 5000 Stadien dem gefundenen Bogen gleichſetzend ſo den Umkreis der Erde auf 250,000 Stadien berechnet habe, ſo ſucht dieſe der Verf. dadurch zu widerlegen, daß er zuerſt die geringe Auctorität des Berichterſtatters Kleomedes (den der Verf. in das dritte Jahrhundert nach Chr. ſetzt), ſodann das Schweigen der andern Schriftſteller über den Gegenſtand, hervorhebt. Der Hauptwiderlegungsgrund liegt aber für ihn darin, daß 5000 Stadien gar keine geodätiſche Meſſung der beſagten Entfernung ſei, ſondern nichts als eine Berechnung des Unterſchieds der Parallelen von Syene und Alexandria nach Aegyptiſchen Stadien von 700 auf den Grad, welcher Unterſchied den Aſtronomen alſo ſchon von früheren Zeiten her, und zwar verhältnißmäßig ſehr genau, bekannt geweſen ſein muß, obgleich ſie in der Anwendung deſſelben zur Beſtimmung der wirklichen Diſtanz Fehler begingen. Es

betrug derſelbe nach Eratoſthenes 7° 8′ 34″, gleich 5000 Stadien zu 700 auf den Grad, wodurch der ganze Meridian auf 252,000 Stadien beſtimmt wird, denn die Zahl 250,000 ſieht Herr Letronne bloß für einen Nachläſſigkeitsfehler des Kleomedes an. Was aber die angeblichen Meſſungen des Poſeidonios betrifft: ſo geht der Verf. darauf hinaus, zu zeigen, daß dies gar keine ſind und nicht einmal ſein ſollen, ſondern bloß hypothetiſche Beiſpiele aus willkürlich angenommenen Daten zuſammengeſetzt, um einen Satz der Wiſſenſchaft deutlich zu machen.

Ueber die Urſprünge der älteſten Städte Spaniens von Petit-Radel. Dieſe Abhandlung hat zum Zweck, aus den Ortsnamen des Landes das Vorhandenſein von Celten oder Iberern in beſtimmten Gegenden nachzuweiſen und darnach das locale Verhältniß dieſer beiden Volksſtämme zu beſtimmen. Die Celten waren nach des Verf. Meinung, die ſich auf eine Völkergenealogie bei Appian ſtützt, von Illyrien und Thracien ausgegangen; daher im Celtiſchen Briga, eine ſehr häufige Endung von Ortsnamen, daſſelbe bedeute was im Thrakiſchen *Βρία*, Stadt, und nicht, wie Cluver behauptet, Brücke, da viele ſolche Brigä von Flüſſen völlig abliegen. Auch kommt ſtatt briga in Celtiſchen Ortsnamen mehremals wirklich bria vor. Nach des Verf. Anſicht hängt mit dem Thrakiſchen Urſprung der Spaniſchen Celten die Sage von dem Cyklopen Briareus (von *βρία*) als Gründer der ſogenannten Herkulesſäulen bei Gades zuſammen, was Ref. für ſehr unhaltbar hält, aber merkwürdig iſt allerdings, daß Artemidor bei Strabo (3. p. 128.) am Bätis eben ſolche pierres branlantes (Pender-stones) erwähnt, wie wir ſie ſonſt als alt-Celtiſche Monumente finden. Daß der Verf. überall Celten wittert, wo ein Name nur ein br enthält, und daß er dieſe überall in fortgeſetzten Wanderungen von Thrakien kommen läßt, mag er ſelbſt verantworten. Was nun die Iberer betrifft, ſo ſucht der Verfaſſer einen fortdauernden Zuſammenhang nachzuweiſen zwiſchen denſelben und den Küſten Etruriens und Latiums, woraus er auch die den ſog. cyklopiſchen ähnlichen Mauern von Sagunt und Tarragon ableitet; er bedient ſich dazu einiger, wie uns ſcheint, mißverſtandener Griechiſchen Sagen und der Aehnlichkeit vieler Ortsnamen auf beiden Seiten, die Ref. wenigſtens nicht eben eingeleuchtet. Gewiß reichen ſie nicht hin, um das Reſultat zu ziehen, welches der Verf. zieht: die Iberer ſeien aus Italien gekommen. Am bedeutendſten iſt die Homonymie der Italiſchen Osken und der Spaniſchen Orte: Osca, Vescia, Escua u. a. m. Der Verf. hätte noch den eigentlichen Namen des

Baskiſchen Volks „Eusken“ in Betracht ziehen ſollen, von deſſen Ableitungen kürzlich W. von Humboldt mit einem Scharfſinne und einer Kritik gehandelt hat, die von dem Verfahren des wackern und fleißigen Petit=Radel freilich grundverſchieden iſt.

Ueber die Lage der **Raudii Campi**, wo Marius die Cimbern ſchlug, und über den Weg, den dieſe Völker nahmen, um nach Italien zu kommen, von Walckenaer. Der Verf. erkennt als dieſe die weiten Blachfelder öſtlich von **Verceil** im Diſtrict von **Biandrate** an, die noch heutzutage **Campi** oder **Prati di Ro** oder **di Rau** heißen und von drei kleinen Flüſſen, **Raugia** genannt, durchſtrömt werden, und erklärt auf eine befriedigende Weiſe die Entſtehung mehrerer Irrthümer alter Schriftſteller über dieſen Gegenſtand.

Ueber die Münzen des Marinus, geſchlagen zu Philippopolis von Tochon d'Annecy. Dieſer einſichtsvolle Numismatiker und Hiſtoriker widerlegt die Meinung derer, die an Philippopolis in Thracien und einen Marinus, der von den Soldaten in Möſien und Pannonien auf kurze Zeit den Purpur erhielt, denken, und erweiſt auf eine einleuchtende Weiſe, daß ſie einer von dem **Princeps Philippus Arabs** in Arabien gegründeten Stadt und dem Angedenken deſſelben für ſeinen Vater Marinus, der freilich vorher ganz unbekannt war, angehören. — Zugleich macht derſelbe Gelehrte eine Münze des Jotapianus, Gegenkaiſers von Philippus in Syrien, bekannt, die erſte der Art, welche die vorher faſt bezweifelte Exiſtenz dieſer Perſon vollſtändig ſichert.

Voyages dans la Grèce accompagnés de Recherches Archéologiques, et suivis d'un aperçu sur toutes les entreprises scientifiques qui ont eu lieu en Grèce depuis Pausanias jusqu'à nos jours. Ouvrage en huit Livraisons, orné d'une grand nombre de monuments inedits, récemment decouverts, ainsi que de cartes et de vignettes, par le Chev. P. O. Bröndsted; Membre de l'Université de Copenhague et de plusieurs Académies, agent de la cour de Danemark

auprès du saint siège. Première livraison. S. XX. u. 129 mit 34 Kupfertafeln. Paris 1826.

Von der Reiſe durch Griechenland, die Herr Bröndſted in den Jahren 1810 bis 1813 mit Baron Haller, Baron Stackelberg, Herrn Linckh, und zum Theil in Geſellſchaft der Engländer Cockerell und Foſter, unternommen, und von den Entdeckungen alter Kunſtwerke, worauf beſonders das genaue Studium der alten Architectur, welchem Einige aus der Geſellſchaft oblagen, geführt hat, iſt im Allgemeinen in öffentlichen Blättern ſchon ſo viel die Rede geweſen, daß wir Diejenigen, welche daran ein Intereſſe nehmen, auch als davon unterrichtet vorausſetzen können. Wir beſchränken uns daher darauf, die vorliegende Lieferung eines wiſſenſchaftlichen Werks über dieſe Reiſe — einer lange ſchon erwarteten Frucht derſelben — anzuzeigen. Sie beſchäftigt ſich faſt ganz und gar mit der Cykladiſchen Inſel Keos, indem ſie nicht bloß eine Topographie derſelben nebſt Bemerkungen über die aufgefundenen Monumente, wie ſonſt in Reiſewerken dargeboten zu werden pflegen, ſondern auch eine vollſtändige und ſehr gelehrte Behandlung der Alterthümer und Geſchichte dieſes Eilandes enthält. So ſehr es uns nun auf der einen Seite freut, Keos auf ſo umfaſſende und treffliche Weiſe dargeſtellt zu ſehen, ſo kann Ref. doch nicht verbergen, daß es für uns Deutſche bequemer wäre (das Werk erſcheint aber auch in Deutſcher Sprache), die res Ceorum in einem Octavbändchen in der Weiſe mehrerer ähnlichen Schriften behandelt und von dem durch Kupfer und Vignetten vertheuerten, prachtvoll angelegten Reiſewerke abgelöſt zu ſehen. Was nun die Topographie betrifft, ſo hatte der Verf., der im Hafen von Zia, im Nordweſt der Inſel, landete, dann nach der Stadt Zia, in der Mitte des Eilandes, ging und von da eine Excurſion nach Tes Poles, an der Südoſtküſte, und eine andre nach Kunduro, an der Südweſtküſte, machte, Gelegenheit einen großen Theil von Keos zu ſehen, und ſeine Karte (pl. 12) iſt ohne Zweifel weſentlich beſſer als die früheren, obgleich es noch an einigen Daten zu einer genaueren Zeichnung der Küſten und auch wohl mancher Strecken im Innern fehlt. Von den vier alten Städten, welche ſich auf der Inſel befanden, iſt Julis offenbar das heutige Zia, indem Strabon's Angaben über die Lage von Julis völlig auf die jetzige Hauptſtadt paſſen; auch findet ſich hier ein Architravſtück von einem ſehr bedeutenden Tempel der Doriſchen Gattung, und ¼ Lieue nördlich von der Stadt ein aus dem Felſen gehauener coloſſaler Löwe, den dieſe Anzeige weiter unten noch einmal erwähnen muß.

Daß das jetzige Tes-Poles das alte Karthäa ſei, hatte Villoiſon, deſſen Papiere auf der Bibliothek **du Roi** Herr Bröndſted benutzt hat, ſchon errathen: der Verf. hat es durch Auffindung zahlreicher Inſchriften zur Gewißheit gebracht. An dieſen Platz knüpfen ſich nun ſeine bedeutendſten Entdeckungen auf der Inſel; eine Karte der Gegend von Karthäa (**pl. 6**) und eine von Reinhard gravirte pittoreske Anſicht derſelben verleihen der Beſchreibung große Anſchaulichkeit und machen nunmehr Karthäa zu einem ſehr intereſſanten Fleck im alten Griechenland. Eine bedeutende Höhe unfern der Küſte trug die Akropolis, von deren Ringmauern, ſo wie von einer Art von Propyläen dazu, noch Spuren da ſind; gegen die Küſte hin liegt ein iſolirter ſteiler Felſen, auf dem, wie der Verf. aus Antonin. Liberalis **1.** wahrſcheinlich macht, der Tempel der Artemis gebaut war; er ſteigt mit einer Terraſſe gegen das Geſtade ab, auf welcher ein **templum in antis** lag, deſſen vortretende Pilaſter mit Inſchriften bedeckt waren. Dieſe Inſchriften waren größtentheils Decrete von Karthäa, in denen theils Privatleute belobt, theils Verbindungen mit andern Staaten geſchloſſen wurden, darunter iſt aber auch die Copie eines Aetoliſchen Decrets, in welchem die Freundſchaft mit den Keern beſtätigt wird (ſ. Taf. **19—23**). Vor dem Tempel und in der Nähe deſſelben haben ſich zwei Fußgeſtelle von Statuen des Julius Cäſar und des Auguſtus gefunden (Taf. **17. 18.**), überdem einige Unterſchriften von Weihgeſchenken an Apollon, wodurch es gewiß wird, daß der Tempel dem Apollon angehörte (Taf. **16. 25**), und eine auf die Ausrüſtung von Chören bezügliche, leider ſehr zerſtörte, Inſchrift. (Das *Χορηγεῖον* des Apollon lag, wie der Verf. wahrſcheinlich macht, ganz in der Nähe auf dem höhern Felſen.) Der Commentar zu allen dieſen Inſchriften ſoll in der zweiten Lieferung folgen. Von den Statuen des Cäſar und Auguſtus hat ſich nichts erhalten, dagegen in einer Niſche des Felſens ein großer Theil einer coloſſalen Statue des Apollon Muſagetes und an der Treppe nach dem höhern Felſen der Torſo einer ausnehmend ſchönen weiblichen Figur im geſchürzten Chiton mit einem Diploidion darüber, die Ref. dem Attiſchen Stil anzueignen geneigt iſt, aber ihrem Gegenſtande nach auch ſchwerlich näher zu beſtimmen wagen möchte. Soviel über die bei dieſem Heiligthum gemachten Entdeckungen, auf welches neuerlich zu Pindars Iſthmien **I. S. 483.** aufmerkſam gemacht und dabei ſchon auf die Nachforſchungen des Verf. hingewieſen wurde. — Die dritte Stadt der Inſel, Koreſſos, wird von dem Verf. nach Strabo's Indicationen dahin geſetzt, wo jetzt der Hafen von Zia liegt; ohne Zweifel ganz richtig, denn wie man jetzt von Athen aus-

fahrend in dieſem Hafen landet, ſo richtete man im Alterthum ſeine Fahrt nach Koreſſos (ſ. die falſchen Briefe des Aeſchines 1.). Kunduro bleibt alsdann für die vierte Stadt, Pöeſſa, übrig, da auch hier antike Mauern und Subſtructionen das Daſein einer alten Stadt erweiſen. — Wir gehen zu dem andern Abſchnitte des Werks, den Alterthümern und der Geſchichte von Keos, über. Die ältere Geſchichte läßt ſich von der Betrachtung der gottesdienſtlichen Inſtitute nicht trennen, Herr Bröndſted thut ſehr wohl daran, beide zu verbinden. Ein Hauptcult der Keer war der des Ariſtäos, den der Verf. mit Recht als einen uralten Heros (oder lieber Dämon), von dem aller ländliche Segen abgeleitet wird, darſtellt, und ſich dabei mehr der in Deutſchland herrſchenden Behandlungsweiſe alter Sagen als der Franzöſiſchen anſchließt. Ref., der hier gern über Vieles mit dem gelehrten und ernſtlich forſchenden Verf. verhandeln möchte, will ſich darauf beſchränken, den Satz in Zweifel zu ziehen, daß der Dienſt des Ariſtäos auf Keos nicht mit dem des Zeus, ſondern mit der alten Verehrung des Phöbos-Apollon vereint geweſen ſei. In den hiſtoriſch bekannten Zeiten betrachtete man in der Regel den Ariſtäos als eine Perſon für ſich, aber ſetzte ihn doch in Keos mit dem Cult des Zeus Ikmäos in Verbindung; von dieſem Gott erfleht er nach Keiſchem Mythus die Eteſien und wird alsdann, alſo wahrſcheinlich doch auf Keos, Zeus Ariſtäos genannt (Schol. Apoll. II, 498). Hr. Bröndſted gründet aber wahrſcheinlich ſeine Anſicht auf eine der beim Tempel des Apollon zu Karthäa gefundenen Inſchriften (Taf. 16), wo man der mitgetheilten Copie nach Ἀπόλλωνι Ἀριστταίῳ mit größter Leichtigkeit ergänzen kann; doch wünſcht Ref., bevor er dieſe Combination für zuläſſig halten kann, erſt noch beſtimmt verſichert zu ſein, daß wirklich dieſe Züge auch von Einem, der nicht den Namen des Ariſtäos ſucht, auf dem Marmor geleſen werden können. Mit dem Ariſtäos hängen die Nymphen zuſammen, die als Briſeiſche auf Keos verehrt wurden. Bei Ovid Heroid. 20. V. 221. iſt es ſehr wenig gerathen, für Coryciis nymphis — Cōrĭsiis (von Κορησσός) zu ſchreiben; dagegen führen die Varianten, wie neuerlich Buttmann in einer Abhandlung über die Fabel der Kydippe gezeigt hat, unverkennbar auf Carthaeis. Der Keiſche Mythus war, ſoviel man aus Herakleides Pont. abnehmen kann, der: ehemals hätten die Nymphen das glückliche Eiland Keos bewohnt, bis ein Löwe ſie verjagt; dann ſei Dürre und Gluthitze eingetreten, bis Ariſtäos, von den Nymphen belehrt, den Hundſtern beſänftigt und die kühlenden Paſſatwinde, die Eteſien, herbeigeführt habe. In dieſer Sage bedeutet der Löwe, auf

den ſich auch ſicher das Steinbild bei Julis bezieht, unverkennbar die Hitze des heißen Sommers, durch welche die Quellen verſiegen; nur muß man dabei nicht an das Zodiacalgeſtirn denken, welches mit der Griechiſchen Mythologie nichts zu ſchaffen hat, ſondern einzig und allein an den Löwen als das Thier des heißen Südens. Ueber die Aphrodite Kteſylla in Julis, Hekaerge Kteſylla bei den übrigen Keern genannt, hat Herr Bröndſted noch nicht die geiſtreiche Abhandlung Buttmann's benutzen können, die in den Abhandlungen der Münchner Academie erſcheint; ſie würde ihn auf eine tiefere Behandlung der Sage aufmerkſam gemacht haben. Auch Ref. hält es für Unſinn zu glauben, daß die genannte Gottheit von irgend einem unbedeutenden Mädchen Kteſylla benannt oder gar dieſes Mädchen als Aphrodite und Artemis verehrt worden ſei; ſondern es gab auf Keos ohne Zweifel eine alte Gottheit (vielleicht eine *κτησία θεός*), welche bald mit der Aphrodite, bald mit der Artemis identificirt und aus deren Cultusmythus am Ende die erotiſche Erzählung bei Antoninus Liberalis herausgeſponnen wurde. Unter den vor-ioniſchen Bewohnern von Keos: Karern (von denen der Verf. mit geſundem Urtheil handelt), Arkadern und Lokrern von Naupaktos, endlich Kretern, hätte der Verf. die letztgenannten noch etwas ausführlicher behandeln können. Er macht mit Recht darauf aufmerkſam, daß die Tempel des Apollon Smintheios zu Koreſſos und Pöeeſſa auf Niederlaſſungen der Kreter deuten; auch vergißt er nicht zu bemerken, daß in Kreta nach Stephanos von Byzanz auch eine *λίμνη Κορησία* war. Aber ſelbſt in den eigenthümlichen Geſetzen von Keos hatte ſich Manches erhalten, das nicht der Joniſchen, ſondern einer frühern Kretiſchen Zeit anzugehören ſcheint, in der nach Apollodors Ausdruck (III, 1, 2) Rhadamanthys den Inſeln Geſetze gab. Unioniſch, aber ganz den Kretiſchen Sitten gemäß, waren die Tänze und Spiele der Jungfrauen im Beiſein der Jünglinge (Plutarch de mul. virt. p. 277. vgl. Anton. Lib. 1.), unioniſch die große Sittenſtrenge und Mäßigkeit des Lebens, von der Plutarch Wunderdinge erzählt. Ueber die Keiſche *εὐνομία* handelt der Verf. noch nicht mit hinlänglicher Vollſtändigkeit; ſie bewirkte, nach dem Dafürhalten des Ref., daß auch die benachbarten Siphnier Keiſche Geſetze annahmen (Iſokrat. Aeginet. §. 13 nach der Lesart der Manuſcr.) — Die Geſchichte von Keos hat wenig helle Punkte; doch hat der Verf. dieſe mit Sorgfalt und Geiſt zu benutzen gewußt. Nur die dunkle Stelle bei Strabon VIII. p. 360. Caſaub. faßt Ref. anders als der Verf. (Suppl. n. 4.) Dieſer erklärt nämlich: Teleklos, oder vielmehr Teuklos, ein ioniſcher Häuptling, aus Nedon auf

Keos, habe Pöeſſa auf Keos, Tragion (Tragäa) auf Naxos und Skiä (für Echeiä) auf Euboä (vgl. Pauſan. 4, 2, 2.) gegründet. Ref. dagegen erklärt das Ganze ſo: der Tempel der Athena Neduſia zu Pöeſſa auf Keos hat von einem Orte Nedon, in Meſſenien nämlich, woher Neſtor den Tempel gegründet haben ſollte, den Namen: dieſes Nedon ſoll der Spartaniſche König Teleklos zerſtört und mit den Einwohnern deſſelben einige ſonſt unbekannte Orte, Tragion und Echeiä (denn der Name Pöeſſa an dieſer zweiten Stelle ſcheint verdorben) bevölkert haben. Nur dies können die Worte: *ἐξ οὗ φασιν οἰκίσαι Τήλεκλον Ποιήεσσαν*, heißen; der König Teleklos aber, der in der Nähe dieſes Nedon den Tod gefunden haben ſoll (Pauſ. 4, 4, 2), paßt vortrefflich in dieſen Zuſammenhang. Endlich gehört an die Stelle des Strabon weit mehr eine Notiz über die alte Geſchichte von Meſſenien und Lakonika als die der Jonier. — Andre Punkte, wie die Theilnahme von Keos an dem Bunde der Kykladen, die vorübergehende Abhängigkeit von Eretria, die Theilnahme von Keos am Perſerkriege (nur nicht am Landkriege, welches die Olympiſche Inſchrift nicht erweiſen kann, von der Ref. anderswo ſprechen will) ſcheinen dem Ref. befriedigend auseinandergeſetzt, und auf eine evidente Weiſe beweiſt der Verf. aus den zahlreichen alten Silbermünzen der Inſel, daß die größte Blüthe ihrer Städte in das ſechſte und den Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr. fallen muß. Bei dieſen Bemerkungen über die **Archéologie et Histoire** von Keos hat Ref. zugleich auch den Inhalt der beigefügten **suppléments** größtentheils angedeutet, und es bleibt ihm nur noch übrig etwas über die **explication des planches** hinzuzufügen. Da dieſe zugleich die eingedruckten Vignetten erklärt und dieſe außer Keiſchen, Eleiſchen und einigen andern beſonders Delphiſche Münzen enthalten: ſo kommt der Verf. auch auf die Tripoden zu ſprechen und handelt von dieſen ausführlich, mit Beziehung auf die von dem Ref. vorgetragenen Meinungen. Und zwar tritt er dieſen theils bei, theils beſtreitet er ſie. Er nimmt an, was Ref. gegen die herrſchende Meinung zuerſt behauptet hatte, daß die Pythia nicht auf dem Keſſel oder einem Deckel deſſelben, ſondern auf einer darüber befeſtigten Platte geſeſſen habe, und gibt alſo hierin ſeine Stimme gegen Jacobs und Böttiger ab, die auch hierin die frühere Meinung vertheidigen (Amalthea III. S. XIX.). Nun ſagt Pollux nach dem Ref.: „Das aber, was auf den Tripus gelegt wird (*τὸ ἐπίθημα*), darf man Kyklos und Holmos nennen, da auch das dem Delphiſchen Tripus aufgelegte Stück, auf welchem die Prophetin ſitzt, Holmos genannt wird, wie der mittlere Theil des zum Kochen gebrauchten Dreifußes

nach Homer γάστρα heißt" u. ſ. w. Nichts einfacher und klarer als dieſe Stelle, und es iſt bemerkenswerth, wie verſchieden ſie doch gefaßt wird. Herr Bröndſted will ἐπίθημα für alles, was in das dreifüßige Geſtelle hineingehängt und draufgeſetzt wird, den Keſſel, den Deckel deſſelben, die Platte, nehmen, allein dies geht ſchon aus dem ganz entſcheidenden Grunde nicht, weil Pollux zuerſt unter Tripus, wie der Zuſammenhang rückwärts und vorwärts beweiſt, nichts als die mensa tripes (Delphica) verſteht, die gar keinen Keſſel, ſondern nur eine Platte hat, ſo daß ἐπίθημα, κύκλος, ὅλμος bloß auf dieſe Platte gehen kann. Alſo kann auch bei dem Delphiſchen Dreifuß, deſſen Nomenclatur gelegentlich angeknüpft wird, ἐπίθημα und ὅλμος nur auf die Platte gehn. Die Benennung des mittlern Theils, der dem Aufſatz deutlich entgegengeſetzt wird, iſt ganz in der Weiſe des Grammatikers nachläſſig angeknüpft. Aus dem und zwiſchen Kyklos und Holmos iſt weiter nichts zu ſchließen, als daß man beide Ausdrücke für die Sache brauchen kann (man kann es ſo und ſo nennen), gewiß nicht, daß Pollux verſchiedene Theile des ἐπίθημα dadurch bezeichnen wolle.*)

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Berlin 1820 u. 1821.

Die Abhandlungen der hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe zeigen wir um ſo kürzer an, jemehr ſie, da dieſe Anzeige durch Zufälle verzögert worden, nun ſchon dem Publikum bekannt ſein müſſen. Die treffliche Abhandlung von Herrn Böckh: Erklärung einer ägyptiſchen Urkunde in griechiſcher Curſivſchrift vom J. 104 v. Chr., brach die Bahn in Behandlung dieſer neu ans Licht getretenen Klaſſe von Denkmälern. Die ſchwierige Schrift iſt von Herrn Bekker, Böckh und Buttmann mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit entziffert worden, obgleich Zuſammenhaltung mit Urkunden derſelben Art hernach noch einiges genauer zu leſen vergönnt hat, über den Inhalt verbreiten die hiſtoriſchen und antiquariſchen Erläuterungen des Herausgebers völliges Licht. Hrn. Niebuhr's Abhandlung: Hiſtoriſcher Gewinn aus der armeniſchen Ueberſetzung der Chronik des Euſebius, verfolgt den Faden des ganzen Werks und enthält eine Fülle von Bemerkungen über alte Geſchichte, beſonders die babyloniſche, deren

*) Vgl. Handb. der Arch. 299. 9. u. 361. 7,

Glaubwürdigkeit, ſofern ſie aus einheimiſchen Urkunden geſchöpft iſt, der Verf. ſehr hoch anſchlägt, ſo wie die der Nachfolger Alexanders. Ueber die Minyä der älteſten Zeit von Hrn. Buttmann. Die geiſtreiche Behandlung dieſes mythiſchen Stoffs, welche hier vorliegt, ſtimmt mit dem beſondern Werk über denſelben Gegenſtand in den meiſten Sätzen über die Spuren einer Art von Geſchichte überein. Daß der Ruhm der Minyä in durchaus mythiſche Zeit trifft, in dieſer aber Orchomenos verhältnißmäßig reich und anſehnlich war, der ſogenannte Theſauros des Minyas aus dieſer ſtammt, die Argonautenſage ſich urſprünglich auf eine Unternehmung dieſes Stammes bezieht, zwiſchen dem Minyeiſchen Orchomenos und dem Neleiſchen Pylos ſchon in mythiſcher Zeit eine Verbindung beſtand (daher der Fluß Minyeios beim Triphyliſchen oder Neleiſchen Pylos), in dieſen und andern Reſultaten begegnen ſich beide Darſtellungen. Den Hauptunterſchied dagegen bringt die Anſicht des Verf. hervor, daß der Name „Minyä" nicht eigentlich einen beſtimmten Stamm, ſondern einen allgemeinen mythiſch-poetiſchen Begriff, den eines edlen, frommen Heroengeſchlechts im Gegenſatz eines ruchloſen, frevelnden, welches die Phlegyer darſtellen, bezeichne. Der Gegenſatz iſt allerdings da, aber ob damit nicht doch die beſtimmte ethnographiſche Bedeutung zu vereinigen ſei, darüber kann geſtritten werden. Ueber die Lex Voconia von Hrn. von Savigny. Eine ſehr klare Darſtellung des Inhalts dieſes Geſetzes, welche beſonders die irrigen Anſichten von Kind beſeitigt. Auf die Umgehung der Lex durch Fideicommiſſe, wovon der Verf. S. 222 ſpricht, bezieht ſich auch Juvenal I, 56, den das zweite Scholion ganz richtig erklärt, deſſen doctrina nicht, wie Cramer behauptet, contra jus impingit. Ueber das vergleichende Sprachſtudium in Beziehung auf die verſchiedenen Epochen der Sprachentwickelung von Hrn. W. von Humboldt. Eine überaus geiſtreiche und tiefgedachte Abhandlung, welche in die Entwickelungsgeſchichte der Sprachen überraſchende Blicke thun läßt. Die Sprache wird als ein organiſches Ganze betrachtet, welches ſchon im Anfange nicht theilweiſe, ſondern ganz gegeben iſt, indem jeder Theil derſelben den andern fordert und bedingt. Dieſes Ganze muß ſich aber doch in der Zeit allmälig entwickelt haben, bis der organiſche Bau deſſelben vollſtändig dargeſtellt iſt. Dieſe Periode der organiſchen Entwickelung, in welcher man noch keine Sprache hat überraſchen können, trennt der Verf. auf das ſchärfſte von der innern und feinern Ausbildung der Sprache, welche den organiſchen Bau als etwas mit Naturnothwendigkeit Gegebenes betrachtet, aber innerhalb dieſer Grenzen durch feinere Beſtimmung und mannigfal-

tigern Gebrauch der vorhandenen Elemente bis ins Unendliche fortſchreiten kann. Ueberraſchend iſt die Bemerkung, daß eine Störung des organiſchen Baues, welche durch das Zuſammenſtoßen und Verwachſen verſchiedener Völker entſteht und verſchiedenartige Sprachelemente durcheinander wirft, der Ausbildung der Sprache nicht hinderlich ſei, ſondern ſie vielmehr begünſtige, indem ſie ihr reicheren Stoff zuführt und dadurch feinere Unterſchiede möglich macht. Auch geht daraus, nach der Anſicht des Verf., der alle grammatiſchen Formen als urſprünglich für ſich bedeutſame Wörter betrachtet, zugleich der Vortheil hervor, daß das Stoffartige und Schwerfällige dieſer Zuſammenfügungen verſchwindet, die agglutinierten Redetheile mehr reine Formen werden, und durch die durchgängige grammatiſche Formung der Sprache die architectoniſche Eurhythmie im Periodenbau möglich gemacht wird. Auf jeden Fall hat ſich in der Geſchichte der griechiſchen Sprache vollkommen bewährt, was der Verf. ſagt: „der urſprüngliche Organismus wird allerdings zerſtört, aber die neu hinzutretende Kraft iſt wieder eine organiſche, und ſo wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach größerm und mannigfaltigerm Plane, fortgeſetzt.*) Das anſcheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerſtämme der Urzeit bereitet alſo die Blüthe der Rede und des Geſanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.“ Eine Bemerkung, die nicht bloß auf die Geſchichte der Sprache, ſondern auch auf den Götterglauben und die Religion der Griechen anwendbar iſt. Sehr einleuchtend iſt auch, was der Verf. über den engen Zuſammenhang zwiſchen dem Denken und Sprechen eines Volkes bemerkt. Das Volk bildet ſeine Sprache nach ſeinem eigenthümlichen Vorſtellungsvermögen; dieſem gemäß ſchneidet es das Gebiet des Wahrnehmens und Denkens auf ſehr verſchiedene Weiſe ab, ſo daß ſich die Worte verſchiedener Völker nur bei rein conſtruirbaren Begriffen decken — überdieß liegen in den Worten auch die beſondern Gefühle, die ſich von Anfang an oder allmälig an einen Begriff angeknüpft, für das Volk, welches die Sprache ſpricht, angedeutet. „So wie ein Wort, ſagt der Verf. ſehr ſchön, ein Object zur Vorſtellung bringt, ſchlägt es auch, obſchon oft unmerklich, eine zugleich ſeiner Natur und der des Objects entſprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menſchen iſt von einer eben ſo ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch die vorgeſtellten Objecte, allein zunächſt und dem Grade und der Farbe nach, durch die Natur der Wörter und der

*) Geſchichte der griechiſchen Literatur, Bd. 1. S. 11.

Sprache beſtimmt wird.“ Dieſe Andeutungen müſſen hier genügen, da die gedrängte Inhaltsfülle der vortrefflichen Abhandlung keinen Auszug geſtattet. Die folgende Abhandlung von Hrn. Hirt, über die Bildung des Nackten bei den Alten, beantwortet drei Fragen: welche Gattungen von Gegenſtänden pflegten in der alten Kunſt hauptſächlich nackt dargeſtellt zu werden (Götter, Heroen, Athleten und in gewiſſen Fällen auch andere Porträtbilder), 2) welches waren die Studien, welche die alten Künſtler bei der Bildung des Nackten hauptſächlich leiteten? (Studien an den lebendigen Leibern der Gymnaſien, doch läßt der Verf. die griechiſchen Künſtler auch Anatomie ſtudieren); 3) welches waren die Urſachen, die bezeichneten Gegenſtände eher nackt als anders vorzuſtellen (nach dem Verf., die Nachahmung der ägyptiſchen Kunſt, welche die Bedürfnißloſigkeit der Götter durch Nacktheit ausdrückt; der Rec. würde lieber ſagen, die heilige Wonne an der Natur, die ganz ſie ſelbſt iſt; die damit zuſammenhängende echthelleniſche, beſonders doriſche, Sitte der männerenthüllenden Gymnaſien, und zum dritten der Einfluß der Athletenbilder auf das geſammte Coſtüm der griechiſchen Kunſt; denn, bevor die Athletenſtatuen aufkamen, waren auch die Götterbilder in Griechenland bekleidete Holzpuppen*). Ueber die Aufgabe des Geſchichtsſchreibers, von Hrn. v. Humboldt. Auf eine einleuchtende Weiſe wird hier gezeigt, wie eine rein erfahrungsmäßige Darſtellung des wirklich Geſchehenen durchaus nur die Grundlage der Geſchichte, nicht die Geſchichte ſelbſt iſt, und wie zum Verſtändniß der Ereigniſſe der Geſchichte immer ein Doppeltes, die äußere Kenntniß derſelben und ein dem Darzuſtellenden verwandter und entgegenkommender Sinn in dem Betrachtenden, erfordert wird, der aber durchaus nicht durch bloße Verſtandesoperation wirkt, ſondern den Gegenſtand hauptſächlich durch eine ihm angemeſſene Stimmung richtig auffaßt. Je feiner dieſer Sinn gebildet iſt, je tiefer er alles Menſchliche empfindet, um deſto mehr wird er, außer dem mechaniſchen Zuſammenhang eines äußern Cauſalnexus, dem phyſiologiſchen Werden und Wachſen aller lebendigen Kräfte, endlich den pſychologiſchen Triebfedern der einzelnen Ereigniſſe, auch die in der Geſchichte lebenden und wirkenden Ideen erkennen, in deren Entwickelung und Darſtellung der Verf. das Wirken einer Weltregierung am deutlichſten zu erkennen glaubt. Ueber einen antiken geſchnittenen Ringſtein, von Hrn. Uhden. Ein Onyx-Cameo, der unter einer Art von Diadem oder Tänia ein großes rundgeformtes E

*) Vgl. Handb. der Arch. 336.

mit der Unterſchrift χρυσοῦν zeigt. Sehr nahe liegt der Gedanke, hierin das räthſelhafte delphiſche E zu erkennen, worüber Plutarch geſchrieben und welches dem genannten Tempel aus mancherlei Stoff, auch aus Gold, als Weihgeſchenk dargebracht wurde. Doch ſieht der Verf., weil ihm jenes Diadem, nach mehreren Monumenten, eine Athleten-Zierde ſcheint, dieß E χρυσοῦν lieber als Bezeichnung des Fünfkampfs, des Πένταθλον, an, in dem der Beſitzer des Rings, ein Quinquertio, wahrſcheinlich geſiegt habe. Ueber Lerna, deſſen Lage und Oertlichkeiten, von Hrn. Buttmann. Eine recht genaue Beſchreibung dieſes quellenreichen Marſchlandes nach Strabon, Pauſanias, Gell, Dodwell u. A., wobei nur deswegen Einiges ſchwankend bleibt, weil die Natur der Gegend in manchen Stücken ſich verändert zu haben ſcheint. Die Demeter Proſymna von Lerna in eine Proslimna, am See, zu verwandeln, möchte Ref. abrathen, weil auch eine Ebene Proſymna in der Gegend des Heratempels von Argos (Strabo 8, 373. Pauſan. II, 17, 2. Pſ. Plutarch de fluviis u. A.) und in einer Fourmontſchen Inſchrift eine πατρα προσυμναιων von Gortyna vorkommt. Die Bedeutung des Namens iſt freilich noch dunkel.

Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, aus den Jahren 1822 und 1823, nebſt der Geſchichte der Akademie in dieſem Zeitraum. Berlin 1825.

Herr v. Savigny, über den Römiſchen Colonat. Eine Aufhellung eines bisher ungebührlich verſäumten Gegenſtandes. Der Colonat, wie er ſeit Conſtantin in den Römiſchen Rechtsquellen erſcheint, hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der altrömiſchen Clientel, wie ſie die neueren Unterſuchungen darſtellen, mit der griechiſchen Helotie, der deutſchen Hörigkeit, ohne doch mit irgend einem dieſer Verhältniſſe geſchichtlich zuſammenzuhängen. Wie ſich der Stand dieſer neuen Colonen aus dem der ältern, die perſönlich völlig freie Pächter waren, gebildet habe, läßt ſich überhaupt gar nicht nachweiſen; ſie erſcheinen als vorhanden, als ein wichtiger und zahlreicher Stand, als ein bedeutendes Augenmerk der Geſetzgebung, ohne daß man weiß, wie ſie dieß geworden; Gajus ſprach noch nicht von ihnen, daher ſie auch in den Inſtitutionen nicht vorkommen. Um deſto ſorgfältiger und genauer wird das factiſche Verhältniß dieſer durch Geburt an den Boden gebundenen, einen feſt beſtimmten, von keiner Willkühr abhängigen Grundzins zahlenden, der Kopfſteuer im Ganzen unterworfenen

Landbauer, die das Alterthum Colonos, Originarios, Adſcriptitios, Tributarios, Cenſitos nennt, in dieſer vortrefflichen Abhandlung charakteriſirt. In einigem Zuſammenhang damit ſteht eine andere Abhandlung deſſelben Verfaſſers: „Ueber die Römiſche Steuerverfaſſung unter den Kaiſern.“ Ganz außer Zuſammenhang mit der Servianiſchen Cenſusverfaſſung bildete ſich dieſe erſt durch die Unterwerfung der Provinzen dadurch, daß man an die Stelle mannigfacher früherer Abgaben eine auf allgemeine Vermeſſungen gegründete Grundſteuer ſetzte. Dieſe war die Hauptquelle der Einnahme; Kopfſteuer trat nur gleichſam ergänzend ein, indem ſie nur von ſolchen gezahlt wurde, die keine Grundſteuer entrichteten: daher der Gegenſatz von possessores und tributarii noch im Saliſchen Geſetz. Beide Steuern heißen capitatio, weil caput auch ein ſteuerbares jugerum iſt; daß man früher capitatio meiſt nur von einer Art Steuer verſtand, iſt eine Quelle von Verwirrungen geworden, die hier gelöſt werden. Italien blieb — die Naturallieferungen der annonaria abgerechnet — ſteuerfrei, bis die Theilung des Reichs unter Diocletian es den Provinzen gleich ſetzte. Von caput kommt im Mittelalter-Latein capitastrum, als Verzeichniß der Steuerhufen, daher die Kataſter, über deren Einrichtung im Römiſchen Reich ſo wie über ihre Erneuerung nach Indictions-Cyklen man hier genaue Belehrung aus alten Quellen und evidenten Kombinationen findet. Ueber den Betrag der Steuern gehen viel unbegründete Angaben aus einem Buch in das andere über; das weiß man ziemlich, daß Julian die Steuer von Gallien von 128,000,000 Thaler auf 35,840,000 herabbrachte; es zahlte demnach im Anfang von Julians Verwaltung mehr Grundſteuer als Frankreich jetzt, was freilich für dieſe Zeit mehr ein Ausſauge- als ein geordnetes Steuerſyſtem vorausſetzt. Herr Süvern: über den Kunſtcharakter des Tacitus. Dieſe reichhaltige Abhandlung zeigt beſonders, daß Tacitus größere Geſchichtswerke eine innere Einheit haben, die in den Hiſtorien offener, in den Annalen verſteckter da liegt; daß eine Art von dramatiſchem Plane in ihnen ſtatt findet, indem der Schriftſteller in der Charakteriſtik der Perſonen, in der Hervorhebung einer fortlaufenden, bedeutenden und den lebhafteſten Antheil des Leſers für ſich gewinnenden Haupthandlung, in der Eintheilung derſelben nach gewiſſen Acten-ähnlichen Abſchnitten, in der beſtändigen Anregung theilnehmender Gefühle ähnlichen Geſetzen folgt, wie der dramatiſche Dichter. Eben ſo wahr iſt es, daß, um dieſen dramatiſchen Eindruck vollkommen zu machen, dem Tacitus eine in ſich beruhigte und das Verworrene der äußeren Er-

ſcheinung in der Klarheit des Innern auflöſende Weltanſicht fehlt, daß ſeine Philoſophie und ſeine religiöſe Ueberzeugung ſchwankend ſind: eine wehmüthige Theilnahme an dem immer mehr verſchwindenden Beſſern und eine ſtoiſche Faſſung der Seele, die den feſten Entſchluß in ſich trägt, das allgemeine Verderben von ſich abzuwehren, ſind die einzigen ethiſchen Gefühle, die aus Tacitus Werken für die Leſer unter ſeinen Zeitgenoſſen hervorgehen konnten. — Zur Ergänzung dieſer Darſtellung würde eine Nachweiſung gehören, welche Kunſt Tacitus im Einzelnen, in der Wahl der in die Darſtellung aufzunehmenden Angaben und Nachrichten, in der Verbindung und Anordnung der Gedanken und in der Stimmung der Rede zur Erreichung des beabſichtigten Eindrucks anwende: ſie erſcheint uns doppelt wünſchenswerth, ſeit ein geachteter Hiſtoriker Tacitus Germania, in der jeder Satz unverrückbar an der ihm gebührenden Stelle ſteht und die höchſte Kunſt der Kompoſition vorliegt, für eine bloß zum Behufe größerer Arbeiten angefertigte Kompilation erklärt hat. So weit ſind wir nicht bloß von der Kunſt der Alten, ſondern auch von dem Sinne und Verſtändniß dafür abgekommen. Hr. Ideler über den aſtronomiſchen Theil der Faſti des Ovid. Ovid, bloß darauf bedacht, einen Faden zu finden, an dem griechiſche Mythen und römiſche Traditionen bequem aufgereiht werden konnten, hat es gänzlich verſäumt, ſich auch nur eine oberflächliche Kenntniß der Aſtronomie zu erwerben, durch die er die meiſten der enormen Fehler, die er begeht, leicht vermieden hätte. Er verwechſelt die ſcheinbaren, in die Augen fallenden Auf- und Untergänge der Geſtirne mit den wahren, von Kallippos und Andern berechneten, er ſagt von ganzen Sternbildern aus, was bloß von einzelnen Sternen wahr iſt; er vermiſcht die Beobachtungen und Berechnungen für den Horizont Alexandrias und griechiſcher Städte mit den in Rom angeſtellten; er verwechſelt Früh- und Spätaufgang, Früh-Aufgang und Früh-Untergang, ja ſogar Früh-Aufgang und Spät-Untergang; er läßt denſelben Stern bisweilen zweimal auf- oder untergehn, und was der Irrthümer mehr ſind, die aufs gründlichſte und genauſte in dieſer Abhandlung dargelegt und berichtigt werden. Manche dieſer Irrthümer waren auch in Cäſars Kalender, den man durch Plinius kennen lernt; weit mehr aber ſtimmt Ovid mit Columella überein, mit dem er eine Quelle gehabt haben muß: eine wüſte farrago von allerlei ſehr verſchiedenartigen Angaben aus alten griechiſchen Parapegmen und ſpätern Aſtronomen der entlegenſten Länder und Zeiten. — Herr Buttmann von den Aleuaden. Die Geſchichte dieſer Familie, welche zugleich den größten Theil der Geſchichte

Theſſaliens ausmacht, iſt zwar neuerlich von Böckh zum Pindar und von Meineke (Commentat. miscell.) mit Gründlichkeit und Genauigkeit behandelt worden, doch iſt dieſe ausführliche Darſtellung, welche mythiſche und hiſtoriſche Fragen umſtändlich erörtert und nirgends eine Schwierigkeit übrig zu laſſen beſtrebt iſt, nichts weniger als unnütz. Auch die der Tradition nach von dem älteſten Aleuas gegründete Tetrachieen-Eintheilung Theſſaliens iſt hier genauer als anderswo dargeſtellt, obgleich der eigentliche Zweck derſelben noch dunkel bleibt. Für ſich beſtehende, mit gleichen Rechten verſehene Landſchaften waren ſie wohl nicht, da Phthiotis Achäiſch, Heſtiäötis zum Theil Perrhäbiſch war, Phthioten und Perrhäber aber ὑπήκοοι der Theſſaler waren. Ref. glaubt, daß die Eintheilung beſonders gemacht war, um die Contingente und Steuern, die bei Vereinigung der ganzen Nation unter einen Tagos gezahlt wurden, darnach zu reguliren. Derſelbe Verf. über die Kotyttia und die Baptä. Eine überaus ſcharfſinnige und fein angelegte Unterſuchung über Eupolis Bapten, beſonders nach Juvenal II, 91, deren Reſultat, daß Eupolis die durch politiſche Pläne, Liederlichkeit und Nachäffung geheimer Weihen berüchtigten Cirkel des Alkibiades und ſeiner Freunde als eine Genoſſenſchaft dargeſtellt habe, welche der ſchmutzigen und barbariſchen Göttin von Thrakien und Korinth, Kotytto, die in Athen ſelbſt nicht aufgenommen geweſen zu ſein ſcheint, Feſte feiere, auch nach dem was Hr. C. W. Lucas (Cratinus et Eupolis p. 97 sqq.) und beſonders Meineke (Quaestion. Scenic. Spec. I. p. 46) dagegen eingewandt haben, noch nicht widerlegt ſcheint. [Konnte nicht Eupolis irgend ein Gerücht von jenen Weihen vernommen haben, was ihm Stoff zu einer Komödie gab, lange ehe eine förmliche Denunciation ſtatt fand; das Atheniſche Volk aber nahm bekanntlich die Vorwürfe der Komiker ſehr wenig juriſtiſch.]*) Derſelbe Verf. über die alten Namen von Osroene und Edeſſa. Der Verf., ſeit lange bemüht, die Stammtafeln der Geneſis für alte Völkergeſchichte zu benutzen, behauptet, daß Serug, der Urgroßvater des Abraham in der moſaiſchen Genealogie, eben ſo gut ein Local- oder Volksname ſei, wie ſein Großvater Eber, und ſich auf den Ort Serug zwiſchen Haran und Edeſſa beziehe und daß aus dieſem Namen zu leichterer Ausſprache Osrug, Osruh, Osroene und Orrhoi gebildet ſei, wie die Landſchaft von Edeſſa den Griechen hieß, und unterſtützt dieſe Sätze mit großer Kunde der Geographie und Geſchichte jener Gegend. — Zwei klaſſiſche lateiniſche

*) Vergl. Geſch. der gr. Lit. Bd. 2 S. 257.

Schriftſteller des dritten Jahrhunderts n. Chr. von Hrn. Niebuhr. Der eine iſt der vielbeſprochene Curtius, den der Verf. dieſer Abhandlung unter Septimius Severus ſetzt, woraus allerdings viele überraſchende und einleuchtende Verknüpfungen hervorgehen; ſeine Sprache wird als Nachbildung der des Auguſteiſchen Zeitalters erklärt, in der nur einzelne Ausdrücke das ſpätere verriethen (VI, 3 indeß iſt zu verdorben, um beweiſen zu können). Der neueſte Herausgeber des Curtius iſt indeß wieder der von Hirt ausführlich vertheidigten Meinung beigetreten, nach der Curtius wirklich Zeitgenoß von Auguſtus war. Der andere Schriftſteller iſt Petronius, von dem aus einer 1819 in der Villa Pamfili wieder entdeckten Inſchrift wahrſcheinlich gemacht wird, daß er erſt in der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts lebte, in welche Zeit ihn beinah auch die Unterſuchungen der Valesii herabgezogen hatten. Jene Inſchrift nennt nämlich eine Perſon, die ganz im Charakter des Trimalchio redet, M. Antonius Encolpus, wie Trimalchio's Freigelaſſener im Roman heißt, und als deſſen Gattin die auch im Roman vorkommende Fortunata, ſo daß dieſelben Namen wie bei Petron vorkommen, nur daß der Schriftſteller, um Injurienklagen auszuweichen, einen abſichtlichen Tauſch mit ihnen vorgenommen zu haben ſcheint. Böckh, über die kritiſche Behandlung der Pindariſchen Gedichte. Wir ſagen von dieſer Abhandlung um ſo weniger, je reichhaltiger und umfaſſender ſie iſt und je mehr ſie verdient, von jedem Philologen geleſen zu werden, indem ſie — was ſich nur Wenige zum Bewußtſein bringen — die Methode der Unterſuchungen über Pindars Text darlegt und den ſichern und feſten Weg angibt, auf welchem die Reſultate des Verf. über Versbau und Textconſtitution des Pindar durch Analyſis des Vorhandenen gewonnen worden ſind. Sie führt natürlich Vieles von dem, was ſich ſchon in den frühern Werken des Verf. findet, nur mit mehr Vollſtändigkeit und Deutlichkeit aus, zugleich aber finden ſich neue Forſchungen und Reſultate, die erſt jetzt gegeben werden konnten, wie die auf Inſchriften gegründete Auseinanderſetzung über die urſprünglichſte Geſtalt des Pindariſchen Textes und die Umſetzung desſelben in ſpätere Schrift, die Nachweiſung der durchgängigen Schlechtigkeit der Neapolitaniſchen Handſchriften u. dgl. Herr W. v. Humboldt über das Entſtehen der grammatiſchen Formen, und ihren Einfluß auf die Ideenentwickelung. Eine ſehr geiſtreiche und intereſſante Abhandlung, welche bekanntlich zu lehrreichen Diskuſſionen in einem Briefwechſel des Verf. mit Abel-Remüſat Veranlaſſung gegeben hat. Die Sprache, ſagt der Verf., kann, ohne

eigentlich grammatiſche Formen zu beſitzen, alle menſchlichen Gedanken ausdrücken, indem durch Stellung der Worte, Umſchreibung und reale Zuſätze ein Erſatz dafür geleiſtet wird. „Ich mich behandelt er," ſagt die Huasteca-Sprache völlig verſtändlich für **tractor.** Dagegen wird ein Volk, welches Gefallen am formalen Denken hat, dieß Gefallen auch in der Sprache ausdrücken; es wird das Verhältniß der Begriffe unter einander durch eigentliche Formung der Wörter auszudrücken ſuchen und dadurch, daß es ein Entſprechen des Innern und des Aeußern in allen Theilen hervorbringt, die Sprache zu einem eigentlichen Kunſtganzen ſchaffen. Mittel, welche die Sprache zur Bezeichnung grammatiſcher Verhältniſſe hat, ſind die Anfügung oder Einſchaltung für ſich bedeutſamer Sylben, die Anfügung oder Einſchaltung für ſich bedeutungsloſer Sylben oder Buchſtaben (womit erſt die wahre grammatiſche Form beginnt), die Umwandlung von Vokalen und von Konſonanten im Innern der Wörter, die Wortſtellung und die Sylbenwiederholung. Die Anſicht des Verf. iſt nun, daß die Stufenfolge, welche ſich in den Sprachen nachweiſen läßt, indem einige die grammatiſchen Verhältniſſe bloß durch Redensarten und beſondere Sätze bezeichnen, andere durch eine feſte Wortſtellung und gewiſſe Wörter, die halb ſächliche Bedeutung haben, halb formal ſind, andere durch ein Analagon reiner Formen, die aber doch keine ſind, Affixa, Suffixa u. dgl., bis endlich die Sprachen folgen, die die wahren grammatiſchen Formen beſitzen, daß dieſe Stufenfolge wirklich auch geſchichtlich in der Zeit ſtatt finde, daß die Entſtehungsart grammatiſcher Formen durch Anfügung bedeutſamer Sylben, durch Agglutination, beinahe die allgemeine geweſen ſei und ſonach auch die vollkommneren Sprachen von der Stufe der rohern ausgegangen ſeien. Ohne indeß die Scheidewand vertheidigen zu wollen, durch die man neuerlich die Sprachen, welche die Flexionen auf eine mechaniſche oder atomiſtiſche Weiſe ganz äußerlich bilden, und diejenigen, in denen die Wörter, ſo zu ſagen, ein organiſches Wachsthum haben, ſtreng geſchieden hat, darf Ref. doch noch immer die Anwendbarkeit und Durchführbarkeit jener Ableitung der grammatiſchen Formen aus Agglutination bezweifeln. Sie erklärt erſtens gar nicht die Anwendung der Vokalveränderung als einer grammatiſchen Form, und doch iſt es der Analogie gemäß, gerade dieſe Klaſſe von Formen in den Sprachen unſeres Stammes als die älteſte und am früheſten ausgebildete zu ſetzen. Das Indiſche und Deutſche zeigen gerade in ihrer Jugend einen großen Reichthum dieſer Formen, die mit der Zeit immer mehr ausſterben; auch im Griechiſchen konnte im Zeitalter der Literatur Niemand einem

Zeitwort einen Umlaut geben, der nicht ſchon gang und gäbe war, während die Anfügung von Buchſtaben und Sylben nach deutlicher Analogie, auch wenn ſie früher zufällig noch nicht vorgekommen war, in ſehr vielen Fällen einem Jeden frei ſtand. Hiernach iſt anzunehmen, daß gerade die Urſprachen ein ſehr vollſtändiges und kunſtreiches Syſtem des Umlauts beſeſſen haben, wovon uns nur Trümmer übrig ſind; dieß wird aber durch keine Methode erklärt, die von urſprünglich realer Bedeutung der nachmaligen grammatiſchen Formen ausgeht. Eben ſo unerklärbar iſt dieſer die im Keltiſchen herrſchende grammatiſche Bedeutſamkeit der Adſpiration erſter Konſonanten, die als ein drittes, bis jetzt noch wenig erforſchtes, grammatiſches Element zum Umlaut und der Anfügung tritt, wonach z. B. im Welſchen **blasus** im Femin. **flasus**, im Galiſchen **mor** im Femin. **mhor** (wor geſprochen) macht. Und warum wollen wir nicht endlich auch bei den in Anfügung beſtehenden grammatiſchen Formen lieber ſagen, das *τ* in *δίδωτι* bedeute daſſelbe, wie das in *τὸν*, nämlich die dritte Perſon, nach der man hinzeigt (die ſtummen Zungenbuchſtaben ſind aber überall die zeigenden), als die verwickeltere Hypotheſe bilden, man habe an *διδω-* ein *τος*, ein der, angehängt und ſo ſei allmälig *δίδωτι* entſtanden?

Transactions of the Royal Society of Literature of the United Kingdom. Vol. I. Part. I. London 1827. XXXVI u. 227 Seiten, mit 20 lithograph. Tafeln.

Dieſer Band gibt uns die erſte Nachricht von der Thätigkeit einer am 15. September 1825 gegründeten Geſellſchaft, deren Zweck Beförderung of General Literature, das heißt, beſonders der Sprachkunde, Alterthumskunde und Geſchichte iſt, und erregt durch die Namen der ehrenwerthen Mitglieder und den Inhalt der Abhandlungen die beſten Hoffnungen für die zukünftige Thätigkeit der Geſellſchaft, wenn auch, wie bei Geſellſchaftsſchriften in der Regel, mit den die Wiſſenſchaft wirklich erweiternden Aufſätzen manche geringfügige und werthloſe gemiſcht ſind. Die längſte Abhandlung des Bandes, S. 17—107, eigentlich eine Reihe von ſechs, No. II bis VII, iſt gerade nicht die vorzüglichſte; ſie iſt von Sharon Turner und handelt „über die Verwandſchaft und Verſchiedenartigkeit der Sprachen in der Welt und ihre urſprüngliche Urſache" nach der Methode, welche

in der Bedeutung ungefähr übereinſtimmende Worte aus allen möglichen Sprachen des Erdbodens zuſammenrafft und durch deren Reduktion auf möglichſt einfache Wurzeln und Klaſſificirung auf die Grundlaute zurückzukommen hofft. Der Verf. vergleicht auf dieſe Weiſe die Ausdrücke für „eins, zwei, Mutter, Vater“ und meint die Formen gefunden zu haben, welche bei der Babyloniſchen Sprachverwirrung (denn das iſt der Schlüſſel, deſſen ſich der Verf. zur Erklärung der urſprünglichen Verſchiedenheit bedient) für dieſe Begriffe aufkamen und ſich von da auf wunderlichen Wegen zu den verſchiedenſten Völkern fortpflanzten. Wie wenig ein ſolches rohes Vergleichen abgeriſſener Wörter, ohne Kenntniß des Baues der einzelnen Sprachen, fruchte, mag hier ein einziges Beiſpiel lehren. Der Verf. nimmt für „eins“ verſchiedene Wurzeln an, ſolche in welchen k, andere in denen n, wieder andere in denen s der Grundlaut ſein ſoll. Zu denen, wo s der charakteriſtiſche Konſonant iſt, ſoll nun auch das Griechiſche εἷς gehören; als wenn nicht hier ganz klar ʽ*EN* (ἑνὸς, ἑνὶ) die Wurzel und ς nichts anders als das maskuliniſche Nominativzeichen (ʽ*ENΣ*, εἷς) wäre, welches alſo mit der Wurzel von eins gar nichts zu ſchaffen hat. — Die Aegyptiſche Alterthumskunde bereichert die letzte Abhandlung (No. XVI) von C. Yorke und W. M. Leake „über einige Aegyptiſche Monumente im Britiſchen Muſeum und andern Sammlungen“. — Die Denkmäler ſind auf **20** Tafeln abgebildet und nach dem Young-Champollionſchen Syſtem kurz erklärt, nach dem Syſtem, deſſen Grundlagen man ſich immer mehr vereinigt als ſicher anzuerkennen, während freilich die ungeheure Ausdehnung und wunderbare Zuverſichtlichkeit, mit der es ſich jetzt von den Ufern des Nil herüber vor den Augen des ſtaunenden Europa's entfaltet, bei manchen früheren Freunden deſſelben mehr Bedenken als Freude erregt. Eine dankenswerthe Zugabe ſind einige Griechiſche Inſchriften aus Aegypten und Nubien, namentlich die ſchon vor ihrer Erſcheinung berühmt gewordene, welche Bankes und Salt auf dem Schenkel eines der Koloſſe vor dem größeren Felſendenkmal von Ibſambul abgeſchrieben haben (Gau, welcher ſpäter kam, konnte Nichts mehr davon entdecken) und welche mit Beibehaltung ihrer Orthographie ſo lautet: „*Βασιλεος ἐλθοντος ἐς Ἐλεφαντιναν Ψαματιχο ταυτα ἐγραψαν τοι συν Ψαματιχοι τοι Θεοκλος ἐπλεον ἠλθον δε Κερκιος καθυπερθεν ἰς ὁ ποταμος ἀνιη ἀλογλοσος Ωηχεποτασιμτο* (?) *Αἰγυπτιος δε Ἀμασις ἐγραφε Δαμεαρχον Ἀμοιβιχο και Πελεφος Οὐδαμο* (*Εὐδαμο*?). Da der König Pſammetich nach Elephantine gekommen war, haben dieſe Inſchrift die, welche mit

Pſammetich dem Sohne des Theokles ſchifften und bis über Kerkis (wahrſcheinlich Ibſambul) gekommen ſind, ſo weit der Fluß nach oben ſchiffbar iſt, einhauen laſſen; ein Fremder Oechepotaſimto, ein Aegyptier Amaſis; die Inſchrift machten Damearchon Amöbichos und Pelephos Eudamos Sohn." Obgleich zu vollſtändiger Beurtheilung dieſer Inſchrift ein Facſimile fehlt, ſo iſt doch ſchon aus dieſer Mittheilung klar, daß bei dem König Pſammetich an den Gründer der Saitiſchen Dynaſtie nicht zu denken ſei, zu deſſen Zeit es noch keinen Vokal η gab; vielmehr haben die Herausgeber mit vollem Rechte an einen Nachkömmling des alten Pſammetich erinnert, der auch Pſammetich hieß und ſich König Aegyptens nannte; er herrſchte nach Diodor Olymp. **95.** Dieſer Periode iſt die Orthographie, namentlich das Feſthalten des ο für ω und ου, obgleich η für lang ε durchherrſcht, ganz angemeſſen, beſonders wenn die Schreiber nicht gerade im Mittelpunkt Griechiſcher Bildung gelebt hatten. Naiv iſt folgende Inſchrift aus dem dritten Grabe der weſtlichen Reihe im Thale der Königsgräber: „*Ἑρμογενης μεν ἀλλας συριγγας ἰδων ἐθαυμασα, την δε του Μεμνονος ταυτην εἱστορισας ὑπερεθαυμασα*: Ich Hermogenes war, wie ich die andern Höhlengräber geſehen, verwundert, wie ich aber dieß Grab des Memnon hier erkundet, hocherſtauut." Der orientaliſchen Alterthumskunde gehört noch eine Abhandlung von Sir William Ouſely, No. VIII, über den Fluß Euphrat, deſſen Namen, Lauf, natürliche Beſchaffenheit und ihn betreffende Traditionen an. — Die klaſſiſche Philologie betrifft No. IX, eine hiſtoriſche Nachricht über die Entdeckungen, die in Palimpſeſten gemacht worden ſind, von dem **Archdeacon** Nares, nicht eben ſehr vollſtändig und genau, wie z. B. des Gajus erſt am Schluß der geſammten Reihe mit den Ausdrücken gedacht wird: **At Berlin also, in 1828, was published a volume, from a rescript Ms. at Verona, of which the title is as follows,** und nun folgt der Titel der zweiten Ausgabe von Hrn. Hofr. Göſchen. Aufmerkſamkeit verdient eine Nachricht, No. XIII, welche H. J. Todd aus den Papieren von **Dr.** Ch. Burney bekannt macht, über einen Codex, der mit andern von Carlyle und Hunt aus dem Orient nach England gebracht, hernach an den Erzbiſchof von Canterbury verkauft, aber ſpäter von dem Patriarchen von Jeruſalem, aus deſſen Bibliothek zu Konſtantinopel er nur geliehen worden war, zurückgefordert worden iſt. Er enthält außer bekannten Schriften und Stücken von Libanius, Herodot, Demoſthenes, Simplicius, Heraklides, Aphthonius den bisher noch nicht edirten Schluß der Allegorieen des Heraklides, fünf und eine halbe

Seite betragend, und ein anonymes, nur von Leo Allatius **de Patria Homeri** citirtes Werkchen über die Rhetorik. — Von großem Intereſſe für Numismatik und alte Geſchichte ſind zwei Abhandlungen der trefflichen Archäologen J. Millingen und W. M. Leake. Die erſte, No. XI, betrifft eine zwar ſchon früher erwähnte, aber bisher noch nicht herausgegebene Silbermünze von Metapont in Italien, welche auf der einen Seite eine Aehre mit einer Heuſchrecke, das gewöhnliche Symbol des die Ernte beſchützenden Apollon, auf der andern die ſchöne Figur eines Mannes mit ſtarkem Bart, Stierhörnern, in der Rechten eine Schale, in der Linken Schilfrohr halteud, zeigt. Daß dieſe Figur den Flußgott Acheloos vorſtellt, gerade wie ihn Sophokles in den Trachinierinnen beſchreibt, (*ἀνδρείῳ τύπῳ βούπρωρος* u. ſ. w.) zeigt die Umſchrift, welche in rein alterthümlicher Schrift ſo lautet: *Αχελοιο αϑλον*, (*Ἀχελῴου ἆϑλον*, der Kampfpreis des Acheloos). Wir ſehen daraus erſtens: daß in Metapont Kampfſpiele dieſes Aetoliſchen Flußgottes gefeiert wurden, was nicht befremden darf, da Metapont wahrſcheinlich eine zugleich Aetoliſche und Phokiſche Kolonie war, wie die Sagen von Diomedes, Epeios, Daulios und die Aehnlichkeit des Namens Metapont mit Metapa in Aetolien, gehörig mit einander kombinirt, wahrſcheinlich machen; zweitens: daß in dieſen Spielen ſolche Münzen wie dieſe, natürlich nicht einzeln, ſondern in ganzen Minen oder Talenten (*ἀγῶνες ταλαντιαῖοι*), als Preiſe gegeben wurden. Den Streit des Verf. der Abhandlung mit Avellino über die Darſtellung der Flußgötter berühren wir nächſtens in einer Recenſion der **Opuscoli** dieſes Archäologen, und bemerken hier nur, daß der treffliche Zuſammenhang der vorliegenden Unterſuchung durch einige kleine Irrthümer nicht weſentlich geſtört wird, wie wenn die goldenen Aehren der Metapontiner in Delphi für eine Statue **personifying harvest** gehalten und Epeios von Panopeus mit dem Aetoliſchen verwechſelt wird. Die andere Abhandlung, No. XII, „über einige Münzen der Stadt Kierion in Theſſalien" iſt für mythiſche Geographie und Geſchichte wichtiger, als man nach dem erſten Anblick meinen ſollte. Man wußte immer, daß die Böoter ehemals in Theſſalien, in der Landſchaft Aeolis, in der Gegend von Arne, am Fluſſe Kuralios, wo das Heiligthum der Pallas Itonia ihr Bundestempel war, gewohnt hatten, aber ſuchte bisher dieſe Gegend Arne und Aeolis, nach einigen Angaben ſpäterer Schriftſteller, in Phthiotis am Pagaſetiſchen Meerbuſen. Damit wollten indeß die Data nicht ſtimmen, daß die Theſſaler, aus Thesprotien ausziehend, die Landſchaft Aeolis vor allen andern erobert, den Böotern von Arne

eine große Schlacht geliefert und ſie zum Theil in Leibeigene verwandelt hätten, da jene Gegend am Pagaſetiſchen Meerbuſen zwar ſpäter von den Theſſalern abhängig, aber doch nicht ihr unmittelbarer Beſitz, wie viel weniger ihre bedeutendſte Eroberung, war. Nun hatte man zwar durch Stephanos von Byzanz die Notiz, daß Arne in Theſſalien ſpäter Kierion geheißen, aber konnte davon keinen Nutzen ziehen, da die Lage dieſes Kierions völlig unbekannt und ſelbſt die Exiſtenz außer Stephanos unbezeugt war. Es iſt daher von großer Wichtigkeit, daß nunmehr der Platz dieſes Kierion völlig ſicher durch Inſchriften und Münzen ausgemittelt iſt, welche bei einem Dorfe Mataranga am Fluſſe Apidanos, gerade in der Landſchaft, welche Theſſaliotis hieß und wahrſcheinlich früher als Pelasgiotis von den Theſſalern erobert worden war, gefunden worden ſind. Die Münzen, in deren Typen Leake mit vollem Rechte die Hauptkulte der Böoter wiedererkennt, haben die Aufſchrift *Κιεριειων*, dialektiſch für *Κιεριέων*; die Inſchriften betreffen theils einen Grenzſtreit Kierions mit Metropolis, welches 10 bis 12 miles weſtwärts lag, theils den Dienſt des Poſeidon Kuerios, welchen Leake mit dem Namen des Fluſſes Kuerios und Kuralios in Verbindung bringt. Hierdurch iſt alſo nun der Platz des Theſſaliſchen Arne und Aeolis ausgemittelt; denn wenn es auch wahrſcheinlich gemacht werden kann, daß die Sitze der Böoter ſich bis an den Pagaſetiſchen Meerbuſen hin erſtreckten und hier noch ein anderes Arne lag: ſo war doch jenes in Theſſaliotis offenbar das bedeutendere. Nur ein Punkt bleibt übrig, in dem der Rec. ſeine Meinung von der des Verf. trennen muß. Herr Leake bemerkt richtig, daß die Stadt Pieria, die bei Livius zweimal als Nachbarſtadt von Metropolis genannt wird, unſer Kierion ſei, und will deßwegen den Namen Pieria in Cieria oder Cierium ändern. Allein dieſes Theſſaliſche Pierion kömmt auch noch bei Thukydides V, 13 und Aelian N. A. III, 37 vor und Olympias 146, 2 hatte nach dem Armeniſchen Euſebius Theſſalien einen Strategen Amyntas Pierius oder Pierensis, wo man auch nicht ändern darf (Niebuhr kl. Schriften S. 243). Man muß alſo annehmen, daß wirklich die Doppelform *Κιέριον* und *Πιέριον*, wie *πη* und *κη*, *ἵππος* und *ἵκκος* u. dergl. mehr, exiſtirte, und da in ſolchen Fällen ſtets ein altpelasgiſches Q zum Grunde liegt (qua, equus): ſo wird auch hier Quierium die älteſte Form geweſen ſein, die ſich in dem lokalen Beinamen des Poſeidon, Kuerios, noch ziemlich erhalten hat. Aber wie eine Aufklärung in dieſen Reichen gleich immer wieder eine Menge vorher dunkler Punkte ins Licht zu ſetzen pflegt: ſo macht der Rec. zu guter Letzt hier auch noch die Ent-

deckung, daß Kierion, welches Leake nur bei Stephanos erwähnt gefunden, doch auch ſchon im Strabo vorkömmt, nämlich in dem ſo viele treffliche Lesarten enthaltenden **Codex Vaticanus**, aus dem die Stelle **IX**, p. **615** Tzſch. ſo zu vervollſtändigen iſt: *Ταῦτα δ' ἐστὶ τῆς Θετταλιώτιδος μιᾶς τῶν τεσσάρων μερίδων τῆς ὅλης Θετταλίας, ἧς ἦν καὶ τὰ ὑπ' Εὐρυπύλῳ, καὶ ὁ Φύλλος, ἔνθα Ἀπόλλωνος τοῦ Φυλλαίου ἱερὸν, καὶ Ἴχναι, ὅπου ἡ Θέμις Ἰχναία τιμᾶται. — καὶ Κιερὸς δ' εἰς αὐτὴν συντελεῖται (καὶ πάντα τὰ μέχρι) τῆς Ἀθαμανίας.* Da wir uns bei dieſem Aufſatz faſt über die Gebühr verweilt haben: bleibt uns nur noch Raum zu bemerken, daß durch deſſelben Colonel Leake Verdienſt das berühmte Edikt des Diocletian, welches Preiſe der Eßwaaren und Handwerkerarbeiten fixirt, ſehr vervollſtändigt, namentlich mit ſeiner ganzen prunkvollen Einleitung, erſcheint (No. XV), indem zu dem von Sherard und Bankes kopirten Stein von Stratonicea, durch den man es früher kannte, ein Original-Duplikat hinzukömmt, ein Stein zu Aix, den ein Reiſender aus dem Orient dahin gebracht und von dem Herr Vescovali in Rom dem Herausgeber ein Facſimile mitgetheilt hat.

Opuscoli diversi di F. M. Avellino. Volume I. Neapel 1826. 258 S. in 8. und 1 Kupfertafel.

Der vorliegende Band der vermiſchten Schriften des rühmlichſt bekannten Profeſſors der Neapolitaniſchen Univerſität und Generalſekretärs der **Società Real Borbonica**, F. M. Avellino's, enthält erſtens eine Abhandlung über eine Goldmünze der byzantiniſchen Kaiſerin Arianna, der Tochter des Leo Thrax und der Verina und Gemalin des Iſaurers Zeno, mit der Aufſchrift des Avers **Ael. Ariadne Aug.** um den Kopf der Kaiſerin, des Revers **Victoria Aug.** um eine Victorienfigur und der Sigla **CONOB**, welches der Verf. als ein Zeichen der Münzwerkſtätte auslegt. Aufſchrift und Bild, ſo wie die geſchichtlichen Umſtände, unter denen die Münze geſchlagen iſt, werden von dem der Sache vollkommen kundigen Verf. ſo ausführlich und genau erörtert, daß kaum eine Frage dabei ohne ihre Antwort gelaſſen iſt. — Die zweite Abhandlung, welche hier ſchon zum dritten Mal gedruckt, aber mit bedeutenden Zuſätzen vermehrt erſcheint, betrifft den vielbeſprochenen Stier mit dem Mannskopf auf Griechiſchen Münzen Unteritaliens und Siciliens, in welchem Bilde der Verf. mit Eckhel den

Dionyſos=Hebon erkennt und dieſe Meinung beſonders durch Stellen des Nonnus zu rechtfertigen ſucht, während Andere darin nichts als eine Darſtellung des Flußgottes ſehen, welchen gerade die Stadt, die die Münzen prägen laſſen, am meiſten zu verehren Anlaß hatte. Dieſe letztere Meinung hat nach Andern Millingen, **Recueil de quelques médailles Grecques p. 8 sqq.**, gelehrt ausgeführt, deſſen Argumente der Verf. zu widerlegen ſucht, worauf der Engliſche Archäolog ſchon wieder in den neulich angezeigten **Transactions of the R. Society of Literature** geantwortet hat. Dem Ref. ſcheint, wenn er ſeine Meinung in dieſem Streit abgeben ſoll, die Wahrheit allerdings auf der Seite des letzteren Gelehrten zu ſein; der Stier mit dem Menſchenhaupte auf den Aetoliſchen und Akarnaniſchen Münzen iſt entſchieden Acheloos und von dieſem können jene Geſtalten der Italiſchen Münzen nicht getrennt werden. Daß Dionyſos als Stier dargeſtellt wurde, iſt bekannt; der Stier mit dem Menſchenkopfe aber in Kunſtwerken nicht mit Sicherheit als Dionyſos nachweisbar. Der Name Hebon muß ganz von dieſer Unterſuchung entfernt werden, da dieſer nach Macrobius nur den bärtigen, ältern Bacchus, welcher immer noch mißbräuchlich der Indiſche genannt wird, aber auf keine Weiſe den ſtierförmigen, bedeutete.*) Indeß wird auch der Anhänger der entgegengeſetzten Anſicht des Verf. Argumentation der Beachtung werth finden und ihm in manchem Nebenpunkte beiſtimmen können. — Die dritte Abhandlung handelt von den angeblichen Münzen des alten Agrigentiniſchen Tyrannen Theron, welche der Verf. mit den beſten Gründen ſämmtlich entweder als verfälſcht oder als falſch geleſen verwirft. Der Name eines Tyrannen auf Griechiſchen Münzen aus ſo alter Zeit wäre durchaus beiſpiellos, da ſelbſt die viel ſpätern Dionyſe weder ihre Namen noch ihre Bilder auf ihre Münzen prägen ließen. Dagegen könnte man annehmen, daß dem Theron etwa ſpäter Münzen zu Ehren geſchlagen worden wären, wie mehrere Numismatiker lange Zeit die Münzen mit den Namen des Hieron und Gelon zu erklären geſucht haben. Allein dieſe Analogie fällt dadurch hinweg, daß der Verf. in einer Beilage zeigt, daß die erſtern Münzen Hieron dem II., die andern Gelon II., dem Sohne Hierons II. und Vater des Hieronymos, zuzuſchreiben ſind, indem dieſer Gelon ebenfalls den Königstitel führte, wofür ſich der Verf. auf eine Abhandlung von Herrn **Dr.** Panofka über die Inſchriften vom Syrakuſiſchen Theater bezieht. Zum Theil gehören die dem Theron fälſchlich zugeſchriebenen Münzen

*) Vergl. Handbuch der Archäologie 383. 9. und 403. 2.

der Stadt Terina an, deren Numismatik daher hier neu beleuchtet und beſonders eine bisher nur ungenau bekannt gemachte ſchöne Silbermünze gelehrt erläutert wird. Nur kann Ref. es nicht wahrſcheinlich finden, daß die geflügelte, den Caduceus tragende und waſſerſchöpfende Jungfrau auf dieſer hier abgebildeten Münze eine Sirene ſei; gewiß iſt es Iris, der allein alle dieſe Inſignien zukommen und die wir bei Heſiod, Theogon. 784, in ähnlicher Handlung finden; die Terinäiſche Lokalſage, welche hierbei zum Grunde liegt, können wir freilich nicht mehr nachweiſen. Die zahlreichen Excurſe zu dieſer Abhandlung enthalten viel Schätzbares; einer wehrt mit gerechtem Unmuth eine eben ſo unkundige wie plumpe Verunglimpfung des Verfaſſers und der ganzen Herkulaniſchen Akademie in einem deutſchen archäologiſchen Journal ab. Möchte der Verf. es ſich zum Troſte dienen laſſen, daß in Deutſchland das Publikum ſolche Aeußerungen eben ſo leicht nimmt wie ihre Urheber; aber auf der andern Seite ſollten doch auch wir zur Erkenntniß kommen, daß ein thörichtes Ueberheben über andere Nationen das frühere Verkennen unſeres Werthes nicht abbüßt und daß namentlich das archäologiſche Studium Italiens, wie es in einigen vortrefflichen Männern fortlebt, ſeine Fülle von Anſchauungen und Detailkenntniſſen immer noch unſerer geprieſenen Wiſſenſchaftlichkeit kühn entgegenſetzen darf und nichts weniger als eine ſchnöde Behandlung wie von oben herab verdient. — Die vierte Abhandlung enthält eine Geſchichte der Paraſiten der alten Komödie von dem Siciliſchen Epicharmos an (deſſen Zeit, beiläufig geſagt, Herr Gryſar in Köln wohl anders angeſetzt haben würde, wenn er die richtige Epoche der Eroberung Milet's ſeiner Rechnung zum Grunde gelegt hätte) bis zu den Römern herab. Der prieſterlichen Paraſiten in Athen und andern Orten wird nur kurz gedacht, aber die Bemerkung angeknüpft, die dem Ref. neu war, daß Paraſiten in dieſem ehrſamen und ehrwürdigen Sinne des Worts auch in lateiniſchen Inſchriften vorkommen, namentlich Primi sacerdotes synhodi Apollinis parasiti.

Transactions of the Royal Society of Literature of the United Kingdom. Vol. I. P. II. London 1829. IV und 283 und XLII Seiten (die letztern enthalten das Regiſter) und fünf Blätter Karten und Pläne.

Der Werth der in dieſem zweiten Theil enthaltenen Aufſätze iſt eben ſo verſchieden, wie beim erſten; manche würden jeder deutſchen,

Sammlung der Art Ehre machen; andere, meint der Rec., wohl kaum irgendwo bei uns eine Stelle finden. Indem Rec. ſeine Ueberſicht in derſelben Weiſe fortſetzt, bemerkt er, daß zur orientaliſchen Alterthumskunde erſtens eine Abhandlung von Sir Will. Ouſely gehört, No. II., welche Bemerkungen über die Erzählungen der Orientalen von Alexander (Iscander, Secander) mittheilt. Das Reſultat iſt: was irgend in Arabiſchen und Perſiſchen Büchern hiſtoriſch Wahres oder hiſtoriſcher Wahrheit ſich Näherndes über Alexander vorkömmt, iſt aus Griechiſchen Schriftſtellern entlehnt; was ſich dagegen in morgenländiſcher Sage erhalten zu haben ſcheint, iſt über alle Maßen fabelhaft und wunderſam. Daran knüpfen ſich intereſſante Beobachtungen über den orientaliſchen Urſprung mancher Mährchen und Volksſagen, die im Mittelalter und in neuerer Zeit in verſchiedenen Sprachen Europa's vorkommen. Es beſtätigt ſich hier wieder recht, wie uralt manche Geſchichten ſind, die man von geſtern glaubte und wie leicht ſolche Erzählungen, wenn ſie nur gut erfunden ſind, mit veränderten Lokalitäten und Perſonalitäten von Volk zu Volk wandern. Die Namen wechſeln; Manches wird den Verhältniſſen der Zeit gemäß neu motivirt; im Weſen iſt es aber immer die alte Geſchichte, welche ſchon Jahrtauſende früher die Hörer ergetzte. Man kann ähnliche Erfahrungen in den verſchiedenſten Lebenskreiſen machen. Derſelbe treffliche Gelehrte gibt in einem andern Aufſatze, No. III., Nachricht von der Lage, den Reſten und der Geſchichte von Nikomedeia, der alten Hauptſtadt Bithyniens, jetzt Iz-Nikmíd (*ἐς Νικομήδειαν*) oder abgekürzt Ismíd genannt. Dabei iſt natürlich von dem berühmteſten Nikomedier, Arrian, die Rede, deſſen Grabſtein Sir William Ouſely zu Sábanjeh, 20 miles von Ismíd, gefunden zu haben meint. Der Stein trägt die Inſchrift *Ἀῤῥιανος Δοιδαλσου ζησ ἐτη μή χαιρε.* Dödalſos iſt ein echt Bithyniſcher Name; man würde den Vater Arrians dadurch kennen lernen; indeß iſt die Identität der Perſonen noch keineswegs einleuchtend. Der Griechiſchen Alterthumskunde gehört eine Abhandlung von Leake an, No. I., über einen in der Gegend von Priene gefundenen Haſen aus Bronze mit der Inſchrift (die ſchon aus Bröndſteds Voyages et Recherches en Grèce T. I. bekannt war) *τῳ Ἀπολλωνι τῳ Πρεηλη μ' ανεθηκεν Ἡφαιστιων*. Das *λ* für *ν* in *Πριηλη* iſt doch viel eher als eine Nachläſſigkeit des Arbeiters, denn als eine dialektiſche Eigenthümlichkeit anzuſehen. Die Inſchriften bei Chandler Inscr. ant. I. p. 15 beweiſen nicht, daß die Prieneer jemals Doriſch oder Aeoliſch ſprachen; ſie gehören einem zur Vermittelung von Streitigkeiten aufgerufenen

Doriſchen Staate, wahrſcheinlich Rhodus an, ſ. Panofka **Res Samiorum p. 102.** Millingens Aufſatz, No. X, über das Datum einiger Münzen von Zankle oder Meſſana, behandelt die für die Geſchichte des Griechiſchen Münzweſens und der bildenden Kunſt ſo intereſſanten Münzen dieſer Stadt, welche in die Zeit der Samiſchen Niederlaſſung (Olymp. 70, 4) und der Beſitznahme der Stadt durch Anaxilaos von Rhegion (gegen Olymp. 71) fallen. Unter dieſen gibt es nun Münzen mit dem Ochſen- und Löwenkopfe und der Inſchrift *ΜΕΣΣΕΝΙΟΝ*, welche, von der Inſchrift abgeſehen, ganz offenbar Nachbildungen Samiſcher Münzen ſind. Nun vertrieb aber Anaxilaos die Samier, als er ſich zum Tyrannen machte; und es ſcheint nicht glaublich, daß dieſe Münzen nach der Vertreibung der Samier geſchlagen ſeien. Daraus ſchließt nun der Verfaſſer, daß Thukydides mit Andern irre, wenn er den Namen Meſſene, welchen Zankle erhielt, von Anaxilaos, der ein Meſſenier von Abſtammung war, herleitet. Allein es bleibt immer mißlich und gefährlich, Thukydides des Irrthums zu bezüchtigen; eher glaubt Rec. daß der Ausdruck deſſelben Schriftſtellers „er vertrieb die Samier" (τοὺς Σαμίους ἐκβαλών) von einer bloßen Verdrängung dieſes Stammes aus den früher geübten Regierungsrechten zu verſtehen ſei. Ja dieſe Annahme wird dadurch faſt nothwendig, daß Kadmos, Skythes Sohn, der Ol. 72, 3. noch in Kos war (**Epist. Hippocr. p. 1294 Foes.**), als er nachher nach Zankle ging, dort nach Herod. VII, 164 noch die Samier traf. Die Samier blieben alſo immer noch in der Stadt, obgleich ſie ihnen Anaxilaos gewiſſermaßen entriſſen hatte, und die Münzen konnten immer noch Samiſche Typen erhalten. Darnach kann auch wohl die Auffaſſung der Sache bei Gryſar **de Doriens. Com. p. 142.** berichtigt werden. Ueber die Hälfte des Bandes, S. 114 bis 293, nimmt eine überaus ſchätzbare Abhandlung von Leake über die Demen oder Gauen von Attika ein, No. XIII, zu der auch die erwähnten Karten und Pläne gehören. Rec., der vor der Anſicht dieſer Abhandlung eine Karte Nord-Griechenlands und darin auch Attika's in die Hände des Kupferſtechers abgegeben hatte, durfte ſich bei der Leſung der Leake'ſchen Arbeit freuen, faſt durchaus mit ihm in den Reſultaten zuſammengetroffen zu ſein, wenn auch die Quellen der Beſtimmungen und die dabei beobachtete Methode oft eine andere geweſen war; doch bleiben einige Streitpunkte, die Rec. hier kurz berühren will. Sphettos ſetzt der Verfaſſer nach Spata bei Brauron an der Oſtküſte Attika's, der Rec. der Weſtküſte oder Paralia ungleich näher, nicht bloß von Plutarch Theſ. 13, ſondern auch von Pauſ. II, 30, 8 darin unter-

ſtützt. Dann muß auch nach den Scholien zu Eurip. Hippol. 35 Gargettos anders wohin gerückt werden. Kropia wird nach Stuart in den Süden Attika's und dagegen Kekropia nach Thukyd. II, 19 in den Norden zwiſchen Eleuſis und Acharnä geſetzt; es iſt aber durch die beſſeren Handſchriften des Thukydides entſchieden, daß eben dieſer letzte Demos Kropeia hieß; nahe liegt auch Pelikes, jetzt Belikas, welcher Ort mit Kropeia und Eupyridä zuſammen die Attiſchen Dreidörfer (Trikomoi) bildete. Gypto-Caſtro im Paſſe von Attika nach Böötien iſt nach dem Verfaſſer Oenoe, nach Barbié du Bocage Eleutherä; der Rec. hält die Meinung feſt, daß es Panakton ſei. Oenoe muß nach den Stellen der Alten, die Barbié du Bocage zuſammengeſtellt hat, mehr gegen Eleuſis und Megaris gelegen haben. Dies iſt aber das Pythiſche Oenoe (wie unter andern die Scholien zu Sophokles Oed. Kol. 1047 deutlich zeigen); Leake verwechſelt dies mit dem bei Marathon gelegenen. Dagegen hat es der Verfaſſer wahrſcheinlich gemacht, daß Marathon nicht, wie man bisher annahm, das jetzige Marathona iſt, ſondern auf dem Flecke des heutigen Vraná lag. Beſondern Fleiß hat der Verfaſſer überhaupt der Unterſuchung der Attiſchen Schlachtfelder zugewandt, des Marathoniſchen wie des Salaminiſchen, und durch ſinnreiche topographiſche Bemerkungen viel dazu beigetragen, dieſe Wunderthaten dem Kreiſe begreiflicher Geſchichte zu ſichern. Bei Marathon ſieht man recht, wie der Genius des Griechiſchen Volks die Perſer auf ein Feld lockte, wo ſie nach dem Anblicke von der Küſte aus glauben mußten, ihre Streitkräfte an Bogenſchützen und Reitern recht entfalten zu können, und ſich doch hernach bei der Schlacht ſelbſt ſehr unvortheilhaft zwiſchen Sümpfe eingezwängt fanden. Bei Salamis kömmt Aeſchylos Darſtellung, die der Recenſent ſchon früher hoch gehalten, zu verdienten Ehren. Dieſe Unterſuchungen, welche ſich auch über viele andere Punkte des Perſerkrieges ausdehnen, ſo daß man die Attiſchen Demen faſt darüber vergißt, werden jedem Bearbeiter der Geſchichte dieſer Zeit gute Dienſte leiſten.

Histoires et Mémoires de l'Institut Royal de France, Académie des Inscriptions et Belles-lettres. Tome huitième. Paris 1827. 86 und 597 S. in 4.

Der klaſſiſchen Alterthumskunde gehören folgende Abhandlungen an:

Examen du texte de Diodore de Sicile relatif au monument d'Osymandyas, par M. Gail. S. 131—213. Bekannt iſt der Streit, der ſich zwiſchen zwei Mitgliedern der Akademie der Inſchriften, Letronne und Gail, über das Gebäude erhoben hat, welches die Verfaſſer der **Description de l'Égypte** für das von Diodor ausführlich beſchriebene Grabmal des Oſymandyas erklärten, indem der erſtere von jenen beiden Gelehrten die Identität des in Ruinen noch vorhandenen und des von Diodor beſchriebenen Gebäudes leugnet und die Erzählung dieſes Hiſtorikers überhaupt für eine vom Hörenſagen vernommene romanhafte Beſchreibung eines ſchon damals längſt verſchwundenen Bauwerks nimmt; der letztere dagegen die Erzählung Diodors als treue Beſchreibung deſſelben Monuments, wovon die Aegyptiſche Kommiſſion die Trümmer gezeichnet hat, aufrecht zu erhalten ſucht. Dieſe Anſicht führt nun auch die vorliegende Abhandlung mit einiger Breite, die man dem würdigen Verf. in allen ſeinen Schriften zu Gute halten mußte, durch. Der Unterz. hat ſchon früher ſeine Stimme dahin abgegeben, daß allerdings weſentliche Diſcrepanzen zwiſchen Diodor und den Ruinen nicht zu leugnen ſind; daß aber auch Herr Letronne, ſo richtig ſeine Interpretations-Methode im Allgemeinen iſt, einige Stellen nicht genau genug deutet und namentlich aus den Aoriſten ὑπάρξαι u. ſ. w. bei Diodor falſche Folgerungen zieht; daß endlich im Ganzen das Uebereinſtimmende zwiſchen der Beſchreibung und den vorhandenen Ruinen das Abweichende und Widerſtreitende darin in demjenigen Grade überwiegt, um die urſprüngliche Identität des Oſymandeums Diodor's und der **Description de l'Égypte** hinlänglich ſicher zu ſtellen. Auf der andern Seite geht indeß Herr Gail oft auch gewaltſam zu Werke, um die Worte des Hiſtorikers in allen Stücken den Trümmern des Oſymandeums conform zu machen, wie er denn z. B. πυλὼν λίθου ποικίλου überſetzt: ein gemalter Pylon aus Stein, während es wirklich nur einen Pylon aus buntem Stein (Granit) bezeichnen kann. Andere unphilologiſche Ideen glauben wir dem Andenken des trefflichen und keine Aufopferung ſcheuenden Beförderers der Griechiſchen Literatur in Frankreich zu Liebe mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen.

Mémoire sur la forme et l'administration de l'état féderatif des Béotiens, par M. Raoul-Rochette, p. 214—249. Die Einrichtung des Böotiſchen Bundes iſt in neueren Zeiten durch die Arbeiten des Unterz. (um die chronologiſche Ordnung feſt zu halten), die von Klütz, Tittmann, Poppo, Oſann, Raoul-Rochette, Böckh, Wachsmuth ſo weit aufgeklärt worden, daß man die Unterſuchungen darüber jetzt wohl, wäre es auch nur durch Stimmenſammlung, zu einem allgemein befriedigenden Abſchluſſe bringen könnte. Da hier der Ort dazu nicht iſt, ſo will der Rec. nur kurz angeben, welche Behauptungen der vorliegenden Abhandlung er für unrichtig hält, ohne dadurch die gegebenen Auseinanderſetzungen im Ganzen ihres Werthes berauben zu wollen. Daß der Sitz der Bundesverſammlung Böotiens in alter Zeit von Oncheſtos nach Koroneia verlegt worden wäre, kann der Rec. eben ſo wenig glauben, als daß das Platäiſche Feſt der Dädala ein Bundesfeſt geweſen; nirgends kommen Pamböotia — der Name des Bundesfeſtes — vor als in Koroneia; dagegen wurden die Feſte von Oncheſtos und Platää von beſonderen Verſammlungen, die ſich dazu vom Bunde unabhängig gebildet hatten, gefeiert, wie auch Wachsmuth I. S. 129 die Sache anſieht. Daß jede Böotiſche Stadt, welche für ſich Glied des Bundes, nicht einer andern untergeordnet war, einen Böotarchen wählte, iſt wenigſtens für die Zeiten des Peloponneſiſchen Krieges nicht bloß Suppoſition, ſondern völlig ſicher. Daß bei Thukydides IV, 91 nur von elf Böotarchen die Rede iſt, nimmt der Unterz. jetzt mit Poppo, Raoul-Rochette, Böckh an; nur möchte Zwölf die eigentliche Grundzahl geweſen ſein, die in ſpätern Zeiten wieder hervortritt. Denn die Zwölf bei Livius XLII, 43 ſind zwar nicht Böotarchen des Bundes, aber doch Gegen-Böotarchen einer Partei und laſſen ſomit auf die Zahl der eigentlichen Böotarchen ſchließen. Die Inſchrift von Magneſia, in welcher die Panhellenen vorkommen, behandelt Herr Raoul-Rochette nach der Vorausſetzung, daß hier von einem Panhellenen-Bunde in der kleinaſiatiſchen Stadt Magneſia die Rede ſei, welche Vorausſetzung aber, ſo viel Rec. einſieht, gar keinen Grund hat; vielmehr enthält die Inſchrift ein Dekret der durch andere Denkmäler hinlänglich bekannten Hadrianiſchen Panhellenen zu Ehren Magneſia's; der Rec. muß um der Kürze willen ſich es verſtatten, den geehrten Verf. zweimal auf ſeine Bücher zu verweiſen, für die früher nicht gekannten Hadrianiſchen Panhellenen nämlich auf Aegin. p. 157 und für die Inſchrift von Magneſia auf Dorier II. p. 503, wo eine Mittheilung von Böckh die Hauptſache iſt.

Troiſième Mém. ſur le bronze des anciens et ſur ſa trempe par M. Mongez, p. 363—369. Die beiden frühern Abhandlungen des Verf. über den Gegenſtand, im fünften Bande der Memoiren des Inſtituts, hatten durch chemiſche Experimente nachgewieſen, daß die oft dem Stahl nahekommende Härte der alten Bronze durchaus nicht von der Eintauchung des rothglühenden Metalls in kaltes Waſſer, ſondern nur von der das rechte Verhältniß treffenden Miſchung des Kupfers mit Zinn und der Abkühlung in der Luft herrühren könne. Dagegen hatte Graulhié im Magaſin encyclopédique 1809 Decembre und 1810 Janvier (ſur les âges d'or et d'argent, d'airain et de fer) zwei Zeugniſſe des Alterthums, die klärlich von jener Eintauchung ſprechen (Proklos zu Heſiod T. und W. 142. und Euſtath. zur Ilias I, 236), beigebracht, welche nun Hr. Mongez in vorliegender Abhandlung dadurch zu entkräften ſucht, daß er ihnen des ſpätern Zeitalters wegen, aus dem ſie ſtammen, die volle Beweiskraft abſpricht und dann bei ihren Urhebern eine Verwechslung vorausſetzt, die in der That nicht unwahrſcheinlich iſt. Die alten Schwerdter, Meſſer, Nägel u. ſ. w. ſind nämlich zuerſt eben ſo wie die bronzenen Statuen gegoſſen und dann erſt mit dem Hammer bearbeitet, um ſcharf und ſpitzig zu werden, zu welchem Zwecke die Bronze von neuem erweicht werden mußte, ein Zweck, der gerade durch jene Eintauchung des glühend gemachten Metalls in Waſſer erreicht wird. Indem nun alſo dieſe Erweichung vorhergehen mußte, um die Härtung herbeizuführen, konnten — ſo ſchließt Herr Mongez — wenig von dem Genaueren der Sache unterrichtete Schriftſteller wohl ſehr leicht auf den Gedanken kommen, dieſe Härtung als das unmittelbare Reſultat der Eintauchung anzuſehen und die Operation, durch welche das Kupfer für ſchneidende Inſtrumente geeignet gemacht wird, als der beim Eiſen angewandten völlig gleichartig vorauszuſetzen.

Das Mém. ſur les trois plus grands camées antiques von demſelben Gelehrten, p. 370—400, führt die Deutung der drei größten unter den erhaltenen Kameen in manchen Punkten weiter aus, als es der Verf. in der Fortſetzung der Viſcontiſchen Iconographie thun konnte. Dieſe drei Kameen ſind bekanntlich die Wiener gemma Auguſtea, welche die Auguſtiſche Familie im J. 12 n. Chr. bei Tiberius Germaniſchem Triumph darſtellt; dann der im Cabinet du Roi zu Paris befindliche Camée de la Sainte Chapelle, welcher die Auguſtiſche Familie einige Zeit nach Auguſts Tode, bei der Abreiſe des Germanicus nach dem Orient, vorſtellt; und drittens der Niederländiſche, auf welchem Claudius nach dem Britanniſchen Siege

als triumphirender Jupiter nebſt der Meſſalina und ihren Kindern zu ſehen iſt. Wenn wir in der Auffaſſung der Bedeutung dieſer durch Stoff, kunſtreiche Arbeit und die ſinnreichſte Schmeichelei gleich ausgezeichneten Prunkgeräthe des erſten Römiſchen Kaiſerreichs den Anſichten des Franzöſiſchen Archäologen im Allgemeinen beiſtimmen: ſo müſſen wir in Widerſpruch mit ihm tretende Diskuſſionen über einzelne zweifelhafte Punkte hier bei Seite laſſen und können nur das bemerken, daß Herr Mongez ohne hinlänglichen Grund auf dem Pariſer Cameo das **Sacerdoce de la famille de Tibère pour le culte d'Auguste** dargeſtellt zu ſehen glaubt, beſonders darum, weil Tiberius den Krummſtab oder **lituus** in der Rechten halte. Denn eben ſo wenig wie Tiberius Bekleidung und Haltung, welche ihn im Gegenſatz der apotheoſirten Mitglieder der Familie als irdiſchen Jupiter bezeichnet, das Geringſte von dem Weſen eines Prieſters zeigt, eben ſo wenig iſt der **lituus** jemals das Zeichen eines Prieſterthums, z. B. der Pontifices, Flamines, geweſen; dagegen iſt er das konſtante Symbol der Auſpicien und es iſt daher mit vollem Rechte behauptet worden, daß, wie auf dem Wiener Cameo Auguſtus, ſo auf dem Pariſer Tiberius als der Gewaltige bezeichnet werde, **cujus imperio auspicioque** die Prinzen der kaiſerlichen Familie zur Unterwerfung der noch widerſtrebenden Völker des Nordens und Oſtens ausziehen und ſieggekrönt heimkehren.*)

Transactions of the Royal Society of Literature of the United Kingdom. Vol. II. P. 1. **London 1832. 148 Seiten. 23 lithograph. Tafeln mit Inſchriften, eine mit einem Vaſengemälde, lithographirt.**

Wir beeilen uns den Fortgang dieſer Sammlung ſchöner und nützlicher Aufſätze über die alte Kunſt anzuzeigen. Ungefähr die Hälfte dieſes Bandes nimmt I. eine Abhandlung von Letronne ein, über die Griechiſchen und Lateiniſchen Inſchriften am Koloß des Memnon. Dieſe Inſchriften kannte man bisher hauptſächlich durch die Kopieen von Pococke; wenigſtens waren, ſeitdem Pococke's Abſchriften bekannt gemacht ſind, etwa nur vier darin nicht enthaltene Inſchriften von Andern mitgetheilt worden. Jetzt iſt eine neue Epoche für das Studinm dieſer Inſchriften eingetreten, ſeitdem der nun verſtorbene Britiſche Konſul in Aegypten, Salt, Alles, was am Koloß

*) Vgl. Denkmäler d. alt. Kunſt. Göttingen 1835. Thl. I. 377. 378.

von Griechiſcher und Römiſcher Schrift ſichtbar iſt, von Neuem ſorgfältig copirt hat. Dadurch ſind zu den Pococke'ſchen Inſchriften fünf und dreißig neue hinzugekommen; zugleich iſt auch für die übrigen eine bedeutende Anzahl neuer Lesarten gewonnen worden, welche, meiſt beſſer als die früher bekannten, für die Prüfung der bisherigen Verſuche der Kritik von höchſter Wichtigkeit ſind, die nun freilich zum großen Theile als zu freie und kühne Wagſtücke erſcheinen. Im Ganzen hat die philologiſche Kritik an dieſen Inſchriften, ſobald ſie von den äußern Hülfsmitteln verlaſſen wird, eine ſehr mißliche Aufgabe, namentlich an den oft höchſt unvollkommnen poetiſchen Verſuchen, unter denen ſich nur einer (No. **XLVII.** *Ζώειν εἰναλίη Θέτι*) als Werk eines wirklichen Dichters, Asklepiodotos des Poeten, auszeichnet, die andern aber als unreife Verſuche von halbgebildeten Reiſenden aller Art erſcheinen. (Auch der Homeriſche Poet aus dem Muſeion von Alexandria, welchen wir lieber Argeios als Areios nennen möchten, hat das von ihm vernommene Klingen des Memnon nur durch einen nicht eben geiſtreich zuſammengefügten Homeriſchen cento [No. **XLVIII**] zu ehren gewußt.) Daher die ſonderbarſte Vermiſchung dialektiſcher Formen, welche ſo weit geht, daß neben der epiſchen Sprache nicht bloß Dorismen, wie *πυνθανόμαν φωνήν*, ſondern auch Aeolismen der Lesbiſchen Mundart, wie *ἦλθον ὔμοι̃ δ' ἐρατᾷ βασιληΐδι τυΐδε Σαβίννᾳ* mitunterlaufen. Eben ſo ungeſchickt zeigt ſich, und zwar ſchon in den Inſchriften aus der Hadrianiſchen Zeit, die Kunſt der Verſification. Daher eine Kritik, die einen mehr äſthetiſchen Maßſtab anlegte, bei dieſen Poeſieen mitunter auf ganz andere Reſultate kommen mußte, als die auf ein diplomatiſches Verfahren geſtützte billigen kann; ſo glücklich auch mehrere von den Verbeſſerungsverſuchen unſers vortrefflichen Jacobs ſich nun, nach dem beſtätigenden Zeugniß beſſerer Kopieen, erweiſen: ſo bekömmt doch durch dieſelben Kopieen die Mehrzahl dieſer Epigramme eine ganz andere Geſtalt als die früher vermuthete war. Doch möchte nun wieder auch Letronne den Forderungen der Form hie und da zu wenig Gehör geſchenkt haben, wo ſie ſich mit diplomatiſcher Gewiſſenhaftigkeit völlig vereinigen ließen. So fehlen in dem dreizehnten Stücke, welches iambiſch iſt, die meiſten Versenden, jedoch ſind erhalten V. **1.** *Χα]ρεισ́τος.* **2.** *Λάτων πάτρης* **3.** *τοεν* (*ἦλθεν?*) **4.** *μήτηρ.* Nach dieſen, beſonders dem letzten Beiſpiele wird es doch rathſamer ſein, das ganze Gedicht in den ſo beliebten Skazonten zu reſtituiren, als, wie Letronne unternommen, rein iambiſche Ausgänge von Trimetern anzufügen. Unter den Lateiniſchen Inſchriften iſt, ein Fragment ausgenommen, keine poetiſche,

wie denn überhaupt im Römiſchen Kaiſerreich ſehr viel weniger Lateiniſche als Griechiſche Verſe gemacht wurden. Ein Präfectus L. Petronius Secundus, welcher den Memnon am 14. März 95 n. Chr. gehört, zeigt dieß in Lateiniſcher Sprache an, aber ehrt ihn zugleich durch untergeſetzte Griechiſche Verſe (**honoravit eum versibus Graecis infra scriptis**). Bemerkenswerth iſt, daß das hier ſo häufig vorkommende Perfekt von **audire** immer nur in dieſen Formen gefunden wird: **audivi**, **audivit** und **audi**, **audit**, **audimus**, aber niemals **audiit**, **audiimus** u. dergl. Man ſieht daraus, daß auch noch im ſilbernen Zeitalter und nicht bloß bei Cicero die Verbindung eines doppelten i in der Conjugation vermieden wurde. Wir haben noch zu bemerken, daß Letronne hier im Ganzen zwei und ſiebenzig Inſchriften nach den Saltſchen Kopieen in Steindruck mitgetheilt und mit kurzen kritiſchen Anmerkungen verſehen hat; neun und dreißig davon laſſen ſich chronologiſch beſtimmen und zu einer Reihenfolge ordnen, welche von dem elften Jahre des Nero bis auf Septimius Severus, 194 n. Chr., herabreicht. Die meiſten ſind aus der Zeit, da Hadrian und Sabina Aegypten bereiſten. Die Reſultate, welche aus dem Studium dieſer Inſchriften für die Geſchichte des tönenden Koloſſes, an dem ſie ſich befinden, hervorgehen, wird der Verf. in einer für das Inſtitut beſtimmten Abhandlung vereinigen, welche ohne Zweifel viel Lehrreiches enthalten wird. Eine Zugabe zu der hier mitgetheilten Abhandlung enthält Wiederherſtellungen von Griechiſchen Inſchriften aus den Thebaniſchen Königsgräbern, welche ebenfalls von Salt kopirt ſind und oft mit den Aufſchriften des Memnon in naher Beziehung ſtehen.

II. Millingen, über die neuen Entdeckungen alter Denkmäler in Etrurien.

III. Millingen, über eine Vaſe von Agrigent, welche den Kampf des Herakles mit dem Acheloos darſtellt. Der Flußgott erſcheint als Stier mit bärtigem Menſchenhaupt, aus deſſen geöffnetem Munde Waſſer ſtrömt. So dient auch dieſes Vaſengemälde zur Beſtätigung, daß der ſogenannte Hebon in der Regel nichts als ein Flußgott iſt.

IV. Bröndſted, über die Panathenaiſchen Preisgefäße. Dieſe Unterſuchung knüpft ſich an die in Attika gefundene Vaſe dieſer Gattung mit der Inſchrift *TON AΘENEΘN AΘΛON EMI* an, welche, ſo viele ähnliche auch ſeit der Zeit gefunden worden ſind, doch immer noch die merkwürdigſte von allen und das Fundament dieſer Studien bleibt. Um deſto dankenswerther ſind die Nachrich-

ten, welche der Beſitzer derſelben, Hr. Burgon zu London, in einem hier mitgetheilten Briefe über die Auffindung des Gefäßes gibt. Es kömmt dabei auch heraus, daß kurz vor der Entdeckung dieſer Preisvaſe vier ähnliche, welche wahrſcheinlich eben ſo bemalt waren, weggeworfen worden ſind, weil man auf ſo großen Gefäßen aus Attiſchen Gräbern keine Malerei vermuthete und daher die kalkartige Kruſte, welche die Attiſchen Vaſen in der Regel bedeckt, abzunehmen die Mühe nicht hatte aufwenden wollen. Alsdann führt Herr Bröndſted den Gedanken durch, daß die Aufſchrift *τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλων* ſich eigentlich nicht auf die Vaſen ſelbſt beziehe, ſondern auf das darin enthaltene von den heiligen Oelbäumen, den *μορίαις*, genommene Panathenaiſche Oel; dieß ſei der eigentliche Preis, die Vaſe bloß das Mittel für deſſen Transportation. Wir läugnen nicht, daß urſprünglich das Oel als der Preis gedacht werde, können uns aber in der Inſchrift *τῶν Ἀθ. ἄθλ. εἰμί* nur die Vaſe als ſprechend denken, welche doch auch auf jeden Fall mit Recht von ſich ſagen kann, daß ſie „Preis von Athen" ſei. Der Verf. vermuthet, — was uns nicht einleuchtet — daß die Sieger der Panathenäen überdem das Privilegium gehabt hätten, das ſehr hochgeſchätzte Morien-Oel aus Attika auszuführen, wodurch ihnen neben der Ehre ein ſubſtantieller Vortheil zugewachſen ſei, da man mit dem Morien-Oel einen nicht unwichtigen Handel getrieben habe. Die Hauptſtütze dieſer Anſicht ſcheint, daß Lyſias *π. τοῦ σηκοῦ* §. 2. von Moria oil-merchants ſpreche, allein dieſe *ἐωνημένοι τοὺς καρποὺς τῶν μοριῶν* ſind nach Böckh's Staatshaush. I. S. 327 und des Ref. (Minerva Polias p. 31) Erklärung die Leute, welche die Bewirthſchaftung der Morien vom Staate übernommen oder gepachtet hatten; dieſe Verpachtung war aber nach dem Zuſammenhange der Attiſchen Verwaltung gleich nöthig, die Morien mochten viel oder wenig einbringen. Die Ankläger, gegen welche der Redner ſpricht, kamen nicht zu dieſen *ἐωνημένοι τ. κ. τ. μ.* to ascertain whether Lysias (?) had sold them olives from a certain tree; ſondern weil dieſe Pächter das Verzeichniß der Morien hatten und ſie nachſehen wollten, ob nicht auf dem Grundſtück des Angeklagten eine noch fruchttragende Moria geweſen ſei, deren Umhauung ſie ihm Schuld geben könnten. Da eine ſolche ſich in den Liſten nicht fand: behaupteten ſie, daß der umgehauene Oelbaum ein *σηκός* geweſen, indem ein nicht mehr fruchttragender Baum (dieß bedeutet *σηκός*) auch in jenen Verzeichniſſen nicht aufgezählt ſein konnte. Was die Größe der Panathenaiſchen Amphoren und

daſs Maß, welches ſie enthielten, anlangt: ſo wollen die Angaben und Berechnungen des Verf. mit den von Böckh in dem früher angeführten Programm mitgetheilten nicht ſtimmen; wir müſſen fernere Meſſungen erwarten. Die intereſſante Inſchrift einer dieſer Vaſen *Ἀγασίας ἄρχων τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλων*, welche Hr. Brönd-ſted ebenfalls behandelt, iſt ſeit der Zeit im **Corpus Inscriptionum Graecarum T. II. n. 2035** an der ihr zukommenden Stelle erſchienen; wir ſtimmen dem letztern Herausgeber vollkommen darin bei, daß man hier zwei Sätze zu trennen habe: Agaſias Archont: ein Preis von Athen.

V. Millingen, über die Namen der Römiſchen Gottheiten. Der treffliche Kunſtkenner Millingen iſt hier nicht ſo auf ſeinem Felde wie gewöhnlich. Wir heben nur aus, daß er auf einer bekannten Lambergſchen Vaſe für *ΤΡΟΙΟ ΙΕΡΕΑ*, *Τρωων ιερεια*, wie Laborde (**V. II. pl. 24**) geleſen, die Worte *ΤΡΟΦΟΣ* und *ΕΝΕΡΕΑ* erkannt zu haben glaubt. Das letztere ſoll ein Epitheton der Athena und der Römiſche Name **Minerva** daraus hervorgegangen ſein.

VI. Sam. Angell, über die neuentdeckten Griechiſchen Sculpturen zu Selinus. Wir erfahren hier, daß Herr Angell nicht bloß der Entdecker der nun ſchon allgemein bekannten fünf Metopen oder Metopen-Fragmente des älteſten Stils von einem der Tempel auf der Burg von Selinus und dem mittlern der Unterſtadt iſt, ſondern daß er auch ſchon die jetzt erſt ans Licht gezogenen Metopen-Reliefs, welche dem Tempel der Unterſtadt, welcher der Küſte zunächſt liegt, angehören, an ihrem Platze, von koloſſalen Trümmern gleichſam überbaut und vergraben, erſchaut hatte, aber durch das Einſchreiten Siciliſcher Obrigkeiten gehindert worden war, ſeine Entdeckung weiter zu verfolgen. Dem Herzoge von Serradifalco gebührt das große Verdienſt, die ihm von Angell gewordene Mittheilung unter günſtigern Verhältniſſen benutzt und die Metopen wirklich hervorgezogen zu haben. Dieſe gehören, wie man weiß, der vervollkommneten Kunſt an und begründen das wichtige Faktum, daß doch ſchon vor Selinus Zerſtörung (Olymp. **92, 4**) der Aufſchwung, den die Kunſt durch Phidias und Polyklet im Mutterlande erhalten, ſich auch den Sikelioten mitgetheilt hatte. Auch die Architektur des Tempels iſt nicht mehr die in den übrigen Ruinen von Selinus herrſchende mit den ſtark verjüngten Säulenſchäften und der weiten Ausladung des Echinus; ſie nähert ſich ebenfalls mehr der Form, welche die Doriſche Bauweiſe durch den Atheniſchen

Geſchmack erhalten hatte. Noch müſſen wir den intereſſanten Umſtand anführen, daß an dieſen Reliefs die Figuren im Ganzen von gewöhnlichem Stein, Kopf, Arme und andere Extremitäten aber von Marmor waren; offenbar ſtellte, wie bei den Akrolithen-Statuen, der Marmor das Nackte dar, das Uebrige war kolorirt.

VII. Ein Geiſtlicher, G. F. Grey, theilt, auf vierzehu Tafeln, die Inſchriften mit, welche ſich an der Straße von Suez nach dem Sinai zu Wady-el-Muketteb, auf ſehr rohe Weiſe in die Felſenwände gehauen vorfinden. Man wußte davon durch Pococke (T. I. p. 142 der Folioausgabe) und die vom Biſchof Clayton herausgegebene Reiſe einer Miſſionarien-Geſellſchaft nach dem Sinai (Journal from Grand Cairo to M. Sinai 1772), wo in der Zueignung an die Geſellſchaft der Antiquare zu London der lebhafteſte Wunſch ausgeſprochen war, daß dieſe merkwürdigen Inſchriften bald kopirt werden möchten; auch hatte Carſten Niebuhr zu ſeiner Reiſe Taf. 49. 50. von mehreren dieſer Steinſchriften Kopieen gegeben. Ferner iſt Einiges von dieſen Inſchriften mitgetheilt von Coutelle Descript. de l'Égypte, Antiq. T. V. und in der eben erſcheinenden Reiſe in Arabia Petrāa von Leon de Laborde, Livr. III. Allein die hier gegebenen Kopieen ſind bei weitem zahlreicher und wie es ſcheint auch genauer, als alle bisher bekannt gemachten. Ueberdieß erhalten wir Taf. 13 auch einige Griechiſche Zeilen, die ſich an demſelben Orte, zum Theil vermiſcht mit jenen bis jetzt unlesbaren Charakteren, finden, z. B. *μνήσϑη αὐτὸς Ερσου Καλιταιου Μαρου*, dann *μνήσϑη Αὐρήλιος Βοραιος Χαλβου*: Inſchriften in der gewöhnlichen Weiſe, an fernen Orten ſein Andenken an die Lieben in der Heimat zu bezeugen; dagegen auch der umgekehrte Wunſch vorkömmt, in: *μνησϑῶσιν ἄνδρες δύο ἀδελφοὶ Αμβρο* (sic) *καὶ 'Αλιτος υἷες 'Ηρώδου* und *μνησϑ(ῶσιν) Μούσης Σαμουηλ*. Auch lieſt man *Ταχαριασπις 'Ανδρεας*, und ziemlich deutlich den Namen *Αρων*. Noch findet ſich eine ſeltſame Lateiniſche Inſchrift: cessent Syri ante Latinos Romanos, welches wohl den Wunſch ausdrücken ſoll: daß die Syrer den Römern vorgehen möchten. An dieſen Griechiſchen Beiſchriften hat man nach der unmaßgeblichen Meinung des Ref. Anhalt genug, um jetzt den Verſuch zu wagen, durch Kenntniß der Semitiſchen Dialekte, deren einem dieſe Inſchriften ohne allen Zweifel angehören, die Schrift zu enträthſeln. Wenn man die offenbar aus mehreren Buchſtaben zuſammengezogenen nexus abſondert und auflöſt, kommt man auf etwa acht und zwanzig Elemente zurück, deren Geminationen und

Kombinationen, verglichen mit den Lautgeſetzen der Semitiſchen Sprachen, dem Kenner manchen Aufſchluß geben müſſen. Die meiſten Inſchriften ſchließen zur rechten mit einem aus drei Buchſtaben zuſammengeſetzten Zuge; zur linken ſteht in der oberſten Reihe nichts häufiger als die Züge I6I oder auch ISI. Eine Inſchrift, No. **12**, ſondert ſich ſehr merklich von den andern ab; mehrere Buchſtaben derſelben ſind wie aus dem Phöniciſchen Alphabet. Leute, welche auf Kamelen reiten und andere Figuren von Menſchen und Thieren — von der allerkunſtloſeſten Zeichnung — ſind als Denkmäler derſelben Karavane zurückgeblieben, welche durch dieſe Inſchriften uns vielleicht noch einmal ein Licht über die Schrift und Sprache irgend eines bisher wenig bekannten Semitiſchen Stammes aufſteckt; wenn auch freilich nicht, wie es der Biſchof Clayton erwartete, über das Alphabet, deſſen ſich die Kinder Israel unter Moſes bedienten, oder über eine Chaldäiſche Geheimſchrift, ſondern etwa nur über Mundart und Schrift der Idumäer oder eines ähnlichen Stammes: und wer würde nicht auch dieß für ein höchſt erwünſchtes Reſultat achten.

De antiquitatibus Antiochenis dissertatio prior, qua Antiochiae ad Orontem sub Graecis regibus quae fuerit figura et quae praecipua ornamenta explicatur. **Göttingen.**

Den Antrieb zur Beſchäftigung mit der Topographie und Baugeſchichte Antiochiens gab dem Verf. der Wunſch, die große Lücke, welche in der alten Kunſtgeſchichte, nach ihren bisherigen Bearbeitungen, in der Zeit der Makedoniſchen Dynaſtieen auf eine ſehr fühlbare Weiſe einzutreten pflegt — indem namentlich dadurch die Römiſchen Bauunternehmungen von den frühern Griechiſchen wie durch eine Kluft getrennt und in ihrer Anlage und Einrichtung von Griechiſchen Vorbildern unabhängiger erſcheinen, als ſie es wohl wirklich waren — in ſo weit es jetzt noch möglich iſt theilweiſe auszufüllen und zugleich die glänzende Blüthe, welche die Baukunſt in dem glücklichen Jahrhundert der Antonine in dieſen Gegenden erreichte und an welche die Ruinen von Heliopolis und Palmyra einen Jeden ſogleich erinnern, mehr in ihren geſchichtlichen Zuſammenhang zu bringen. Dazu ſchien

eine ſorgfältige Zuſammenſtellung aller Nachrichten, die aus dem Alterthum über Antiochiens Anlage, Bauunternehmungen und andere Kunſtwerke aufzubringen ſind, wenigſtens eine nothwendige Vorarbeit: zu der auch ſchon der Umſtand reizte, der im Kreiſe der Alterthumsſtudien — in welchem, was man wiſſen kann, auch immer wiſſenswerth iſt — ſtets ein beſonderes Gewicht hat: der verhältnißmäßig große und für dieſen Zweck noch ſehr wenig genutzte Reichthum der Quellen, welcher, Rom, Athen und Byzanz ausgenommen, wohl bei keiner andern Stadt des Alterthums eine ſo vollſtändige und durch eine ſolche Reihe von Jahrhunderten zu verfolgende Vorſtellung von ihrer Ausdehnung, Geſtalt und Hauptdenkmälern gewinnen läßt. Am meiſten chronologiſcher Art ſind die Angaben des Antiocheners Joannes Malelas, der in ſeinem Chronikon von mehreren der Seleucidiſchen Könige und faſt von allen Römiſchen Kaiſern, welche längere Zeit regiert haben, anmerkt, was zu ihrer Zeit und auf ihre Veranſtaltung in Antiochien gebaut worden ſei. Es iſt merkwürdig, wie wenig dieſe reiche Quelle der intereſſanteſten Nachrichten über die alte Architektur von den Männern des Fachs bisher benutzt worden iſt; der Verf. der Abhandlung erinnert ſich, durch Herrn Hofr. Heeren vor einigen Jahren zuerſt darauf aufmerkſam gemacht worden zu ſein; dieſem Antriebe verdankt auch dieſe Abhandlung großentheils ihre Entſtehung. Wenn in dieſen Nachrichten des Malelas, beſonders in denen aus den Zeiten der Seleuciden, auch manches ſonderbare Mißverſtändniß mit unterläuft: ſo iſt es doch in der Regel nicht eben ſchwer, den hiſtoriſchen Kern davon abzulöſen, welcher meiſtentheils in ſehr präciſen, ſo zu ſagen officiellen Aufzeichnungen beſteht. Dieſe ſind wahrſcheinlich auf die Acta Urbis Antiochiae (ἄκτα τῆς πόλεως) zurückzuführen, welche der Chronograph Domninos in Juſtinian's Zeit vor ſich hatte, den wieder Malelas gelegentlich als ſeine Quelle nennt. Die dadurch gewonnenen, aber immer noch ſehr abgeriſſenen und vereinzelten Angaben erhalten Zuſammenhang und Anſchaulichkeit beſonders durch die Vergleichung mit Libanios ausführlichen Schilderungen der Herrlichkeit Antiochiens und Daphne's aus Julians und Theodoſios Zeiten, denen die in Antiochien gehaltenen Homilieen ſeines Schülers Joannes Chryſoſtomos durch den ganz verſchiedenen Standpunkt der Betrachtung oft zur Ergänzung und auch zur Berichtigung dienen. Unter den übrigen kirchlichen Schriftſtellern enthält Euagrios, der Antiochener, ziemlich umſtändliche Nachrichten über Antiochiens äußere Geſtalt in dem auf Theodoſios folgenden Zeitraum; aber ſelbſt die legendenartigen Lebensbeſchreibungen der Antiochiſchen Thau-

maturgen, des ältern und jüngern Simon, ſind eben ſo reich an topographiſchem Material, wie arm an Stoff für wahre Geſchichte. Wenn man von dieſen und andern Gewährsmännern bis auf die Zeit Juſtinians geführt wird, in welchen Antiochien die neue Geſtalt erhielt, welche Prokop ſchildert und von der jetzt noch bedeutende Ueberreſte vorhanden ſind: ſo reißt hernach freilich die Kette zuſammenhängender Mittheilungen ab: indeß iſt es immer noch möglich, durch Wilhelm von Tyrus und einige Andere von Antiochiens Zuſtand während der Kreuzzüge und durch Pococke, de la Vallé, Kinneir, Richter und manche andere neue Reiſende, beſonders aber durch das Prachtwerk von Caſſas, von der jetzigen Geſtalt Anteaki's eine Vorſtellung zu erhalten, die den hiſtoriſchen Nachrichten der Alten theils zur Fortſetzung, theils zu einer topographiſchen Baſis dient. Abulfeda's Beſchreibung, die größtentheils auf dem urſprünglichen Werke Ibn-Haukals (nicht auf dem von Ouſely herausgegebenen) beruht und Hadſchi Chalifa's Weltſpiegel (Gihán-Numá) geben freilich ſehr entſtellte und fabelhafte, doch aber auch an ihrer Stelle nicht unbrauchbare Nachrichten.

Der Geſchichte der Stadt Antiochien geht natürlich eine Beſchreibung der Gegend voraus, welche vom Laufe des Orontes beginnt, in welchen oberhalb Antiochien's ein Nebenfluß Arkeuthos oder Japhthas (el-Aswad) einſtrömt und den Verbindungskanal des Hauptſtroms mit dem benachbarten See von Antiochien bildet: und dann die das Gefilde von Antiochien nördlich begränzenden Bergzüge Koryphäon und Melantion (Mavron-Oros bei Phokas, **Montana Nigra** bei Willermus) und das näher am Orontes ſüdlich ſich hinziehende Kaſiſche Gebirge nach ihrer Lage näher zu beſtimmen ſucht. Dem letzten Höhenzuge gehören die beiden Felſengipfel an, welche innerhalb der Ringmauern Antiochiens lagen: der ſüdlichere, höhere, worauf die Burg ſtand, Silpion, auch Orocaſſias; der nördlichere im Byzantiniſchen Griechiſch Staurin genannt. Ein Gebirgsbach, der in einer tiefen Schlucht dazwiſchen ſich herabſtürzt, bei Malelas Phyrminos und in mehr helleniſirter Form Parmenios, bei Prokop Onopniktes genannt, ſpielt wegen der Gefahren, welche er den Gebäuden Antiochiens brachte, in der Baugeſchichte der Stadt eine große Rolle. Sonſt wird der Quellenreichthum dieſer Höhen immer als die erſte Annehmlichkeit der Gegend betrachtet. Der Flnß Orontes bildete im Alterthum durch einen Nebenarm eine Inſel, auf welcher die Neuſtadt Antiochiens lag; jetzt iſt von dieſer Inſel (auch nach der dem Verf. mündlich gegebenen Verſicherung eines genau

beobachtenden Reiſenden, des Herrn Oberſtlieutenant v. Prokeſch) jede Spur verſchwunden. Noch werden unter den Vortheilen, welche die Lage Antiochiens darbot, die bequemen Verbindungen ſowohl mit dem Meer als mit den Euphrat-Gegenden hervorgehoben und dagegen als der Hauptnachtheil dieſer Lage die häufigen Erderſchütterungen in Anſchlag gebracht, durch welche Antiochien öfter zum Theil, einigemal faſt gänzlich zerſtört und Hunderttauſende von Menſchen hingerafft worden ſind. Auf vulkaniſche Phänomene in Urzeiten deuten die auch hier lokaliſirten Sagen von Giganten, welche die Blitze des Zeus erlegt, und von dem Kampfe des Typhon hin. In der hiſtoriſch bekannten Zeit von 148 v. Chr. bis 588 n. Chr. kann man zum Theil ſehr genaue Meldungen von zehn Erdbeben aufbringen, die wir hier um der Kürze willen nur durch ihre Data bezeichnen: 148 v. Chr. am 21ſten Peritios, welcher im Syro-Macedoniſchen Mondenjahre ungefähr dem Februar entſpricht; 37 n. Chr. am 23. Dyſtros, der damals dem März gleich war; gegen 50 n. Chr. (unter Claudius); 115 n. Chr. am 13. December; 341 n. Chr.; 457 n. Chr. (nach anderer Berechnung 458) am 14. September; 526 n. Chr. am 29. Mai; 528 nach Chr. am 29. November; 587 n. Chr.; 588 n. Chr. am letzten Oktober.

Wie ſpät und leichtſinnig erfunden die Fabeln ſind, wodurch die Antiochener ſich von Athen und Argos herzuleiten und ſonſt ihren Urſprung zu verherrlichen bemüht waren, iſt leicht einzuſehen; doch erfährt man dabei Manches für die Topographie und Archäologie nicht Unwichtige. Auf dem Berge Silpion lag ein alter Syriſcher Flecken Jone, an dieſen knüpften ſich, hauptſächlich auf Veranlaſſung des Namens, Fabeln von Jo und einer Argiviſch-Atheniſchen Kolonie, die zur Aufſuchung der entſchwundenen Inachide geſandt worden ſei. Die Athener ſollte Triptolemos geführt haben, der auch in den Stadtſagen des benachbarten Kleinaſiens viel vorkommt, wo man einen Lydiſchen Gott oder Dämon Tylos in dieſen Eleuſiniſchen Heros der Agrikultur umdeutete (ſ. **Annali dell' Instit. di corrisp. archeol. T. II. p. 157**). Aus dieſen Antiocheniſchen Sagen aber, wonach Triptolemos als Gründer dieſer Stadt gefaßt wird, deutet der Verf. die Kunſtwerke des Alterthums, welche den edlen Germanicus, den Sohn des Druſus, als einen neuen Triptolemos darſtellen. Als nämlich Germanicus in der letzten Zeit ſeines Lebens nach langen Reiſen durch Griechenland, Kleinaſien, Armenien, Syria Euphratenſis, Aegypten, auf denen er überall große Menſchenfreundlichkeit und eine Griechiſche Leutſeligkeit an den Tag gelegt hatte, nach Antiochien kam, um hier zu

reſidiren und den Orient zu beruhigen, konnten die Antiochener wohl glauben, daß für ſie ein neues Zeitalter des Wohlſtandes und Glücks beginne, und den Germanicus als einen zweiten Gründer ihrer Stadt, als einen neuen Triptolemos, feiern, beſonders wenn er auch zu Antiochien, wie er in Alexandrien that, durch Oeffnung der Staatsmagazine die Kornpreiſe herunterbrachte. Sonſt iſt es in der That nicht recht begreiflich, wie der kriegeriſche Held Germanicus gerade mit Triptolemos identificirt werden konnte. Jene Kunſtwerke ſind erſtens ein berühmter Cameo des Pariſer Kabinets, wo neben dem Germanicus-Triptolemos Agrippina, welche mit ihrem Gemahl nach Antiochien kam, als Demeter Theſmophoros vorgeſtellt iſt; dann eine zu Aquileja gefundene Silberſchale des Kaiſerl. Königl. Antiken-Kabinets, welche den Germanicus als Triptolemos, vor ſeinem Zuge durch die Länder, den Gottheiten des Demeter-Kreiſes opfernd darſtellt. Dem Verf. war durch die Liberalität, womit das K. K. Antiken-Kabinet verwaltet wird, vergönnt, eine von dem trefflichen Künſtler Fendi verfertigte Zeichnung dieſes herrlichen und noch ſehr wenig bekannten Kunſtwerks der Societät vorzulegen. — Aus Argos ſollte auch Perſeus nach Jone gekommen ſein; ein altes, ohne Zweifel Aramäiſches Heiligthum des „Unſterblichen Feuers“ zu Jone wurde in einen Tempel des Zeus Keraunios verwandelt, welchen jener Sohn des Zeus gegründet habe. Eine öſtliche Vorſtadt von Antiochien bildete Meroe, angeblich eine Aſſyriſche Gründung, mit Heiligthümern der Sonne und der Perſiſchen Artemis (Anaitis), welche in den Zeiten der Perſiſchen Herrſchaft geſtiftet wurden oder wenigſtens dieſe Geſtalt erhielten. Bottia, ein Flecken am Orontes, Jone gegenüber, ſcheint eine Makedoniſche Anſiedelung aus der Zeit Alexanders geweſen zu ſein.

Hierauf erhebt ſich in dieſer Gegend auf Geheiß des Antigonos die große Stadt Antigoneia, gelegen in dem Winkel, welchen die Flüſſe Orontes und Arkeuthos bilden, vierzig Stadien von dem Platze, wo hernach Antiochien ſtand, eine Stadt von 1¾ Meile im Umfang, deren ganze Exiſtenz indeß nur ſechs Jahre dauerte. Antiochiens Gründung war zugleich Antigoneia's Untergang. Das Daſein Antiochiens ſcheinen die Antiochener ſelbſt von dem erſten Tage des Artemiſios oder zweiten Frühlingsmonats im Jahre **300** v. Chr. (Ol. **119**. J. **4**) an gerechnet zu haben. An dieſem Tage opferte nämlich Seleukos Nikator in Jone dem Zeus Keraunios; daran ſchloſſen ſich Opfer in Antigoneia, wobei ein Adler das Opferfleiſch vom Altar geriſſen und nach Jone getragen haben ſoll; daher der Adler des Zeus Keraunios, auf einem Blitze ſitzend, oft auch mit dem Opferfleiſch in

den Klauen, hernach ein gewöhnlicher Typus auf den Münzen Antiochiens wurde, als das Augurium, dem die Stadt ihre Entſtehung verdankte. Damit iſt aber häufig auch der Widder des Zodiacus verbunden, als das Horoſkop Antiochiens; weil aller Wahrſcheinlichkeit nach der erſte Artemiſios des J. **300** in die Zeit des Jahres traf, in welcher die Sonne im Zodiacalgeſtirn des Widders ſtand. Wenn man nämlich von Alexanders Todestage an rechnet, wo der **28.** Däſios demſelben Tage des Thargelion, d. i. dem **11.** Junius des **1.** J. der **114.** Olymp. (**323** v. Chr.) entſprach, und annimmt, daß in den folgenden **23** Jahren die Makedonier eben ſo viel Schaltmonate hatten wie die Athener: ſo iſt der **1.** Artemiſios des J. **300** dem **1.** Munychion des Attiſchen Jahres gleich, welcher nach dem Metoniſchen Cyklus auf den **3.** April des Julianiſchen Kalenders traf, wo die Sonne im Widder ſtand.

Der Mauerbau Antiochiens wurde indeß, unter dem Architekten Xenäos, erſt den **24.** des Artemiſios begonnen. Zuerſt wurde nur eine der Vierſtädte, aus denen Antiochien hernach beſtand, die alte Stadt Seleukos Nikators, gebaut, welche ganz im Thale, mit den Mauern hart am ſüdlichen Ufer des Orontes lag; nach dieſer wurden die Bewohner des zerſtörten Antigoniens verpflanzt. Jone ließ man als Akropolis von Antiochien in einer gewiſſen Abſonderung davon beſtehen. Aber aus den benachbarten Ortſchaften und einer aus verſchiedenen Gegenden zuſammenſtrömenden Menge, welche ſich wahrſcheinlich zuerſt in Vorſtädten niederließ, erwuchs bald eine zweite Stadt, die ebenfalls mit Mauern verſehen, und nach wahrſcheinlicher Auslegung einer Angabe des Domninus, im J. v. Chr. **270** vollendet wurde. Zu dieſer gehörte ohne Zweifel auch der Ghetto oder das Judenquartier von Antiochien, deſſen Bewohner von Seleukos Nikator, nach anderer Angabe von Antiochos Epiphanes, im Ganzen gleiches Recht mit den Griechen und Macedoniern erhalten hatten; ſie bewahrten die Urkunden ihrer Rechte und Privilegien auf ehernen Tafeln noch in Titus Zeit. Im Ganzen aber war Antiocheia eine Griechiſche Stadt mitten in einer Syriſchen Landſchaft, welche letztere noch in Julians Zeit ihre Syriſche Sprache und Sitte feſthielt und in offenen Flecken wohnte, die ſchon durch die Namen, wie Charandama, Gandigora, Ghiſira, ſich als ungriechiſch kund gaben. Als Griechiſche Stadt hatte Antiochien unter Königen und Kaiſern eine Art von republikaniſcher Verfaſſung, einen in achtzehn Phylen getheilten Demos mit Volksverſammlungen im Theater und einen Rath, der wenigſtens in Julians Zeit zweihundert

aus altreichen Familien gewählte Männer enthielt. Einige Bemerkungen über den Charakter, welchen die Antiochener in der Geſchichte entwickelt haben, waren an dieſer Stelle ſchwer zu unterdrücken, wenn ſie auch ſtreng genommen nicht zur Aufgabe des Verf. der Abhandlung gehören. Ueppigkeit, wie ſie zeitig, auch von der Religion begünſtigt, in dieſen Gegenden wucherte, dabei ein in wilde Wuth ausbrechender Trotz, verbunden mit ausgelaſſener Spottluſt und heiterer Laune (wovon auch die Syrophönikiſchen Rhetoren einen Anklang hatten), auf der andern Seite Empfänglichkeit für religiöſe Empfindungen (doch vertilgte auch das Chriſtenthum die Luſt an wilden und ausgelaſſenen Ergetzlichkeiten, wie dem Majuma-Feſte, nicht), und Neigung zur härteſten Ascetik, aber freilich zugleich auch zu allem möglichen magiſchen und aſtrologiſchen Aberglauben, werden als Hauptzüge der alten Antiochener hervorgehoben.

Von den Bau- und Bildwerken, womit Antiochien bald nach ſeiner Gründung geſchmückt wurde, weiß man wenig. Am genaueſten kennt man die damals von einem Schüler des Lyſippos, Eutychides, gebildete Tyche von Antiochien, d. h. die mit der Gründung der Stadt geborene göttliche Natur und dämoniſche Lenkerin derſelben, von den Römern durch **Genius Antiochenus** überſetzt. Dieſe Tyche, deren Geſtalt wir durch Malelas und Pauſanias, zahlreiche Münzen und eine Nachbildung unter den Statuen im Vatikan hinlänglich kennen, war eine reichbekleidete Frauenfigur, mit einer Mauerkrone, auf einem Felſen (dem Berg Silpios) ſitzend, auf den ſie den linken Arm ſtützte, in der Rechten Aehren, oder nach andern Kopieen einen Palmenzweig haltend. Vor ihren Füßen erhob ſich mit halber Figur die Jünglingsgeſtalt des Orontes. An beiden Seiten ſtanden (nach Malelas) die Statuen des Seleukos und Antiochos (wahrſcheinlich des Soter, des Sohnes von Seleukos), welche die Tyche bekränzten; auf ſpätern Münzen kommt dafür die Figur des Severus Alexander vor. Als Einfaſſung diente der Statue ein Tetrakionion, d. h. ein offner Rundtempel aus vier Säulen mit einem Kuppeldach; ſolche Tetrakionien, zur Aufſtellung von Bildſäulen beſtimmt, werden auch in den Ruinen von Palmyra und Geraſa nachgewieſen. Eine Zeitlang, unter der Herrſchaft des Trajan, ſtand dieſe Tyche mit dem Tetrakionion in dem Nymphäon des Theaters, nach deſſen Beſchaffenheit im Verfolg der Abhandlung gefragt wird. Sonſt befand ſie ſich in einem eigenen Tempel, dem Tychäon, welches unter Theodoſius II. in das Martyrion des heil. Ignatios verwandelt wurde, wahrſcheinlich einem Rundgebäude,

deſſen Geſtalt und Einrichtung man ſich ungefähr nach Libanios (oder eines andern Rhetors) Beſchreibung des Alexandriniſchen Tychäons vorſtellen kann, auf welches dabei zugleich eingegangen und deſſen Aehnlichkeit mit dem Römiſchen Pantheon nachgewieſen wird.

In dieſelbe Zeit der Regierung Seleukos Nikators trifft auch die Anlage der Heiligthümer von Daphne, deſſen Lage dadurch hinlänglich bezeichnet iſt, daß es eine geographiſche Meile weſtlich von der Hauptſtadt, durch die Vorſtadt Herakleia mit ihr verbunden, im Orontes-Thale, aber höher als die Stadt gelegen war, ſo daß von da aus Waſſerleitungen nach der Stadt geführt werden konnten; jetzt heißt der Fleck nach wahrſcheinlichſter Meinung Beit ul Mei, das Haus der Gewäſſer. Der Umfang der geſammten Anlagen von Daphne betrug, wahrſcheinlich aber erſt nach der Erweiterung durch Pompejus, 2 geographiſche Meilen. Die Anmuth und Herrlichkeit dieſes großartigen, durch die Natur meiſtentheils gegebenen Parks, mit ſeinen unzähligen Bauwerken und Denkmälern zu ſchildern, war keine Aufgabe für dieſe Abhandlung; es lag eben ſo wenig in der Abſicht des Verfaſſers, mit Gibbons glänzender Beſchreibung zu wetteifern, wie alle Fehler derſelben zu rügen; nur auf den von Seleukos gegründeten und mit einem Cypreſſenhain umpflanzten Tempel des Pythiſchen Apollon und die dafür von dem Athener Bryaxis gearbeitete Statue des Gottes richtet ſich die Unterſuchung. Es wird nachgewieſen, daß der Tempel, als er durch den Brand unter Julianus verwüſtet wurde, ein Naos Amphiproſtylos war, zugleich mit innern Säulenreihen verſehen, welche die Felderdecke der Cella trugen, umgeben von einer Aula, welche an allen Seiten Säulenhallen hatte. Das Bild des Gottes aber war ein koloſſaler Akrolith, indem nur die Extremitäten der Figur aus weißem Marmor, die bekleideten Theile aus vergoldetem Holz beſtanden. Er war als Kitharödos dargeſtellt, in der Tracht und Stellung des Pythiſchen oder Palatiniſchen Apollon des Skopas, nur daß er in der Rechten eine Schale hielt, aus welcher er zu libiren ſchien: wodurch die Griechiſche Kunſt einen Sieger in Wettkämpfen anzuzeigen pflegt. So findet man ihn, hauptſächlich nach Libanios Indikationen, auf Antiocheniſchen Münzen aus der Regierung des Philippus und Decius und ſpäter noch des Julianus wieder.

Von dem zweiten und dritten Könige, Antiochus dem Retter und dem Gotte, iſt wenig zu melden, aber Seleukos Kallinikos hat Antiochien, obwohl er es bei dem Kriege gegen die Stratonike mit Gewalt der Waffen eingenommen, doch hernach ſehr

gehoben und vergrößert, theils durch einen Iſis-Tempel (was indeß mehr für die Religionsgeſchichte Syriens merkwürdig iſt), beſonders aber durch den Anbau einer neuen dritten Stadt, welche hernach Antiochos der Große ausbaute; wenn es nämlich freiſteht, auf dieſe Weiſe die Ausſagen Strabo's und Libanios zu vereinigen, von denen jener die Erbauung dieſer neuen Stadt dem erſtern, dieſer dem zweiten Könige beilegt. Dieſe neue Erweiterung, der Werder Antiochiens, lag auf der oben erwähnten Inſel, die nach Libanios Beſchreibung eine ziemlich kreisförmige Geſtalt hatte und durch fünf Brücken mit der Altſtadt verbunden war; in ihrer Mitte trafen zwei aus Säulengängen gebildete Straßen, wovon die eine von Nord nach Süd, die andere von Oſt nach Weſt lief, in einem vierfachen Triumphbogen (Tetrapylon) zuſammen. Die Säulengänge, welche nach Norden liefen, waren die kürzeſten, indem ſie nur der Königl. Burg als Propyläen dienten, welche einen großen Theil der Inſel nach dieſer Seite hin einnahm. Die Rückſeite derſelben beſtand, nach Theodoret, aus Gallerieen, die ſich in zwei Stockwerken über der Ringmauer der Neuſtadt erhoben und nur durch eine Straße von dem Strom geſchieden waren; das Innere war nach Libanios eben ſo ausgezeichnet an Pracht wie an Zahl und Größe der verſchiedenartigen Räume.

Von Antiochos dem Großen muß die Baugeſchichte Antiochiens gleich auf Antiochos Epiphanes übergehen, den König, deſſen unruhiger und von unzeitiger Ruhmbegierde geplagter Geiſt uns nur in ſeinen Bauunternehmungen nicht kleinlich und lächerlich erſcheint. Die Werke, mit denen er Griechenlands Städte verherrlichte, namentlich das prachtvolle Olympieion Athens, ſind nach Gebühr berühmt; daß man aber bisher von den Gründungen dieſes Fürſten in ſeiner eigenen Reſidenz zu geringe Vorſtellungen gehabt, kommt zum Theil daher, daß Malelas, welcher offenbar zuweilen die Erneuerung und Wiederherſtellung eines Bauwerkes mit der Gründung verwechſelt, das Meiſte davon dem Tiberius zugeſchrieben hat und z. B. den vierten Theil der Stadt erſt durch dieſen Kaiſer mit Mauern eingefaßt werden läßt, während doch nach Strabon ſchon damals (unter Auguſtus) jede der Vierſtädte ihre eigenen Ringmauern hatte. Antiochos Epiphanes hatte nämlich den einzigen Raum, der noch übrig war, die gegen den Berg Silpios anſteigende Fläche und dieſen Berg ſelbſt mit gar vielen Felſen und Schluchten, für eine vierte Stadt, Epiphaneia genannt, occupirt, ſo daß nun auch das alte Jone mit der Akropolis, die wahrſcheinlich ſchon auf

der Stelle des ſpätern durch die Kreuzzüge bekannten Kaſtells lag, in den Umkreis der Stadt gezogen wurde. In dieſem Epiphaneia baute er ein großes Senatsgebäude und unter mehreren Tempeln ein Antiocheniſches Kapitol, deſſen Decke und Wände, wahrſcheinlich um das Römiſche zu überbieten, von Vergoldung ſtrotzten. Der ſchönſte Schmuck dieſes Stadttheils aber war die große Straße, welche von dem Oſtthore bis zum weſtlichen in einer Ausdehnung von 36 Stadien in gerader Linie und auf künſtlich geebneter Fläche gezogen war und aus vier Reihen Säulen beſtand, welche in der Mitte einen offenen Fahrweg, nach beiden Seiten bedeckte Gallerieen bildeten. Die Straßen, welche im rechten Winkel theils vom Berge, theils vom Fluſſe her auf dieſe Hauptſtraße einfielen, waren durch Triumphbogen oder Tetrapyla damit verbunden; das mittelſte Tetrapylon heißt der Nabel oder Omphalos der Stadt, und, wie in Delphi als dem Mittelpunkt der Erde, ſo befand ſich auch in dieſem Mittelpunkt von Antiochien die im Alterthum herkömmliche hemiſphäriſche Figur des Omphalos. Man erräth, daß die auf den Seleuciden-Münzen gewöhnliche Darſtellung des auf dem Omphalos ſitzenden Apollon ſich auf ein Bild dieſes Gottes bezieht, welches eben hier, auf dem Omphalos Antiochiens, angebracht war. Eben ſolche Omphaloi oder Meſomphalien gab es in Alexandrien, deſſen Anlage überhaupt mit Antiochien große Aehnlichkeit hatte, in Nikäa und ſpäter in Conſtantinopel. Der Omphalos Antiochiens befand ſich an der Stelle, wo das zwiſchen den beiden Bergen herabkommende Waſſer des Parmenios am meiſten Veranſtaltungen nöthig machte, um den Säulenhallen nicht gefährlich zu werden. Hier traf, wie in der Inſelſtadt des Kallinikos, ſo auch in dieſem Haupttheile mit der Hauptſtraße eine andere auf gleiche Weiſe mit Säulenhallen eingefaßte zuſammen, welche den Fluß abwärts zu dem Nymphäon (oder Trinymphon) führte, einem Gebäude mit hochgewölbter Kuppel, Säulen aus bunten Marmorarten und — was bei den Nymphäen immer die Hauptſache und in jenem Klima ſo erwünſcht iſt — beſtändig ſprudelnden Quellen und ſpringenden Fontänen.

Dieſe von Kolonnaden und bedeckten Gängen eingefaßten Straßen, welche namentlich unter der Sonne Syriens ſo große Vortheile darboten, wurden hernach in dieſen Gegenden beinahe ein nothwendiges Requiſit einer Stadtanlage, wie außer den Ruinen von Geraſa in der Dekapolis und Gamala in Gaulanitis die prächtigen Ueberreſte Palmyra's beweiſen, wo man Alles im Ganzen eben ſo wiederfindet, aber den Zuſammenhang der Theile erſt durch dieſe

Vergleichung mit Antiochien vollkommen verſtehen lernt. Freilich mißt die große Prachtſtraße von Palmyra nur etwa den ſechsten Theil der Länge der Kolonnaden von Antiochien. Die letztern mußten, wenn die Säulen in denſelben Entfernungen, wie in Palmyra, ſtanden, etwa **6800** Säulen enthalten; aber wahrſcheinlich waren die Antiocheniſchen von größern Verhältniſſen und dem gemäß weiter geſtellt. Auch die Tetrapyla lernt man durch die Ruinen von Palmyra genauer kennen; hier waren ſie zum Theil auch ſo geſtellt und eingerichtet, daß Abweichungen der Säulenſtraße von der geraden Richtung dem Auge dadurch verborgen werden. Ueber die architektoniſche Ausführung der Antiocheniſchen Säulenhallen iſt uns nichts Näheres bekannt, nur darf man nach einem Ausdrucke des Dion Chryſoſtomos, der ſie die goldenen Stoen nennt, vermuthen, daß der Blätterſchmuck der ohne Zweifel Korinthiſchen Kapitäle aus vergoldeter Bronze beſtand: ein Luxus, der nachweisbar in den Macedoniſchen Reſidenzſtädten aufkam und ſpäter auch in dem Sonnentempel von Palmyra Statt fand.

Mit gleichem Aufwande ſorgte Antiochos Epiphanes auch für die Verſchönerung Daphne's. Er war es, der an die bisher den Delphiſchen Geſchwiſtergottheiten geweihten Anlagen andere anreihte, die ſich auf den Kultus und die damals freilich noch nicht regelmäßig wiederkehrenden Agonen des Olympiſchen Zeus bezogen. Für den neuerbauten Tempel ließ er von irgend einem damaligen Phidias einen Koloß aus Gold und Elfenbein, ganz nach dem Muſter deſſen zu Olympia, **22½** Fuß hoch, arbeiten, den ſpäter um des Goldes willen Alexander Zebinas der Figur der Nike, welche ſich auf ſeiner Hand befand, beraubt, Antiochos Kyzikenos aber ganz hinweggenommen und durch eine entſprechende Figur von minder koſtbarem Stoffe erſetzt haben ſoll. Die Geſtalt dieſes Zeus iſt durch die Münzen der Seleuciden und der Stadt Antiochien hinlänglich bekannt; auffallend iſt nur, daß die Numismatiker nicht dieſem Jupiter den Namen **Olympius** zu geben pflegen, ſondern einer andern Zeus-Figur auf den Münzen aus der Zeit deſſelben Antiochos, welche, wie ſie mit ausgeſtrecktem Arme den Kranz darreicht und alle Wettkämpfer gleichſam zur Bewerbung um die Preiſe herbeiruft, die auch durch einen Dreifuß angedeutet werden, richtiger **Jupiter brabeuta** benannt werden könnte. Auch das mit dieſem Tempel zuſammenhängende Olympiſche Stadium von Daphne möchte als ein Werk des Epiphanes anzuſehn ſein, bei dem eine intereſſante, recht im ſchönen Sinne der Alten gedachte Einrichtung nachzuweiſen iſt. An dem Ende des Stadiums nämlich, wo auf amphitheatraliſchen Sitzen die Kampf-

richter Platz zu nehmen pflegten (welcher Theil der Stadien σφενδόνη, funda, hieß), befand ſich ein Tempel, wahrſcheinlich ein kleiner durchſichtiger Tholos monopteros, der Nemeſis, deren Bild auf dieſe Weiſe den Richtern ſtets vor Augen ſein mußte, offenbar um ihnen ſtrenge Gerechtigkeit und unparteiiſche Ertheilung der Kränze an's Herz zu legen.

Wir berühren nur flüchtig die Hauptmomente der folgenden Zeiten, wiewohl auch dieſe für Antiochiens Glanz nicht ſo verderblich waren, wie für die Feſtigkeit des Seleuciden-Reichs: die Erneuerung der Stadt nach dem erſten bekannten Erdbeben in der Zeit des Alexander Balas; den großen Brand der meiſt aus Holz gebauten Privatwohnungen bei dem Aufſtande der Antiochener unter Demetrios Nikator; aus der Zeit des Philippos, des Sohnes von Antiochos Grypos, die merkwürdige Nachricht, daß ein Römiſcher Geſandter, Q. Marcius Rex, durch Erbauung eines Cirkus, der in der Ebene nördlich von Antiochien lag und eines Palatium (worunter man ſich hier nichts Beſtimmtes vorſtellen kann) ſich um die Gunſt der Antiochener bewarb; dann die Herrſchaft des Armeniſchen Fürſten Tigranes, welche Antiochiens Blüthe nach dem Zeugniſſe der Münzen nicht ſchadete; und noch unter dem von Lucull eingeſetzten Schattenkönige, der auf ſeinen Münzen Antiochos Dionyſos Epiphanes Philopator Kallinikos, bei den Römern Aſiaticus heißt, das aus dem Vermächtniß eines Antiochener Maron geſtiftete Heiligthum der Muſen, welches am Markte in der Oberſtadt gelegen und, nach dem Muſter des Alexandriniſchen Muſeum, auch mit einer Bibliothek verbunden war.

Indem die Behandlung der Antiocheniſchen Alterthümer unter den Königen hier zu ihrem Schluſſe gelangt iſt (die Geſtalt Antiochiens unter den Kaiſern wird in einer zweiten Abhandlung erörtert werden): wird am Schluſſe eine Ueberſicht über die Ausdehnung der Stadt und die darin vorhandenen Gattungen von Gebäuden gegeben. Die Größe der Vierſtädte von Antiochien wird auf 1080 Quadratſtadien, etwa ⅔ einer Quadratmeile, angeſchlagen; dazu kommen noch die weitläuftigen Vorſtädte, beſonders gegen Norden über dem Orontes und auf Daphne zu. Von den Tempeln Antiochiens kann nur ein geringer Theil beſtimmt auf ihre Gründer zurückgeführt werden, wie außer den genannten das der Artemis geweihte Eleuſinion auf Antiochos I.; eine mythologiſche Merkwürdigkeit iſt außerdem beſonders der Minostempel. Ein großes Theater konnte das müßige Volk von Antiochien unmöglich entbehren, obgleich Malelas die Er-

bauung deſſelben erſt dem Cäſar und die Vergrößerung durch neue Stockwerke von Sitzreihen dem Agrippa, Tiberius und Trajan beilegt; es war nach Griechiſcher Weiſe mit ſeiner Cavea in die Felſen der Akropolis hineingehauen und nur die obern Stockwerke der Sitzreihen darüber aufgebaut. Ein Theil deſſelben, welcher bei den Theatern Griechenlands und Roms nirgends erwähnt wird und daher auch noch nirgends ſeine Erläuterung gefunden hat, war das Nymphäon des Proſkenions, das zum Aufſtellen von Bildſäulen und kleinen Tempeln gebraucht wurde; der Verfaſſer denkt ſich darunter einen Bogen, der über der Bühne ausgeſpannt war und mit der aus mehreren Säulenordnungen beſtehenden Skene (der Rückwand der Bühne) einen abgerundeten Giebel bildete. Daß auch dem Königlichen Antiochien die Aquäducte nicht fehlten, die ſonſt den Stolz der Römiſchen Herrſchaft bilden, verſichert Libanios, und wir dürfen, auch ohne ausdrückliches Zeugniß, die Thermen hinzufügen, eine offenbar nicht in Rom, ſondern in den Macedoniſchen Reſidenzen zuerſt gemachte Kombination der Badehäuſer mit den weitläuftigen Anlagen Griechiſcher Gymnaſien; welche gewiß ſchon unter den Königen, wie hernach unter den Imperatoren, das größte Bedürfniß und Vergnügen des Antiocheniſchen Publikums waren. Endlich erfahren wir durch Libanios, daß eine der Königinnen aus der Seleuciden-Dynaſtie auch für die Grabſtätte der Antiochener ſorgte; wahrſcheinlich lag dieſe Nekropole, die wir uns etwa nach dem Muſter derer zu Kyrene und im Nabatäiſchen Petra vorſtellen können, an den Felswänden und in den Schluchten des über Antiochien emporſteigenden Gebirgs, durch die Gärten, welche hier über Antiochien hingen, verſteckt und verſchönert, wo auch jetzt noch manche in das Geſtein gehauene Niſchen und Zellen übrig ſind, in denen ſpäter chriſtliche Anachoreten, über das Getümmel und die Wollüſte der üppigen Stadt erhaben, eine zu ernſter Betrachtung einladende Wohnung fanden.

Essai sur le costume et les armes des gladiateurs comparées à celles du soldat Grec ou Romain etc. etc. Lettre à un dilettante anonyme, sur l'ouvrage intitulé Real Museo Borbonico, par A. d'Olenine, Président de l'académie impériale des beaux-arts

de St. Pétersbourg etc. etc. 66 Seit. franzöſiſcher Text, und 71 Seit. ruſſiſche Ueberſetzung davon, nebſt 16 Kupfertafeln, in 4. St. Petersburg.

In dem vorliegenden Werke wird den Archäologen eine Gabe von beſonders ſchätzbarer und dankenswerther Art dargeboten, die nur durch eine Vereinigung von Kenntniſſen, die ſich ſelten zuſammen finden, gewonnen werden konnte. Der Verfaſſer wird ſchon durch ſeine amtliche Stellung als Kenner und Beſchützer der ſchönen Künſte bezeichnet, auch iſt er den Archäologen als gelehrter Forſcher durch ſein Werkchen: Observations sur une note de Millin. Pétersbourg 1808. wohl bekannt; ſeine früheren Jahre aber hat Hr. von Olenine zum großen Theile im Kriegsdienſte zugebracht und — die eigenthümliche Zuſammenſetzung eines ruſſiſchen Kriegsheers benutzend, das Nationen aus allen Zonen und von allen Kulturſtufen umfaßt — ſich von Lesghiern und Baſchkieren, die in Polen und Schweden in den Jahren 1789. 90. 94. unter ſeinem Kommando ſtanden, im Bogenſchießen und anderen ritterlichen Künſten jener Völker unterrichten laſſen. Man begreift leicht, daß er dabei von dem Gebrauche der Waffen, deren auch die alten Griechen ſich bedienten, ſich deutlichere und genauere Vorſtellungen verſchafft hat, als die Archäologen ſie zu beſitzen pflegen, da gar manche Einrichtung und mancher Vortheil im Waffengebrauch ſich in der alten Welt ſehr verbreitet und, während Alles der Art aus den kultivirten Theilen der Welt durch die Einführung der Feuergewehre verſchwunden iſt, ſich bei den Nachkommen der alten Skythen in Uebung erhalten hat, daher der Verf. ſich mit gutem Grunde die Worte des Thukydides als ein Motto aneignet: *πολλὰ δ᾽ ἂν καὶ ἄλλα τις ἀποδείξειε τὸ παλαιὸν Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτώμενον.*

Hr. v. Olenine hat ſein Werk, welches beſtimmt iſt, über allerlei Punkte der Bewaffnung und des Waffengebrauchs der Alten von dem angegebenen Geſichtspunkte aus Licht zu verbreiten, in eine Reihe von Briefen eingekleidet, die ſich zunächſt auf einzelne Blätter des in Neapel erſcheinenden Werkes: Real Museo Borbonico, beziehen, indem ſie die dazu gegebenen Erklärungen kritiſiren, nicht gerade, um dies in vielem Betracht ſehr nützliche Werk herab zu ſetzen, ſondern mehr um Mängel unſerer Kenntniſſe nachzuweiſen und zu ergänzen, die an vielen Orten auf dieſelbe Art zum Vorſchein kommen. Zuerſt weiſt der Verf. nach, daß der im Museo Borbonico VII, 14. abgebildete Helm, mit einem vollſtändigen Viſir und einem Meduſen-

haupt und Delphin als Zierrathen, nicht einem Flottenſoldaten, wie Hr. Quaranta annimmt, ſondern einem Gladiator, und zwar einem mirmillo, zugehörte. Der retiarius, der mit dem mirmillo zuſammen geſtellt wurde, rief, wenn er ſein Netz gegen ihn auswarf: non te peto, piscem peto, quid me fugis, Galle, eben in Beziehung auf jenen am Helme vorgeſtellten Fiſch. Der Verf. iſt der Meinung, daß auch die berittenen Gladiatoren, welche andabatae hießen und clausis oculis kämpften, eben ſolche Viſirhelme hatten, und ſchreibt es der tendance des archéologues au merveilleux zu, daß dieſe Reiter mit verbundenen Augen geſtritten haben ſollten; hier ſind indeß die Archäologen mit ihrer Wunderſucht einmal völlig in ihrem Rechte, wie der Verf. gleich aus einer bekannten Stelle des Hieronymus adv. Helvid. 3 more andabatarum gladium in tenebris ventilans, ſehen wird. Hr. v. Olenine geht dann zu den verſchiedenen Arten der Helme im Alterthume über; er unterſcheidet den Homeriſchen Viſirhelm, mit Löchern für die Augen, die *τρυφάλεια αὐλῶπις* nach wahrſcheinlicher Erklärung, welchem die Art am nächſten ſteht, welche die Aeginetiſchen Statuen haben, wo das Viſir nicht ſo vollſtändig iſt, ſondern nur aus einem ſchmalen Blech über der Naſe und Backenſchienen (nasal und couvrejoues) beſteht. Die Backenſchienen ſind in der Regel nicht durch Charniere beweglich, wie der Verfaſſer vorausſetzt, ſondern das Gewöhnliche iſt, daß der ganze Helm mit dem Viſir zuſammen über den Kopf hinauf und zurück geſchoben wird, wenn das Geſicht unbedeckt ſein ſoll. Dieſe Helme werden ſehr viel in Griechiſchen Gräbern gefunden, ſo wie auch auf den zahlloſen Münzen Korinths und ſeiner Kolonieen die Pallas immer mit einem ſolchen gerüſtet iſt; der Referent hat deswegen die Benennung Korinthiſcher Helm (*κυνῆ Κορινθίη* Herodot IV, 180) für dieſe Gattung in Gang zu bringen geſucht. Die Attiſche Athena hat dagegen immer einen Helm von der zweiten Hauptart, mit kurzem Stirnſchild und kleinen beweglichen Seitenklappen oder Backenſchienen; von dieſer Art ſind die Helme von Milo und Wladikawskaſe, welche der Verf. in Abbildungen mittheilt, und dieſe iſt überhaupt ſpäter die gewöhnliche geworden. Die Helme der Römiſchen Soldaten hatten kein Viſir, ausgenommen die, welche die Reiter bei gewiſſen von Arrian in ſeiner Taktik beſchriebenen Aufzügen brauchten. Auch von den hohen und kunſtreich verzierten Beinſchienen oder Knemiden, welche auf derſelben Tafel des Museo Borbonico abgebildet ſind, weiſt der Verf. mit überzeugender Sicherheit nach, daß ſie keinem Römiſchen Krieger, ſondern einem Gladiator angehörten, da die

Kämpfer der Arena allein in dieſer Zeit dieſe hohen über das Knie emporragenden und die Schenkel zugleich beſchirmenden Beinſchienen trugen.

Im zweiten Artikel geht Herr v. Olenine von dem angeblichen fallenden Gladiator Mus. Borbonico VII, 25. aus, von dem er darthut, daß er kein Kämpfer des Amphitheaters, ſondern ein verwundeter Krieger ſei, deſſen Stellung ſich indeß noch nicht vollkommen erklären läßt, und verfolgt von dieſem Punkte aus weiter den Unterſchied des Koſtüms von Gladiatoren und Römiſchen Soldaten. Die Lorica der Legionarien, die aus einzelnen ſchmalen Eiſenſchienen beſtand, welche an den Rändern über einander griffen und ſo an einander befeſtigt wurden, und die an einer Stelle, meiſt unter der einen Achſel, ſich öffnete, findet der Verf. in einem Panzer einer Afrikaniſchen Völkerſchaft wieder, von dem in Denham's und Clapperton's Reiſe nach Nord- und Mittel-Afrika pl. 41. die Abbildung gegeben iſt.

Der dritte Artikel beſchäftigt ſich auf Anlaß des Mus. Borbon. VII, 41. mit dem Bogenſpannen der Alten. Hier kommen dem Verfaſſer ſehr die Kenntniſſe zu gut, die er von ſeinen Baſchkieren und Lesghiern gelernt und die er ſchon in früherer Zeit zur Erklärung der berühmten Statue des bogenſpannenden Amor — merkwürdiges Schickſal der Antiken in unſerer Zeit — anzuwenden geſucht hat. Doch iſt dieſe Abhandlung, da dem Verf. die darin aufgeſtellte Anſicht noch nicht die richtige ſchien, damals nicht ins Publikum gekommen. Bekanntlich bezeichnet arcum tendere, *τόξα τείνειν*, bei den Alten zweierlei, ſowohl das Anziehen der Sehne zum Zwecke des Fortſchnellens des aufgelegten Pfeils, als auch das nothwendig vorhergehende Befeſtigen der Sehne, die man, um die Elaſticität des Bogens zu ſchonen, für gewöhnlich ſchlaff an dem einen Ende des Bogens herab hängen ließ, an das andere Ende deſſelben. Der Verf. behandelt beide Akte des Bogenſpannens. In Bezug auf den zuerſt erwähnten bemerkt er, daß dieſelbe Fingerhaltung der rechten Hand — ſo daß Daumen und Zeigefinger die Sehne anziehen und der Mittelfinger ſich zur Verſtärkung der Kraft darüber legt — welche noch jetzt bei den Bewohnern des Kaukaſus gebräuchlich ſei, häufig ſchon in antiken Kunſtwerken gefunden wird. Hr. v. Olenine weiſt ſie bei einem Bogenſpanner eines Aegyptiſchen Reliefs, der Aeginetiſchen Statue eines Trojaniſchen Schützen (des Paris, Denkm. der alten Kunſt Bd. I. Tf. 7. No. 29. f. i.) und der Figur einer alten Vaſe bei Millin Monum. inéd. T. I. pl. 36. nach. Wir verbinden damit gleich das intereſſante Denkmal, welches in einem Anhange des vorliegenden

Werkes unter der Ueberſchrift: **Notice sur un ancien plat d'argent ciselé** beſchrieben und pl. 14. abgebildet iſt. Es iſt ganz kürzlich für die Sammlung in der **Hermitage** bei St. Petersburg angekauft worden und ſtammt offenbar aus dem innern Aſien. Die ſilberne Schüſſel hält 11 engl. Zoll im Durchmeſſer. Die ciſelirten und zum Theil vergoldeten Basreliefs, welche den größten Theil der inneren Fläche einnehmen, gehören einer früheren Zeit an, als die iſt, in welcher die Schüſſel gearbeitet worden iſt, ſie ſind wie herausgebrochen aus einer größeren Scheibe und durch Stifte oder Nägelchen in die Schüſſel eingefügt. Sie ſtellen einen Reiter in einer eigenthümlichen orientaliſchen Tracht dar, der im Begriffe iſt, indem er ſich auf ſeinem fliehenden Roſſe umwendet, einen Pfeil gegen einen verfolgenden Löwen zu ſenden, wobei er die Sehne ungefähr mit derſelben Fingerhaltung an ſich zieht, wie ſie an den vorher erwähnten Bildwerken nachgewieſen worden iſt. Der Herausgeber hält das Relief für ein Werk der Saſſaniden-Dynaſtie, wiewohl er nicht verkennt, daß das Koſtüm des Reiters ſich bedeutend von dem der Perſiſchen Schah's in den Monumenten von Schapur und Nakſchi-Ruſtan unterſcheidet. Dieſer Unterſchied iſt allerdings ſo bedeutend, daß man die Vorſtellung ganz aufgeben muß, ein Saſſanidiſcher Fürſt könne in dieſem Relief dargeſtellt ſein. Viel beſſer ſtimmt das Koſtüm mit dem der Parthiſchen Fürſten überein, ſo weit man dies aus den Münzen der Arſakiden beurtheilen kann; auch dieſe trugen keine Tiare, ſondern ein bloßes Diadem um das kurzgelockte Hauptхaar, wie die Figur der Schüſſel; der Schnurbart und kurz geſchorene Backenbart, auch die Zierden des Halskragens, ſtimmen damit ſehr gut überein. Ob die Pehlewi, oder dem Pehlewi ähnliche Schrift, welche ſich dabei findet, für das angenommene Zeitalter der Arſakiden paßt, können wir unerörtert laſſen, da ſie nicht mit den Basreliefs unmittelbar zuſammenhängt, ſondern nur auf der äußeren Seite der Schüſſel eingeritzt iſt. Findet dieſe Anſicht Beiſtimmung, ſo erhält das Denkmal den größten Werth für die Geſchichte der Kunſt, wie der Sitten und der Bildung überhaupt, im Orient. In vielen Stücken ſchließt die Zeichnung und Arbeit dieſes Reliefs ſich ſehr nahe an den Styl der Bildwerke von Perſepolis an; namentlich ſtimmt die Geſtalt des Pferdes ſehr genau mit dieſer überein; auch wird an einzelnen Pferden der Reliefs von Perſepolis ſchon der aufgebundene und zuſammen geknotete Schweif gefunden, den der Verf. auch bei anderen Perſiſchen Pferden nachweiſt, unter anderen dem vorderſten Wagenpferde des Darius Kodomannus in dem berühmten Pompejaniſchen Muſivgemälde und die

Nachahmung derſelben Sitte bei den Cirkusſpielen der Römer durch ſpät-römiſche Bildwerke darthut. Doch verbindet ſich mit dem altperſiſchen Styl in dieſem Parthiſchen Bildwerke eine bedeutende Einmiſchung der Griechiſch-Römiſchen Kunſt, welche ſich theils in einzelnen Details, z. B. der Meduſen-Maske, die an dem Bruſtriemen des Pferdes als Ornament aufgehängt iſt, theils in einer größeren Freiheit und Belebtheit der Kompoſition, als ſie auf Werken der Achämenidenzeit gefunden wird, bemerklich macht. In der Saſſanidenzeit ging die Kunſt in dieſen Gegenden in den Einzelwerken wieder mehr auf altperſiſche Muſter zurück, verfiel aber zugleich in einen Schwulſt und Bombaſt, wovon das vorliegende Bildwerk noch frei zu ſprechen iſt. Wir dürfen uns nicht länger bei der Beſchreibung deſſelben aufhalten, ſo manches Intereſſante daran auch wahrzunehmen iſt, z. B. der Gebrauch der Steigbügel, die wohl auf keinem älteren Denkmale nachzuweiſen ſein werden, da wir doch nur gelegentlich, bei der Beſchreibung des Bogenſpannens, auf daſſelbe eingegangen ſind. Was nun den anderen vorhergehenden Akt anlangt, welchen die Alten unter demſelben Ausdrucke befaßten: ſo zeigt Hr. v. Olenine, daß Hr. Quaranta in Neapel die Stellung des Bogenſchützen auf der gemalten Vaſe **Mus. Borbon. VII, 41.** nicht richtig verſtanden hat; der hier vorgeſtellte Jüngling drückt deswegen mit dem Knie gegen die Mitte des Bogens, den er gegen die Erde geſtützt hat und am anderen Ende an ſich zieht, um ihn ſo weit zu krümmen, daß die Sehne ſich um das letztere Ende ſchlingen läßt. Der Verf. erklärt bei dieſem Anlaſſe den von den Philologen ſelten mit Genauigkeit aufgefaßten Ausdruck: *παλίντονα τόξα*, auf dieſe Weiſe: *παλίντονα* **ne designe rien autre chose, que la propriétè d'un bon arc, laquelle consiste à tendre continuellement en arrière, c'est à dire en sens contraire au côté de l'arc qu'on bande au moyen de la corde.** Auch iſt **pl. XI.** No. 8. durch eine Zeichnung die Beſchaffenheit eines ſolchen Bogens verdeutlicht, deſſen Elaſticität ſo groß iſt, daß er von ſeiner Sehne befreit nach der anderen Seite ſich biegt, als nach der er geſpannt und gezogen wird. Wir fügen hinzu, daß eben deswegen der Skythiſche Bogen, den alte Dichter dem Herakles zuſchreiben, von dem er auf den Philoktet übergegangen ſein ſoll und der öfter *παλίντονα τόξα*, lateiniſch **reciprocus arcus** genannt wird (vgl. Aeſchyl. Choeph. **159** Well. Sophokl. Trachin. **520**. Apollon. Rhod. **I, 993**. Theokrit. **XIII, 56**. Accius bei Varro **de L. L. VII, c. 5. §. 80.**), ein Skythiſcher Drache genannt (Lykophron Alex. **917.**), auch mit einem Sigma, nämlich dem alten, gewundenen, verglichen wird; dabei haben

die Alten nicht die Form des geſpannten Bogens, ſondern die des ruhenden, mit ſchlaffer Sehne, im Auge, in welchem Zuſtande er nach beiden Enden hin ſanft geſchwungene Biegungen macht. Andere Darſtellungen von Bogenſpannern in dieſem Sinne geben die Statuen des Amor in der ſchon erwähnten Attitude, die Münzen von Kydonia, die Etruskiſche oder Altgriechiſche Gemme bei Caylus **III, pl. 24, 5.**; ein Skythe, der in hockender Stellung mit derſelben Arbeit beſchäftigt iſt, von einem Elektron-Gefäß, das zu dem reichen und wichtigen Funde von Kertſch oder Pantikapäon gehörte, iſt **pl. XI.** No. **7.** abgebildet. Die berühmte Amazone des Vaticans rechnet der Verfaſſer nicht, wie Andere gethan haben, zu den bogenſpannenden Figuren, aber vermuthet dagegen S. **63**, daß ſie den Bogen, den ſie nach Aſiatiſcher Weiſe um den Hals gehängt habe, davon los zu machen beſchäftigt ſei; indeß wird die Abhandlung in den **Commentatt. recent.** unſerer Societät, **Vol. VII. cl. histor. p. 59.**, wohl auch Hrn. v. Olenine überzeugen, daß der Bogen überhaupt eine ganz unpaſſende Ergänzung dieſer Statue iſt und die Abſicht des Künſtlers darauf hinaus ging, eine zum Sprunge mit der Lanze ſich anſchickende Amazone darzuſtellen.

Der vierte Artikel geht von dem im **Museo Borbon. VII, 47**, 8. abgebildeten Intaglio eines in Pompeji gefundenen Ringes aus, welcher einen Ballonſchläger oder Sphäriſten darſtellt. Die in der That auffallende Aehnlichkeit dieſer Figur in ihrer Stellung mit dem ſogenannten Borgheſiſchen Gladiator wird von dem Verf. auf alle Weiſe geltend gemacht, um die von Gibelin aufgeſtellte Meinung zu beſtätigen, nach welcher dieſe Antike auch einen ſolchen Sphäriſten darſtellte, der den mit der rechten Hand geworfenen Ballon mit dem linken Arme, der zu dieſem Behufe mit einem eigenen Schildchen oder Deckel bewehrt iſt, aufzufangen und wieder in die Höhe zu ſchleudern im Begriff iſt. Hr. v. Olenine behauptet, daß die Statue keinen Heros oder Krieger darſtellen könne, weil die linke Hand, welche wirklich echt und antik iſt, nach der Lage der Finger keine Handhabe des Schildes gehalten haben könne und weil in dieſem Falle nicht das rechte, ſondern das linke Bein vorgeſtellt ſein müßte. Den letztern Grund können wir nicht gelten laſſen; allerdings ſtellten nach Vegetius **de re mil. I, 20.** die mit Wurfgeſchoſſen (**missilibus**) Kämpfenden den linken Fuß vorwärts, um durch Vorbewegung des Körpers beim Werfen die Kraft des Wurfs zu verſtärken, und ſo ſind z. B. unter den Heroen der Aeginetiſchen Fronton-Gruppen diejenigen, welche Wurflanzen ſchleudern, mit dem linken Beine vorgeſtellt. Aber wie man nach demſelben Vegetius beim Kampf mit Schwertern den

rechten Fuß vorſtellte, ſo werden auch die Griechiſchen Hopliten ihre Stoßlanzen ſo geführt haben, daß ſie mit dem rechten Fuße vortraten, wodurch der Körper beim Stoße größere Feſtigkeit und Sicherheit erhält. Auch würden ſich Beiſpiele dafür von Vaſengemälden anführen laſſen, die freilich darin keineswegs genau und zuverläſſig genug ſind. Nun iſt aber der ſogenannte Gladiator nach der Meinung derer, die ihn für einen Krieger nehmen, nicht mit einem Wurfgeſchoß, ſondern mit einer Stoßlanze ausgerüſtet zu denken, die er gegen einen von oben drohenden Feind führt. Wir müſſen geſtehen, ohne alle Bedenken erledigen zu können, daß die große Anſtrengung, welche in der ganzen Figur des ſogenannten Gladiator-Borgheſe herrſcht, und beſonders der Ausdruck von Beſorgniß und ängſtlicher Spannung im Geſicht, uns immer noch für einen Ballonſchläger weit weniger angemeſſen ſcheint, als für einen Krieger, der einen gewaltigen Hieb abzuwehren oder ihm zuvor zu kommen bemüht iſt.

Im fünften Artikel drückt der Verf. bei Gelegenheit der Abbildung von antiken Pferdegebiſſen im **Mus. Borb. VIII, 32.** den Wunſch nach einer genaueren und detaillirteren Darſtellungsweiſe ſolcher Gegenſtände aus, da er, obgleich ein alter Kavallerieofficier, die Einrichtung derſelben aus den gegebenen Zeichnungen nicht entwirren und auf keine Weiſe die Art ſich deutlich machen könne, wie dieſe Gebiſſe im Maule des Pferdes angebracht geweſen ſeien. Der Verf. macht ſelbſt ein anderes Gebiß von Bronze aus dem Alterthume bekannt, welches er ſelbſt als ein Geſchenk des Fürſten Gagarin beſitzt, **pl. XII, 8—10. 12—14.**, und wenn Alles, was ſich in anderen Sammlungen, z. B. im Britiſchen Muſeum unter den Hamiltonſchen Alterthümern, findet, in genaueren Abbildungen heraus gegeben wäre, würde wohl auch über dieſen Gegenſtand ſo viel Licht verbreitet werden können, als man irgend verlangen kann.

Der Referent glaubt in dieſer kurzen Anzeige die Hauptrichtung dieſer intereſſanten Forſchungen verfolgt und bemerklich gemacht zu haben, aber verſäumt nicht, zum Schluſſe auch noch manche andere gelegentliche Beobachtungen und Kombinationen von ähnlicher Art, die namentlich in den Erklärungen der Kupfertafeln zerſtreut ſind, der Aufmerkſamkeit der Kenner des Fachs zu empfehlen.

De antiquitatibus Antiochenis commentatio altera, qua Antiochiae Urbis forma quibus modis sub Romanorum imperio mutata sit ostenditur. Göttingen 1839.

Indem der Verf. einen Faden, den er ſeit dem Jahre 1834 fallen gelaſſen, wieder aufnahm und die Geſchichte der Stadt Antiochien, d. h. der Bauten und Denkmäler, die auf dem Boden Antiochiens gegründet worden, welche er früher durch die Zeit der Macedoniſchen Herrſcher herab geführt hatte, nunmehr durch die Römiſche Zeit hindurch bis ins Mittelalter fortzuſetzen unternahm, konnte er ſich nicht verhehlen, daß er dafür nur ein geringeres Intereſſe in Anſpruch nehmen könne, als die frühere Periode, ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit nach, erregen konnte. Denn im Ganzen muß man ſich dieſe Hauptſtadt des Helleniſirten Orients bereits unter Antiochos Epiphanes als vollendet denken, ſie hatte ihre volle Ausdehnung, die $^9/_{10}$ einer deutſchen Meile in der Länge und etwa $^2/_3$ in der Breite betrug, damals bereits erhalten; ſie reichte vom Ufer des Fluſſes Orontes bis zu den Höhen des ſteilen Felſengebirges, von dem ſie einen bedeutenden Theil einfaßte, und enthielt bereits alle die Herrlichkeiten, deren ſich Antiochien noch in Libanios Zeit am meiſten rühmte; wie die große Straße, welche die ganze Stadt der Länge nach durchſchnitt, mit der vierfachen Säulenreihe und den Triumphbögen an den Kreuzwegen; die Inſelſtadt mit dem Königspalaſte, die ſich wie ein großes Prachtgebäude darſtellte; die maleriſchen Anlagen auf den Felſenhöhen um die alte Burg Jopolis; den Rieſenpark von Daphne mit den Heiligthümern des Apollon und des Olympiſchen Zeus, und ſo vieles Andere. Wir dürfen wohl behaupten, daß in dieſen Macedoniſchen Reſidenzen und ganz beſonders in Antiochien die ſchöne Architektur nicht bloß in der Maſſe und Ausdehnung ihrer Anlagen das Größte leiſtete, ſondern auch die plan- und kunſtmäßige Anlage ganzer Städte damals bereits auf ihren Gipfel erhoben war. Was das Erſte anlangt, ſo führt eine ungefähre Schätzung der Zahl und Ausdehnung der Bauten in Antiochien, mit Rückſicht auf die häufige Erneuerung derſelben von Grund aus, welche die furchtbaren Erdbeben nöthig machten, von denen wir früher ſchon eine Ueberſicht gegeben haben, auf eine Summe, womit ſich kaum das alte Rom, geſchweige eine neuere Hauptſtadt, vergleichen läßt. In Beziehung aber auf die planmäßige Anlage halten wir den Vorwurf nicht für gegründet, den ein geiſt-

voller Kenner alter und neuer Kunſt dieſer ganzen Gattung von Städteanlagen der Macedoniſch-Griechiſchen Baumeiſter macht. C. Fr. v. Rumohr vergleicht in der neuerlich herausgegebenen Reiſe in die Lombardei (S. 33) Städte wie Antiochien, Alexandrien, Palmyra mit „großen Vogelbauern," wohl um die künſtliche Regelmäßigkeit, das Ueberzierliche und durch ſtudirte Eleganz Kleinliche einer Städteanlage, wie er ſie im Sinne hat, damit zu veranſchaulichen, ungefähr daſſelbe, was Libanios etwas anders ausdrückt, wenn er ſagt, daß die Stadt wie ein Gemälde auf den Erdboden hingezeichnet zu ſein ſcheine. Man wird dem Verf. verzeihen, wenn er die von den Alten ſo hoch geprieſene Stadt, **Orientis pulcrum apicem**, wie ſie Ammianus nennt, im Ernſte gegen dieſen Vorwurf vertheidigt. Die große Säulenſtraße, welche die ganze Stadt in der Länge durchſchnitt, war allerdings vollkommen gerade (*ἰθυτενής*); ſie bildete gleichſam die Axe der ganzen Stadt; den kürzeſten Weg von dem Weſtende nach dem Oſtende der Stadt. Aber von der unleidlichen Monotonie, dem Winde, Staub und der Hitze der langen geraden Straßen in unſern Hauptſtädten war ſie ſchon durch ihre ganze Anlage befreit; ſie bot durch zwei parallele Säulenhallen zu jeder Tageszeit Schatten dar und bildete mit den im rechten Winkel einmündenden Säulenſtraßen, welche einen Theil der Stadt in der Breite durchſchnitten, und den kleineren Straßen, die zwar keine Säulengänge, aber ſtarke vorſpringende Vordächer hatten, ein Netz ſchattiger Wege durch die Stadt, welches ihren Bewohnern unter der Syriſchen Sonne doppelt ſchätzbar ſein mußte. Die Fahrſtraße aber zwiſchen dieſen Säulenhallen war wenigſtens ſeit Antoninus Pius mit großen Granitplatten gepflaſtert, die zu dieſem Zwecke aus Ober-Aegypten herbei geſchafft waren, wodurch aller Staub vollkommen beſeitigt werden konnte. In der Richtung der Hauptſtraße von Weſt nach Oſten aber liegt offenbar die Abſicht, die Straße dem Weſtwinde zu öffnen, deſſen kühlende Lüfte die Antiochener als eine der größten Segnungen der Natur prieſen, während ſie den verhaßten Boreas gewiß eben ſo durch die Anlage ihrer Straßen und Gebäude, wie durch die Talismane des Apollonius von Tyana, abzuwehren ſuchten. Suchen wir uns aber auch die äſthetiſche Wirkung dieſer meilenlangen Straße zu vergegenwärtigen: ſo muß das Monotone, das immerhin auch einer architectoniſch und plaſtiſch noch ſo ſchön ausgeſchmückten Säulenhalle von einer ſolchen Länge vorgeworfen werden mag, doch durch die Unterbrechungen, welche die Triumphbögen und beſonders der größte in der Mitte der Stadt, der ſogenannte Omphalos, bil-

deten, ſehr gemindert worden ſein; intereſſante Durchblicke und Ausſichten rechts und links werden das Auge mannigfach genug beſchäftigt haben. Auch war es gewiß nur dieſer mittlere Theil der Stadt, wo die gerade Linie in dem Maße vorherrſchte; gegen den Fluß hin beſtimmte dieſer die Richtung der Straßen und Lage der Gebäude, und nach Süden müſſen die Straßen ſich in ganz eigenen Windungen und Serpentinen hinan gezogen haben, um die über ſteilen Abhängen gelegene Burg mit dem Kapitole des Antiochos Epiphanes, dem Theater, den hoch und luftig gelegenen Sommer-Bädern und anderen Anlagen zugänglich zu machen. Ueberhaupt aber muß das mächtige Felſengebirge, das mit ſchroffen Maſſen in die Stadt hinein ragte, mit ſeinen mannigfachen kühnen Bauten, Grabdenkmälern und Terraſſengärten, der Stadt an allen Stellen, wo man ſich freier umſehen konnte, ein ungewöhnlich pittoreskes Anſehen gegeben und den ganzen Charakter der Stadt eben ſo weſentlich beſtimmt haben, wie Alexandrien bei gleichem Grundſchema ſeines Plans durch das beſchränkte Terrain zwiſchen dem Meere und dem Mareotiſchen See eine nicht geſuchte, ſondern durch die Natur gebotene Eigenthümlichkeit und charakteriſtiſche Individualität gewonnen hatte.

Dieſer Punkt führte den Verf. auf eine Frage, die ein berühmter Architect unſerer Zeit, Leo v. Klenze, in ſeinen Aphoriſtiſchen Bemerkungen, geſammelt auf einer Reiſe nach Griechenland, S. 410 anders beantwortet hat, als es nach dem Zuſammenhange dieſer Erörterung geſchehen kann. Haben die Griechen wirklich, wie von Klenze behauptet wird, ihren Städten keine geometriſche, ſondern immer nur eine maleriſche Anlage gegeben? Bei allen älteren, allmälig erwachſenen und vergrößerten Städten iſt die Sache außer Streit; hier liegt das Princip der Anlage, außer der Beſchaffenheit des einmal gegebenen Terrains, in der ſucceſſiven Folge der Erweiterungen und den dabei leitenden, in verſchiedenen Zeiten ſehr verſchiedenen Motiven und Rückſichten; für den Betrachter, der nicht die ſpeciellſten hiſtoriſchen Unterſuchungen gemacht hat, iſt eine ſolche Anlage rein unerklärlich, und es iſt nicht zu leugnen, daß gerade in dieſem Unerklärlichen auch ein gewiſſer Reiz liegt. Die Alten ſcheinen indeß für dieſen Reiz nicht ſehr empfänglich geweſen zu ſein, da der geiſtreiche Dikäarch das alterthümlich gebaute Athen eben wegen ſeines Alterthums ſchlecht angelegt (*διὰ τὴν ἀρχαιότητα κακῶς ἐῤῥυμοτομημένην*) und darum, ungeachtet ſeiner herrlichen Bauwerke, auf den erſten Anblick unſcheinbar nennt, offenbar weil es niemals zer-

ſtört und abgebrannt und von neuem nach einem Plane aufgebaut war; auch ſetzt Ariſtoteles (Polit. VII, 10.) die nach der neuen Weiſe des Hippodamos angelegten Städte als wohlangelegt oder wohldurchſchnitten (εὔτομοι) den alterthümlichen entgegen. War nun aber eine bedeutende Stadt ganz neu anzulegen, wie dies bei der Gründung von großen Kolonieen, wie Thurii, von Hafenſtädten, wie dem Peiräeus, von neuen Hauptſtädten früher vereinzelter Völkerſchaften, wie Rhodos, Mantineia, Megalopolis, und am häufigſten bei den Gründungen der Macedoniſchen Fürſten im Orient der Fall war: ſo wäre es kleinlich und verkehrt geweſen, jene hiſtoriſch begründete und eben dadurch gerechtfertigte Städteform nachahmen zu wollen; man mußte hier, wenn man überhaupt vernünftig verfuhr, die Stadt als ein Ganzes nach einer Idee entwerfen, wobei, wie bei jedem Werke der Architectur, geometriſche Grundformen die weſentlichſten ſein mußten. Wo Bedingungen des Terrains dieſen Formen geboten, wird man ſich ihnen anzuſchmiegen gewußt haben, ohne eine gewiſſe einfache Großartigkeit aufzugeben, welche die Alten mit der Erfüllung beſtimmter Zwecke ſo ſchön zu vereinigen wußten; wo aber eine Stadt auf einer ebenen Fläche ohne Rückſicht auf Berg und Strom anzulegen war, wie bei Thurii, ſuchte man auch gewiß nicht auf eine willkürliche und künſtliche Weiſe eine unnöthige Unregelmäßigkeit hinein zu bringen. Die gerade Linie, welche den Eilenden am eheſten zum Ziele führt, und der rechte Winkel, der dem rechts oder links Kommenden vollkommen unparteiiſch gleichen Vortheil gewährt, werden um keiner maleriſchen Wirkung willen beſeitigt worden ſein; und dieſe einfachſten Formen werden denſelben wohlthätigen Eindruck, den ſie in dem einfachſten Bauwerke auf das Auge machen, auch in großen Maſſen von Gebäuden und weiten Proſpecten nicht verfehlt haben. Das Maleriſche aber — wenn wir uns darunter Totalwirkungen von Licht und Farbe vorſtellen ſollen, die durch die architectoniſchen Formen ſelbſt nicht gegeben ſind — konnte doch wohl nur durch das Verhältniß der tragenden und umgebenden Natur zur Architectur herbei geführt werden und möchte zu abhängig von Jahreszeit, Beleuchtung und einzelnen Geſichtspunkten ſein, um als Hauptmoment beim Plane der Architectur ins Gewicht zu fallen. Wir möchten — wenn auch im Widerſpruche mit einem ſo ausgezeichneten Architekten — die Städteanlage im antiken Sinne der eigentlichen Architectur vindiciren und alſo auch von keinen anderen Principien abhängig machen laſſen als architectoniſchen: die Alten wenigſtens bezeichnen ſchon dadurch, daß ſie immer die Straßen-

ſchneidung (die $\rho\upsilon\mu o\tau o\mu i\alpha$) als Hauptpunkt der neuen Anlage angeben, daß es ihnen dabei ganz beſonders auf das Geometriſche ankam — freilich nicht ſo wie es ſich auf dem Grundriſſe, ſondern wie es ſich in der Wirklichkeit darſtellte. Daß aber Hippodamos der Mileſier, ein Zeitgenoſſe des Perikles, es war, auf den dieſe plan- und regelmäßige Städteanlage zurück geführt, dem ſie als eine neue Erfindung beigelegt wird, iſt in jenem Werke nur aus Mißverſtändniß einiger alten Zeugniſſe verkannt worden, denen zum Theil ſchon an anderer Stelle ihr richtiger Sinn geſichert worden iſt*).

Indem der Verf. ſich von dieſem Rückblicke auf den Gegenſtand der vorigen Abhandlung zu der gegenwärtig vorliegenden wandte, konnte er nicht umhin zu bemerken, daß der Zweck derſelben nicht in ihr ſelbſt, ſondern in einer künftigen Geſchichte der antiken Architectur liegt, die erſt dann wird geſchrieben werden können, wenn die Baugeſchichte mehrerer Hauptſtädte in ähnlicher Vollſtändigkeit behandelt ſein wird und dadurch vielleicht geweckt und angefeuert kundige Reiſende die Ruinen des Helleniſtiſchen Orients mit derſelben Sorgfalt unterſucht haben werden, wie man ſie jetzt den Städte-Reſten im Griechiſchen Mutterlande zuzuwenden angefangen hat. Indem die Abhandlung allein die Beſtimmung einer ſolchen Vorarbeit erfüllen ſollte, iſt ihr auch eine Form gegeben worden, wie ſie dazu paßt; ſie zählt in chronologiſcher Folge nach den einzelnen Regierungen der Römiſchen Kaiſer die Bauwerke auf, die damals errichtet und erneuert worden ſind, und ſucht von ihrer Beſtimmung und Beſchaffenheit ſo viel zu ermitteln, als die verhältnißmäßig wohl ganz ergiebigen, aber doch immer noch ſehr fragmentariſchen und mitunter kaum verſtändlichen Quellen es zulaſſen.

Da eine Arbeit dieſer Art zum großen Theile keinen Auszug duldet und auch viele Dinge enthalten muß, die gegenwärtig noch ohne Intereſſe und nur darum hingeſtellt ſind, weil ſie einmal von Intereſſe werden können, wenn andere Facta und Entdeckungen hinzu kommen: ſo begnügte ſich der Verf. nur auf einige Punkte vorläufig die Aufmerkſamkeit der Societät und des gelehrten Publikums hin zu lenken, und zwar theils Bauwerke von ſeltnerer und eigenthümlicherer Art, theils Ereigniſſe, welche die Geſtalt von Antiochien im Ganzen veränderten.

Als C. Julius Cäſar nach Pompejus Ueberwindung von Alexandrien durch Syrien zog, um den leichten Sieg über Pharnakes

*) In der Göttinger Preisſchrift von Th. Müller über Thurii S. 14. 15.

zu gewinnen, kam er am 23. Mai (Artemiſios) des Jahres 47 v. Chr. nach Antiochien, nachdem er bereits am 12. deſſelben Monats dort als Dictator ausgerufen und am 20. ein Edict von ihm, das Antiochien ſeine Freiheiten und Privilegien ſicherte, daſelbſt verkündet worden war. Das Edict begann: „In Antiochien, der heiligen, unverletzlichen und autonomen Metropolis.“ Cäſar ſuchte ſich indeß der Gunſt der Antiochier noch mehr zu verſichern durch Gründung einer großen Baſilika, welche Käſareion genannt wurde. Wir ſind über den Platz und die Beſchaffenheit dieſes Käſareions einigermaßen unterrichtet. Das Gebäude lag da, wo der Winterbach Phyrminos, der in Antiochien oft ſolche Verwüſtungen anrichtete, daß er durch beſondere große Werke beſchränkt und gebändigt werden mußte, aus der Schlucht des Gebirges heraus in die Ebene trat, dem Heiligthume des Ares gegenüber, das in ſpätern chriſtlichen Zeiten in eine Fleiſchbank verwandelt wurde. Als Baſilika mußte das Käſareion ein viereckiges längliches Gebäude ſein von ſehr bedeutendem Umfange, deſſen Decke durch Säulenreihen getragen wurde, welche das Innere in mehrere Schiffe theilten. Bei dem Käſareion war zugleich ein Theil der Decke offen, wie bei den Hypäthraltempeln; dieſer Theil heißt das Exaeron der Baſilika, womit ein locus sub divo, wie im Römiſchen Atrium, bezeichnet wird. Die Baſiliken pflegen mit einem halbkreisförmigen Ausbaue zu ſchließen, der in Rom vom Sitze des Prätors Tribunal genannt wird und aus dem durch allmälige Veränderungen das Chor unſerer Gothiſchen Kirche geworden iſt. Im Orient, ſo wie hernach in Conſtantinopel, hieß dieſer niſchenförmige, im Halbkreis überwölbte Ausbau Koncha, die Muſchel; unter dieſem Namen kommt er oft in der Beſchreibung von St. Sophia und andern alten chriſtlichen Kirchen vor. Die Koncha des Käſareions nun muß von ſehr bedeutender Größe geweſen ſein; als ſpäter der Kaiſer Valens an derſelben Stelle ein neues Forum gründete, ließ er vom Käſareion nur die Koncha ſtehen, welche er erneuerte und die nun für ſich die Stelle einer Baſilika vertrat; ein Theil derſelben hieß der Senat, ohne Zweifel, weil die Rathsherren von Antiochien ſich dort verſammelten. Man ſieht daraus, daß dieſe Koncha ſich ſchon über den Halbcirkel hinaus erſtreckte; ſie hätte ſonſt nicht als eine eigene Baſilika dienen können. In dieſer Koncha ſtand eine eherne Statue der Göttin Roma, oder — wie man im Orient durchaus ſagte — der Tyche von Rom; eine Bildſäule Cäſars war im Exaeron aufgeſtellt.

Es iſt ſehr merkwürdig, welche große Rolle der Kaiſer Tibe-

rius, der in Rom keine bedeutende Bauten ausführen ließ, in der Baugeſchichte Antiochiens ſpielt. Er ſoll, Malalas zufolge, nach einem Kriegszuge gegen die Perſer, d. h. die Parther, nach Antiochien gekommen ſein und die Vorſtadt, die früher Antiochos Epiphanes erbaut habe, mit der Stadt verbunden und mit einer Mauer eingeſchloſſen, auch jene glänzende Säulenſtraße zuerſt errichtet haben. Wir müſſen bemerken, daß Malalas, ſo ſehr ſeine Angaben über Antiochien den Charakter officieller Berichte tragen, doch in der Verbindung mit der allgemeinen Geſchichte häufig große Fehler macht. Schon Gibbon ſagt von ihm: „We may distinguish his authentic information of domestic facts from his gross ignorance of general history“, und der Verf. dieſer Abhandlungen hat häufig Gelegenheit gehabt, auf das Eine und das Andere aufmerkſam zu machen. Tiberius hat als Kaiſer niemals in Perſon einen Zug gegen die Parther unternommen und überhaupt keine Armee angeführt. Dagegen können dieſe großen Bauunternehmungen gemacht worden ſein, als Tiberius, lange vor ſeiner Thronbeſteigung, im J. 20 v. Chr., mit gerüſteter Waffenmacht den Tigranes in das Reich Armenien wieder einſetzte; oder — wenn man die Veranlaſſung eines Parthiſchen Kriegszuges aufgibt — nach dem großen Brande im J. n. Chr. 23, der einen bedeutenden Theil der Stadt des Antiochos Epiphanes zerſtörte, oder auch als Tiberius im J. 17 ſeinen Adoptivſohn Germanicus mit ſo großen Hoffnungen zur Führung des Parthiſchen Krieges nach Antiochien geſchickt hatte. Von dieſen Möglichkeiten gewinnt die erſte eine große Wahrſcheinlichkeit, da ſie mit einem Bauunternehmen des jüdiſchen Königs Herodes des Großen in Antiochien in Verbindung zu ſtehen ſcheint, das recht wohl auf das J. 20 v. Chr., in welcher Zeit Herodes ſich beſonders um die Gunſt des Auguſtiſchen Hauſes bewarb, aber unmöglich auf einen der andern angegebenen Zeitpunkte treffen kann, da Herodes ſchon im J. 4 vor unſerer Aera ſtarb. In dem Werke über die ältere Geſchichte der Juden legt Joſephus dem Herodes geradezu den Bau jener großen Säulenſtraße bei; doch ſpricht er ſelbſt genauer davon in der Geſchichte des jüdiſchen Krieges, und durch die Vereinigung ſeines genauern Zeugniſſes mit den Angaben des Malalas läßt ſich darthun, daß dieſer reiche und prachtliebende König Judäa’s eine Straße außerhalb der Stadt, die ſich wahrſcheinlich an das Oſtthor anſchloß, in der Länge von zwanzig Stadien mit Marmorplatten pflaſtern ließ und in gleicher Ausdehnung mit einer bedeckten Säulenhalle verſah. Auch darin kann der Antiocheniſche Chroniſt nicht

völlig Recht haben, daß erſt Tiberius die Anlage des Antiochos Epiphanes zur Stadt hinzu zog, da Epiphanes Gründung ſchon früher als der vierte Theil der Antiocheniſchen Vierſtadt und alle vier Theile als befeſtigt erwähnt werden. Und wie Malalas dem Tiberius auch die Gründumg des Antiocheniſchen Capitols beimißt, von dem doch durch Livius Zeugniß vollkommen feſt ſteht, daß es Antiochos Epiphanes gründete, um das Römiſche nachzubilden und an Pracht noch zu überbieten: ſo werden wir auch annehmen müſſen, daß die große Säulenſtraße, die mit der ganzen Anlage des Epiphaniſchen Stadttheils aufs genaueſte zuſammenhängt, nicht von Tiberius zuerſt angelegt, ſondern nur nach Unfällen, die ſie erlitten haben mag, erneuert und vielleicht noch verſchönert worden ſei. Sicher bleibt indeß immer, daß Tiberius wirklich Bedeutendes für Antiochien gethan hat und ſein Name nicht ohne Grund von den Antiochenern ſo ſehr gefeiert worden iſt. Noch in ſpäterer Zeit hatte ſich dieſer Name an dem Tiberiniſchen Bade und dem Tiberiniſchen Flecken erhalten, der von Antiochien gegen den Mons Mirabilis, auf welchem der jüngere Simeon ſein Martyrium vollbrachte, alſo gegen SW. lag. Auch ſtand damals noch, geweiht vom Senat und Volk von Antiochien, eine eherne Statue des Tiberius auf einer hohen Säule von Granit aus Oberägypten im Omphalos der Stadt; ein Denkmal derſelben Art, wie es Antoninus Pius in Rom errichtet worden. Ueberdies zeigen die Münzen Antiochiens aus jener Zeit, daß die Antiochener den Tiberius auch in göttlicher Geſtalt, unter dem Bilde des Zeus Olympios von Phidias, verehrten, der ſeit der von Antiochos Epiphanes veranſtalteten Nachbildung bei ihnen einheimiſch geworden war; und es iſt leicht möglich, daß dieſe Art von Schmeichelei, von der gerade bei Tiberius noch mehrere vorhandene Denkmäler zeugen, von dort ausgegangen und nach andern Theilen des Römiſchen Reiches verbreitet worden iſt.

Der Verf. überging die Anlagen öffentlicher Bäder, womit Tiberius Nachfolger, wie ſo viele Kaiſer, die Antiochener erfreuten, und die den Flaviern zugeſchriebenen Verſchönerungen des Cherubin- und des Mond-Thors, die der Kritik manches Bedenken erregen, und verweilte länger bei dem Aquäduct des Hadrian, da dieſer von allen, welche die Römer außer Latium errichtet, wohl am ausführlichſten beſchrieben iſt und die Nachrichten darüber zur weitern Forſchung über dieſe großartigen Bauwerke leicht etwas beitragen können. Malalas Angaben, durch Vitruv und Frontin erläutert, werden ſo zu faſſen ſein. Hadrian ließ in Daphne ein Waſſer-Kaſtell

anlegen, in welchem die noch unbenutzten Quellen der Gegend aufgefangen wurden, um nach Antiochien geführt zu werden. Dies Kaſtell war mit einer Art von Tempel verbunden, der den Naiaden geweiht und mit einem koloſſalen Bilde verziert war, das einen Adler trug, wahrſcheinlich alſo den Hadrian ſelbſt als Jupiter. Ein ähnliches Monument, aber viel weniger glänzend, ſtand bis auf neuere Zeiten in der Nähe von Athen, an dem Berge, den man ſonſt Anchesmos, jetzt allgemein Lykabettos nennt, der Vorhalle eines Joniſchen Tempels ähnlich: nach der daran befindlichen Inſchrift ſtand es mit einem Waſſer-Kaſtell und Aquäduct in Verbindung, den Hadrian begonnen, Antoninus Pius vollendet hatte. Von Daphne wurde der Aquäduct über Thalſchluchten geführt, die von ihren wilden Gewäſſern Agriä hießen; Hadrian ſuchte den Aquäduct auf alle Weiſe durch ſchützende Pfeiler gegen die Gewalt der Gewäſſer zu ſichern und dieſe ſelbſt nach verſchiedenen Seiten abzuleiten. Die Quelle der Pallas führte er von Agriä durch einen beſondern Aquäduct nach Daphne zum Gebrauch dieſer Vorſtadt, die Saramanna dagegen durch eine Röhrenleitung in daſſelbe Waſſerkaſtell, wohin der Hauptaquäduct ging. Dies Kaſtell in der Stadt Antiochien wird ein Theater, θέατρον, θεατρίδιον, genannt, offenbar weil das innere Becken, das ſich immer von neuem mit friſchem Quellwaſſer anfüllte, rings umher mit vielen Reihen von Sitzen umgeben war, wo die Antiochener, die gewiß die Kunſt des Müßigganges ſo gut verſtanden, wie die Völker jener Gegenden noch heut zu Tage, und die Kühle und das Rauſchen des Gewäſſers mit gleicher Leidenſchaft liebten, halbe Tage im wachenden Traume zubringen konnten. Ein ſolches Waſſertheater muß mit den ungeheuern Ciſternen, wie ſie in ſpäteren Jahrhunderten in Conſtantinopel und dem ganzen Oſtrömiſchen Reiche in ſolcher Menge angelegt wurden, einige Aehnlichkeit gehabt haben. Das Waſſer ſtrömte, nach Malalas, aus dem Aquäduct in das Theater in fünf Kanälen, welche — offenbar von ihrer verſchiedenen Stärke — Pentamodion, Tetramodion, Trimodion, Dimodion und Modion, hießen: der Zweck kann nur der geweſen ſein, daß man durch das Oeffnen und Schließen dieſer Mündungen das Waſſer genau abmeſſen wollte, das zur Füllung des Baſſins im Theater gerade nöthig war; man hatte es durch das verſchiedene Maß der fünf Mündungen in ſeiner Gewalt, die Waſſermaſſe vom Einfachen bis auf das Funfzehnfache durch alle mittleren Zahlen zu ſteigern. Nach Vollendung des Werkes feierte Hadrian den Nym-

phen ein großes Feſt, wozu ohne Zweifel das mit dem Aquäduct verbundene Theatron das geeignetſte Lokal hergab.

Gewiß waren die Aquäducte des Römiſchen Alterthums, auf welche ein ſo ungeheurer und nach unſern Begriffen unverhältniß-mäßiger Aufwand gemacht wurde, oft mit Bauwerken verbunden, wodurch die zuſtrömende Waſſermenge außer ihrem materiellen Nutzen auch zur Ergetzung und einem mehr äſthetiſchen Genuſſe verwandt wurde. Man verband mit den Aquäducten Nymphäen, eine ſchon in der vorigen Abhandlung erwähnte Gattung von Bauwerken, große luftige Rundgebäude mtt hoch gewölbten Kuppeln, Säulen von bunten Marmorarten, mit ſpringenden Fontänen und ſprudelnden Quellen, die in Marmorbecken fielen u. dgl.: Bauwerke, die dem Gemeinweſen gehörten, aber Privaten zu feſtlichen Gelegenheiten, beſonders zur Feier von Hochzeiten, überlaſſen zu werden pflegten. Als der Kaiſer Valens einen neuen Aquäduct nach Conſtantinopel geführt hatte, baute der Präfectus Urbi Klearchus ein damit in Verbindung ſtehendes großes Nymphäum und gab an dem Tage, an welchem er die Waſſermaſſe zuerſt in dem Nymphäum hervorbrechen ließ, den Stadtbewohnern ein glänzendes Feſt. In Antiochien hören wir nichts von einer ſolchen unmittelbaren Verbindung, wiewohl natürlich auch die Nymphäen, wie die Brunnen, Fontänen und Bäder der Stadt, von den Aquäducten geſpeiſt wurden. Dagegen machen wir auf die Verbindung eines Nymphäums mit einem Muſeum aufmerkſam, die in einem Bauwerke des Marcus Antoninus vorkommt und ſo zu verſtehen iſt, daß ſich an die Zimmer, Hallen und Bibliotheksräume, die zum Studium und der gelehrten Unterhaltung der Antiocheniſchen Rhetoren und Philoſophen beſtimmt waren, auch ſolche kühle Säle mit Fontänen anſchloſſen, die den Reiz des Aufenthalts darin in einem Syriſchen Sommer allerdings ſehr vermehren mußten. Dieſe Kombination muß ſchon vor der Zeit der Antonine ſehr gewöhnlich geweſen ſein; man ſchmückte, nach Plinius, die Gebäude, welche man Muſea nannte, mit Bimsſteinen, die man von Wänden und Decken herab hängen ließ, um künſtliche Grotten zu bilden. Das erwähnte Nymphäum des Antoninus bekam ſpäter den Namen Okeanon, ſeit der Kaiſer Probus den halbkreisförmigen Boden deſſelben mit Muſiv-Arbeit (die auch von den Muſeen ihren Namen hat) geſchmückt hatte, die den Ocean darſtellte. Es kommt uns dabei ſehr zu Statten, daß man neuerlich eine Moſaik derſelben Art in einem Orte, 7 Lieues von Toulouſe, in den Ruinen eines alten Gebäudes gefunden hat, das für ein Römiſches Thermen-

bad erklärt wird, aber auch leicht ein Nymphäum geweſen ſein kann. In der Mitte dieſer Moſaik iſt ein großes Haupt des Okeanos gebildet, von dem nach allen Seiten Waſſer ausſtrömt, in dem eine Menge Seegötter, Tritonen, Nereiden, umherſchwimmen, die mit ihren Griechiſchen Namen bezeichnet ſind.

In die Regierung des Commodus fällt die Erneuerung und regelmäßige Einrichtung der Olympien, welche von da bis zum J. 520 n. Chr. 77 Mal, jedes vierte Jahr, jedoch mit dem Ausfalle von fünf oder ſechs oder ſieben Malen, in den Monaten Julius und Auguſt 45 Tage hindurch gefeiert wurden und die eigentlichen Olympien von Elis, wenigſtens bei den Hellenen im Orient, ſehr in den Schatten drängten: wie die Antiochener auch ſelbſt behaupteten, den Eleern ihre Olympien-Feier abgekauft zu haben. Die vorliegende Abhandlung ſucht die Geſchichte dieſer Olympien möglichſt aufzuhellen, wobei indeß der Hauptzweck der bleibt, die Art und Beſchaffenheit der Gebäude zu beſtimmen, die dafür angelegt wurden. Die Ergebniſſe können bei der vollkommnen Analogie, welche zwiſchen den Einrichtungen in Antiochien und in Olympia ſelbſt ſtatt fand, vielleicht auch einiges Licht auf die Feier der Olympien in ihrer Heimat werfen, auf welche jetzt ein beſonderer Eifer der antiquariſchen Forſchung gerichtet iſt. Man muß genau zwiſchen den Bauten in der Stadt Antiochien und in Daphne unterſcheiden; jene entſprechen den Anlagen in der Stadt Elis, dieſe denen in dem Heiligthume Olympia ſelbſt; die erſtern dienen zu den Vorbereitungen und Vorübungen des Agon, die letztern zum Agon ſelbſt. Die für die Olympienfeier beſtimmten Anlagen in der Stadt befanden ſich auf einem Platze bei dem früher erwähnten Käſareion, wo ſpäter das Forum des Valens errichtet wurde. Hier lag ein Heiligthum des Zeus Olympios, daran ſtieß ein Xyſtus, ein freier mit Sand bedeckter, von Säulenhallen und Sitzen umgebener Platz, auf dem die Athleten ſich tummeln konnten. Damit war, wie in Elis, das Plethrion verbunden, das indeß erſt unter Didius Julianus gebaut wurde; hier ſtellten, wie in Elis, die Kampfrichter Paare aus den Kämpfern zuſammen, die hernach an dem großen Agon den entſcheidenden Wettkampf beſtehen wollten; man prüfte dadurch im voraus ihre Würdigkeit für die Theilnahme an dem Agon. In Antiochien fand das Publikum ſchon an dieſen Vorkämpfen großes Intereſſe, und da der Raum des Plethrion, das genau ein Quadrat von hundert Fuß war, für die ſich eindrängende Zahl der Zuſchauer nicht hinreichte: ſo erwarben ſich zwei Oheime des Rhetor Libanios, Argyrios und

Phasganios, als Vorſteher der Olympienfeier ein großes Verdienſt um die Freunde der Gymnaſtik, indem ſie den Raum des Plethrion zwei Mal hinter einander verdoppelten und gleichſam ein viereckes Amphitheater daraus machten, deſſen Arena nun ein Quadrat von hundert Fuß betrug und deſſen Sitze ſich zuerſt funfzig, dann hundert Fuß nach allen vier Seiten erhoben.

Die eigentliche Feier der Olympien fand dagegen zu Daphne ſtatt. Hier ſtand der Haupttempel des Olympiſchen Zeus; dabei das Stadium, von deſſen ſinnvoller Einrichtung, mit einem Bilde der Nemeſis vor den Augen der Kampfrichter, ſchon in der erſten Abhandlung Nachricht gegeben wurde; und gewiß fehlten auch hier die andern Anlagen von Olympia nicht. Malalas ſagt freilich, daß erſt Diocletian dies Stadium gebaut habe und bis dahin die Sieger in Kodrigä an dem Ciliciſchen Fluſſe Argyrus gekränzt worden ſeien. Dies hängt aber ſo zuſammen, wie der Verf. mit Hilfe des franzöſiſchen Academikers Belley nachgewieſen hat. Als Peſcennius Niger zugleich mit Septimius Severus ſeine Hand nach dem Diadem ausſtreckte, waren es die Antiochener, die ihn beſonders dazu ermuthigten; Antiochien war der Waffenplatz der Nigrianer, der Stützpunkt ihres Kampfes um die Herrſchaft. Als aber die Nigrianer in drei blutigen Treffen geſchlagen waren, von denen das dritte ſich in den Päſſen zwiſchen Cilicien und Syrien begab, ziemlich an der Stelle, wo Alexander den Dareios zum erſten Male überwunden hatte, that Septimius Severus Alles, um die Partei des Niger zu demüthigen und ihren Trotz zu brechen. Antiochien verlor damals den Rang einer Metropolis, ja es wurde der Nachbarſtadt Laodicea, einer alten Rivalin, die aber bis dahin ſehr gegen ſie zurück geſtanden hatte, für eine Zeitlang unterworfen. Zugleich wetteiferten die Städte, welche um Septimius Gunſt buhlten, das Andenken der großen Schlacht zu feiern, die dem Septimius Syrien geöffnet und der Macht des Niger den Todesſtreich gegeben hatte. Die Tarſier feierten deswegen, wie eine berühmte Münze lehrt, an dieſer Grenze, an dem Orte Kodrigä, ein Siegesfeſt, die Severiſchen Olympien genannt: *Σεουήρεια Ὀλύμπια ἐπινείκια ἐν Κοδρείγαις ὅροις Κιλίκων* — und nun begreift man auch, warum auch die Antiochener ihre Olympienfeier nicht bei ſich vollenden durften, ſondern nach Kodrigä, dem Orte von Nigers und ihrer eigenen Niederlage, ziehen mußten, um da ihre Athleten die entſcheidenden Kämpfe vornehmen und ihre Kränze gewinnen zu laſſen. Erſt Diocletian nahm dieſe Schmach von ihnen und befahl die Erneuerung der Spiele zu

Daphne, wo er ſich ſelbſt einen Pallaſt erbaute, da auch dem Kaiſer bisher nur ein leichter Pavillon (παπυλεών) für die Zeit der Spiele errichtet worden war: und dabei wurde jenes Stadium erneuert, das aber natürlich vor der Zeit der Gegenkaiſer Severus und Niger auch ſchon beſtanden haben mußte.

Bald trafen viel härtere Schläge des Schickſals die reiche, übermüthige Stadt, deren Daphnäiſche Wollüſte gerade in dieſer Zeit ſprichwörtlich geworden waren. Die Antiochener ſaßen eben im Theater und hatten ihren großen Spaß an den komiſchen Scenen, die ein Mimus mit ſeinem Weibe vor ihnen aufführte; da rief die Mima auf einmal: „Wenn ich nicht träume, ſind dies die Perſer", und ſchon fiel ein Hagel von Perſiſchen Geſchoſſen von den Feinden, die über das Gebirge gekommen waren und die Felſenhöhen über der Stadt zuerſt beſetzt hatten, über das Theater, das nach Griechiſcher Weiſe in die Felſen der Burg angebaut und zum Theil hinein gehauen war. Der Saſſaniden-König Sapor hatte die Verwirrung des Römiſchen Reiches während der unglücklichen Regierung von Valerian und Gallienus benutzt und Antiochien durch einen plötzlichen Ueberfall weggenommen, zwar nicht um es zu behaupten, doch um dieſe Hauptſtadt des Römiſchen Orients mit Feuer und Schwert zu verwüſten. Aurelian, der **Restitutor imperii**, war auch für Antiochien ein großer Wohlthäter; er feierte mit den Antiochenern glänzende Circenſes, bei denen die gefangene Königin von Palmyra auf einem Dromedar im Triumph aufgeführt wurde.

Ehe wir zu den Unternehmungen der chriſtlichen Baukunſt übergehen, die in Antiochien, der Mutterſtadt des Chriſten-Namens, ſich wohl zuerſt zu großen und glänzenden Hervorbringungen erhob, müſſen wir noch einiger Bauten gedenken, die für das Heidenthum in ſeinem Kampfe und Antagonismus mit dem um ſich greifenden Chriſtenthume characteriſtiſch ſind. Man haſchte damals nach allen Vorſtellungen, die das von den klaſſiſchen Idealen unbefriedigte Gemüth durch ahnungsvolles Dunkel, myſtiſche Bedeutſamkeit, ſinnliche Koloſſalität der Vorſtellung zu ſpannen vermochten. In Antiochien blühte zu der Zeit, wie in vielen Gegenden des Römiſchen Reichs, der Kultus der Hekate; ſie hatte einen unterirdiſchen Tempel, zu dem man auf 365 Stufen (nach der Zahl der Tage im Jahre) hinab ſtieg, den Diocletian zu Daphne (ſo viel man aus Malalas ſieht) bauen ließ; es ſcheint, daß das Barathron oder Speläon der Matrona, das Chryſoſtomus öfter in der Nähe der Jüdiſchen Synagoge zu Daphne erwähnt, daſſelbe Bauwerk war. — Während Maximin in Aſien

herrſchte und die Chriſten mit großer Erbitterung verfolgte, wurde auch die heidniſche Bevölkerung von Antiochien beſonders durch die Prieſter des Zeus Philios zur Verfolgung der Chriſten aufgereizt. Die kirchlichen Schriftſteller erzählen, daß ein Zauberer, Theoteknos, ein Bild dieſes Gottes mit geheimen Ceremonien conſecrirt und mit ſchandbaren Weihen und frevelhaften Opfern gefeiert habe. Indeß war Zeus Philios auch ein öffentlicher Gott von Antiochien; er hatte einen anſehnlichen Tempel, den der Kaiſer Julianus häufig beſuchte. Zeus Philios iſt im Atheniſchen Sprachgebrauche der Schirmer der Freundſchaft, verwandt dem häuslichen, gaſtlichen, die Fremden, die Schutzflehenden, die Armen ſchützenden Zeus; ſo läßt Platon oft die befreundeten Perſonen ſeiner Dialoge bei Zeus Philios ſchwören: andererſeits verehrten die Paraſiten den Zeus Philios als ihren Schutzpatron, der es erfunden habe, ſich ſelbſt zu Gaſte zu bitten. Dieſer Begriff war es aber nicht, an den ſich die Superſtition der Antiochener anknüpfte; dieſer Zeus Philios war ein milder, liebevoller Segensgott, ein mit der Demeter und Kora verwandtes Weſen, ein Zeus Dionyſos. So verehrten ihn ſeit alter Zeit die Arkader, für die Polyklet ihn in einer Statue als ein Gemiſch von Zeus und Dionyſos dargeſtellt hatte, mit dem Adler auf dem Bacchiſchen Thyrſus. Die Idee eines ſolchen Gottes, die wir hier nicht weiter in ihre Tiefe und ihren weitern Zuſammenhang verfolgen können, war ganz geeignet, Gefühl und Phantaſie des Helleniſtiſchen Orients zu beſchäftigen, in deſſen einheimiſchen Religionen manche verwandte Vorſtellung entgegen kam: auch finden ſich in Kleinaſien mehrere Spuren einer Gottheit von demſelben Gepräge, und von da mag dieſer Kultus auch zeitig zu den Antiochenern gelangt ſein, wo er indeß erſt in dieſer letzten Zeit zu ſolcher Bedeutung gelangte.

Was aber die Bauwerke des chriſtlichen Kultus anlangt, ſo beſaß die ſo ausgebreitete und wohlhabende Chriſtengemeinde zu Antiochien natürlich zeitig ein kirchliches Verſammlungshaus. Der heilige Babylas, Biſchof der Antiocheniſchen Gemeinde, ſoll den Eingang in daſſelbe einem Kaiſer verwehrt haben und darum zum Märtyrer geworden ſein, eine Erzählung, die freilich ſchon dadurch ſehr an Glaubwürdigkeit verliert und einen legendenartigen Charakter bekommt, daß bald Philippus, bald Decius, bald Numerianus als der Kaiſer genannt wird, der in das chriſtliche Gotteshaus habe einbrechen wollen. Eine neue, der Größe der Gemeinde angemeſſene Kirche fing Conſtantin der Große an; Conſtantius vollendete ſie ſechs Jahre nach Legung der Fundamente; ſie ſtand bis zu dem großen Erdbeben unter dem

Kaiſer Juſtin im J. 526: und wurde auch damals nicht von den Erderſchütterungen, ſondern nur von den Flammen theilweiſe verwüſtet und bald wieder hergeſtellt. Sie heißt die große Kirche bei Malalas und Jo. Chryſoſtomus, der ſeine meiſten Homilieen darin gehalten hat und dabei der Größe und Geſtalt des Gebäudes nicht ſelten, wenn auch natürlich nur mit flüchtigen Andeutungen, gedenkt. Ein großer Hofraum, von einer Mauer eingeſchloſſen, umgab das Bethaus, wie es genannt wird (εὐκτήριος οἶκος), das ſich in der Mitte zu einer großen Höhe erhob. Die Grundform des Gebäudes war ein Achteck, jedoch ſo, daß an dies Achteck ſich viele äußere Hallen und Gemächer, theils ſchon unter der Erde, dann in mehreren Stockwerken über der Erde, rings herum anſchloſſen. Der Fußboden war mit großen Steinplatten belegt; die Wände und Säulen glänzten von ſeltenen und koſtbaren Steinen, mit denen die minder edlen Steinarten incruſtirt waren; viel Glanz von Bronze und Gold überall; auch fehlte es nicht an dem Schmucke von Bildwerken. Am meiſten wird aber immer die Decke bewundert, die ſich zu einer unermeßlichen Höhe, wie es heißt, erhob, und zu einer Kuppel wölbte, die ganz vergoldet war: daher Hieronymus im Chronicon das ganze Gebäude Dominicum aureum nennt. Nach dem Erdbeben unter Juſtin ſtellte ſie ein Architect Ephraem von Cypreſſen-Stämmen aus dem Hain von Daphne wieder her; es wird erzählt, daß ſpätere Erdbeben dieſer aus Holz conſtruirten Kuppel eine Neigung gegen Norden gegeben, aber die Erſchütterung unter dem Kaiſer Mauritius im J. 589 ſie wieder in die rechte Lage gebracht habe. Noch erfahren wir, daß der Hochaltar, τὸ θυσιαστήριον, in dieſem Tempel nicht wie gewöhnlich nach Oſten, ſondern nach Weſten lag. So unvollkommen und unbefriedigend auch dieſe Angaben in architectoniſcher Hinſicht ſind: ſo ſieht man doch ſo viel, daß es ein Gebäude von derſelben Art, nur von viel größerem Umfange, geweſen ſein muß, wie S. Vitale in Ravenna, ein berühmtes Bauwerk aus der letzten Zeit der Gothiſchen Herrſchaft; auch hier iſt eine Kuppel über einem achteckigen Grundbau die Hauptform.

Ueber die verſchiedenen Märtyrer-Tempel, die in dieſer Zeit in Antiochien gebaut wurden, namentlich für den heiligen Babylas, deſſen Martyrion Julianus aus der Nachbarſchaft des Daphnäiſchen Apollon heraus warf, haben ſich gar keine genaueren Angaben erhalten: dagegen wird uns ein Monument der alten chriſtlichen Baukunſt einigermaßen beſchrieben, von dem auch noch bedeutende Ruinen in der Nähe von Antiochien exiſtiren, die mit den Nachrichten des Alterthums genauer verglichen zu werden verdienen.

Es iſt die Kirche des Sanct Simeon=Stylita, des ältern des Namens, der im J. 459 geſtorben war. Dieſe Kirche wurde unter dem Kaiſer Leo auf einer Berghöhe, die nach Euagrios 300 Stadien von Antiochien lag, erbaut; und noch jetzt ſtehen auf dem Berge, der den Namen Dſchebel=Semaan, mons Simeonis, führt, auf einem ſteilen Gipfel, der über das Thal des Fluſſes Jfrin hoch empor ragt, 13 Stunden von Antiochien die bedeutenden Ruinen unter dem Namen Kalaat=Semaan. Euagrios berichtet, daß der Tempel die Form des Kreuzes und von allen Seiten Hallen gehabt habe, deren Decke auf Säulen von polirtem Stein geruht habe. In der Mitte war nach Euagrios eine offene Aula unter freiem Himmel, in der die 40 Fuß hohe Säule ſtand, auf welcher der Stylite einen großen Theil ſeines Lebens zugebracht haben ſollte. Unter den neueren Reiſenden haben Pococke und Richter die Ueberreſte dieſer Kirche beſchrieben und der erſte auch einen ſehr intereſſanten Plan davon gegeben. Nach Richter iſt die Kuppel in der Mitte zuſammen geſtürzt; doch war eine ſolche nach Euagrios, der das Gebäude ſelbſt geſehen zu haben bezeugt, nicht vorhanden; wenigſtens müßte die Kuppel in der Mitte geöffnet geweſen ſein. Dies Mittelgebäude bildet ein ganz für ſich beſtehendes Octogon, das als das Sanctuarium in der Kirche, wie es in der Byzantiniſchen Architectur die Regel iſt, das Centrum einnimmt; es iſt von großen Pfeilermaſſen, an die ſich Säulen anlehnen, rings eingeſchloſſen. Die äußeren Hallen umgeben dies Octogon nach den vier Weltgegenden in regelmäßiger Kreuzesform; nach Süden iſt eine Art Porticus, nach der Analogie der Narthex in der Byzantiniſchen Architectur, vorgebaut; nach Oſten ſcheinen in drei halbkreisförmigen Niſchen eben ſo viele Altäre geſtanden zu haben. Die Wölbungen dieſer Niſchen, ſo wie die anderwärts vorkommenden Bogen, ſtehen nach dem Stil der Zeit auf Säulen, die einer entarteten Korinthiſchen Ordnung angehören, wo z. B. an die Stelle von Akanthuslaub die bequemere Form von Palmblättern geſetzt wird. Am Frieſe ſind Palmen und Akanthusblätter mit der kleinlich gehaltenen Verzierung des Zahnſchnittes wahrzunehmen. Man erkennt deutlich die Formen der ältern Byzantiniſchen Architectur, die ſich an die im Oſten des Römiſchen Reichs herrſchende eben ſo eng anſchließt, wie ſie wieder von den Arabern nachgeahmt und dabei nur immer mehr verkünſtelt und verkleinlicht worden iſt: zugleich hat aber das Gebäude ſo viel Eigenthümliches, daß es wohl verdient in der Geſchichte der ſogenannten vorgothiſchen Architectur mehr beachtet zu werden, als bisher geſchehen iſt.

Schließlich kann auch in dieſem kurzen Auszuge das Ereigniß

nicht übergangen werden, das in der Baugeſchichte Antiochiens leicht die wichtigſte Epoche nach der Gründung und zugleich den Uebergang aus dem Antiochien des Alterthums in das des Mittelalters bildet. Antiochien war zweimal, unter Juſtin und Juſtinian, in den J. 526 u. 528, durch furchtbare Erdbeben verwüſtet worden; beide Male hatten die Kaiſer Alles aufgeboten, um die Stadt wieder herzuſtellen; das zweite Mal ſollte ſie ſich auch auf Geheiß des jüngern Simeon-Stylita unter einem neuen, Gott geweihten Namen, als Gottesſtadt, Theupolis, erheben: da brach ein noch furchtbareres Verderben über die unglückliche Stadt ein. Der Perſiſche König Chosroes belagerte im J. 538 Antiochien und eroberte es beſonders dadurch, daß er ſeine poliorcetiſchen Maſchinen auf einem Felſen oberhalb Antiochien aufſtellte, von wo ſie den gebirgigen Theil der Stadt mit großer Wirkung beſchoſſen. Er nahm die Stadt im Sturme und überließ ſie ſeinem Heere zur Plünderung und Verwüſtung. Nur die große Kirche wurde von dem allgemeinen Brande ausgenommen, aber auch dieſe nicht bloß ihrer Schätze an Gold und Silber, ſondern ſelbſt der koſtbaren Marmor's, mit denen die Wände bekleidet waren, beraubt. Ueberhaupt war Chosroes ein ſolcher Freund der Kunſt, daß er eine ungeheure Quantität Bildſäulen, Gemälde, koſtbare Steine aus der geplünderten Stadt nach Perſien ſchickte. Die Antiochener ſelbſt, die er in ſeine Gewalt bekommen hatte, ſiedelte er in Aſſyrien, in einem neuen Antiochien, an und traf mit einer ſonderbaren Miſchung von Barbarei und väterlicher Fürſorge, wie ſie bei orientaliſchen Deſpoten ganz in der Ordnung iſt, auch gleich Anſtalten, daß alle die Spiele und anderweitigen Vergnügungen, an welche die Antiochener zu Hauſe gewöhnt waren, ihnen auch hier zu Theil wurden.

Dieſe vollſtändige Verwüſtung des alten Antiochiens hatte wenigſtens das Gute, daß ſie einem neuen Gründer freie Hand ließ, alle Veränderungen in der Lage der Stadt vorzunehmen, welche die veränderten Zeiten erheiſchten. So beſchloß es Juſtinian, als er Syrien wieder in ſeinen Beſitz bekommen. Das neue Antiochien, das er damals gründete, läßt ſich wenigſtens der Lage und dem Umfange nach mit aller Genauigkeit beſtimmen; Procop handelt ausführlich von dieſem Baue, und es kann nicht bezweifelt werden, daß das Antiochien, welches die Kreuzfahrer eroberten und Fränkiſche Herzöge hundert und ſiebenzig Jahre beherrſchten und deſſen Mauern noch jetzt zum großen Theile ſtehen, die Stadt des Juſtinianus iſt. Juſtinian zog die Stadt ſowohl gegen den Fluß als gegen die Bergſeite bedeutend zuſammen. Nach der erſtern Seite hatte die Stadt ſonſt in weiter

Ausdehnung die Ufer des Fluſſes beſetzt und eine bedeutende von Flußarmen gebildete Inſel eingenommen; dagegen berühren die Mauern des Juſtinian den Orontes nur an einem Punkte, bei dem Brückenthore, wie die Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge es nennen. Doch wollte Juſtinian damit die Stadt nicht des Schutzmittels berauben, das der Fluß ihr gewährte; er ließ einen tiefen und breiten Graben aus dem Orontes hart an den Mauern der Nordſeite hinleiten, von dem indeß weder jetzt eine auffallende Spur vorhanden zu ſein ſcheint noch auch bei der Belagerung der Kreuzfahrer die Rede iſt. Eben ſo wurde die Stadt gegen Süden von den Felſenſpitzen des Gebirges bedeutend zurück gezogen; wenn indeß Procop ſagt, daß das Terrain innerhalb der Juſtinianiſchen Mauern ſo ausgeglichen worden ſei, daß alle Höhen bequem zu Pferde und Wagen erreicht werden konnten, ſo muß dabei die Kunſt bedeutend nachgeholfen haben, da Antiochien noch immer ſteile Abhänge und Thalſchluchten in ſich faßt und die neueren Reiſenden gerade die Kühnheit oft bewundert haben, womit dieſe Mauern und Thürme bergan und bergab ſteigen und über Abgründen zu ſchweben ſcheinen. Daß auch in der Richtung von Oſt und Weſt der Zug der Mauern ſehr verändert worden, geht daraus hervor, daß die Entfernung des öſtlichen vom weſtlichſten Thore jetzt etwa eine halbe Meile beträgt, während ſie in der Blüthezeit der Stadt **36** Stadien maß. Die Bauart der Mauern und Thürme iſt ſehr ſolid; zum Theil ſind indeß mit den gehauenen Steinen Lagen von Backſteinen verbunden, wie man es an ſpäteren Römiſchen Bauwerken, z. B. in Trier, häufig ſieht. Die Höhe der Mauern beträgt gegen die Ebene am Fluſſe **25** bis **30** Fuß, gegen das Gebirge aber **70** bis **80**, die Thürme erheben ſich in mehreren Stockwerken und haben viele Eigenthümlichkeiten in ihrer Anlage, die genauer ſtudirt zu werden verdienen. Die innere Seite der Mauern und Thürme wird an manchen Stellen durch Hallen oder Gallerieen gebildet, deren Decke von granitnen Säulen getragen wird. Unter den Thoren hat ſich das öſtliche, nach Aleppo gerichtete, das Thor des heiligen Paulus, oder von den Muhamedanern das Thor von Medina genannt, am beſten erhalten, es hat in ſeiner Form, mit einem horizontalen Sturz, über dem ein halbkreisförmiger Bogen ſich erhebt, große Aehnlichkeit mit den Thoren von Conſtantinopel, die aus der Griechiſchen Zeit noch übrig ſind.

Auch die innere Stadt wurde von Juſtinian ſehr vollſtändig wieder aufgebaut, in einer Großartigkeit, von der man ſich wundern muß, wie die Lage des Reichs ſie zuließ: wie überhaupt die Finanzkräfte des Juſtinianiſchen Roms, verglichen mit den Leiſtungen unſerer

Zeit, immer noch das höchſte Erſtaunen erregen müſſen. Die ganze Stadt wurde mit großen Steinplatten gepflaſtert, die Hauptſtraße, welche immer noch von Oſten nach Weſten ging und mit der alten Säulenſtraße ziemlich zuſammen zu fallen ſcheint, mit weißem Marmor belegt; außer der ſtehen gebliebenen großen Kirche ein Tempel der Gottesmutter und des Erzengels Michael und ein großes Hoſpital gebaut; Märkte, Säulenhallen, Ciſternen, Bäder, Waſſerbaſſins auf dem Berge hergeſtellt oder neu angelegt. Selbſt ein Theater wurde der erneuten Stadt zu Theil, wiewohl das Chriſtenthum und die Furcht vor unruhigen Volksbewegungen die Bühnenſpiele in dieſer Zeit immer mehr und mehr beſchränkte.

Mit dieſer Erneuerung hört die zuſammenhängende Geſchichte Antiochiens auf. Antiochien verſchwindet mit der Eroberung Syriens durch die Saracenen **635** bis auf die Wiedereroberung unter Nikephoros Phokas **969** aus dem Lichte der Geſchichte, die in jenen Zeiten noch immer die zuſammenhängendſte und klarſte iſt, der Byzantiniſchen, und erſcheint, wo es wieder hervor taucht, ſich ſelbſt, abgeſehen von der äußern Form, kaum mehr ähnlich. Nur durch dieſe Moslemitiſche Herrſchaft, welche die chriſtliche Bevölkerung ſehr darnieder gehalten haben muß, erklärt es ſich, warum die alten Heiligen von Antiochien, die zunächſt an die Stelle der Griechiſchen Götter getreten waren, S. Babylas, S. Ignatius, Kosmas und Damianus u. ſ. w., ganz verſchwunden ſind und dagegen Kirchen und Thore von den Apoſteln, die als Gründer der erſten Chriſtengemeinde aus der ſicherſten Quelle bekannt waren, und den allgemeinen Heiligen des Reiches, S. Petrus, Paulus und Georg, den Namen erhalten; offenbar wurden dieſe Kirchen alle erſt unter der neuen Byzantiniſchen Herrſchaft gegründet. Beiläufig läßt ſich daraus auch ſchließen, was Gibbon und Reiske aus andern Anzeigen gefolgert, daß Malalas noch im ſechsten oder dem Anfange des ſiebenten Jahrhunderts in Antiochien gelebt; träfe ſeine Lebenszeit erſt in das zehnte Jahrhundert, ſo könnte er nicht ſo manches Denkmal des alten Antiochiens als noch vorhanden erwähnen, er müßte denn alles dies ganz mechaniſch aus dem viel benutzten Werke des Domninos in das ſeinige herüber geſchrieben haben. Die Griechiſche Herrſchaft bis zu den erſten Zeiten der Komnenen hinab und die in wenigen Jahren darauf folgende Fränkiſche Beſitznahme wird Antiochien ziemlich erhalten und in manchen Stücken ſelbſt gehoben haben; die letztere Zeit muß in der Architectur, wie im ganzen Leben, eine intereſſante und ſeltſame Miſchung Byzantiniſcher, weſteuropäiſcher und orientaliſcher Formen herbei geführt haben, welche die Burg

von Antiochien, neu gebaut von Nikephoros Phokas, aber von den Franken ſehr verändert, noch an den Tag legen muß. Den größten Stoß gab Antiochien die Eroberung durch die Aegyptiſchen Sultane mit ihren Scythiſchen Streitkräften, wie die Byzantiner die Mamlucken nennen, im J. 1268; ſeit der Zeit iſt es raſch zu der Armſeligkeit herabgeſunken, die das jetzige Anteaki zeigt und aus der es auch ſchwerlich durch die Eroberungs- und Bereicherungspläne des neuen Beherrſchers von Aegypten ſich erheben wird, wiewohl zu hoffen ſteht, daß die zunehmende Europäiſirung des Orients auch dieſe Gegenden der Wiſſenſchaft immer zugänglicher machen und dadurch, was der Boden Antiochiens noch von ſeinen alten Herrlichkeiten verbirgt, in nicht zu entfernter Zeit an das Licht des Tages treten werde.

Hetrurien. Hetrusker.

Das Land. **Etruria**, auch wohl **Hetruria**[1]), ſpäter auch **Tuscia**[2]), heißt im Alterthume eine Maſſe von untergeordneten Gebirgszügen und Thälern, welche ſich an das Apenninusgebirge, durch welches die Form von ganz Italien bedingt und beſtimmt wird, da, wo es die parallele Richtung mit den Alpen zu verlaſſen anfängt, in ſüdweſtlicher Richtung anſchließen. Nur der nördlichſte Theil des Landes ſtößt unmittelbar an den Apennin, weiter ſüdwärts wird es durch Umbrien, welchem das linke Ufer des Tiberfluſſes angehörte, von dem Hauptgebirge abgeſondert. Etrurien beſteht vornehmlich aus folgenden Flußthälern und Waſſerſyſtemen. 1) Das Syſtem des Tiberfluſſes. Der Tiber entſpringt gerade in dem Winkel, wo der Apennin entſchiedner eine ſüdliche Richtung nimmt, und wird dann von den Nebenäſten dieſes Gebirgs immer weiter nach Weſten hinweg gedrängt, bis er ins Meer fällt. Er erhält von der Etruskiſchen Seite Verſtärkung, zuerſt durch das Flüßchen, welches den Tharſimeniſchen oder Thraſymeniſchen See mit ihm verbindet, dann durch den langſam fließenden und leicht verſumpfenden Clanis (Chiana), weiterhin durch das Flüßchen, welches das Waſſer des Ciminiſchen Sees (Lago di Vico) in ihn hinein führt, endlich durch den Bach Cremera (jetzt la Varca

---

[1]) S. Dausquius **Orthographia s. v. Hetruria.** Drakenborch zu Liv. I, 2. 3. [2]) In Inſchriften ſeit dem dritten Jahrh. n. Chr., ſ. Weſſeling ad *Antonini* Itiner. p. 289. Vgl. Servius ad *Aen.* X, 164.

oder Valca), welcher aus dem Bergkeſſel von Baccano, einem ehemaligen Krater, hervor fließt. 2) Das Syſtem des Arnus. Dieſer Fluß entſpringt jetzt (denn vom frühern Alterthum wird hernach die Rede ſein), ebenfalls am Apennin in einem Thale, welches unmittelbar an das öſtlicher gelegene der Tiberquelle angränzt; er wendet ſich nach einigen Krümmungen gerade weſtlich und ſtrömt in einer Thalebene, welche wenig Neigung hat und nicht hoch über der Meeresfläche liegt, als ein anſehnlicher Fluß dem Meere zu. Er empfängt aus ſeinen Nebenthälern von Norden nach Süden mehrere kleine Flüſſe; der bedeutendere Auſar (Oſari, Serchio), mit dem er ſich ſonſt vor ſeiner Mündung vereinigte, fließt jetzt abgeſondert ins Meer; dieſer kommt in nördlicher Richtung von dem Apenninusgebirge herab. Alle andern Flüſſe Etruriens, mit Ausnahme des nordweſtlichen Gränzfluſſes Macra, werden von dieſen beiden Waſſerſyſtemen eingefaßt und nehmen zwiſchen der Mündung des Arnus und Tiberis ihren Weg ins Meer; es ſind, von Norden nach Süden aufgezählt, Cäcina (Cecina), das Flüßchen bei Populonia und Vetulonium, der Fluß Prille oder Prile, welcher in den mit dem Meer zuſammenhängenden See Prile, auch **Prelius lacus**, jetzt Lago di Caſtiglione genannt, einſtrömt, der anſehnlichere Umbro (Ombrone), der ſeinen Weg mitten durch Etrurien nimmt und mehrere Nebenflüſſe aufnimmt, das Flüßchen Oſa (auch jetzt Oſa), weiter die Albinia (Albegna), die Armenta oder Armine (Fiora), die Marta (welche jetzt noch eben ſo heißt), der Minio (Mignone), der unbedeutende **amnis Caeretanus**, deſſen Plinius gedenkt und darunter das Flüßchen Rio Vaccino zu verſtehen ſcheint, endlich der Arrone, der bei dem alten Fregenä vorbei fließt. Von dieſen Flüſſen hängt der zuletzt genannte mit dem See von Sabate (**Sabatia stagna**, Lago di Bracciano), die Marta mit dem bedeutenden See von Bolſena, **lacus Vulsiniensis**, die Albinia durch einen Nebenfluß mit dem kleinen **lacus Statoniensis** zuſammen.

Wir begannen mit den Flüſſen und Seen, deren Geſtalt und Richtung auf jeder guten Karte am deutlichſten vor Augen liegt, und gehen von da zu den Gebirgszügen über, durch welche die Flüſſe ſelbſt ihre Geſetze erhalten haben und deren Kunde uns zu einem beſtimmteren Begriff des ganzen Landes verhelfen muß. Zunächſt fragen wir nach dem Zuſammenhange der Bergzüge Etruriens mit dem Apenninus. Hier bietet ſich die eigenthümliche Erſcheinung dar, daß bei Weitem der größte Theil dieſer Berge von dem Hauptgebirge ſcheinbar ganz abgeſondert iſt, indem die Waſſerſyſteme des Arnus und des Tiber unter einander im Zuſammenhange ſtehn und Etrurien gewiſſer

Maßen zur Inſel machen. Zwiſchen dem oberſten Theil des Arnus und dem in die Tiber fließenden Clanis, welcher in einem von Süden nach Norden gerichteten Thale, gleichſam unentſchloſſen, nach welcher Seite er ſich wenden wolle, mehr ſtagnirt als fließt, findet ſich kein bedeutender Bergrücken; daher in Tiberius Zeit ernſtlich daran gedacht werden konnte, den Clanis ganz in den Arnus hinüber zu leiten, welcher Plan damals zum Theil durch die Bitten der Florentiner, die dann Ueberſchwemmungen ihres Landes fürchten mußten, abgewandt wurde[3]); aber auch jetzt gibt die Chiana einen Theil ihres Gewäſſers durch einen Kanal dem Arnus ab und fließt von einer Gegend aus nach zwei verſchiednen Seiten[4]). Wenn es alſo klar iſt, daß der Hauptzuſammenhang der Berge Etruriens mit dem Apennin nicht an dieſer Stelle gefunden werden kann (mit Unrecht wird hier auf manchen Karten ein bedeutender Gebirgszug angegeben): ſo muß er offenbar weiter nördlich am Laufe des Arnus oberhalb Florenz, und zwar bei dem jetzigen Orte La Inciſa, geſucht werden. Hier drängen ſich, nach dem Zeugniſſe der beſſern Karten, die Gebirge von beiden Seiten eng zuſammen; der Name La Inciſa ſelbſt gibt, wenn auch nicht die Erinnerung, daß hier ein Einſchnitt von Menſchenhänden gemacht worden ſei, doch den Eindruck wieder, welchen der Riß in der Gebirgsmauer, der das Bette des Arnus bildet, auf den unbefangenen Betrachter machen muß[5]). Ehe Natur oder Menſchenhand dieſes Werk vollbrachten, ſtand wahrſcheinlich in dem Oberarnothal ein See, der ſeinen Ueberſchuß nach Süden in den Clanis und dadurch in den Tiberſtrom ſandte[6]); auch iſt nicht unglaublich, daß der höhere Stand des letztern Fluſſes in der Gegend der Siebenhügel, wie ihn römiſche Sagen und Lokalnamen andeuten, damit enge zuſammen hängt.

Aus dieſer Auseinanderſetzung geht hervor, daß die Berge Etruriens im Norden mit dem Apennin zuſammen hängen und die Hauptrichtung ihres Zuges von Norden nach Süden liegt. Sie verlaſſen den Apennin in einem ſpitzen Winkel ohne ſtarke Divergenz und laufen zum Theil ziemlich parallel neben ihm her. Dieſe Art der Ver-

---

[3]) Tacitus Ann. I, 73. [4]) S. das Hauptwerk von Foſſombroni: **Memorie sopra la Val-di-Chiana, Fir. 1789.** [5]) S. hierüber Blondus Flavius **Ital. illustr. p. 305. (Basil. 1531)** und **Chroniche di Messer** ***Giov. Villani.*** **fol. 11. (1537).** Niebuhr röm. Geſch. Zweite Ausg. I. S. 134. Auch über einen andern Durchriß unterhalb Fieſole's bei Signa ſind Niebuhr's Bemerkungen zu vergleichen. [6]) So meint auch Foſſombroni, der nur darin irrt, daß er die dreifache Spaltung des Arnus, bei Strabon V. p. 222, welche ſich auf die Mündung bezieht (wovon hernach), damit zuſammen bringt.

äſtung der Gebirgsrücken iſt überhaupt für die geſammte Bildung und Geſtalt Italiens beſtimmend geworden, während Griechenland wieder einen großen Theil ſeiner Naturform dem Umſtande dankt, daß die Seitenäſte ſeiner Gebirge von dem Hauptſtamm ſehr häufig beinahe im rechten Winkel abſpringen. In Etrurien iſt dieſe Lage der Gebirge, welche die Gewäſſer hindert, der natürlichen Abdachung des Landes zum Meere zu folgen, auch der Grund der Bildung von Sümpfen und Seen; die Sümpfe des Clanis, der Thraſymeniſche und andere Seeen ſind deutlich nur dadurch entſtanden, daß die ihnen weſtlich liegenden Berge ſie hindern, ſich nach einer niederen Terraſſe zu wenden, der Fall des Waſſers auf derſelben Terraſſe aber nur gering iſt.

Was die Beſchaffenheit dieſer Gebirge anlangt: ſo iſt ihre mineralogiſche Natur im Ganzen die des Apenninengebirges, welches aus einem weißlichen, ins Graue ſpielenden Kalkſteine beſteht. Einen bedeutenden Abſtich macht dagegen der ganze ſüdliche Theil Etruriens, von den Quellen der Armenta (Fiora) und der Gegend von Radicofani an bis nach Rom, welcher augenſcheinlich in alten Zeiten, eben ſo wie das Gebirge von Alba Longa und Campanien, ein Heerd vulkaniſchen Feuers war. Die Berge beſtehen aus vulkaniſchem Tuf und Baſalt; Aſchenhügel, Lava, Puzzolanerde, Bimsſteine bedecken den Boden; die zahlreichen Seeen in dieſer Gegend haben ſich deutlich in den Keſſeln in ſich zuſammen geſunkener, ungeheuerer Vulkane gebildet; auch die Vegetation dieſer Gegend erhält dadurch ihren Charakter. Manche furchtbare Revolution mag vor aller Geſchichte die Geſtalt dieſes Landſtrichs umgebildet haben; nur eine hieher gehörende Tradition hat ſich erhalten: daß ein Erdbeben der Art, welche die Alten σεισμοὶ χασματίαι nennen, weil ſie plötzlich Tiefen und Abgründe öffnen, in welche bedeutende Theile der Oberfläche einſinken, in dem ciminiſchen Theile Italiens die Stadt Saccumum verſchlungen habe[7]). Die pars Italiae Ciminia iſt offenbar der Strich zwiſchen Falerii und Tarquinii, in welchem der

[7]) Ammian Marcell. XVII, 7. 13. **Terrae motus — chasmatiae, qui grandiori motu patefactis subito voratrinis terrarum partes absorbent; ut in atlantico mari europaeo orbe spatiosior insula, et in crissaeo sinu Helice et Bura, et in ciminia Italiae parte oppidum Saccumum ad Erebi profundos hiatus abactae aeternis tenebris occultantur.** Die Stelle iſt, wie die folgende, bei der Darſtellung in dem Werke, die Etrusker, von K. O. Müller, Band I. S. 217, überſehen worden. **Saccumum** haben die beſten Handſchriften, die **edit. Rom. Saccunium**; Caſtellus Lesart verdient kein Vertrauen.

Ciminiſche Wald und See (Lago di Vico) ſich finden; dieß iſt gerade die Gegend, in welcher die Spuren vulkaniſcher Erſcheinungen ſich drängen, und ſo mag alſo wirklich die Sage das Andenken einer Ortſchaft aufbewahrt haben, die hier durch ein furchtbares Erdbeben vernichtet worden iſt. Einer der alten Sammler von Wundergeſchichten, Sotion, meldet aus Iſigonos von Nikäa, daß der Ciminiſche See an die Stelle dieſer Ortſchaft (welche dort nicht genannt wird, aber offenbar dieſelbe iſt) getreten ſei, und erzählt auch von dem benachbarten Sabatiniſchen See, daß man bei ſtillem Wetter unter ſeinen Gewäſſern die Trümmer von Gebäuden, auch Tempel und Bildſäulen, erblicke[8]).

Wie dieſer Theil Etruriens dem Reiſenden bei jedem Schritte die Wirkungen vulkaniſchen Feuers zeigt: ſo verräth das Thal des Arno mit ſeinen Nebenthälern, daß es ſehr lange Meeresboden geweſen. Ueberall findet man Geſchöpfe des Meers als Petrefakten; die Hügel ſind deutlich Niederſchläge und Alluvionen des Meers. Erſt allmälig iſt durch Erhöhung des Bodens, welche der Arnus mit ſeinen Nebenflüſſen noch jetzt beſtändig fortſetzt, und durch Austrocknung der Gewäſſer das Flußthal um Florenz und weiter hinab bewohnbar geworden. Die Sümpfe des untern Arnus ſind aus der Geſchichte des zweiten Puniſchen Krieges bekannt. Die Gegend von Piſa heißt noch jetzt mit Recht Toscana's Holland. Das Schlammführen der Flüſſe, wodurch ſie ihr Bett erhöhn und ſich ſelbſt nach gewiſſen Perioden ihren Lauf zu ändern nöthigen, iſt zugleich der Grund der bedeutenden Verſchiedenheit zwiſchen der ehemaligen und jetzigen Geſtalt der Mündungen des Arnus. Noch in Strabon's Zeit theilte ſich der Arnus oberhalb der alten Stadt Piſä in drei Arme, zwei davon gingen ſüdlich ab, ungefähr dahin, wo jetzt die Mündung Calambrone das Waſſer der umliegenden Sümpfe und Kanäle in das Meer abführt; hier bildete im Alterthume ein Meerbuſen, der durch das fortdauernde Anſchwemmen des Erdreichs jetzt völlig verſumpft iſt, den bedeutenden Hafen von Piſä. Der nördlichſte Arm aber vereinigte ſich bei Piſä mit dem Auſar, ſo daß die Stadt ſelbſt auf der pyramidenförmigen Ecke lag, welche der Zuſammenfluß der beiden Ströme bildete; erſt gegen das Ende des 12. Jahrhunderts hat der Auſar dieſe Richtung verlaſſen und, ſich weſtlicher wendend, eine beſondere Mündung in das Meer gefunden, wovon eben die Erhöhung des Arnus-

[8]) Sotion p. 143 bei Henr. Stephanus Ausgabe einiger kleinern Schriften von Theophraſt. vgl. Serv. ad Aen. VII, 697. Mythogr. Vet. 1, 54.

thales der Grund war. Schon früher ſind durch denſelben Umſtand die beiden ſüdlicheren Mündungen des Arnus eingegangen*).

Die Küſtenſtriche ſüdlich von dieſer Gegend, längs der Römiſchen Via Aurelia, ſind unter dem Namen der Maremmen Toscana's und des Kirchenſtaates bekannt. Ihre ausgezeichnete Fruchtbarkeit, aber auch die im höchſten Grade ungeſunde Luft, welche durch ſtehende Gewäſſer, wie den See Prilis (di Castiglione), ſtinkende Sümpfe und giftdunſtende Plätze (mofeti) hervorgebracht wird, kann durch nichts beſſer bezeichnet werden, als durch das Sprichwort: in der Maremma wird man in einem Jahre reich, aber ſtirbt in ſechs Monaten. Zum Theil gehört dieſe Luftbeſchaffenheit zur unveränderlichen Natur dieſer Gegenden und findet ſich auch ſonſt in Italien und Griechenland wieder, wo niedrige Küſtenſtriche, deren Gewäſſer bei geringer Neigung des Bodens ſtagniren, durch Gebirge den reinigenden Nordwinden verſchloſſen, gegen Süden aber offen und ungeſchützt liegen. Die ſchwüle Luft, welche Cicero als Grund häufiger und fürchterlicher Gewitter ſelbſt bei der Bildung der Etruskiſchen Blitzweiſſagung in Anſchlag bringt[9]), findet wohl beſonders in dieſen niedrigen Strichen Statt. Indeſſen erweiſen die hiſtoriſchen Nachrichten über die ehemalige Bevölkerung dieſer Striche, welche weiter unten vorgelegt werden ſollen, daß die Nachtheile derſelben für die Geſundheit nicht immer gleich groß waren, es ſei nun, daß Naturgeſetze eine zunehmende Verpeſtung dieſer Gegenden herbei führen, oder daß die Thätigkeit früherer Bewohner, wie nicht unwahrſcheinlich, durch durchgängige Urbarmachung und Benutzung des Landes ſo wie gehörige Ableitung der Gewäſſer ihr kräftig entgegen gewirkt habe. Gerade dieſe Frage, ob Kultur und menſchliche Veranſtaltung den Zuſtand der Maremmen weſentlich zu verbeſſern im Stande ſind, hat etwa vor **60** Jahren mehrere Streitſchriften hervorgebracht[10]), welche zugleich über die Beſchaffenheit dieſer Gegenden am gründlichſten belehren.

Was den Boden des übrigen Etruriens anlangt: ſo enthalten die Thäler des obern Landes, welche dem Apennin zunächſt liegen, ungeachtet der ſchroffen und rauhen Berge, welche ſie umgeben, Alles,

---

*) S. darüber die aus den Winken der Alten und Targioni Tozzetti's gründlichen Lokalunterſuchungen geſchöpfte Auseinanderſetzung, Etrusker Bd. I. S. 212 ff. [9]) **Aëris crassitudo**, Cicero **de divin. I, 42. 93.** [10]) Leonard Ximenes **della phisica riduzione della Maremma Senese, Fir. 1769,** welcher für die Möglichkeit der Verbeſſerung durch Kultur ſpricht. Dagegen das **Esame di un libro sopra la Maremma Senese.** Hiegegen iſt wieder ein **Esame dell' Esame** erſchienen.

was ein fleißiges und eifriges Volk als Bedingungen der Kultur fordern konnte, wie beſonders die Beſchreibung zeigt, welche der jüngere Plinius von der Gegend ſeiner im obern Tiberthale gelegenen Tuskiſchen Villa gibt[11]. Was Plinius an dieſer rühmt: die geſunde Lage, die gelinden Lüfte, die auch im heißen Sommer die Atmoſphäre beſtändig kühlen und reinigen, die alten hohen Wälder in den obern Gegenden, die fruchtbaren Hügel in der Mitte und die ſchönen breiten Felder in der Tiefe des amphitheatraliſch geformten Thales, die Schwere des fetten Bodens, den nur ſehr große Stiere und ſtark gebaute Pflüge bändigen, aber dann auch einen reichen Ertrag hervor bringen, die reichliche Bewäſſerung und durchgängige Abführung des Waſſers auf der geneigten Fläche, das muß zum großen Theile in allen Thälern am obern Laufe des Tiber und des Arnus Statt finden. — Das mittlere Etrurien hat nach der verſchiedenen geognoſtiſchen Beſchaffenheit der Hügel, aus denen es beſteht (denn größere Ebenen finden ſich faſt nur an der Küſte), eine ſehr verſchiedene Fähigkeit, dem Ackerbau und der Viehzucht mit reichem Ertrage zu lohnen und keinesweges überall eine gleiche Fruchtbarkeit. Die Beſchaffenheit jener Hügel hat Targione Tozzetti in ſeinem großen Werke: **Relazioni d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana. T. I. p. 35. 185. III. p. 36** ff. zu einem Hauptgegenſtande genauer Unterſuchungen gemacht[12].

Volkſtamm. Für die Ausmittelung der Verwandſchaft der Etrusker mit andern Völkern, der Stelle, welche ſie in den Familien und Geſchlechtern der Nationen einnahmen, gibt es zwei Quellen: die Reſte ihrer Sprache und Nachrichten der Alten. Was die Sprache betrifft: ſo müſſen, nach den Zeugniſſen der Schriftſteller und den Inſchriften, folgende Sprachen Italiens unterſchieden werden: 1) das ſpäter untergegangene Siculiſche, eine Sprache, die wir, nach den Zeugniſſen der Alten von der Einheit der Siculer mit den Önotrern und der engen Verwandſchaft der Letztern mit den Pelasgern, für einen

---

[11] **Epist. V, 6.** [12] Sonſt ſind über die phyſiſche Beſchaffenheit Etruriens beſonders zu brauchen, von Darſtellungen des heutigen Zuſtandes: de la Lande **Voyage en Italie. T. III.** Ferber's Briefe aus Wälſchland, Prag **1773.** Euſtace **Classical Tour** und R. Colt Hoare's Fortſetzung und Ergänzung dieſes Buchs, welches noch mehr über Etrurien enthält; von Büchern, die das Alterthum betreffen, Phil. Cluvers **Italia antiqua. Lib. II.** nebſt den ſchätzbaren **Annotationes** von Holſtenius. Hier iſt beſonders der Abſchnitt aus dem Note 7 genannten Werke. B. I. K. 1. „von der Beſchaffenheit und der Urbarmachung des Bodens“ benutzt.

altgriechiſchen Dialekt halten müſſen; die wenigen Siculiſchen Worte, welche uns durch Aufnahme in den Dialekt der Siciliſchen Griechen zugekommen ſind, können, der Natur der Sache nach, uns nicht über das Verhältniß des Siculiſchen zum Griechiſchen belehren, dagegen ſieht man aus ihnen, daß das Siculiſche dem Latiniſchen nahe ſtand. **2**) Das Latiniſche, eine Sprache, die ſich aus dem Siculiſchen und einem rauheren Idiom der Apeninusvölker gebildet. **3**) Das Oskiſche und **4**) das Umbriſche; beides Sprachen, die dem Latiniſchen nahe ſtehen und aus entſprechenden Elementen entſtanden ſein müſſen. **5**) Die Sprache, welche die Sabiner in ihrer Heimath bewahrt hatten (die ausgewanderten redeten Oskiſch), die vom Griechiſchen ſehr verſchieden geweſen zu ſein ſcheint. **6**) Die Sprache der Etrusker. Die Etruskiſche Sprache, weſentlich und durchaus verſchieden von der Latiniſchen, Oskiſchen, Umbriſchen, zeigt in Stämmen und Flexionen weit weniger Aehnlichkeit mit dem Griechiſchen als dieſe; im Gegentheil hat ſie in ihren Lautverbindungen, Wortendungen u. dgl. ſo viel von der Analogie der übrigen Sprachen Europa's, welche zu dem Indo-Germaniſchen Geſchlechte gehören, Abweichendes, daß man beinahe vermuthen darf, ſie ſei gar kein Zweig dieſes ſich von Aſien bis über die Pyrenäen und nach den Britanniſchen Inſeln ausbreitenden Stammes, ſondern ein Reſiduum einer älteren Europäiſchen Sprache, welches ſich bei der Ausbreitung jener Nationen in den Alpen und dem obern Italien erhalten habe oder ſie habe ſich wenigſtens ſtark mit einer ſolchen gemiſcht [13]. Mit dieſem Eindrucke der Sprachdenkmäler ſtimmt das Zeugniß des Dionyſios von Halikarnaß [14]: das Tuskiſche Volk ſtimme mit keinem andern in Sprache und Sitten überein, ſei ein durchaus eigenthümliches. Dieß eigenthümliche Urvolk Italiens iſt es, welches ſich nach Dionyſios unverwerflichem Zeugniſſe *Ῥασέναι*, Raſener (welches Wort nach Tuskiſcher Accentuation **Rásne** geſprochen werden muß) nannte. Sondert man von dieſem Worte die Endung ab, welche in Porſena, Thormena und vielen andern Etruskiſchen Namen wiederkehrt [15]: ſo findet man ziemlich denſelben Stamm, der den Namen derjenigen Tusker bildet, die ſich nach der Erzählung der Alten bei der Galliſchen Eroberung von Oberitalien aus dieſem Lande nach Graubündten, Tirol und dem obern Etſchthal zogen, nach der Anſicht neuerer Hiſtoriker aber ſeit den älteſten Zeiten ſchon in dieſen gebirgigen, ſchwer zu erobernden, aber leicht zu behauptenden Strichen ſaßen.

---

[13]) S. den Abſchnitt dieſes Aufſatzes „Sprache". [14]) I, 30. [15]) Vgl. Niebuhr röm. Geſch. in den Nachträgen zur zweiten Ausg. S. 113. Anm. 303.

Dies ſind die Räter; bedenkt man, wie leicht und häufig in den verſchiedenſten Sprachen S und T wechſeln: ſo wird es in der That ſehr wahrſcheinlich, daß ſie mit dem Ton der Sprache, welche jedoch dialektiſch von dem gewöhnlichen Etruskiſchen abwich[16]), auch den alten einheimiſchen Nationalnamen in ihren Gebirgen bewahrt haben.

Tyrrhener. Mit dieſer einheimiſchen Nation miſchte ſich nun aber ein Stamm, welchen die Griechiſchen Topographen und Hiſtoriker bald aus dem eigentlichen Griechenland, bald aus Klein-aſien ableiteten und als den eigentlichen Hauptſtamm der Etrusker anſahn, auch nach ihrem Standpunkte ſo anſehen mußten. Daß nun wirklich das Etruskiſche Volk durch ſehr alte Koloniſation mit jenen beiden Ländern zuſammen hängt, macht außer der in gewiſſen Sätzen ziemlich übereinſtimmenden Ausſage der alten Ueberlieferungen auch die ſicher beglaubigte Bildungsgeſchichte Etruriens im höchſten Grade wahrſcheinlich. Die Etrusker zeigen, obgleich ſie keine eigentlich Helleniſche Kolonie in ihrem Lande hatten, wie die unteritaliſchen Völker ſo viele, doch eine weit größere Empfänglichkeit, als dieſe, ja vielleicht unter allen Nichtgriechen die größte, für Griechiſche Kunſt, Sitte und Bildung: eine Erſcheinung, die völlig unerklärt und beiſpiellos bleibt, wenn wir uns die Etrusker als ein rein Italiſches, Griechenland durchaus fremdes Volk denken. Wir finden hier ferner ſeit alten Zeiten dieſelbe nationale Muſik, daſſelbe vorherrſchende Inſtrument (die Flöte oder Pfeife), wie bei den Lydern[17]). Dieſe und andere Umſtände finden ihre hinlängliche Erklärung in den Angaben der Alten über jenes Griechenland, Lydien und Etrurien verbindende Volk, die Tyrrheniſchen Pelasger. Wir ſind ſehr reich an Nachrichten über dies Volk, welches die Aufmerkſamkeit der Griechen gerade in einer Zeit ſehr in Anſpruch nahm, in welcher der Mythus ſchon in geſchichtliche Tradition überging; ſie berühren ſehr viele einzelne Punkte im Detail und können durch die Spuren, welche die Tyrrhener in Denkmälern und Götterdienſten zurück ließen, ſelbſt beſtätigt oder auch berichtigt werden. Alles zuſammen genommen, was die neuere Zeit[18]) über dieſe Tyrrheniſchen Pelasger ans Licht

---

[16]) **Raetos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo, praeter sonum linguae, nec eum incorruptum, retinerent.** Livius V, 33. [17]) Vgl. die weitere Ausführung Etrusker I. S. 86 ff. [18]) Vgl. folgende Schriftſteller: Niebuhr Röm. Geſch. Zweite Aufl. I. S. 34 ff. Wachsmuths ältere Geſch. des Röm. Staats. S. 91. Raoul-Rochette **Hist. de l'établ. des col. Gr. I. p. 236. 352. 419.** Orioli in den **Opuscoli letter.** von Bologna **T. III. p. 207. 292.** Welcker Prometheus S. 215. K. O. Müller Orchomenos S. 437. Etrusk. I. S. 75.

gebracht hat, ergibt ſich folgender Zuſammenhang ihrer Geſchichte. In der Zeit der Doriſchen Wanderung erſchien in Attika ein flüchtiger Haufe der Pelasgiſchen Nation, welche weiland den größten Theil von Griechenland unabhängig bebaut hatten; er war nach dem glaubwürdigſten Zeugniſſe des Ephoros aus Böotien gekommen[19]. Von den in Athen herrſchenden Joniern zu Mitbewohnern des Landes aufgenommen verwandelten dieſe Pelasger die unfruchtbaren Steinfelder am Hymettos in ergiebigen Acker und bauten, als Zins für deren Ueberlaſſung, die Pelasgiſche oder Pelargiſche Befeſtigung, welche die von Natur am wenigſten befeſtigte Nordweſtſeite der Akropolis von Athen ſchirmte[20]. Eine ſehr bald entſtandene Feindſeligkeit der Athener gegen ſie nöthigte ſie das Land zu verlaſſen; ſie zogen ſich nun, wie man beſonders durch Herodot erfährt, nach den Inſeln im Norden des ägäiſchen Meers: Lemnos, Imbros, Samothrake und Skyros[21], vielleicht auch damals ſchon nach mehreren Punkten in Aeolis und am Hellespont, wo ſie als Einwohner in hiſtoriſchen Zeiten vorkommen. Dieſelben Pelasger, welche auf dieſe Weiſe nach Athen und Samothrake geriethen, zogen nun auch, entweder als ſie Böotien oder als ſie Attika verließen, an die Lydiſche Küſte. Das ehemalige Mäonien, nachmalige Lydien zerfiel damals noch in zwei Landſchaften, welche von zwei nahe verwandten, in der Sprache nur dialektiſch, etwa wie Dorier und Jonier, verſchiedenen Stämmen bewohnt wurden, den eigentlichen Lydern und den Torrhebern[22]. Die Torrheber wohnten im ſüdlichen Lydien, gegen Karien hin[23]. In dem Namen der Torrheber iſt die Endung dieſelbe, die ſich in dem Lydo-phrygiſchen Kybebos, Kybebe wieder findet; der Stamm iſt wahrſcheinlich der in dem Namen der Lydiſchen Stadt Tyrrha vorkommende, welche auch im ſüdlichen Lydien gelegen zu haben ſcheint*). Wenn ſich nun aber an der Küſte der Gegend von Tyrrha, neben den Torrhebern, Pelasger anſiedelten: ſo war Nichts natürlicher,

---

19) Bei Strabon IX. p. 401. 20) Ueber deren Lage ſ. den Art. Attica. S. 229. in Eſch und Grubers Encycl. 1ſter Sect. Th. IV. 21) Herodot II, 51. V. 26. Porphyr. Leben des Pythag. 10. u. A. 22) S. Xanthos bei Dionyſ. I, 28. Dieſes Zeugniß ſpricht uns wie unmittelbare Ueberlieferung aus dem Leben an und wird als echt und alt auch von Welcker anerkannt, welcher Xanthos Lydiaka zum großen Theile als Werk des Grammatikers Dionyſios Skytobrachion betrachtet. Neues Archiv für Philol. und Pädagog. 1830. N. 9. 23) Etrusker I. S. 80. *) Der Name dieſes Tyrrha, welches Grammatiker zur Erklärung des Namens τύραννος brauchten, hat ſich wahrſcheinlich in Tyria am Kayſtros erhalten. Dieſer Name tritt im Mittelalter wieder hervor; die Griechen nennen den Ort (nach Leake Asia minor. p. 257) die Stadt der Kayſtrianer, wie Münzen zeigen.

als daß ſie *Πελασγοὶ Τυῤῥηνοί* genannt wurden. In *Τυρσηνός*, *Τυῤῥηνός* iſt es in der That faſt unmöglich die in Kleinaſien herrſchende Form einer von einer Stadt oder Gegend abgeleiteten Volksbezeichnung zu verkennen. Hier alſo erhielten dieſe unſtäten Pelasger zuerſt den Namen Tyrrhener, welcher nun auch ſchon von Thukydides[24]) auf die Brüder derſelben, die von Attika nach Lemnos gezogen waren, übertragen wird; Herodot indeſſen nennt dieſe immer nur „die Pelasger, welche einſt mit den Athenern zuſammen gewohnt haben.“ An dieſer Küſte zogen ſich dieſe Pelasger-Tyrrhener auch beſonders den Ruf der Seeräuberei zu; die Tyrſener, welche nach dem Homeridenhymnus, in dem eine nariſche Volksſage ausgeführt wird, den Dionyſos wegfangen, um ihn in fernen Landen zu verkaufen, ſo wie die, welche nach einer Samiſchen Tradition das alte Bild der Hera von dieſer Inſel rauben wollen, werden offenbar an dieſer Küſte anſäſſig gedacht. Obgleich auch hier ihre Exiſtenz nur von kurzer Dauer war, hatten ſie doch Zeit genug, ſich Einiges von den Künſten, namentlich den muſiſchen, ihrer Lydiſchen oder Torrhebiſchen Nachbarn anzueignen. Der Untergang ihrer Anſiedelung an dieſer Küſte wurde nothwendig durch die Joniſche Kolonie herbeigeführt (welche nach den Alexandriniſchen Chronologen 60 Jahre ſpäter eintrat als die Doriſche Wanderung); durch welche die einzelnen Pelasgerhaufen nothwendig vertilgt oder vertrieben werden mußten. Was nun Herodot von dem Zuge Lydiſcher Tyrrhener nach Etrurien erzählt (eine im Alterthum ſehr oft wiederholte und ſehr weit verbreitete Annahme, die aber in dieſer Form ſchon dadurch widerlegt wird, daß die Lydiſchen Torrheber noch zu Xanthos Zeit neben den andern Lydern wohnten): das wird jetzt mit größerem Recht von dieſen Tyrrheniſchen Pelasgern an der Lydiſchen Küſte zu verſtehen ſein. Der Natur ihrer Beſchäftigungen und ihrer Lebensweiſe gemäß fuhren die aus dieſer Gegend vertriebenen Tyrrhener wieder nach allen Seiten aus einander; ſie beſetzten das zum Seeraub trefflich gelegene Lakoniſche Vorgebirge Malea, wovon ein Tyrrheniſch-Pelasgiſcher Anführer, der ein Sohn der Lydiſchen Omphale genannt wird, den Namen Maleos oder Maläotes trägt[25]); auch die an den Berg Athos verſprengten Tyrrhener mögen von dieſen Lydiſchen ſtammen[26]); die kühnſten aber oder des Meeres kundigſten verließen ganz das Helleniſche Gebiet und zogen, die gefürchtete Meerenge der

---

[24]) IV, 109. [25]) Etrusker I. S. 83. II. S. 208. [26]) Ebd. I. S. 97. 98.

Skylla durchſchiffend, nach der damals faſt ganz unbekannten Weſtküſte Italiens.

In Italien war es die Küſte Süd-Etruriens, an welcher wir die Städte Tarquinii und Cäre finden, welche ſie zuerſt beſetzten. Die Angaben der Alten, daß Cäre eine Pelasgiſche oder Tyrrheniſche Bevölkerung erhalten habe, ſind ſehr zahlreich[27]; auch der doppelte Name des Ortes, Agylla bei den Griechen, Cäre bei den Latinern, deutet auf die Vereinigung zweier verſchiedenen Stämme und Sprachen in dieſer Gegend. Der Name des Hafenortes Pyrgoi, des benachbarten Alſion, iſt offenbar von dem Griechiſchen Theile der Bevölkerung abzuleiten. Tarquinii, welches Etruskiſch etwa **Tarchufin** hieß, wie **Tanaquil** in Etruskiſchen Inſchriften **Tanchufil**, und welches von den Griechen *Ταρχώνιον*, *Ταρκωνία*, *Ταρκυνία* genannt wird, hat zum mythologiſchen Repräſentanten einen Heros Tarchon oder Tarkon[28], der in mythiſchen Genealogieen regelmäßig ein Sohn oder Bruder des Tyrrhenos genannt wird, ſo wie Tyrrhenos wieder mit dem Lydiſchen Gotte Atys, mit der Omphale, auch dem Myſiſchen Telephos enge verbunden wird[29]. Bedenkt man, daß der Vokal von Tyrrhenos in der Lydiſchen Form ſelbſt anders lautet und daß die Etruskiſche Sprache in den erhaltenen Inſchriften eine ſtarke Neigung zu Aſpirationen zeigt: ſo wird man es nicht unglaublich finden, daß Tyrrhenos und Tarchon eigentlich nur verſchiedene Ausſprachen eines Namens ſind und Tarchufin, **Tarquinii**, nichts Anderes als die Stadt der Tyrrhener iſt. Eine im Munde des Volkes erhaltene Nachricht, daß Tarchun über's Meer gekommen, Tarquinii von einem kleinaſiatiſchen Volksſtamme gegründet worden ſei, wohl auch manche noch deutlichere Uebereinſtimmungen in Sitten und Gebräuchen, als wir jetzt nachweiſen können, mögen die Griechen hier vorgefunden haben und dadurch geleitet worden ſein, als ſie jene Genealogie von Tyrrhenos bildeten, bei der ſie indeſſen ſchwerlich ſelbſt ahneten, daß ſie nur verſchiedene Formen eines Namens (Tarchon und Tyrrhenos) als Vater und Sohn oder Gebrüder neben einander ſtellten. Daß die Etrusker auch in einheimiſcher Sage die Einwirkung eines fremden Stammes auf ihre Kultur, Staateneinrichtung und Religion einigermaßen bewahrt hatten, geht ſchon daraus hervor, daß ſie von Tarquinii aus die Gründung der Zwölfſtädte,

---

27) S. Raoul-Rochette **Hist. de l'établ. T. I. p. 305. 362.** 28) *Τάρκωνα ἀφ' οὗ Ταρκυνία ἡ πόλις.* Strabon **V. p. 219.** 29) Etrusker **I.** S. 88.

ſo wie die Diſciplin ihrer Haruſpices ausgehen ließen[30]; gewiß wäre die am Meer in Südetrurien gelegene Stadt nicht zu ſolcher Ehre gelangt, wenn ein einheimiſches, altitaliſches Volk in Etrurien allein geherrſcht und ſich daſelbſt unabhängig und für ſich ausgebildet hätte.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach — denn hier verlaſſen uns die Traditionen des Alterthums ganz — beſtand ein Tyrrheniſcher Staat eine Zeitlang in Südetrurien etwa von der Marta bis gegen den Tiberſtrom. Dieſe Tyrrhener ſind es, von denen die Umbrer und Latiner die Benennung des ganzen nachmals ſo ausgebreiteten Volks hergenommen haben. Denn da in Umbriſchen Urkunden[31] als Form des Tuskiſchen Namens **Turske, Turscum** vorkommt, welches offenbar ſich erſt durch mildere Ausſprache zu **Tuscus** geſtaltet hat: ſo kann man kaum anſtehen, auch hierin dieſelbe Wurzel wie in *Τυρσηνός* zu erkennen, an welche hier eine Italiſche wie dort die in Kleinaſien übliche Endung gehängt worden iſt. Auch der Ort **Tuscana**, deſſen Stätte durch altetruskiſche Ruinen, zwiſchen der Marta und Toscanelli, bezeichnet iſt, heißt wohl deswegen ſo, weil er eine Gründung dieſer urſprünglichen Tusker war. Wie nun freilich die Vereinigung dieſer Anlander, die doch gewiß an Zahl nicht ſehr beträchtlich waren, mit den einheimiſchen Raſenern bewerkſtelligt worden iſt und welche Umſtände ſie herbei geführt haben, darüber ſchweigen unſre Nachrichten völlig[32]. Wir müſſen uns dabei beruhigen, daß wir beide Beſtandtheile erkennen, den Pelasgiſchen, Griechiſchen und den Ungriechiſchen, Altitaliſchen, der ſchon deßwegen zugeſtanden werden muß, weil ſonſt unerklärlich wäre, wie die Etruskiſche Sprache ſo viel mehr von dem Griechiſchen in Wurzeln und grammatiſchem Baue abweicht als die Latiniſche, in der das dem Griechiſchen entſprechende, nahe verwandte Element ſo deutlich am Tage liegt. Der Pelasgiſche Beſtandtheil der Etruskiſchen Nation aber wird dadurch nur noch mehr geſichert, daß es außer der hier erörterten Sage auch noch andere Verſuche gab, ſein Vorhandenſein zu erklären und eine Verbindung Etruriens mit den Heimatländern der Pelasger ausfindig zu machen. So läßt eine ſchon von dem Topographen Hellanikos ausgeführte Meinung einen aus Theſſalien vertriebenen Pelasger-Stamm über Spina am Adriatiſchen Meere

---

30) S. N. 45. 201. 31) Auf der ſechsten und ſiebenten eugubiniſchen Tafel.
32) An hiſtoriſchen Analogieen fehlt es indeß nicht. Ein ähnliches Miſchvolk, aus Kretern und Karern, waren die Lykier.

und Cortona im öſtlichen Etrurien nach dieſem Lande kommen und das Etruskiſche Volk gründen[33]; es iſt gezeigt worden[34], daß dieſe Anſicht im Weſentlichen darauf beruht, daß ein wandernder Heros der Etruskiſchen Sage, Nanas, deſſen Grab man zu Cortona zeigte und den Manche für den Odyſſeus von Ithaka hielten, von Andern für einen Häuptling der unſtät umher ſchwärmenden Pelasger erklärt wurde[35].

Ausbreitung der Etrusker in Mittelitalien. Ehe die vereinigten Raſener und Tusker ihre Herrſchaft in Mittelitalien ſo weit ausbreiten konnten, als wir ſie hernach finden: hatten ſie Kämpfe mit mehrern vor ihnen mächtigen Völkern zu beſtehn. Die Siculer waren zwar damals durch die Umbrer und Aboriginer aus den Gegenden des Tiberfluſſes entweder ſchon verdrängt oder dieſem Schickſale nahe: indeß iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich unter den Unterthanen der südetruriſchen Staaten auch Nachkommen dieſes Stammes befanden. Dagegen waren damals gerade die Umbrer in dieſen Gegenden vor andern mächtig und ein großer Theil des nachmaligen Etruriens muß ihnen gehört haben. Die Gegend Umbria am Fluſſe Umbro bezeugt dieß durch den Namen; Cluſium gehörte unter dem Namen Camers dem umbriſchen Stamme der Camertes, Peruſia den Säſinaten[36]; auch die Griechen erzählen, daß die anlandenden Lyder oder Pelasger in das Land der Ombriker kamen. Von der alten Ausdehnung des Umbriſchen Namens ſo wie von dem harten und anhaltenden Kampfe der beiden Nationen gibt die Nachricht, wenn auch fabelhaft und übertrieben, einen Begriff, wonach die Etrusker von den Umbrern dreihundert Städte erobert haben ſollen[37]. Weiter aufwärts mußten die Etrusker mit den Ligyern oder Ligurern kämpfen, welche weiland als eine große Nation von den Pyrenäen (davon gibt noch gleichzeitige Geſchichte Kunde) längs der ganzen Küſte des Mittelmeers bis nach Etrurien hinein, ja bis in die Nähe des Tiberſtroms wohnten, wo ſie vor der Ausbreitung der Umbrer an die Siculer gränzten. Die Gegend von Piſä ſollen die

---

33) Bei Dionyſ. Röm. Alt. I, 28. p. 74; Frgm. 76. p. 108. bei Sturz ed. alt. 34) Etrusker I. S. 92. 35) Die verſchiedenen Weiſen, dieſe Sagen zu behandeln, können hier unmöglich aufgezählt werden: doch muß dieß bemerkt werden, daß Niebuhr auch jetzt noch die Tyrrhener für ein Pelasgiſches Volk hält, welches von den Tiber-Ufern durch die Raſener oder Etrusker vertrieben wurde und ſo nach Griechenland kam; die Mäoner in Lydien aber für Pelasgiſche Verwandte jener Tyrrhener. 36) Interpp. *Virgil.* ap. *Serv.* ad Aen. X, 201. 37) Plin. N. H. III, 19.

Etrusker den Ligyern abgekämpft haben[38]; ſpäter dagegen, als Etrurien am blühendſten war, dehnte ſich dieß Land noch ein bedeutendes Stück über den Arnus bis an den Fluß Macra aus, und die Gegend von Luna und Luca war Etruskiſch[39]. — Wie der Tiberfluß die Gränze der Etruskiſchen Herrſchaft gegen die Umbrer geworden war (Etruriens Kultur erſtreckte ſich indeß auch noch hinüber): ſo begränzte derſelbe Etrurien auch gegen die Sabiner und Latiner. Veji war rein Etruskiſch; auch Falerii gehörte Etrurien an, wenn auch der eigne Dialekt der Falisker, von welchem Strabon ſpricht[40], auf eine beſondere Miſchung von Völkerſtämmen in dieſer Gegend ſchließen läßt. Ueber dem Tiber waren in der Zeit, in welcher Etrurien am mächtigſten, Fidenä und Cruſtumerium Tuskiſch[41]; wahrſcheinlich wurden ſie es erſt, nachdem ſie als Kolonieen von Alba Latiniſch und Sabiniſch geweſen waren, im zweiten Jahrhunderte Roms. Die Herrſchaft der Tusker über Volsker und Rutuler, wovon Cato ſprach[42], kann auf dieſelbe Zeit gedeutet werden; indeß iſt faſt wahrſcheinlicher, daß dabei an Niederlaſſungen der Pelasgiſchen Tyrrhener an dieſer Küſte zu denken iſt, welche dieſe Völker eine Zeit lang in Furcht und Schrecken ſetzten. Die Nachricht knüpft ſich nämlich ganz an den Namen des Mezentius (Medentius, Messentius), der zugleich in Cäre und im Volskerlande herrſcht; dieſer wüthende Tyrann ſteht in der Sage ganz wie ein Tyrrheniſcher Piratenhäuptling da; was die Einen von ſeiner grauſamen Behandlung der Gefangenen erzählen, geben die Andern Tuskiſchen Piraten Schuld[43]. Dann könnte auch der Name des dem Mezentius verbündeten Rutulerfürſten Turnus aus dem Griechiſchen *Τυῤῥηνός* entſtanden ſein. — Bei Tusculum weiſt der Name, auch einige Sprachſpuren, auf Etruskiſchen Urſprung hin.

Etruriens Städte und zwölf Staaten. In hiſtoriſch bekannter Zeit war das ganze Etrurien, ſo wie auch die Etruskiſchen Beſitzungen in Oberitalien und Campanien, in zwölf Staaten, duodecim populi, getheilt.[44]. Etruskiſche Sagen oder Geſchichtsbü-

[38]) Lykophron Alex. 1241. 1356. [39]) Dieß folgt aus den Angaben von Liv. XLI, 13. Strab. V, 222. Noch weiter dehnt Skylax Etrurien gegen Ligurien aus, wenn bei Bezeichnung der Gränze *Ἀλπίου* für *Ἀντίου* zu ſchreiben iſt. [40]) Strab. V. p. 226. Etrusker I. S. 109. N. 101. [41]) Liv. I, 15. Strabon V. p. 226. — Feſtus s. voce Crustumina. [42]) Bei Serv. ad Aen. XI, 567. Macrob. Sat. III, 5. [43]) Vgl. Virgil Aen. VIII, 485. mit Cicero im Hortensius bei Auguſtin c. Julian. Pelag. IV, 78. [44]) Dionyſ. VI, 71. *Τυῤῥηνίαν ἅπασαν εἰς δώδεκα νενεμημένην ἡγεμονίας.* Liv.

cher, aus denen der Etrusker Cäcina, einer der gelehrteſten Bearbeiter der Etrusca disciplina, und Verrius Flaccus, der in ſeinen libri rerum memoria dignarum auch die Etruscas res behandelte, ſchöpften, ſtellen den oben erwähnten Tarquiniſchen Heros Tarchon als den Erbauer der zwölf Städte, als den Gründer des ganzen nomen Etruscum vor. Sie erzählten, wie Tarchon zuerſt die zwölf Städte dieſſeits des Apenninus errichtet habe und dann über den Apennin gegangen ſei und in Oberitalien eine gleiche Anzahl angelegt habe[45]). Die Namen dieſer zwölf Staaten giebt uns kein alter Schriftſteller an; es wird daher nöthig ſein, zuerſt alle Städte Etruriens, welche in der Geſchichte Etruriens unabhängig und bedeutend auftreten, aufzuzählen, mit welcher Aufzählung Nachrichten über ihre Anlage, ihr Gebiet und ihre origines verbunden werden können. Wir beginnen von der Südgränze, von den Staaten, in welche Etrurien dieſſeits des Ciminiſchen Waldes zerfällt.

1) Veji. Der Platz des alten Veji iſt von Nardini und Holſtenius[46]) in dem Iſola Farneſe genannten, iſolirt liegenden Tuf-Felſen und dem ſich nördlich daran ſchließenden Plateau, unfern La Storta auf dem Wege von Rom nach Viterbo, erkannt worden; dort hat man auch neuerlich Inſchriften vom municipium Aug. Vejens. gefunden[47]). Die Lage ſtimmt mit der Beſchreibung der Alten wohl überein[48]), nach welcher Veji einen hohen, von allen Seiten abſchüſſigen, ſchwer anzugreifenden Felſenberg inne hatte; ſo liegen die Etruskiſchen Städte faſt insgeſammt; das Flüßchen Cremera (La Varca) fließt nördlich an dieſen Abhängen hin. Die frühe Zerſtörung Veji's hat bewirkt, daß wir weder Etruskiſche Inſchriften noch auch Münzen finden, welche deutlich Veji angehören; darum iſt uns auch die Etruskiſche Namensform von Veji unbekannt. Veji muß eine der größten Städte Etruriens geweſen ſein, wenn Dionyſios

---

IV, 23. ſagt omnis Etruria von den XII populi. Derſelbe V, 33: Etrusci in utrumque mare vergentes incoluere urbibus duodenis terras, prius cis Apenninum ad inferum mare. [45]) S. Cäcina und Flaccus bei den Intpp. *Virgil.* e Cod. Veron. ad Aen. X, 198, et ap. *Serv.* ad h. l. Vgl. Cato bei den Intpp. ap. *Serv.* ad X, 179. Silius Ital. VIII, 474. Strabon V. p. 219. [46]) Nardini L'Antico Vejo (Thes. Antiq. Ital. T. VIII. P. 3.) Holſten. ad *Cluver.* p. 529 sq. Die abweichenden Meinungen von Dominico Mazzochi, Morelli, Carlo Zanchi kann man jetzt wohl übergehen, wie auch J. H. Weſtphal thut, Römiſche Kampagne S. 148. [47]) Cardinali in den Memorie Rom. di antichità Vol. I. p. 49. Nibby Viaggio nei contorni di Roma T. I. p. 48—50. Fea ad *Hor.* Epist. II, 2, 167. [48]) Dionyſ. Hal. II, 54.

Angabe für zuverläſſig gelten kann, daß der Umfang dieſer Stadt dem der Ringmauer Athens, welche mehr als 43 Stadien maß, gleich gekommen ſei; doch war es auch ſo noch kleiner als das Servianiſche Rom. Die eigentliche Feldmark von Veji, der Vejens ager, berührte den Tiberfluß an dreizehn Römiſche Millien oberhalb der Stadt Rom und zog ſich dem Cruſtuminiſchen Gebiet gegenüber einige Millien hinab. Dem Gebiete Fidenä's und dem ager Romanus gegenüber erſtreckte ſich bis ans Meer der Vaticanus ager[49]). Auch dieſen haben die Römer den Tuskern abgenommen[50]), er kann aber vorher kaum zu einem andern Gebiete gehört haben als zu dem Vejentiſchen; wahrſcheinlich war alſo Vaticum (Vatīcum) einer der Septem pagi, welche Rom den Vejentern ſammt den Salinen und dem Mäſiſchen Walde an der Tibermündung ſchon ſehr frühzeitig genommen haben ſoll. Rings um Veji lagen mehrere nicht unbedeutende Städte, welche zwar in der Geſchichte als beſondere Staaten vorkommen, aber ſich doch in einer gewiſſen Abhängigkeit von Veji befunden haben müſſen. Dazu gehört Capena, welches nach Cato eine unter dem Könige Propertius gegründete Kolonie der Vejenter war[51]). Das Gebiet von Capena ſchloß ſich längs dem Tiberfluſſe nordwärts an das Vejentiſche an; nach der andern Seite gränzte es beim Berge Soracte an das Faliskiſche, an der Südſeite dieſes Berges lag auf Capenatiſchem Grund und Boden am Flüßchen Capenas das Heiligthum der Feronia, auf der Höhe des Berges aber, ſchon im Gebiete der Falisker, das des Dispater oder Soranus. Eben ſo finden wir Fidenä in der Römiſchen Kriegsgeſchichte in einem Zuſammenhange mit Veji, der auf Abhängigkeit deutet[52]). Nördlich von Veji liegen Sutrium und Nepet (jetzt Sutri und Nepi), zwei Ortſchaften, die wir gleich nach der Eroberung Veji's durch Camillus als sociae civitates Roms treffen, früher waren ſie wahrſcheinlich abhängige Bundesgenoſſen von Veji geweſen, für ſich beſtehende Zwölfſtaaten gewiß nicht. Auf eine engere Weiſe gehörte zu Veji der Ort Sabate am Sabatiſchen See; die Einwohner von Sabate waren Vejenter; Sabate lag im ager Vejens.[53]). Veji ſelbſt hatte

[49]) Plin. III, 9. Cluver Ital. ant. III, 2. p. 866. [50]) Feſtus s. v. Vaticanus. Vgl. Plin. XVI, 87. [51]) Intpp. ap *Serv.* ad Aen. VII, 697. Lucos Capenos. Hos dicit Cato Vejentum (hier iſt etwa juvenes zu ergänzen) condidisse auxilio regis Propertii, qui eos Capenam quum adolevissent miserat. Vgl. Cluver It. ant. II, 3. p. 548. Niebuhr R. G. I S. 122. [52]) Die Stadt war nach Plut. Rom. 25. den Vejentern προςήκουσα. [53]) Geſchloſſen aus Liv. VI, 4. Vgl. Feſtus s. v. Stellatina, Sabatina.

entſchieden eine Stelle im Bunde der zwölf Städte und nahm an den Verſammlungen und Feſten der duodecim populi Antheil[54].

2) Cäre, echt Etruskiſch vielleicht Cisra[55], bei den Griechen Agylla genannt, lag, nach den Diſtanzangaben der Alten zu urtheilen, auf dem Flecke des heutigen Cerveteri (aus Caere vetus entſtanden), am Caeretanus amnis[56]. Doch ſind von „dem Sitz der Agylliniſchen Stadt, den uraltes Geſtein befeſtigt," wie Virgilius ſagt[57], ſo viel dem Verfaſſer dieſer Abhandlung bekannt, keine Mauertrümmer mehr vorhanden; gerade in der Nähe Roms ſind alle Spuren von koloſſalen Anlagen am meiſten verwiſcht worden. Nur einige Säulenſchäfte und Kapitäler aus ſpäterer Zeit findet man hie und da eingemauert. Zu dem Gebiete von Cäre gehörte die weiland anſehnliche und volkreiche Hafenſtadt Pyrgoi (jetzt San Severo); auch die andern coloniae maritimae Roms in dieſer Gegend, Caſtrum Novum, Alſium, Fregenä können kaum zu einem andern Gebiete als dem Cäritiſchen gehört haben. Ein Cäritiſcher Ort Artena, zwiſchen Cäre und Veji gelegen, wurde ſchon von einem der Römiſchen Könige zerſtört[58].

3) Falerii. Der Etruskiſche Name dieſer Stadt lautete etwa Phalese, der erſte Buchſtabe war eine ſcharfe Aſpiration und konnte auch durch H ausgedrückt werden, daher der mythiſche Gründer von Falerii Halesus genannt wird[59]. Von Phalese leitet ſich der Name des Volksſtammes, der Falisker, ab; es iſt ſicher, wenn auch immer ſchon alte Schriftſteller hierin Verwirrung gemacht haben, daß die Falisker Nichts ſind als das Volk von Falerii. Die hohen Mauern von Falerii, deren Ovid gedenkt[60], ſind noch jetzt in den Trümmern einer aus vieleckigen weißen Steinblöcken ohne Mörtel aufgeführten Ringmauer deutlich zu erkennen, die auf Anhöhen etwa drei Miglien weſtlich von Città Caſtellana ſich befinden, der Ort heißt noch jetzt Faleri[61]; eben da iſt ein Hypogeum mit Etruskiſcher Schrift gefunden worden[62]. Falerii lag hoch und ſteil[63]; doch breitet ſich von

54) Livius V, 1. Dionyſ. IX, 18. 55) Intpp. ad Aen. X, 183 e Cod. Veron. 56) Mannert Geographie IX, 1. S. 379. Weſtphal Röm. Kampagne S. 159. 57) Aen. VIII, 478. Vgl. Servius. 58) Livius IV, 61. Die Homonymie von Artena, Fregenä bei Cäre mit Artena, Fregellä im Volskerlande beſtätigt einiger Maßen die Sagen von Mezentius. 59) S. die Auseinanderſetzung Etrusker Bd. II. S. 273. 60) Amor. III, 13, 34. 61) S. beſonders Winckelmann's Werke III. S. 167. Weſtphal S. 139. Bulletino degli Annali dell' Instituto di corrisp. archeol. 1829. N. 6. p. 71. 62) Dempſter Etruria reg. T. II. t. 82, 1. 63) Zonaras Ann. VIII, 18. p. 301. Plutarch Kamill. 9.

da eine ſchöne Ebene gegen den Tiber aus, welche wahrſcheinlich **Aequum Faliscum** hieß. Als ſpäter die Falisker von den Römern bezwungen wurden, nöthigte man ſie ihre Felſenburg zu verlaſſen und ſich hier in der Ebene anzuſiedeln, dieß iſt ohne Zweifel die Entſtehung des Ortes **Aequum Faliscum**, welcher nach Strabons Angaben an der Flaminiſchen Straße zwiſchen Rom und Ocriculi, in der bezeichneten Ebene, dem **Piano di Borghetto**, lag [64]). Ein bloßes Mißverſtändniß iſt es alſo, wenn man ſchon im Alterthum die **Aequi Falisci** für die gerechten Falisker nahm und den Namen daraus erklärte, daß das Inſtitut der Fecialen von ihnen zu den Römern gekommen ſei. Die **Colonia Falisca** der Römer wurde dagegen wieder nach dem alten Falerii geführt, das hoch ummauerte Falerii mit dem Juno-Tempel, welches Ovid beſuchte, war wirklich die alte Etrusker-Stadt. Das Gebiet von Falerii reichte ſüdlich bis an den Berg Soracte, öſtlich bis an den Tiberfluß, weſtlich ſtieß es an die Landſchaft Tarquinii's, nördlich an das Gebiet von Ameria in Umbrien, welches durch das **castellum Amerinum** ſich auch auf das rechte, ſonſt Etruskiſche Tiberufer ausdehnte, ſo wie an die Feldmark von Volſinii. Zu den von Falerii abhängigen Ortſchaften gehörte wahrſcheinlich der ſehr alte Ort Fescennium; die Bautrümmer zu Città Caſtellana, welche auf einer durch die Natur befeſtigten Anhöhe liegen, können, da ſie nicht Falerii gehören, mit dem beſten Rechte Fescennium zugeſchrieben werden. Falerii war, wie oben bemerkt, zwar nicht rein Etruskiſch, aber gehörte doch zu den Hauptſtädten dieſes Stammes [65]). Die Bevölkerung ſtand wahrſcheinlich in engem Zuſammenhange mit der Vejentiſchen; der mythiſche Gründer von Falerii, Haleſus, wird auch als Ahnherr eines alten Vejentiſchen Königs genannt [66]), in beiden Städten war der Kultus der Juno beſonders vorherrſchend.

Wir gehen zu den jenſeits des Ciminiſchen Waldes, aber ihm zunächſt gelegenen mächtigen Republiken Tarquinii und Volſinii über.

4) Tarquinii, griechiſch *Ταρχώνιον, Ταρκυνία*, Etruskiſch etwa **Tarchuſin** [67]). Die Stadt lag, wenn das jetzige Turchino anders die Stätte bezeichnet, drei Miglien nördlich von Corneto auf einem Hügel von länglicher Form, auf welchem man einige Trümmer und Baureſte entdeckt, zwiſchen den Flüſſen Marta und Minio. Das

---

[64]) Etrusker I. S. 110. [66]) Vgl. Liv. IV, 23. Als Kolonie hieß Falerii **Colonia Etruscorum Falisca.** [66]) Servius zu **Aen. VIII, 285.** [67]) S. oben.

einleuchtendſte Zeugniß für die ehemalige Bevölkerung Tarquinii's geben die zahlloſen Hypogeen, die ſich in gedrängter Menge von den Trümmern Tarquinii's bis ans Meer, in einer Breite von ſechs, einer Länge von acht Miglien, erſtrecken. Zu dem Tarquinii'ſchen Gebiete gehört das alte Graviscä[68]), welches unweit der Mündung des Fluſſes Minio, etwas nördlicher, lag; ferner das **Castellum Axia**[69]), jetzt Kaſtell d'Aſſo, fünf Miglien ſüdweſtlich von Viterbo: eine Anlage auf ſteilen und ſchwer zu erſteigenden Felſen, von mehreren Reihen in ſenkrechte Felswände gehauener und mit Frontiſpizen verſehener Hypogeen umgeben, welche eine nicht unbeträchtliche und zugleich wohlhabende Bevölkerung beweiſen[70]); überdieß die ihrer Lage nach nicht näher bekannten Städte Cortuoſa und Cortenebra[71]). Auch Blera (jetzt Bieda) und Tuscaná ſind zu dieſem Gebiete zu rechnen, das letzte als eine nicht unanſehnliche, aber doch nicht für ſich beſtehende Stadt; die Ruinen, beſtehend in Hypogeen und Mauern aus großen Quadern ohne Bindemittel, liegen zwiſchen Toscanella und dem rechten Ufer der Marta[72]). Von Blera vier Miglien, vierzehn von Viterbo gegen SW., liegt das Kaſtell Orchia oder Norchia, deſſen alter Name unbekannt iſt; daß es aber ein alt-Etruskiſches Caſtellum geweſen, beweiſen auch hier wieder die zahlreichen und ſtattlichen Grabmonumente[73]). Zu den zwölf Städten gehörte Tarquinii entſchieden, da es ſogar zu Zeiten auf einen Prinzipat unter denſelben Anſpruch machte, wovon unten die Rede ſein wird. Als die Tyrrhener-Stadt iſt es oben dargeſtellt worden.

5) Volſinii, die Stadt der **Volsones**[74]) oder **Volsani**[75]). Der Etruskiſche Name war **Felsuna**, wie man aus der Aufſchrift einer Goldmünze Etruriens abnimmt[76]). Was die Lage Volſinii's betrifft: ſo muß man genau unterſcheiden zwiſchen dem alten Volſinii, welches die Römer nach der endlichen und mühevollen Beſiegung dieſes Volksſtammes zerſtörten, und dem neuen, welches die bezwungenen Volſinier zu derſelben Zeit anlegten[77]). Dieſes letztere iſt entſchieden das heutige Bolſena, am Volſiniſchen See; jenes war

---

68) Veteres Graviscae. *Virgil.* In agro Tarquiniensi nach Liv. XL, 29. 69) *Cicero* pro A. Caecina c. 7, 20. vgl. 4, 11. auch Steph. Byz. s. v. Ἀξία. Bei Mannert kommt dieſer bedeutende Ort gar nicht vor. 70) Orioli bei Inghirami M. E. T. IV. p. 174 sq. 71) Livius VI, 4. 72) Vinc. Campanari dell' urna di Arunte artic. 1. 73) Orioli bei Inghirami M. E. T. IV. p. 175. 74) Fasti Capitol. ap. *Gruter.* p. 296. col. 2. 75) Properz IV, 2, 4. 76) Etrusker I. S. 333. 77) S. beſonders Zonaras Annal. VIII, 7. p. 287.

dagegen eine auf einer ſteilen Berghöhe faſt unbezwinglich, angelegte Stadt (ein Umſtand, der auch den Griechen bekannt und merkwürdig geworden war [78]), welche nicht nothwendig in unmittelbarer Nähe von Neu-Volſinii geſucht zu werden braucht. Es iſt dem Verfaſſer dieſer Abhandlung ſehr wahrſcheinlich, daß die bei Leo Diakonus und Prokopius erwähnte Urbs Vetus, das jetzige Orvieto, am Zuſammenfluß der Pallia mit dem Clanis, eben die alte Stadt Volſinii ſei; die Lage Orvieto's entſpricht ganz und durchaus dem Bilde, welches die Alten von Volſinii geben, und dann haben ſich gerade bei Orvieto mehrere der alterthümlichen Inſchriften Etruriens gefunden [79]), welche abnehmen laſſen, daß hier beſonders in früheren Zeiten eine anſehnliche Etruskiſche Stadt geſtanden habe. Dem Gebiete von Volſinii gehörte Troſſuli [80]), vielleicht Ferentinum, auch mehrere nicht näher bezeichnete **Castella** an [81]). Die Stadt gehörte zu den mächtigſten, ſtreitbarſten und zugleich kunſtbefliſſenſten Republiken Etruriens; ſie wird entſchieden zu den zwölf Staaten und Hauptſtädten Etruriens gerechnet [82]).

Die Gegend, welche von dieſen beiden Staaten nördlich liegt, iſt ſehr ſchwer in beſtimmte Gebiete und Städte zu vertheilen. Doch unterſcheidet man deutlich:

6) Das Gebiet der Volcienter, welche in der Römiſchen Kriegsgeſchichte als eine der kräftigſten Völkerſchaften Etruriens erſcheinen. Ihre Stadt hieß Volci, welches noch in Römiſcher Zeit als ein **municipium** beſtand [83]); die Lage derſelben wird durch das heutige Piano de Volci oder Voci am rechten Ufer der Fiora (Armenta) beſtimmt [84]); ſehr anſehnlich ſcheint ſie indeß, nach dem Mangel hiſtoriſcher Erwähnungen zu urtheilen, nie geweſen zu ſein. Indeſſen hat man gerade in einer Gegend, welche man mit Wahrſcheinlichkeit zum Gebiet von Volci rechnet, bei Ponte della Badia und zu Canino, im Flußthal der Armenta, in neuerer Zeit eine Menge Gräber geöffnet und in dieſen eine Fülle bemalter Vaſen gefunden, die entſchieden für eine bedeutende, wohlhabende und an Griechiſcher Bildung Theil nehmende Bevölkerung dieſer Gegend beweiſt [85]).

---

[78]) S. die **Mirab. Auscult.** unter den Schriften des Ariſtoteles **c. 96.** Die Erzählung betrifft ſicher Volſinii. [79]) Lanzi **Saggio II. p. 336. 391. 397. 493.** [80]) Mannert **IX, 1.** S. **409.** [81]) Liv. **IX, 41.** [82]) S. die metr. Inſchrift bei Andr. Adami **Storia di Volseno I, 8. p. 94.** Valer. Max. **IX, 1 ext. 2.** [83]) Ptolemäos. Steph. Byz. **s. v.** *"Ολκιον.* Gruter **p. 447, 1. 301.** [84]) S. Holſten **ad** *Cluver.* **p. 515, 10.,** der noch bedeutende Ruinen einer Stadt ſah. [85]) S. Campanari **notizie di Vulcia** in den **Annali dell'**

Dem Gebiet der Volcienter gehört Coſa an, deſſen Mauern wahrſcheinlich älter ſind als die Römiſche Kolonie im Jahre **479**; es liegt auf einem ins Meer vortretenden Hügel bei Anſedonia und war, der Größe und dem Umfange ſeiner Mauern[86]) nach zu urtheilen, zwar kleiner als die Hauptſtädte Etruriens, aber doch gewiß einer der anſehnlichſten Orte dieſes Gebiets. Aus den Anlagen beim Herkuleshafen von Coſa erwuchs ſpäter ein beſonderer Ort Succoſa. Zum Gebiete dieſer Völkerſchaft muß man noch das Kaſtell ſchlagen, deſſen mächtige Mauern noch unter dem Namen Caſtellaccia di Monteti bei Cepalbia zwiſchen Coſa und dem Fluß Armenta exiſtiren[87]). Ob der Hafen Telamon dieſem Staate oder dem Ruſellaniſchen oder dem Saturniſchen angehörte, muß man unentſchieden laſſen; er heißt noch jetzt Talamone.

7) Saturnia. Erſcheint in der politiſchen Geſchichte, welche wir kennen, nicht eher, als bis es im Jahre **569** eine Kolonie Römiſcher Bürger erhielt. Vielleicht bekam es damals erſt den Namen, der wenig Etruskiſch klingt, ſo wie Falerii **Junonia colonia** genannt wurde. In ältern Zeiten, wird gemeldet, hieß die Stadt Aurinia[88]), doch war ihr Glanz ſchon früher von ihr gewichen, ehe ſie in die Gewalt der Römer kam; denn ſchon damals gehörte ſie einer andern Stadt Caletra an, in deren Gebiet ſie lag. Gerade daß die großen Mauern Aurinia's wüſt lagen, ſcheint die Römer hier, wie bei Falerii, zur Hinſendung einer Kolonie bewogen zu haben. In alten Zeiten war Aurinia ſehr bedeutend[89]), wie beſonders die Mauern beweiſen, die in mächtigem Stile empor gethürmt ſind und einen beträchtlichen Umfang haben[90]). Sie liegen auf einer inſelartigen Anhöhe am obern Laufe des Fluſſes Albinia. Zwiſchen Saturnia und Volſinii lagen die Ortſchaften Suana (Sovana) nnd Statonia (am **lacus Statoniensis** bei Farneſe oder Caſtro nach Cluver), welches in Römiſcher Zeit eine eigne **praefectura Statoniensis** bildete; welchem Staate ſie in Etruskiſcher Zeit angehörten, läßt ſich ſchwerlich ausmachen.

Noch weniger wiſſen wir von dem folgenden Staate der

8) Salpinaten. Nur daß ſie als ein beſonderer **Populus Etruriae** im Jahre der Stadt **363** die Römer mit den Volſiniern

---

Instituto di correspond. archeologica. 1829. p. 194. Für Vetulonium, welches der Prinz von Canino in dieſer Gegend ſucht, ſpricht kein beſtimmtes Argument. [86]) Dieſer beträgt gegen 4750 Fuß. [87]) S. Santi **Viaggio sec. in Toscana p. 108.** [88]) Plin. **III, 8.** [89]) Angeblich Pelasgiſch nach Dionyſ. **I, 20.** [90]) S. die ſchwankenden Angaben darüber Etrusker **I.** S. 252.

zuſammen bekriegten [91]). Am meiſten Raum für ſie iſt zwiſchen den Gebieten von Volſinii, Aurinia, Ruſellä, Volaterrä, Cluſium, in der Gegend des jetzigen Radicofani, in einem Landſtriche, wo ſonſt gar keine alten Städte vorkommen. Sollte Orvieto nicht die alte Stadt der Volſinier ſein: ſo könnte man es für das nirgends erwähnte, aber voraus zu ſetzende Salpinum erklären.

Beſtimmter laſſen ſich die nördlichen Gegenden Etruriens eintheilen.

9) Cluſium, weiland Camars, welche Benennung auch die mit Kam bezeichneten Münzen vorausſetzen, ſo daß die Stadt bei den Etruskern immer dieſen Namen behalten zu haben ſcheint. Jetzt Chiuſi auf einer Anhöhe über dem ſchönen und fruchtbaren Thale des Clanis. Der eigentliche Platz der alten Stadt ſoll Sarteano über Chiuſi ſein. Die zahlreichen Gräber, Urnen und Inſchriften beweiſen, wie die Erzählungen von Porſena, die ehemalige Ausdehnung und Macht Cluſiums. Auch iſt ſicher, daß es eine unabhängige Republik unter den zwölf Städten war [92]).

10) Peruſia, bei den Griechen *Περουσία*, *Περῤῥαίσιον*, jetzt Perugia. Liegt auf der Höhe eines Gebirgs mit der Ausſicht auf ein weites Thal, ſchon durch die Natur ſehr befeſtigt [93]). Die alte Etruskiſche Mauer, welche längs dem Abhange der Felſen hinläuft, mißt zwei Miglien [94]); doch wurde die Stadt, wie man aus Appian annimmt, über dieſe Mauer hinaus durch bedeutende Vorſtädte ausgedehnt. Das Gebiet umfaßte das fruchtbare Thal am Thraſymeniſchen See, wie man aus der Sage abnimmt, daß der Peruſiniſche Heros Aucnus in uralten Zeiten die Gegend am See beherrſcht habe [95]). Hängt die anſehnliche Etruskiſche Familie der Tins mit dem Namen des Fluſſes Tinia (Topino) zuſammen, der Peruſia gegenüber in den Tiberis fällt [96]): ſo muß das Gebiet dieſer Stadt nach der andern Seite ſich über den Fluß nach Umbrien hinein erſtreckt haben. Peruſia war nach ſichern Zeugniſſen eine der Zwölfſtädte [97]), es wird immer als eins der capita Etruriae betrachtet [98]).

---

[91]) Liv. V, 31. 32. [92]) Dionyſ. III, 51. — Ueber Lage und Alterthümer Dorow's Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie. Paris 1829. p. 15 sqq. [93]) Dio Caſſius XLVIII, 14. Appian B. C. V, 32. 33. Crispolti Perugia Augusta I, 2. p. 5. [94]) Crispolti p. 5. 7. [95]) Vgl. Silius Ital. V, 7. mit den Interpr. Virg. ap. *Serv.* ad Aen. X, 198. Vgl. Vermiglioli Origines Perusiae, Opuscc. T. I. p. 97 sqq. [96]) S. Etrusker I. S. 405. 420. [97]) *Περῤῥαίσιον πόλις μία τῶν δυοκαίδεκα τῶν παρὰ τοῖς Τυῤῥηνοῖς ἀρχηγετίδων καλουμένων.* Steph. Byz. Appian B. C. V, 49. [98]) Liv. IX, 37. X, 37.

11) Cortona. Von den Griechen Κυρτώνιον[99]), Γόρτυν[100]), Κρότων[1]) genannt. Wie der Name Cortona, ſo haben ſich auch die mächtigen, ziemlich regelmäßig gebauten Mauern faſt vollſtändig erhalten, welche den Platz, der durch ſeine Lage ſchon zu einer Feſtung geeignet war[2]), faſt unbezwinglich machten. Die Anhöhe erhebt ſich über das Thal des Clanis und zugleich des Thraſymeniſchen Sees, der Umfang der Mauern iſt etwa 9000 Fuß, der Flächeninhalt 1/160 einer Quadratmeile[3]). Zum Gebiete gehört ein Berg Perge [Monte Pergo nach Marcello Venuti[4])], in welchem man das Grab eines Heros zeigte, der bei den Tuskern Nanos hieß und von den Griechen gemeiniglich auf Odyſſeus gedeutet wurde[5]). Cortona gehört ebenfalls entſchieden zu den Hauptſtädten des Etruskiſchen Volks[6]).

12) Ruſellä. Die Ruinen von Ruſellä finden ſich zwiſchen den Flüſſen Umbro und Prilis an dem Orte Moscone unter Baliguano; ſie beſtehn beſonders in den faſt unverſehrten, ziemlich regelmäßig conſtruirten, koloſſalen Mauern[7]). Sie liegen unweit des Sees Prilis, in der Maremma di Groſſetto, in einer durch ungeſunde Luft beſonders verrufenen Gegend; indeß ſchützte dagegen auch einigermaßen die hohe Lage der Stadt auf der abgeplatteten Spitze einer Felſenhöhe. Der Umfang derſelben mißt gegen 10,000 Fuß, der Flächeninhalt gegen 1/96 einer Quadratmeile[8]). Der Größe nach, wie nach geſchichtlichen Erwähnungen[9]), gehörte Ruſellä zu den Hauptſtädten Etruriens.

13) Vetulonium. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Ruinen, welche noch in neuern Zeiten unter dem Namen Vetulia oder Vitolonia vorkommen und im Walde Vetletta gefunden werden, dieſer Stadt angehören[10]). Sie liegen nördlich von Populonia in der Maremma von Siena und beſtehen nicht bloß aus koloſſalen Mauern im Etruskiſchen Stil, ſondern auch aus ſchön bearbeiteten

---

99) So Polyb. III, 82. und bei Steph. Byz. 100) Theopomp bei Tzetz. zu Lykophr. 806. 1) Hellanikos bei Dionyſ. Hal. I, 28. Bei Herodot I, 57 halte ich noch immer Κρηστών feſt. Dionyſ. I, 26. ſchreibt den Namen Κοθωρνία. 2) Dionyſ. I, 20. 3) Nach dem Plane bei Micali tv. 6. 4) Bei Gori Inscr. Etr. II. p. 366. 5) Tzetz. Lyk. 806. Etrusker II. S. 268. 6) Liv. IX, 37. vgl. Diodor XX, 35. Tarchontis domus nach Silius VIII, 474. 7) Hoare Class. Tour. p. 46. 8) Nach dem Plane von Lenardo Ximenes Esame dell' Esame. Micali tv. 3. 9) Dionyſ. I, 3, 3. 10) Leander Alberti Descrittione di tutta Italia fol. 29 (1550), welcher Beſchreibungen des Bildhauers Zacharia Zachio von den dortigen Alterthümern benutzt.

Säulenfragmenten, Fußböden von Moſaik u. dergl.[11]), woraus man abnimmt, daß Vetulonium, obgleich es in der ſpätern Geſchichte nicht erwähnt wird, doch lange Zeit eine wohl bevölkerte Stadt war[12]). Früher gehörte Vetulonium zu den anſehnlichſten Städten Etruriens, weiland der Stolz des Mäoniſchen Volkes, wie Silius ſagt[13]).

14) Volaterrä, in Tuskiſcher Sprache, den Münzen zu Folge, **Felathri**[14]), vielleicht die am höchſten gelegene Stadt Italiens, auf dem Gipfel eines Berges, der ein mondförmiges Plateau bildet, daher auch das Klima beſonders rauh und kalt iſt[15]). Es beherrſcht ſeiner Lage nach erſtens die Thäler gegen den Arnus herab (Val d'Era, Val d'Elſa), nach der andern Seite hin die breite Ebene gegen das Meer, in welcher der Fluß Cäcina fließt, der von einem edlen Volaterraniſchen Geſchlechte den Namen hat, oder umgekehrt. An ſeinem Ausfluß lag ein Flecken Cäcina, etwas nördlicher ziehen ſich die **Vada Volaterrana** hin, die als Schiffsſtation dienten[16]). Der Umkreis, den die aus mächtigen Quadern conſtruirten Mauern Volaterrä's bezeichnen, iſt größer als bei irgend einer Etruskiſchen Stadt, die man noch jetzt meſſen kann; er beträgt **21,000** Fuß, der Flächeninhalt $1/42$ einer Quadratmeile[17]); doch ſcheint die Ringmauer erſt nach und nach ſo weit ausgedehnt worden zu ſein. Daß Volaterrä eine der ſelbſtſtändigen Republiken Etruriens war, wäre hiernach, auch ohne ein beſonderes Zeugniß[18]), anzunehmen.

Dagegen werden wir Populonia Volaterrä bei- oder unterordnen können, indem die Angabe wohl Glauben verdient, daß Populonia erſt nach der Erbauung der zwölf Städte von einer Volaterraniſchen Kolonie angelegt und der Boden einem Korſiſchen Volksſtamm entriſſen worden ſei[19]). Doch war ungeachtet dieſes Kolonialverhältniſſes Populonia ein für ſich beſtehender Staat, wie ſchon die ſehr zahlreichen Münzen mit dem Namen **Pupluna** beweiſen, und wahrſcheinlich durch Induſtrie und Handel zu Zeiten reicher und blühender als ſelbſt die Mutterſtadt. Die gegenüber liegende Inſel Ilva gehörte

---

11) Zachio a. a. O. ſpricht auch von Trümmern eines Amphitheaters. Vgl. Targioni Tozetti. Bd. I. S. 320. 12) Vgl. auch die Inſchrift bei Gruter, p. 1029, 7. 13) VIII, 483. vgl. Dionyſ. III, 51. 14) F bedeutet hier in Tuskiſchen Namen immer das Digamma, muß alſo eigentlich V geſprochen werden. 15) Die Lage beſchreibt ſehr gut Strabon V. p. 223. Vgl. Hoare p. 6. u. A. 16) Rutil. Numatianus de reditu I, 453. sqq. Vgl. Targioni Toz. Th. I. S. 338. 17) Micali tv. 1. 18) Dionyſ. III, 51. 19) Intpp. ap. *Serv.* ad Aen. X, 172. Vgl. Mazochi sopra Volaterra, Populonia ed Ilva, Diss. Corton. T. III. Niebuhr I. S. 120.

den Populoniern[20]. Auch von den Reſten alter Kunſt und Pracht, die man in den Ruinen Populonia's gefunden, geben frühere Beſchreiber eine glänzende Vorſtellung[21]: Neuere reden nur von den Mauern, deren Umfang ſich auf 8000 Fuß beläuft. Sie liegen auf einer in das Meer hinaus tretenden, bergigen Halbinſel, ein Schutz dem Lande und eine Warte für die See, wie Rutilius ſagt[22]. Am Fuße des Berges lag eine ſichere Bucht, an welche ſich eine Hafenſtadt mit Schiffshäuſern (jetzt Porto di Baratto) ſchloß, die auch noch bewohnt wurde, als die Stadt auf der Höhe eine Ruine war.

15) Arretium, jetzt Arezzo, im obern Arnusthal, hatte ein ziemlich ausgedehntes Gebiet, indem dazu außer dem obern Arnusthale[23] auch das Thal, in welchem der Tiberſtrom entſpringt[24], drittens dasjenige, aus dem der Umbro fließt, gehörten. Daß auch dieß zuletzt bezeichnete Thal vor der Gründung Sena's, als einer Römiſchen Kolonie, Arretiniſch war, geht daraus hervor, daß ſich hier, bei Monte-Aperto, das Familienbegräbniß der Arretiniſchen Cilnier (CFelne) gefunden hat[25]. Auch Arretium wird mehrere Male als eine der mächtigſten Städte Etruriens genannt[26].

16) Fäſulä, Fieſole, die alte Bergſtadt, von der erſt in Römiſcher Zeit die Bevölkerung ſich in das nun völlig ausgetrocknete Flußthal nach Florenz hinab zog. Für die ehemalige Größe des Orts zeugen jetzt nur noch die anſehnlichen, großartig konſtruirten Mauern; der Umfang derſelben beträgt an 8500 Fuß[27].

17) Piſä lag, wie oben bemerkt, im Alterthum auf der von den Flüſſen Arnus und Auſar gebildeten Ecke. Der Hafen erſtreckte ſich von der jetzigen Mündung Calambrone bis nach Livorno; obgleich wenig gegen den Andrang des ſtürmiſchen Meeres geſchützt, war er doch ein Haupthafen Etruriens. Piſä gehörte zu den Städten, welche Tarchon ſelbſt gegründet haben ſollte[28], und war lange die Vormauer des Etruskiſchen Volks gegen die Ligurer.

An Piſä ſchließen wir den Strich zwiſchen Arnus und Macra an, in welchen Luca und Luna liegen. Von jenem hören wir vor dem Hannibal'ſchen Kriege nichts; Luna, welches auch noch öſtlich vom Macrafluſſe, alſo auf der ehemals Etruskiſchen Seite lag[29], be-

---

20) Dies nimmt man aus Strab. V. p. 223 ab. Vgl. Aen. X, 166 ff. 21) Zachio bei L. Alberti fol. 28. 22) Praesidium terris indiciumque fretis, I, 405. 23) Strab. V. p. 222. 24) Plin. III, 9. 25) S. Gori Mus. Etrusc. T. III. p. 96. 97. 26) Liv. IX, 37. X, 37. Dionyſ. III, 51. 27) Micali tv. 5. 28) Cato bei den Intpp. ap. *Serv.* ad Aen. X, 179. 29) S. Etrusker I. S. 107.

weiſt wohl durch ſeine aus großen Marmorblöcken erbauten Mauern, die unter den Alten Rutilius, unter den Neuern Cyriakus von Ancona beſchreibt, daß es eine Tuskiſche Stadt war. Für die Tusker mußte auch der von Ennius ſo hoch geprieſene Hafen von Luna (der Golf von Spezia) ſehr wichtig ſein; er war nach Strabon ganz geeignet, die Flotte eines ſeeherrſchenden Volkes aufzunehmen[30].

Nach dieſer Topographie des eigentlichen Etruriens wenden wir uns zu den Etruskiſchen Beſitzungen in andern Theilen Italiens.

Die Etrusker in Oberitalien. Die Herrſchaft der Etrusker in Oberitalien erſtreckte ſich in den blühendſten Zeiten des Volks, beſonders nachdem es ihnen gelungen war, auch in dieſen Gegenden der Umbrer Meiſter zu werden[31], über das ganze Pothal und war nur durch die Veneter, Euganeer, Lepontier und andre Illyriſche oder Liguriſche Stämme in den Gebirgen begränzt. Auch hier beſaßen die Etrusker zwölf Hauptſtädte, deren Gründung die eine Sage dem Tarquiniſchen Tarchon zuſchreibt[32]; Andre dagegen leiteten die einzelnen Städte von den einzelnen Republiken Südetruriens ab, wie Felſina von Peruſia[33]. Die Anhänger der Theſſaliſchen Ableitung der Tyrrhener ließen dieſe zuerſt nach der Pomündung kommen und ſich von hier aus in Oberitalien ausbreiten[34]. Bekannte Städte der Etrusker in dieſen Gegenden ſind Felſina, ſpäter Bononia, welches auch als das Haupt dieſes Etruriens bezeichnet wird; das reiche Melpum, welches in der Transpadana gelegen haben muß; Mantua, welches aber mit weit größerem Recht ein Kaſtell von Felſina als die Hauptſtadt des ganzen Landes heißt und ſeinen längeren Widerſtand gegen die nachmalige Galliſche Eroberung nur der geſchützten Lage im See des Mincius dankte[35]: dann die an der alten Hauptmündung des Po gelegene Stadt Spina, deren Einwohner ſich ſehr helleniſirt zu haben ſcheinen; auch wohl Ravenna; beſonders aber Hatria am Fluſſe Tartarus und zwiſchen den Mündungen des Po gelegen, die ein Delta bilden, welches ehemals von den Griechen im Ganzen der Adrias genannt wurde[36], eine für die Kultur der Gegend und den Handel höchſt wichtige Stadt. — Auch die Tusker im Picenum, im ager Praetutianus, Palmensis und Hadrianus[37], werden mit mehr Wahrſcheinlichkeit aus Norditalien abgeleitet, als aus Etrurien

---

[30]) Ebendaſ. S. 294. [31]) S. Strabon V. p. 216. [32]) Die Schriftſteller bei den Interpp. Aen. X, 198. e Cod. Veron. [33]) Interpp. ap. *Serv.* ad Aen. X, 198. Vgl. *Liv.* V, 5. [34]) Diodor XIV, 113. [35]) Etrusker I. S. 137. [36]) Ebd. S. 140. [37]) Plin. H. N. III, 19.

am untern Meer. Sie bewohnten beſonders die Orte Kupra, welches einer Etruskiſchen Göttin auch den Namen dankt, und ein zweites Hatria, welches Ol. 98 in die Hände des Syrakuſiſchen Tyrannen Dionyſios fiel[38].

Die Etrusker in Campanien. Auch hier hatten die Etrusker, wenn einigen Nachrichten der Alten zu trauen iſt, nicht bloß einzelne Kolonieen angelegt, ſondern beſaßen eine zuſammenhängende Reihe von Städten, welche ebenfalls einen Bund der zwölf Städte bildeten. Man kann mit mehr oder weniger Sicherheit dazu rechnen: Capua, Nola, Pompeji, Herculanum, Surrentum, Marcina, Salernum[39]. Es gehörte ihnen hiernach ziemlich der ganze Strich vom Vulturnus bis zum Silarus, mit Ausnahme eines ſchmalen Küſtenſtreifens, auf welchem die Griechiſchen Städte Kyme, Dikäarchia und Neapel lagen; die fruchtbaren Phlegräiſchen Gefilde dagegen hatten die Tusker von Capua den Kymäern entriſſen. Nach der Angabe, die Vellejus billigt, waren Capua und Nola etwa 47 Jahre vor Roms Erbauung von den Tuskern gegründet worden, wahrſcheinlich vom ſüdlichen Etrurien aus, wie mythiſche Spuren und Namensähnlichkeiten abnehmen laſſen, und zur See. Die Zahl der hier angeſiedelten Etrusker war eben deswegen nicht bedeutend genug, eine völlige Umgeſtaltung des Volkſtamms hervor zu bringen; das Land heißt immer fort bei den Griechen Ὀπική (obgleich auch manchmal, wie bei Sophokles ſelbſt, die Griechiſchen Kolonieen an dieſer Küſte in Tyrrheniſches Land geſetzt wurden[40]), und die Oskiſche Sprache beſtand immer fort als die Hauptſprache des Landes. Ein vor allen andern durch Landbau, gewiß auch durch Induſtrie, reicher und blühender Ort war Capua, welches Tuskiſch Vulturnum hieß.

Geſchichte der Etrusker. Die einzelnen faſt verlorenen Data, die uns über die Begebenheiten und Unternehmungen der Tuskiſchen Staaten, über ihre politiſche und Kriegsgeſchichte zugekommen ſind, ordnen wir in vier Perioden, die wir etwa ſo bezeichnen.

1) Etrurien erhebt ſich zu größter Macht und Blüthe, von unbeſtimmter Zeit vor Roms Erbauung bis gegen 170 nach Roms Gründung. Die Kunde des Schiffsweſens, welche durch die Tyrrhener nach Etrurien gekommen war, wurde von den Etruskiſchen

---

[38]) Controverſen darüber ſ. Etrusker Bd. I. S. 145 f. [39]) Hauptſtellen Polybios II, 17, 1. Strabon V. p. 242. 247. 251. Vellejus I, 4. Plin. III, 9. auch Theophraſt. H. Pl. IX, 16, 6. [40]) S. Bekkers Anecd. I. p. 413. 414.

Küſtenſtaaten mit Begierde und Eifer ausgebildet, und aus beſchwerlichen und gehaßten Seeräubern entwickelten ſich am Ende die mächtigen Beherrſcher des ganzen untern, oder, wie es nach ihnen hieß, Tyrrheniſchen Meers. Das Anſehn und die Furcht, in welcher dieß Volk bei den Griechen ſtand, drückt die Heſiodiſche Dichtung aus, wornach Odyſſeus mit der Kirke den Agrios, den Wilden, und den tadelloſen Latinos zeugte, „die in dem innerſten Winkel der heiligen Meereilande all' das berühmte Geſchlecht Tyrſeniſcher Männer beherrſchten." Die Griechen wagten, nach der frühen Gründung Kyme's, welche wahrſcheinlich älter iſt als die Etruskiſche Macht, lange nicht dieſe Meere zu beſchiffen; die Skylla ſchied lange Zeit die den Griechen zugänglichen Gegenden von dem Tyrſeniſchen Waſſerreich, und als die Dorier von Korinth, die Chalkidier und andre Hellenenſtämme ſich in Sicilien und Italien niederzulaſſen anfingen, mieden ſie eine geraume Zeit die Nordküſte Siciliens ſo wie die Weſtküſte Italiens auf eine auffallende Weiſe. Die Etrusker benutzten aber dieſe ungeſtörte Herrſchaft nicht bloß zur Verheerung und Plünderung, ſondern auch zur Erwerbung anſehnlicher Küſtenſtriche, wie eben die Kolonieen in Campanien beweiſen. Auch lehrt eine Stelle Strabons, nach der, wie es ſcheint, richtigſten Auffaſſung, daß die Etrusker zeitig ſich auf Sardinien niederließen[41]; die Geſchichte der Karthagiſchen Eroberung Sardiniens enthält ſelbſt Hindeutungen auf eine die Inſel früher beherrſchende mächtige Nation. Erſt die Fahrten der Phokäer gegen Olympias **30** öffneten den Griechen, nach Herodots beſtimmtem Zeugniſſe, den Zugang zu Tyrrhenien; erſt dieſen gelang es, ſich in einen regelmäßigen Verkehr mit den Etruskiſchen Staaten zu ſetzen, an welchem ohne Zweifel auch ſehr bald Korinth Theil nahm, deſſen Handels- und Koloniſationspläne immer beſonders nach Weſten gerichtet waren, ſo daß es auch deßwegen nicht unglaublich erſcheint, daß, als durch den Beiſtand der demokratiſchen Faktion Kypſelos Tyrann von Korinth geworden war und die Oligarchie der Bakchiaden geſtürzt hatte, einer dieſer frühern Herrſcher ſich zu den befreundeten Tarquiniern gewandt habe, beſonders da die in Tarquinii gefundenen Kunſtwerke gerade auf einen nähern Zuſammenhang dieſer Stadt mit den Hauptſtätten der Kunſt im Peloponneſe hinweiſen.

Was die inneren Verhältniſſe Etruriens in dieſer Zeit betrifft: ſo lernen wir dieſe nur von einem ſehr einſeitigen Standpunkte aus kennen, nämlich aus den Traditionen, welche ſich in Rom ſelbſt über die Zeit

[41]) Strab. V. p. 225. Vgl. Schol. zu Platons Timäos p. 18, 7.

erhalten hatten, in welcher es Etruskiſche Regenten hatte. Um dieſe Traditionen recht zu verſtehn und zu würdigen, muß man beſtändig im Auge behalten, daß es das Intereſſe der Römiſchen Sage war, möglichſt wenig Spuren von eigentlicher Unterwerfung unter eine fremde Macht übrig zu laſſen, das Andenken an Eroberung, Knechtſchaft möglichſt zu verwiſchen und dagegen allen Glanz der Erinnerungen an ein weit gebietendes Tuskerreich, wenn es mit Leichtigkeit geſchehen konnte, auf Rom, als einen ſelbſtſtändigen Staat, zu beziehn. Kurz, Rom eignete ſich in der Sage gern alle Ehre ſeiner Tuskiſchen Herren zu, aber wußte es zugleich ſo zu machen, daß es ſchien, als habe es doch eigentlich keine Tuskiſchen Herren gehabt. Nach dieſer Betrachtung nimmt die ganze Geſchichte ungefähr dieſe Geſtalt an.

Tarquinii, die Stadt des Tarchon, behauptete in ſeinen Sagen, die Gründerin der Etruskiſchen Zwölfſtädte, ſo wie der Urſprung der **Etrusca disciplina** zu ſein, und machte ohne Zweifel auch auf einen Prinzipat über das geſammte Etrurien Anſpruch. Dieſer Anſpruch muß im zweiten Jahrhunderte Roms wirklich durchgeſetzt worden ſein. Darauf geht deutlich die nach Dionyſios von vielen Römiſchen Schriftſtellern überlieferte Tradition, daß der ältere Tarquinius die Huldigung der geſammten Zwölfſtaaten empfangen und die Inſignien von ihnen zugeſandt erhalten habe, die allein ihrem gemeinſamen Oberhaupte und Anführer zukamen. Offenbar meinte die urſprüngliche Sage unter dieſem Tarquinier, dem die Zwölfſtaaten huldigen, den herrſchenden Lucumo von Tarquinii ſelbſt. Dem auf dieſe Weiſe vereinigten und erſtarkten Etrurien gehörte nun offenbar auch Rom an. Und zwar wurde die früher ziemlich unbedeutende Ortſchaft, um deren Beſitz Latiner und Sabiner lange mit einander geſtritten hatten, erſt jetzt eine wirklich bedeutende Stadt, erhielt Befeſtigungswerke, Tempel und andre große Bauwerke nach dem Maßſtabe einer Etruskiſchen Hauptſtadt. Auch über andre Ortſchaften des damals durch den ſchmählichen Untergang der alten Metropole Alba innerlich zerrütteten Latiums, ſo wie gegen das Gebiet der Sabiner hin, erweiterte ſich die Tarquiniſche Herrſchaft; wahrſcheinlich ſollte ihr Rom als ein feſtes Bollwerk gegen die armen, aber kriegeriſchen Völkerſchaften dieſer Gegenden dienen. In Bezug auf die innere Verfaſſung der Staaten waren dieſe Tarquiniſchen Lucumonen offenbar der alten Ariſtokratie zugethan und ſuchten die Ritterverfaſſung, welche die Grundlage derſelben bildete, zu befeſtigen und zu erweitern; aber mit dem ſtrengen Sinn altetruskiſcher Adelsherrſchaft vereinigte ſich in ihnen Liebe und Gefallen an Griechiſcher Kunſt und Bildung. Der königliche Pomp, der

damals eine feſte Geſtalt erhielt, deutet in ſeinen Einzelheiten auf Griechiſche Symbolik; auch feierte Rom unter den Tarquiniern Griechiſche Ritterſpiele und erhielt unter der ältern oder ſpätern Regierung die Griechiſchen Sibyllen-Orakel.

2) Zeiten innerer Unruhen und äußerer Angriffe. Vom J. **170** bis **300** n. R. E. Aber auf dieſe Periode innerer Einheit und kräftiger Thätigkeit nach Außen folgte eine Zeit, in welcher innere Stürme, welche wahrſcheinlich aus Unzufriedenheit mit der Verfaſſung des Bundes und der einzelnen Staaten hervorgingen, ihre Wirkung auch nach Außen zeigten. In dieſer durchzog, wie wir aus Tuskiſchen Annalen wiſſen[42]), das Heer des Cäles Vibenna, welches aller Wahrſcheinlichkeit nach von der Nachbarſtadt Tarquinii's Volſinii ausgegangen war[43]), aber ſich auch aus andern Staaten verſtärkt hatte, das ganze Etrurien; nach Vibenna's Untergang zog ſein treuer Streitgenoſſe Maſtarna mit den Ueberreſten des Heers nach Rom und wurde hier unter dem Namen Servius Tullius König. Auch unter Servius war alſo Rom Tuskiſch, aber in den Händen einer den Tarquiniern entgegengeſetzten Partei, wie die Traditionen, die ſich in Rom ſelbſt erhalten hatten, ſchon errathen laſſen und die politiſchen Inſtitutionen des Servius auf das Klarſte beweiſen. Das volksfreundliche, die Anſprüche des Mittelſtandes begünſtigende und die Willkür der alten Lucumonen- oder Patricier-Herrſchaft beſchränkende Regiment des Servius-Maſtarna, welches die Römer immer als die Grundlage ihrer Macht und Freiheit geehrt haben, wurde indeß wieder von Tarquinii aus geſtürzt, die Tarquiniſchen Anſprüche auf den Prinzipat müſſen noch einmal durchgedrungen und nun mit doppelter Härte behauptet worden ſein: dieß heißt in Rom Tarquinius Superbus. Wir wiſſen, daß dieſe neue Herrſchaft die Servianiſche Verfaſſung mit Füßen trat und die alte Ritterariſtokratie möglichſt überall wieder herſtellte. Aber auch der Sturz dieſer Regierung war gewiß kein auf Rom beſchränktes Ereigniß, es war der Untergang der Hegemonie Tarquinii's, das in den folgenden Jahrhunderten nie mehr mit ſeinen Anſprüchen hervor tritt. Bei dieſem Sturze, lehrt uns die Römiſche Ueberlieferung, ſpielte der Cluſiniſche Fürſt Larth Porſena eine Rolle; welche es war, verhehlt ſie vielleicht mehr als ſie verräth. Das iſt gewiß, daß wenn es ſeit Beaufort ausgemacht iſt, daß Porſena Rom erobert, ja die Römer völlig entwaffnet hat, es auch keinem

---

42) *Claudii* Imp. Or. pro civitate Gallis danda. 43) S. Etrusker I. S. 116. 121.

Zweifel unterliegen kann, daß Porſena den Zug nicht für die Tarquinier unternommen haben kann; wir müßten ſie ja dann wieder in Rom herrſchend finden, oder Porſena müßte der veränderliche und weichherzige Thor geweſen ſein, als den ihn beinahe die Römiſche Volksſage darſtellt. Da wir hier keine Mythologie, ſondern nur verdorbene, einſeitig entſtellte Geſchichte vor uns haben: ſo wird glaublich, daß der Cluſiniſche Held wirklich exiſtirt hat, aber gerade das Haupt der antitarquiniſchen Faktion geweſen iſt. Auch daß Tarquinius nicht in ſeiner Heimat, ſondern bei dem Tyrannen von Kyme, Ariſtodemos, als Greis lebt und ſtirbt, zeigt, daß er durch Gewalt aus ganz Etrurien vertrieben war und darum zu gaſtbefreundeten Griechen ſeine Zuflucht nehmen mußte, zu denſelben, die durch Aricia's Unterſtützung und des jungen Arnth Porſena's Ueberwindung[44]) das weitere Vordringen dieſer neuen Etruskiſchen Macht abſchnitten.

Dieß iſt die letzte eigentlich glänzende Epoche Etruriens, indem das Ereigniß, welches vor allen andern die Kräfte dieſes Volkes gebrochen, ſchon geraume Zeit vor Porſena eingetreten war. Schon gegen das Jahr 150 Roms hatte in dem Keltenvolke, welches bisher vom Mittelmeere völlig getrennt an dem Ocean hin gewohnt hatte, eine Bewegung begonnen, welche ſich uns mehrere Jahrhunderte hindurch als ein beſtändiges Schwellen der Kräfte und als ein Ueberborden nach allen Seiten hin gegen die Länder der Ligurer, das Donauland, Norditalien, Illyrien äußert, das keinen andern Gründen und Geſetzen folgt, als eben dieſem innern Zufluſſe von Lebenskraft. Schon als die Phokäer Maſſalia gründeten (Olymp. 45.), fanden ſie Keltiſche Stämme in Ligurien eingedrungen; die Segobriger halfen ihnen gegen die früher an der Küſte allein herrſchenden Ligurer, ſich ein Gebiet erobern und eine Stadt gründen[45]). Von hier drang ein Schwarm von Kelten, welche von dem Reiche der Bituriger an der Loire ausgegangen waren, vermiſcht mit Liguriſchen Stämmen, die ſie mit ſich fortriſſen, den Salyern, Lävern, Marikern, Libikern, gegen Italien vor, überſtieg die Tauriniſche Alp, ſchlug die Tusker am Ticin und ließ ſich in den Gegenden nördlich vom Po nieder, welche dieſe Stämme allmälig faſt ganz eroberten. Der anſehnlichſte Stamm erhielt den Namen der Inſubrer, in ihrem Lande lag der große Keltiſche Flecken Mediolanum. Dieß mag ſich etwa in der Zeit des Servius Tullius

---

[44]) Ol. 68, 4 nach Dionyſios. [45]) Ariſtoteles bei Athen. XIII, 576. verglichen mit Liv. V, 34. S. auch Plutarch Kamill. 15. Dio Caſſius bei Zonaras VII, 23.

zugetragen haben; während der Regierung des Tarquinius Superbus (229 nach Erbauung Roms) erſcheinen, nach der Ueberlieferung der Kymäer, Tusker vom Padus von den Kelten vertrieben, und mit Umbrern, Dauniern und Andern vereinigt, als eine große Menſchenmaſſe und greifen Kyme an, welches die Tapferkeit des oben erwähnten Ariſtodemos damals gerettet haben ſoll[46]. Indeſſen blieben die Tusker doch noch über ein Jahrhundert im Beſitz eines ſehr bedeutenden Theils von Oberitalien, und die Staaten des ſüdlichen Etruriens ſcheinen noch wenig Gefahr von dorther beſorgt zu haben.

Auch die Herrſchaft des Tyrrheniſchen Meeres wurde in dieſer Periode den Etruskern immer mehr beſchränkt, was von Seiten der Griechen ſchon durch die Anlage Himera's (102 d. St.) und die Beſetzung Lipara's durch Koloniſten von Knidos und Rhodos aus begonnen worden war; die Liparäer wagten im kleinen Seekriege den Tuskern zu widerſtehn und, wie es ſcheint, nicht ohne Geſchick und Kühnheit[47]. Gegen das J. 190 Roms begann Karthago ſeine Eroberungspläne auf Sardinien zu richten; und wenn es auch im Anfang ein bedeutendes Kriegsheer unter Malkus dabei verlor: ſo gelang es ihm doch, gegen 260, durch die Söhne des großen Mago, Hasdrubal und Hamilkar, ſeine Herrſchaft über die Inſel feſt zu begründen. Seit jener Zeit ſcheinen die Tuskiſchen Seeſtaaten ſich mehr auf Corſica feſtzuſetzen geſucht zu haben; ſie kämpften deswegen mit den Phokäern, die hier Alalia angelegt hatten, und nahmen nach ihrem Abzuge (Ol. 61, 2. 217 d. St.) die Stadt ein, wie ſie auch noch eine Kolonie Nikäa auf der ſonſt ſehr unwirthlichen und auch von den Tuskern wenig kultivirten Inſel beſaßen[48]. Im J. d. St. 272 ſuchte der Tyrann Anaxilas von Rhegion durch Sperrung der Siciliſchen Meerenge die Tuskiſchen Seeräuber wenigſtens von ſeinen Staaten abzuhalten[49]; aber nachdrücklicher wirkte der große Seeſieg, den der Syrakuſier Hieron, im J. 278, als Bundesgenoß Kyme's über die Tuskiſchen Staaten davon trug[50], unter deſſen Zeugniſſen auch die berühmte Inſchrift eines unter andern Tyrrheniſchen Waffen nach Olympia geweihten Helms iſt: „Hiaron, der Sohn des Deinomenes, und die Syrakuſier, dem Zeus Tyrrhaner-Waffen von Kyma[51].“ Im J. 299 erſcheinen die Tusker bei

[46]) Dionyſ. VII, 3. Vgl. Etrusker I. S. 153. [47]) Diodor V, 9. Strabon VI. p. 275. Pauſan. X, 11, 3. 16, 4. [48]) Diodor V, 13. Vgl. Herod. I, 165. 166. [49]) Strabon VI. p. 257 A. [50]) Pindar Pyth. I, 72. Diodor XI, 51. Vgl. Strabon V. p. 247. 248. [51]) Corp. Inscr. T. I. p. 34. n. 26.

einem wegen der Seeräuberei gegen ſie unternommenen Kriege der Syrakuſier ſchon ſehr kraftlos und leiſten mehr durch Beſtechungen als durch eine tüchtige Flotte Widerſtand[52]).

3) Etruriens Schwächung und Verfall, vom J. **300** Roms bis **390**. In dieſer Zeit erſcheinen die Etrusker von Galliern, Samniten, Römern und Griechen hart angegriffen und bedrängt; auch wenn das Volk weniger innerlich zerrüttet und durch Ueppigkeit geſchwächt geweſen wäre, hätte es dieſer Schaar von Feinden ſchwerlich widerſtehen können.

Rom gelang es in dieſer Zeit, die ihm an Kräften beinahe gleiche Nachbarſtadt Veji, mit der es in der nächſten Zeit nach dem Sturz der Etruskiſchen Herrſcher mehr unglücklich als glücklich gekämpft hatte (Niederlage des Fabiſchen Geſchlechtes im J. **277**) und von der es noch unter Lars Tolumnius übermüthig behandelt worden war (**317**), völlig zu bezwingen (**359**), was nie hätte geſchehen können, wenn nicht gerade in dieſer Zeit der furchtbar verſtärkte Andrang der Gallier die übrigen Etruskerſtaaten genöthigt hätte, alle Kräfte nach Norden zu wenden. In derſelben Zeit (**360**) ward Capena Römiſch; ein Krieg mit Falerii, Volſinii, den Salpinaten ſicherte den Römern die neuen Erwerbungen; Cäre wurde (**365**) mit Rom durch Iſopolitie verbunden, und ſo bildete ſich ein feſtes Verhältniß zwiſchen Rom und Etrurien, welches an achtzig Jahre unverrückt beſtand. Der Ciminiſche Bergwald bildete die Gränze, das dieſſeitige Etrurien war den Römern unterthan oder befreundet, Sutrium und Nepet, die der Gränze zunächſt gelegenen Ortſchaften, welche aus Bundesgenoſſen in Römiſche Kolonieen verwandelt wurden (**371** und **381**), waren die Schlüſſel für weiteres Vordringen; indeſſen blieb geraume Zeit hindurch das Land jenſeits der Ciminia noch **terra incognita**.

Die noch weiter gegen Süden liegenden Beſitzungen der Tusker in Campanien gingen in dieſer Periode ganz verloren, indem die Sabiniſchen Stämme, welche nun ſchon geraume Zeit in Samnium feſten Fuß gefaßt hatten, jetzt auch nach dem Küſtenlande vordrangen und zuerſt den Mitbeſitz von Capua (gegen **315** Roms), bald aber (**332**) auch die völlige und alleinige Herrſchaft dieſer Stadt erlangten[53]), die gewiß ſchon damals die Kornkammer Campaniens, dabei ein Sitz ausgebreiteter Induſtrie und ein Vereinigungspunkt Sybaritiſcher Wollüſte mit der den Etruskern angeſtammten Wildheit und Härte des

---

[52]) Diodor. XI, 88. [53]) Vgl. Liv. IV, 37. VII, 38. X, 38. Diodor XII, 31. Euſeb. Chron. zum J. MDLXXX.

Charakters war. Einige andre Orte blieben indeß wahrſcheinlich noch länger in den Händen des Etruskiſchen Volks; namentlich ſpricht Theophraſt[54]) noch gegen 440 Roms von Tyrrhenern in Herakleia (Herculanum).

Gefährlicher für das Centrum der Etruskiſchen Macht im eigentlichen Etrurien war das weitere Vordringen der Gallier in Norditalien. Eine zweite Hauptwanderung, welche ſich ſowohl nach den Gegenden, von wo ſie entſprang, als nach der Richtung, in der ſie über die Alpen ging, ſehr beſtimmt von der erſten unterſcheidet und eine neue Epoche in der fortlaufenden Reihe dieſer Züge bildet, die der Bojer und Lingonen, fand das Transpadaniſche Italien ſchon vorweg genommen und von Stammgenoſſen angefüllt; dieſe Völker gingen daher ziemlich in derſelben Zeit, in welcher der letzte Vejentiſche Krieg begann, über den Padus und breiteten ſich gegen Felſina aus. Ihnen folgten die Senoniſchen Kelten, welche mit den Bojern und Inſubrern vereint in demſelben Jahre, in welchem Veji fiel, die Tuskerſtadt Melpum eroberten[55]); dieſelben, welche auch Rom, dem ſie auf der andern Seite ſo viel nützten, verheerten. Jetzt befand ſich das ganze Padusland in den Händen der Kelten; Felſina und Hatria waren Bojiſch[56]); der Apennin macht die oft von den unſtäten Stämmen überſtiegene Scheidewand. Zugleich wurden durch die Ausbreitung der Galliſchen Nation die Ligurer immer weiter gedrängt und gegen Italien vorgeſchoben; die ehemals Etruskiſchen Gegenden zwiſchen Arnus und Macra finden wir in den jetzt folgenden Zeiten in den Händen der Ligurer[57]).

Als Seemacht war Etrurien in dieſer Periode ſchon ſehr unbedeutend. Der Haß der Tusker gegen Syrakus äußert ſich in der Unterſtützung der Athener bei der Belagerung, für die indeſſen nur einige Pentekonteren verübrigt werden konnten[58]). Sehr hart mußte Cäre dieſe Feindſchaft büßen, als der ältere Dionyſios, derſelbe, welcher den Tuskern auch das ſüdlichere Adria in Picenum entriß, den Cäritiſchen Seehafen Pyrgoi überfiel und ausplünderte, wodurch er ſeinen meiſt zerrütteten Finanzen für eine geraume Zeit bedeutend aufhalf[59]). Auffallend iſt es, daß noch ſpäter, in den letzten Zeiten der

---

54) Hist. Plant. IX, 16, 6. 55) Plin. III, 24. 56) Liv. XXXVII, 57. Steph. Byz. s. v. Ἀτρία. Vgl. Skylax Periplus p. 6 Hudſon: deſſen Nachrichten die Zeit um 350 darzuſtellen ſcheinen. 57) Polyb. II, 16, 2. Liv. XLI, 13. Θαυμασ. ἀκούσμ. c. 94. p. 191 Beckmann. 58) Thukyd. VI, 88. 103. VII, 53. 54. 57. 59) Ariſtot. Ökon. II. c. 20. §. 20. Polyän Stra=

Freiheit Etruriens (446), dem Syrakuſiſchen Fürſten Agathokles ein Tuskiſches Geſchwader von achtzehn Schiffen zu Hilfe kommen konnte[60]; Feindſeligkeit gegen Karthago muß dieſe momentane Verbindung der Tusker mit den Sikelioten hervorgebracht haben.

4) Die letzten Zeiten des ſelbſtſtändigen Etruriens. Vom Jahre 390 bis 511. Ohne in die Einzelheiten der Römiſchen Kriegsgeſchichte einzugehn, iſt hier nur zu bemerken, daß nach einem Kriege der drei Gränzſtaaten von Rom, Falerii's, Tarquinii's und Cäre's, welcher von 397 bis 404 dauerte und für Cäre mit einem hundertjährigen, für die beiden andern Staaten mit einem vierzigjährigen Frieden ſchloß, im Jahre der Stadt 443 ein allgemeiner Nationalkrieg Etruriens losbrach, in welchem ſich der Kampf zuerſt, wie ſchon in Camillus Zeit, um den Zankapfel von Sutrium und Nepet drehte, bald aber durch die Kühnheit des Conſul Qu. Fabius, der zuerſt den Ciminiſchen Wald zu durchbrechen wagte, in das innere Etrurien getragen wurde und, da nun auch dieſer ſcheinbare Schirm gefallen war, die Schwäche des ganzen Etruriens recht ſichtlich offenbarte. Drei anſehnliche Staaten wurden ſchnell zu einem Separatfrieden genöthigt; die große Niederlage der übrigen am Vadimoniſchen See, in der Nähe des Castellum Amerinum, brach die Kräfte der meiſten Staaten, das abtrünnige Peruſia wurde von Fabius erobert (444); Fabius Nachfolger Decius verfolgte die Laufbahn des Sieges noch weiter. Im J. 451 hob der Bundeskrieg von Neuem an; große Schwärme von Galliern, die erſt kürzlich über die Alpen gekommen waren und von den Etruskern Ländereien und Unterhalt forderten, ſchienen dieſen, die ſchon lange lieber mit Gold als Eiſen kämpften, aufs Beſte gegen Rom verwendet werden zu können; ein Krieg, in welchem die verſchiedenſten Etruskiſchen Staaten auftraten, ohne daß wir von ihren Unternehmungen genauer unterrichtet ſind, nimmt die Jahre von 454 bis 470 ein. Aber die letzten entſcheidenden Kriegshandlungen führte ein Krieg herbei, den die Römer zur Unterſtützung Arretiums gegen die Gallier unternommen hatten; die Etruskiſchen Staaten verbündeten ſich unerwarteter Weiſe mit den Bojern, aber wurden in einem zweiten Treffen am Vadimoniſchen See, einer blutigen Mordſchlacht, im Jahr 469, völlig überwunden[61]. Eine neue

---

teg. V, 2, 21. Diodor XV, 14. Strabon V. p. 226. Älian V. H. 1, 20. Servius ad Aen. X, 184. 60) Diodor XX, 61. 61) Zu den Daten über dieſe Geſchichte bei Polyb. II, 20, Dionyſ. Halikarn., Livius u. A. tritt jetzt eine intereſſante Angabe über die Schlacht am Vadimonius lacus bei Dio Caſſius in Mai's Script. vett. coll. II. p. 536.

Niederlage im folgenden Jahre rieb die Reſte ihrer Streitkräfte auf und nöthigte die Staaten, Foedera zu ſuchen, in denen ſie die majestas populi Romani anerkannten. Die Römiſchen Faſten zeigen den letzten Triumph de Etruscis im Allgemeinen in dem J. 471 an; darauf folgt nur noch ein Triumph über die Volſinier und Volcienter 472, die Beſiegung der Volſinii beherrſchenden Clienten 487, und die Ueberwindung der Falisker, die bei den frühern Nationalkämpfen unkluger Weiſe ſtill gelegen hatten, 511.

Wenn dieß der Schluß der politiſchen Selbſtſtändigkeit Etruriens iſt, indem es durch ſeine Foedera unzweifelhaft zur Theilnahme an Roms Freundſchaften und Feindſchaften verpflichtet wurde: ſo iſt es doch keineswegs das Ende der Nationalität und des Etruskiſchen Lebens, da die innere Verfaſſung der einzelnen Staaten, da Religion, Sitte, Kunſt und Sprache immer fort beſtanden, ja die Neigung zu ſchwelgeriſchem Lebensgenuß ſich jetzt noch ungehemmter entwickeln konnte. Die Römiſchen Kolonieen blieben lange wenig zahlreich, Coſa wurde zur Bezähmung der Volcienter 479, die Seekolonieen auf der den Cäriten entriſſenen Seeküſte gegen 505—507, Saturnia, Graviscä, Piſä und Luca in den J. 569—575 angelegt. Auch die den Etruskern 663 ertheilte Civitas ſchadete dem Fortbeſtehen Etruskiſcher Eigenthümlichkeit noch lange nicht ſo, als die furchtbaren Verheerungen der Syllaniſchen Zeit und die Anlegung der zahlreichen Militärkolonieen durch Sylla, Cäſar und die Triumvirn, deren Bevölkerung in einer unausgeſetzten und nothwendigen Feindſchaft mit den alten Etruskern lebte, welche im Kriege des Lucius Antonius gegen Cäſar Octavian ſehr zum Unheil der letztern ausſchlug.

Indem wir uns nun von dieſer chronologiſch geordneten Geſchichte Etruriens zu dem wenden, was man Etruskiſche Alterthümer nennen kann, beginnen wir mit dem politiſchen Leben, deſſen Betrachtung mit dem bisher behandelten Gegenſtande zunächſt zuſammen hängt.

Bürgerliche Verfaſſung Etruriens[62]. Bundesverfaſſung. Statt der überall vorkommenden duodecim populi Etruriae ſind oben ſiebenzehn aufgezählt worden, die man ſämmtlich in geſchichtlichen Nachrichten als für ſich beſtehende Staaten findet und von denen doch deßwegen, weil wir wiſſen, daß ganz Etrurien in dieſe

---

[62]) In Dempſters Etruria regalis iſt über dieſen Gegenſtand viel ohne Auswahl und Kritik geſammelt. Leſenswerther iſt Maffei's trattato della nazione Etrusca, Osservazioni Letterarie Tom. IV.

Zwölfſtaaten zerfiel[63]), keine vom Bunde ganz ausgeſchloſſen werden darf. Wenn ſich nun nicht etwa nachweiſen läßt, das fünf von dieſen Staaten ſpäterer Stiftung als die andern und dagegen fünf der ältern eingegangen ſind, deren Stelle jene einnehmen konnten: ſo werden wir die Anſicht feſthalten müſſen, daß mehrere von den Staaten Etruriens, obgleich ſonſt ſelbſtſtändig, doch im Bunde nur verbunden als ein Mitglied zählten. So gehörten vielleicht Falerii und Veji[64]), Piſä und Fäſelä, Tarquinii und Cäre zuſammen. Die Bundesverſammlungen Etruriens, deren geheiligter Ort das Fanum Voltumnae, unbekannter Lage, war, waren theils regelmäßige, theils außerordentliche; dieſe wurden auf Antrag einzelner Staaten, auch fremder Völker, zuſammen berufen, jene waren jährlich und, wie es ſcheint, immer, im Frühjahre. Die Verſammlungen beſtanden aus einer Panegyris des Volks; ein von den Zwölfſtaaten gemeinſchaftlich erwählter Oberprieſter ſtand den Bundesopfern vor, an welche ſich muſiſche und andre Spiele ſchloſſen; die Genußliebe des Etruskiſchen Volks fand in den mit den Feſten verbundenen Meſſen hinlängliche Mittel zur Befriedigung. Die eigentlich Berathſchlagenden waren indeß nur die principes, der Lucumonen-Adel; die Verſammlungen werden deswegen auch principum concilia genannt[65]). Die Befugniß des Bundes erſtreckte ſich, ſo viel wir wiſſen, nur auf die Anordnung gemeinſchaftlicher Unternehmungen nach Außen, zu denen die Mehrzahl die Uebrigen nöthigen durfte[66]). Zu ſolchen Unternehmungen wählte der Bund einen Bundesfeldherrn, welchem zwölf Lictoren, für jeden Staat einer, voraus ſchritten[67]). Als Tarquinii die Hegemonie hatte, waren die Bundesfeldherrn natürlich immer Tarquinier; nach ſeinem Sturze ſcheint kein Staat wieder eine ſo gebietende Stellung eingenommen zu haben; Porſena war wahrſcheinlich für ſeine Perſon erwählter Hegemon eines Bundesheers. Als die politiſche Bedeutung des Bundes völlig aufgehört hatte, beſtand er doch noch als eine Kultusvereinigung; wahrſcheinlich beziehen ſich die sacra Etruriae einer Römiſchen Inſchrift darauf. In der ſpätern Kaiſerzeit kommen Praetores Hetruriae quindecim populorum vor.

Verfaſſung der einzelnen Staaten. Jeder Etruskiſche Staat hatte nach den oben gegebenen Nachrichten eine Hauptſtadt, daneben Landorte, welche ſich wie die Demen Attika's zu Athen ver-

---

[63]) S. N. 44. [64]) Vgl. oben N. 66. [65]) Hauptſtellen über dieß Alles Livius IV, 23. 25. 61. V, 1. VI, 2. X, 16. [66]) Dionyſ. III, 57. Aber vgl. Liv. IX, 32. [67]) Liv. I, 8. Dionyſ. III, 61. Diodor. V, 40.

halten zu haben ſcheinen, außerdem aber, wenigſtens bisweilen, abhängige Städte, die dabei ihre eigenen **principes**, ihre beſondere Verfaſſung haben konnten, aber durch eine feſte Verbindung an den größern Staat geknüpft waren. Auch das Kolonialverhältniß war, wie man an Populonia ſieht, den Tuskern bekannt; eben ſo die Iſopolitie, aus der die Römiſche Municipienverfaſſung hervorging, wie man aus der Verbindung Cäre's mit Rom abnimmt. — Das Verhältniß der Stände war in der Regel in Etrurien ſehr ariſtokratiſch; die Scheidung von Adel und Volk ſehr ſcharf und beſtimmt. Die **Principes** erſcheinen als in den Gemeindeverſammlungen wie in dem Bundesrathe herrſchend[68]). Der Name Lucumo[69]), welcher oft als Benennung von Individuen, oft als Name des höhern Standes vorkommt, bezeichnet offenbar Perſonen, welche durch ihre Geburt ſchon zur Leitung der Staatsangelegenheiten beſonders berechtigt waren, wahrſcheinlich die älteſten Söhne adeliger Familien, als deren Repräſentanten ſie überall auftraten[70]). Die Nachrichten von den Tribus oder Rittercenturien des Romulus beziehen ſich wahrſcheinlich auf die Tuskiſche Zeit Roms und ſind nur in die des Romulus antedatirt worden; das Zeugniß des Etruskiſchen Schriftſtellers Volnius, daß die Namen Ramnes, Tities, Luceres Etruskiſch ſeien[71]), wiegt in der That jedes andere auf, und die Eintheilung der Bürgerſchaft des Tuskiſchen Mantua in drei Tribus und zwölf Curien[72]) kehrt mit der Römiſchen auf daſſelbe Grundſchema zurück. Hiernach muß man annehmen, daß auch in jeder Etruskiſchen Stadt die Bürgerſchaft insgeſammt in drei Geſchlechterſtämme (*φυλαὶ γενικαί*) getheilt war, welche wieder in Curien zerfielen; daß nach dieſen Tribus und Curien der Staat regiert und verwaltet wurde, aber bei den Verſammlungen und Verhandlungen derſelben die Adeligen allein thätig und wirkſam auftraten, das übrige Volk nur anhörte und ſich befehlen ließ; daß eben dieſe Adelsgeſchlechter allein durch Reichthum und politiſche Satzung befugt und verpflichtet waren, im Kriege als Reiter zu dienen und deswegen in Rittercenturien zerfielen, welche den Tribus als Abtheilungen des geſammten Volks an Zahl und Namen entſprachen und den herrſchenden Theil derſelben ausmachten, indem das übrige

---

68) Liv. **II, 44. IX, 36. X, 13.** 69) Lucumo von Tarquinii — von Cluſium — der bei Romulus. 70) Varro bei Serv. **ad Aen. V, 560.** Vgl. zu **II, 278. VIII, 65. 475. X, 202.** Cenſorin **de die nat. 4, 13.** Feſtus **s. v. Lucumones.** 71) Bei Varro **de L. L. V, 9. p. 17.** 72) Serv. zu **Aen. X, 202.**

Volk, welches im Kriege zu Fuß diente, überall jenen Rittern bei- und untergeordnet war[73]. Aller Wahrſcheinlichkeit nach zerfielen auch in Etrurien, wie in Rom, die Curien in Geſchlechter, denen ebenfalls die Adeligen vorſtanden und allein die eigentlichen Gentilrechte hatten, während das Volk auch hierin den Patriciern nur zugetheilt, zur Leitung und Bevormundung übergeben war: jedoch findet der Unterſchied Statt, daß in Etrurien die gens nicht, wie in Rom, das eigentliche nomen gibt, ſondern vielmehr, wie in Griechenland, gar nicht in die Namensbezeichnung aufgenommen wurde[74].

Ueber die Würden und Magiſtrate, welche aus dem Lucumonen- oder Ritterſtande beſetzt wurden, iſt uns nur ſo viel bekannt. Die königliche Herrſchaft war in früherer Zeit allgemein, und Erwähnungen Etruskiſcher Könige ſind ziemlich häufig[75]; einzelne Namen ſind Propertius und Morrius von Veji[76], Porſena von Cluſium, Arimnos oder Arimneſtos[77]. Später hatten die Zwölfſtaaten das Königthum abrogirt; nur Veji finden wir, aus Ueberdruß an dem Streit der Faktionen, ſich einem Wahlkönig ergebend[78]. Das Amt des Königs begreift hier wie ſonſt in der alten Welt ein Oberprieſterthum, die Feldherrnwürde, auch ohne Zweifel eine richterliche Gewalt in ſich; nach uralter Sitte ſaß der König der Etrusker alle acht Tage (nono quoque die) an öffentlichem Orte, wo er von ſeinen Unterthanen begrüßt und um gottesdienſtliche Gebräuche, die zu verrichten waren, wie über Angelegenheiten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens befragt wurde[79]. Unter den dem Könige nahe ſtehenden obrigkeitlichen Würden kennen wir nur einiger Maßen die den Römiſchen Curionen entſprechenden, den einzelnen Curien vorſtehenden, Lucumonen[80]. Ein Senat exiſtirte ohne Zweifel überall[81] und hatte nach dem Sturze der königl. Herrſchaft den größten Theil der Regierung in Händen.

---

[73]) Das Römiſche Grundſchema iſt: 3 Tribus, eben ſo viel Rittercenturien, und als nächſte Magiſtrate und Anführer nach dem Könige 3 Tribuni celerum, welche Centurionen der Reiterei waren; 30 Curiae, eben ſo viel Centuriae des Fußvolks, und darnach 30 Curionen, die zugleich Centurionen des Fußvolks; 300 Ritter oder Celeres, welche wahrſcheinlich eben ſo viel Geſchlechtern der Curien angehören, 3000 Legionarien. [74]) Etrusker I. S. 400. 433 ff. [75]) Varro de R. R. II, 4. Dionyſ. III, 61. Macrob. Sat. III, 9, 1. Feſtus s. v. Sardi, und A. [76]) Serv. ad Aen. VII, 697. VIII, 285. [77]) Pauſan. V, 12, 3. [78]) Liv. V, 1. vgl. IV, 17. [79]) Macrob. Sat. I, 15. Vgl. Varro de L. L. VI, 4. p. 59. [80]) Serv. ad Aen. X, 202. [81]) Liv. IV, 58, V, 27. XXVII, 21. 24. Zonaras VIII, 7. p. 287.

Nichts charakteriſirt im Ganzen die Etruskiſche Adelsherrſchaft beſſer und zeigt deutlicher, wie ſehr dieſe Lucumonen beſtrebt waren, dem Volke als ein höheres, den Göttern näher ſtehendes Geſchlecht zu erſcheinen, als die Prachtgewänder und Zierden, welche Rom zur Auszeichnung des patriciſchen Standes und beſonderer Würden und Ehrenſtellen von Etrurien erhielt. Die am höchſten Gehaltenen unter dieſen, welche nach dem Aufhören der königl. Würde in Rom nur die triumphirenden Imperatoren für kurze Zeit erhielten, der goldne Eichenkranz, **Etrusca corona** genannt, der **scipio eburneus** mit dem Adler auf der Spitze, die **Tunica palmata** und **Toga picta**, waren geradezu Kleinode und Gewänder des **Jupiter optimus maximus**, aus deſſen Garderobe ſie vom Kapitol herab geholt wurden; ſie ſtellten den ſiegreichen Großen als einen ſinnlich erſcheinenden Jupiter dar: ſo wie umgekehrt Jupiter mit ſeinen Beiſitzerinnen im Kapitol ganz wie die Großen der Erde bedient und geehrt wurde. Aber auch die gewöhnlichen Auszeichnungen der Magiſtrate, die Lictoren und Apparitoren, der Curulſeſſel, die Toga präterta, werden auf verſchiedenen Wegen, aber immer aus Etrurien hergeleitet, wo ohne Zweifel die Präterta mit der Bulla zuſammen, wie früher in Rom, ſchon den patriciſchen Knaben auf die Rechte ſeiner Geburt und die Vorzüge ſeines Standes aufmerkſam machte[82]).

Neben dem Adel exiſtirte auch in Etrurien ein freies Volk, von dem indeſſen wenig die Rede iſt und das wenigſtens in der normalen Verfaſſung der Etruskiſchen Staaten keine große Bedeutung hatte. Eine große Maſſe der Landeseinwohner befand ſich dagegen in einem Verhältniſſe, welches Dionyſios von Halikarnaß wahrſcheinlich treffend mit der Theſſaliſchen Peneſtie vergleicht[83]); ſie waren hörige Bauern auf dem Grund und Boden ihrer Herren[84]). Die Knechte, welche eine Zeit lang den Staat von Volſinii in ihren Händen hatten und nach Gutdünken verwalteten[85]), waren dieſe Leibeigenen, welche in ſchwierigen Zeiten außer der Freiheit auch gleich

---

[82]) Hauptquellen über den Etruskiſchen Urſprung dieſer Sachen: Salluſt **Catilin. 51.** Liv. **I, 8.** Strabon **V. p. 220.** Dionyſ. **III, 61. 62. V, 35.** Diodor **V, 40.** Plin. **H. N. IX, 36. XXI, 4. XXXIII, 4.** Silius **VIII, 484.** Florus **I, 5.** Macrob. **Sat. I, 6.** Tertullian. **de coron. 13.** [83]) **IX, 5.** [84]) Vgl. Liv. **IX, 36.** [85]) S. Liv. **Epit. XVI.** Florus **I, 21.** Valer. Max. **IX, 1. ext. 2.** Aurel. Victor **36. 37.** Oroſius **IV, 5.** Jo. Antiochen. **p. 789** in Valeſ. Excerpten, beſonders Zonaras **Ann. VIII, 7. p. 287. Byz. Ven.** und die **Mirabil. Auscult. 96.**, wo für *ΟΙΝΑΡΕΑ* etwa *ΟΛΣΑΝΕΑ* zu ſchreiben iſt.

das volle Bürgerrecht ſich angemaßt hatten. Dabei unterliegt es keinem Zweifel, daß Etrurien auch Kaufſklaven ſo wie durch Seeraub gewonnene hatte; wie die alten Tyrrhener beſonders zarte, anmuthig gebildete Knaben zu fangen trachteten: ſo ſtrebten auch die Etrusker immerfort ſchön geſtalteten Sklaven nach und ſuchten bei Gaſtmählern ihre Form durch prachtvollen Schmuck möglichſt zu heben[86]).

Wenn dieß die Hauptzüge ſind, welche wir jetzt noch von der altetruskiſchen Staatsverfaſſung erhaſchen und feſthalten können: ſo darf doch auch auf der andern Seite nicht bezweifelt werden, daß auch in Etrurien ſelbſt im Laufe der Zeiten Bewegungen darin eintraten, Forderungen von Seiten der Unterdrückten und Ausgeſchloſſenen und Ausgleichungen ihrer Anſprüche mit der alten Ariſtokratie, wie ſie ziemlich in allen Republiken des Alterthums in beſtimmten Epochen ausgeführt oder wenigſtens verſucht wurden. Auch in Etrurien mußte, da auch hier die Wichtigkeit der Reiterei im Kriege abnahm, die des vollſtändig bewaffneten Fußvolks ſtieg, die größere Menſchenmaſſe, welche dadurch das Gefühl der entſcheidenden Kraft erhalten hatte, einen entſprechenden Einfluß auf das Gemeinweſen verlangen; und waren auch dieſe Heere, wie es ſcheint, Soldheere[87]): ſo konnte doch auch dies revolutionäre Unternehmungen nicht ganz ausſchließen. Der Repräſentant dieſer Bewegungen und der Verſuche, die Anſprüche der Stände mit einander auszuſöhnen, iſt für unſere Geſchichte Servius-Maſtarna, ſein Verſuch, die Rittercenturien bei Seite zu ſchieben und die höchſte Macht dem aus eigenem Vermögen wehrhaft gemachten und durch eigene Tapferkeit und Tüchtigkeit die Waffen verdienenden und ehrenden Kriegsheere in die Hände zu geben und dadurch einen ehrenwerthen und mannhaften Mittelſtand zu bilden und zu erhalten, gelang für Rom ſo glorreich, daß dieſe Konſtitution hier die Grundlage aller Freiheit und alles Glückes wurde, und ein Jeder, der Rom liebt, noch jetzt das Andenken dieſes edlen und freigeſinnten Tuskers ſegnen muß: während in Etrurien daſſelbe ohne Zweifel auch verſucht wurde, aber zum Unglücke des Landes nie zu dieſer Reife gedieh. Auch in Rom war Servius Verfaſſung deutlich im Streit mit den Grundſätzen der Tarquinier, durch die ſie eben deswegen hernach wieder zurück gedrängt wurde; ſie ſtrebt überall dahin, dem Volke Freiheit zu verſchaffen von der hemmenden Leitung durch Ariſtokraten, in denen die Heiligkeit des Prieſterthums mit der Majestas weltlicher Herren

---

[86]) Diodor. V, 40. Athen. IV. p. 153. [87]) Liv. II, 12. Niebuhr R. G. II. S. 531.

zu einer Feſſel zuſammen gewunden wurde, welche alle freiere Bewegung unmöglich machte; eben deßwegen war auch das Princip, welches Servius bei der Begründung des Privatrechts verfolgte, das: religiöſe Formen, welche gewöhnlich patriciſcher Mitwirkung bedurften, durch Geldgeſchäfte (per aes et libram), die zu größerer Sicherheit in der Gemeine vorgenommen wurden, zu erſetzen.

Kriegsverfaſſung. Will man die Nachrichten über das Etruskiſche Kriegsweſen mit denen über die Staatsverfaſſungen in Einklang bringen: ſo wird man es wahrſcheinlich finden, daß die älteſten Etruskiſchen Heere aus wohl gerüſteten Reiterſchaaren beſtanden, deren Angriff ziemlich ungeordnete Maſſen von leicht bewaffnetem Fußvolke unterſtützten. In der Zeit des Servius waren indeß ſchon die Hopliten die Hauptſtücke Etruskiſcher, wie Griechiſcher, Heere, und der Kampf in geſchloſſenen Linien mit langen Stoßlanzen ging nach glaubwürdigem Zeugniß von den Tuskern auf die Römer über[88]), wo er ſich bis auf die Zeit des Camillus erhielt. Daher kommen alle Stücke der Helleniſchen Hoplitenrüſtung auch bei den Tuskern vor: der große, kreisrunde oder elliptiſche Schild von Erz (Ἀργολικὴ ἀσπίς), der metallene Helm mit hohem Federbuſch und breiten Seitenklappen (cassis genannt), deſſen Geſtalt beſonders aus Kunſtwerken bekannt iſt, Panzer, Beinſchienen, Stoßlanzen und Seitengewehre[89]). Doch war auch die leichte Waffe bei den Etruskern nicht unausgebildet, die hasta velitaris wird von ihnen hergeleitet[90]), auch andere Waffen der Art kommen bei ihnen vor, deren ſich auch Landleute, die von den Großen in der Eile zuſammen gerafft wurden[91]), leicht bemächtigen konnten. Arretium war eine Hauptwaffenfabrik. Im Kampfe mit Rom ſchadete den Etruskern, außer der Verweichlichung, welche indeß die angeſtammte Tapferkeit bis zum Ende der Unabhängigkeit noch nicht ganz ausgetilgt hatte, Nichts ſo ſehr, als daß, wenn ihre Phalanx einmal durchbrochen und verwirrt, dieſe nun auch verloren und das ganze Heer überwunden war, indem ſie ſich die Trennung verſchiedener Treffen, ſo wie die andern Neuerungen Camills in der Bewaffnung und Stellung der Heere, anzueignen verſäumt hatten.

---

[88]) Athenäos VI. p. 273 f. vgl. Diodor Frgm. XXIII. p. 501 Weſſeling. [89]) Hauptſtellen: Dionyſ. I, 21. vgl. IV, 61. IX, 21. Ueber die Bildwerke Buonarotti bei Dempſter Etruria Regalis, § 27. p. 44. sqq. Vgl. Micali tv. 20. 21. 43. 53. Cassis und balteus werden als Tuskiſche Worte angegeben. Iſidor Origg. XVIII, 14. Soſipater I. p. 51 P. [90]) Plin. H. N. VII, 57. vgl. Iſidor. Origg. XVIII, 54. [91]) Liv. IX, 36.

Familienleben. Die Anklagen ſcheußlicher Wollüſte ausgenommen, welche Griechiſche Schriftſteller, vor Allem Theopompos, ſehr ausgeſponnen haben und von denen gewiß gar Vieles auf Mißverſtand und Uebelwollen beruht [92]) und auch das Wahre doch nur von dem zerrütteten Etrurien in den letzten Zeiten der Unabhängigkeit gilt, erfahren wir ſehr Wenig von dem innern Familienleben der Etrusker. Einige Züge deſſelben laſſen die ſehr zahlreichen Inſchriften der Aſchenkiſten, welche den Namen des darin Beſtatteten enthalten, ungefähr errathen, beſonders die genaue Aufmerkſamkeit auf die Abſtammung. — Etrurien war das Land weitläufiger, in die graue Vorzeit hinauf ſteigender Stammbäume [93]) — und dann die Achtung, die dem weiblichen Geſchlecht bewieſen wurde, welche auch ſonſt aus den Römiſchen Sagen von der Lucumonentochter Tanaquil hervorgeht. Dieſe Inſchriften beſtehen erſtens aus einem Vornamen; männliche Vornamen ſind: **Larth, Laris, Arnth, Aule, Fel,** und einige andere, weibliche: **Larthia, Arntha, Aula, Thana, Thanchufil, Felia, Phastia:** dann folgt der Familienname, wie z. B. **Cfelne,** der Name der berühmten **Cilnia gens** in Arretium, **Ceicna,** der der Cäcina zu Volaterrä, **Musu,** der der Muſonius zu Volſinii, **Tins,** eine anſehnliche Familie zu Volaterrä; nach welchem bisweilen noch eine beſondere Unterabtheilung angegeben wird, wie **Ceicna Caspu, Ceicna Tlapuni,** obgleich eine beſtimmte Trennung von Gentil- und Familiennamen durchaus in dieſen Inſchriften nicht nachweisbar iſt. Hieran ſchließen ſich Patronymika und Metronymika, welche ſtets durch die Endung **a l** bezeichnet werden und welche man dadurch wieder von einander unterſcheidet, daß der Name, dem ſie angehängt werden, im erſten Fall ein Vorname, im andern ein Familienname iſt, ſo daß man z. B. **Arnth Lecne Fusinal Arnthal** mit Sicherheit überſetzt: Aruns Licinius, Sohn eines Aruns und einer Frau aus der Familie Vuſine, ſo wie **Larth Fete Arnthal Fipinal:** Lars Vettius, Sohn eines Aruns und einer Frau aus dem Hauſe Vibius oder Vibenna. Bei den Frauen, welche meiſt auch ſolche Patronymika und Metronymika an ihren Namen angehängt haben, unterſcheidet man überdieß noch den Namen der Familie, aus der ſie ſtammen, und derjenigen, in die ſie geheirathet, indem jener durch die Endungen **eia, ei, ia, i,** dieſer durch die Anfügung von **sa** oder **s** bezeichnet wird, z. B. **Larthia Fuisinei Lecnesa,** eine Larthia aus der Familie Vuſine, verheirathet an

---

[92]) Vgl. Etrusker **I.** S. 276. [93]) Perſius **III,** 28.

einen Licinius, Thanchfil Phrelnei Tebatnal Lecnesa, eine Tanchvil geborne Phrelne, deren Mutter eine Tebatne war, verheirathet an einen Licinius [94]).

Gottesdienſtliche Verfaſſung. Wie die Leitung des politiſchen und bürgerlichen Lebens, ſo war auch die Sorge für den Dienſt der Götter und der beſtändige Verkehr mit ihnen, welcher den Inhalt der **disciplina Etrusca** ausmachte, ſeit alten Zeiten ein Attribut der Lucumonenwürde. Die Prieſterthümer beſtimmter Götter waren nicht ſelten an einzelne Lucumonenfamilien geknüpft [95]; die Lehre des dämoniſchen Knaben Tages hatten die Lucumonen vernommen [96]; und Ueberlieferung pflanzte ſie in den Familien von Vater auf Sohn getreulich fort, wie in dem Geſchlecht der Cäcina noch in Cicero's Zeit [97]. Dieſe Weiſe der Ueberlieferung feſt zu halten und die Söhne der Edlen ſelbſt, wenigſtens zehn davon in jedem Staate, regelmäßig in dieſer Kunſt zu unterweiſen, war die Mahnung, die der Römiſche Senat in der Blüthezeit des Staats an die Völker Etruriens ergehen ließ [98]. Es hatten ſich nämlich ſchon damals und wahrſcheinlich lange vorher Schulen gebildet, in denen auch der Geringe der Disciplin theilhaftig werden konnte [99]; es gab gewiſſe Innungen oder Kollegia von Etruskiſchen Weiſſagern (**haruspices**), ſo wie auch einzelne Leute der Art, welche die Ausübung der Disciplin als ein Gewerbe trieben und für Lohn dem, der es verlangte, damit behilflich waren; dieſem handwerksmäßigen Betrieb der Kunſt wollte der Senat durch jene Aufforderung entgegen arbeiten. Die Kollegia der Haruſpices hatten meiſt Aelteſte von höherm Anſehen und tieferer Kunde an ihrer Spitze [100]), urſprünglich ohne Zweifel Lucumonen, welche von ihren Lehrlingen und Gehilfen, die aus geringerem Stande ſein durften, umgeben waren. Rom berief Haruſpices in der Mehrzahl nur dann, wenn beſonders

---

[94]) Vgl. hiezu außer Lanzi's **Saggio di Lingua Etrusca T. II.** und Vermiglioli's **Iscriz. Perug.** die ſchärfere Beſtimmung und den genauern Erweis dieſer Thatſachen: Etrusker, Beilage zu B. II. K. 4. [95]) Liv. V, 22. vgl. V, 1. [96]) Cenſorin **de die nat. 4, 13.** [97]) Cicero **ad famil. VI, 6.** Tacit. **Annal. XI, 15.** [98]) Cicero **de divin. I, 41, 92.**, wo der Verf., mit Rückſicht auf die frühern Bemühungen und Arbeiten von Görenz, Frandſen und zur Nedden, die Lesart aufgeſtellt hat: **ut de principum filiis X ex singulis Etruriae populis etc.** Ellendt's Vertheidigung (**ad Cic. Brutum, Prolegg. p. VIII.**) der alten Lesart genügt nicht, ſo wenig wie ſich Görenz neue Lesart: **ut de principum filiis** (ohne Zahl) **ex sing. etc.** rechtfertigen läßt. Vgl. Tacitus a. a. O. Valerius Max. **I, 1.** Cicero **de legg. II, 9.** [99]) Dionyſ. **III, 70.** [100]) Appian **B. C. VI, 4.** Lucan **Pharsal. I, 580.**

wichtige Prodigien oder Portenta den Staat in Schrecken geſetzt hatten; die Berufenen gaben an (respondebant), welches Unglück das Zeichen und Wunder bedeute, und durch welche Cärimonien, Opfer und Umgänge es procurirt werden könne; beſonders machten ſie die Götter namhaft, deren Beſchwerden (postulationes) das Zeichen ausdrücke. Einzeln dienten die Etruskiſchen Haruſpices beſonders als Opferdeuter, in Rom wenigſtens ſeit dem zweiten Jahrhundert der Republik; ſie wurden in demſelben Maße bei wichtigen Handlungen in Krieg und Frieden nothwendiger, in welchem die altrömiſche Auguraldisciplin unterging und die Auſpicien der Magiſtrate bloße Form wurden. Auch Winkel-Haruſpices (vicani haruspices) exiſtirten in Rom, welche von Privatleuten, auch dürftigen und geringen, bei jeder Gelegenheit conſultirt wurden, Menſchen, die nicht bloß dem aufgeklärten Ennius, ſondern auch dem ziemlich altgläubigen Cato das ganze Treiben der Etruskiſchen Weisſager lächerlich machten. Epoche macht in ihrer Geſchichte Claudius Senatus-Konſult super collegio haruspicum, wodurch den Pontifices aufgetragen wurde, die Lehre der Haruſpices von fremden Einmiſchungen und Verderbniſſen zu reinigen und das Geprüfte zu bekräftigen [1]; vielleicht bildete ſich auch damals ein öffentlich anerkanntes Kollegium (denn eine Römiſche Prieſterſchaft waren die Haruſpices nie), welches als ordo LX haruspicum unter einem magister publicus in ſpätern Inſchriften vorkommt [2]. Man ſieht aus Claudius Senatus-Konſult deutlich, daß die Etruskiſche Disciplin damals ſchon durch mannigfache Miſchung mit fremden Superſtitionen auffallend entartet war: wohin erſtens das Akkommodationsſyſtem führen mußte, zu welchem die Haruſpices dadurch genöthigt wurden, daß ſie die Prokurationen oder Sühnungen nach dem Gottesdienſte des Volks, bei dem ſie befragt wurden — ſie waren aber über die ganze Römiſche Welt verbreitet [3] — einzurichten hatten [4]; und zweitens auch das Beſtreben der Haruſpices, ihrer Lehre durch Benutzung beſonders impoſanter Superſtitionen, wie namentlich der Chaldäiſchen Sternendeutung, neuen Glanz und eine friſche Anziehungskraft zu verſchaffen. Dabei erhielt ſich das Anſehn der Tuskiſchen Haruſpicin bis in die allerletzten Zeiten der heidniſchen Religion und des weſtrömiſchen Reichs; noch chriſtliche Concilien, wie das

---

[1]) Tacit. Ann. XI, 15. 16. [2]) Salaria haruspicum, Lamprid. Sev. Alex. 44. [3]) Diodor V, 40. u. A. [4]) Aruspex praecipit, ut suo quisque ritu sacrificium faciat, Varro de L. L. VII, 5. p. 97.

Toletaniſche, eiferten dagegen, obgleich die guten Väter damals ſchon bei Haruſpicin mehr an **horarum inspectio**, alſo an Sternenweiſſagung, als an die Etruskiſche Disciplin dachten [5]).

Schriften der Disciplin. Obgleich Familientradition das Lebensprincip der Etruskiſchen Disciplin war: ſo gab es doch auch Schriften, in denen ſie aufgezeichnet wurde, zuerſt mehr Darſtellungen einzelner Theile, aus einer Art von Begeiſterung hervorgegangen und liederartig abgefaßt; dann weitläufige Lehrbücher und Theorieen über alle Theile dieſer künſtlich und ſubtil ausgebildeten Scheinwiſſenſchaft. Man kann unter dieſen Schriften folgende Maſſen unterſcheiden. I. Geſänge über die Disciplin, genannt die Bücher des Tages, die Acheruntiſchen, die der Begoë. Tages war den Etruskern der mythiſche Urheber ihres Gottesdienſtes und ihrer Disciplin, ein Sohn eines **Genius Jovialis** ſollte er, halb Knabe halb Greis, auf den Feldern Tarquinii's aus einer tiefen Furche hervor getreten ſein, die der Pflug des ackernden Tarchon in die Erde geriſſen hatte, und den Lucumonen der Zwölfſtädte die Lehre von der Forſchung nach dem Götterwillen geoffenbaret haben [6]). Die Bücher des Tages enthielten nun, der Tradition oder dem Vorgeben nach, eben die Weisheitlehren, Verkündigungen, Ritualgeſetze, z. B. über Städtegründung, welche Tages damals ſeinen Schülern zugeſungen; ihre Form war ohne Zweifel ein alttuskiſcher Vers [7]). Eine Abtheilung der Tagetiſchen Bücher waren die Acheruntiſchen, welche ſich auf Acherontiſche Todtenſacra bezogen, alſo von dem Glauben unteritaliſcher Griechen Mancherlei aufgenommen hatten, und von der Verzögerung des Schickſals und der wunderbaren Kunſt, die menſchlichen Seelen zu Göttern (**dii animales**) zu machen, handelten [8]). In derſelben Art waren wohl auch die Bücher der Nymphe Begoë oder Bakchetis, die von der Blitzweiſſagung handelten [9]) und einer Andeutung nach auch für poetiſch abgefaßt gehalten werden müſſen. II. Neben dieſen heiligen Poeſieen exiſtirten ohne Zweifel zeitig in

---

[5]) Ueber Haruſpicin ſ. von neuern Schriften (die ältern, wie von Bulenger, faſſen gewöhnlich ſchon die erſten Grundbegriffe falſch) beſonders P. Frandſen **Haruspices. Berolini 1823** und Etrusker B. **III.** K. 1. [6]) Hauptſtellen: Cicero **de divin. II, 23.** Cenſorin **de die nat. 4.** Jo. Laur. Lydus **de ostent. 3. p. 8. 10.** Haſe. [7]) S. beſonders Jo. L. Lydus **de ost. 54. p. 190.** Macrob. **Sat. V, 19.** Ammian **XVII, 10.** Servius **ad Aen. I, 2.** Fulgentius **de propr. serm. s. v. manales** und **praesegmina.** [8]) Arnobius **adv. gent. II, 62.** Servius **ad Aen. III, 168. VIII, 398.** [9]) Servius **ad Aen. VI, 72.** Fulgentius **s. v. manales.** Vgl. Lucret. **de R. N. VI, 381.**

Etrurien abgeriſſene Aufzeichnungen von Prodigien nebſt ihren Folgen und darauf gegründeten Deutungen; ſie mußten auch hier ein Haupttheil der Annalen ſein, dergleichen Etrurien ſicher ſchon vor Rom hatte. Prodigiendeutungen waren in den fatales libri der Etrusker enthalten, welche Livius[10]) als ſchon im J. 357 vorhanden erwähnt; die fatales libri, welche man in Rom neben den Sibylliniſchen aufbewahrte und befragte, waren, wie beſonders aus dem Geiſte des aus ihnen Angeführten erkannt worden iſt, ſicher Etruskiſchen Urſprungs[11]). III. Die Aufzeichnung der ganzen Etruskiſchen Disciplin in den volumina Etruscae disciplinae, welche in libri rituales, fulgurales und haruspicini zerfallen. Den Inhalr der beiden letztern bezeichnet der Name hinlänglich, die rituales enthielten die ganze heilige Chronologie der Etrusker, die Lehre von der Städtegründung, Staatsanordnung, Heeresabtheilung, endlich Regeln, den Götterwillen bei jedem wichtigen Ereigniß des Staats- und des Privatlebens zu erkunden[12]). Dazu kamen noch einzelne ostentaria oder Prodigienbücher für den Hausgebrauch[13]). Daß dieſe ziemlich weitläufigen Schriften, aus denen die nach Rom berufenen Haruſpices ihre Deutungen zu entnehmen pflegten (die Angaben in der Ciceroniſchen Rede de haruspicum responsis geben uns jetzt noch einen gewiſſen Begriff von dem Stil dieſer Schriften), durchaus nicht insgeſammt den älteren Zeiten Etruriens angehörten, beweiſt, wenn es des Beweiſes noch bedarf, der Umſtand, daß Plinius ein Erdbeben vom J. d. St. 663 darin beſchrieben fand[14]). Als Römiſche Schriftſteller, welche aus dieſen Büchern ſchöpften und ihrer Zeit oder andern Umſtänden nach für beſonders glaubwürdig gelten müſſen, verdienen Folgende bemerkt zu werden. Cicero's Zeitgenoß, der gelehrte Volaterraner A. Cäcina, dann der geiſtreiche, aber abergläubiſche Nigidius Figulus, Umbricius, der dem Galba als Haruſpex diente, Julius Aquila, Tarquitius, vielleicht Vicellius, und beſonders noch Cornelius Labeo, der indeß erſt dem zweiten Jahrhundert angehören kann; ſeine Ueberſetzung der Bücher des Tages und der Begoë diente den ſpäteren Haruſpices anſtatt der Originale[15]). Von da an nahm die Korruption des

---

[10]) V, 15. [11]) Niebuhr Röm. Geſch. I. S. 531, [12]) Hauptſtellen: Cicero de divin. I, 33. II, 1, 1. Plin. H. N. II, 85. X, 17. Cenſorin 11, 6. 14, 6. 17, 5. Ammian XXIII, 5. Feſtus s. v. rituales. Servius ad Aen. I, 42. IV, 166. [13]) Macrob. II, 16. III, 7. Vgl. Juvenal XIII, 62. [14]) H. N. II, 85. [15]) S. über alle dieſe Schriftſteller Etrusker II. S. 34 ff.

echten und einheimiſchen Glaubens durch Orientaliſche Einmengſel, ſo wie neuplatoniſche Philoſopheme, immer mehr zu; was aus Appulejus über Tages Weisheit angeführt wird, iſt natürlich wenig zuverläſſig; ein Tuskiſches Geſchichtbuch, welches Suidas citirt [16]), trägt eine entſtellte bibliſche, wahrſcheinlich zunächſt aus Chaldäiſchen Quellen gefloſſene Schöpfungsgeſchichte als einheimiſche Sage Etruriens vor. Was Joannes Laur. Lydus, ein Oſtrömer des ſechsten Jahrhunderts, als Tagetiſche und Etruskiſche Lehre gibt, iſt zum Theil aus den unzuverläßigſten Quellen gefloſſen und in hohem Grade den damaligen Zeitumſtänden und Anſichten akkommodirt.

Götterglauben. Die Namen der einzelnen Gottheiten Etruriens, welche uns zugekommen ſind, ſind in Römiſcher Form folgende: Jupiter, Juno, Minerva, Vertumnus, Nortia, Neptunus, Mater Matuta, Vulcanus, Saturnus, Mars, Janus, Vejovis, Summanus, Dispater, Mania, Ceres, Pales (Masc.), Ancharia, Voltumna, Horta, Inuus, Mercurius, Silvanus, Feronia. Hier nur Einiges über den Namen und den Urſprung dieſer Götter. Von mehreren dieſer Götter ſind wir deßwegen ſicher, daß uns die Römiſchen Schriftſteller die Etruskiſchen Namen überliefert haben, weil ſie in Rom ſelbſt keine Stelle im Kultus, alſo auch keinen Römiſchen Namen hatten. Dieß ſind die Volſiniſche Schickſalsgöttin Nortia, die Fäſulaniſche Ancharia, die Göttin des Bundesheiligthums Voltumna; auch können noch Horta und Mania für Etruskiſche Namen gelten. Was die übrigen Gottheiten betrifft: ſo erfahren wir theils durch Etruskiſche Kunſtwerke, namentlich die ſo genannten Pateren oder Spiegel, theils durch Schriftſteller von mehreren derſelben, daß ſie in Etrurien ganz andere Namen führten, als unter denen ſie die Römer erwähnen. Nur der Name der Minerva wird in der Form *MENERFA* oder *MENRFA* auch durch jene Pateren als Etruskiſch beurkundet, ſo daß beſonders der Kultus dieſer Göttin, die in Etrurien und Rom, ſo wie in Griechenland, Vorſteherin der Flötenmuſik war, unverändert aus Etrurien nach Rom übergegangen zu ſein ſcheint. Dagegen heißt Jupiter Tinia oder Tina, Vulcanus Sethlans, Mercurius Turms, Juno aber, wiſſen wir aus Strabon, hieß Etruskiſch Kupra [17]), Dispater nach den Commentatoren zu Virgil Mantus [18]), womit der Name der Unterweltsgöttin Mania zuſammen zu hängen ſcheint. Nicht alle hier aufgezählten Götter

---

16) s. v. *Τυῤῥηνία*. Vgl. Lutat. zu Statius Theb. IV, 516. 17) V. p. 241. 18) Serv. ad Aen. X, 199.

ſind für eigentlich und allgemein Etruskiſch zu achten; die Erdgöttin Feronia und der Unterweltsgott Soranus, welche in der Gegend des Berges Soracte, jene im Capenatiſchen, dieſer im Faliskiſchen Gebiete, angebetet wurden, waren nach ſichern Zeugniſſen und Schlüſſen Sabiniſch [19]); ſie entſprachen ziemlich dem Mantus und der Mania im Etruskiſchen, wie dem Hades und der Perſephone im Griechiſchen Syſtem. Wie ſchwer aber die Religionen dieſer benachbarten Völker zu ſcheiden ſeien, ſieht man daraus, daß Varro den Vertumnus, den er ſelbſt als **Deus Etruriae princeps** anerkennt, welcher durch die alte Volſiniſche Wanderung nach dem **Tuscus vicus** in Rom gewandert ſei [20]), unter den Göttern des Sabiniſchen Königs Tatius, und die Minerva, deren Etruskiſcher Urſprung ſich doch auch ziemlich ſicher ſtellen läßt, als von den Sabinern nach Rom gekommen anführt [21]). Dagegen ſcheint es Glauben zu verdienen, was als Ausſage der Kenner der Etruskiſchen Disciplin angeführt wird [22]): daß eine jede nach der Regel gegründete Stadt die drei Tempel, des Jupiter, der Juno und Minerva, haben müſſe, welche in Beziehung auf die drei Tribus, ſo wie auf die drei heiligen und geweihten Thore der Etruskiſchen **urbes** ſtehen. Was den Einfluß Griechiſchen Götterglaubens betrifft: ſo iſt es auffallend, daß die Götter der Tyrrheniſchen Pelasger, Kadmos oder Kadmilos und die Kabiren, deren Kultus bei dieſem Volksſtamm ſo gut bezeugt und bewährt iſt, wie irgend ein anderes Faktum in der Geſchichte alter Götterdienſte, ſich in den Städten Etruriens in keiner ſichern Spur nachweiſen laſſen; denn daß Kallimachos des Hermes-Kadmilos als eines Tyrrheniſchen, d. h. Samothrakiſchen, und nicht als eines Etruskiſchen Gottes gedacht habe [23]), iſt augenſcheinlich [24]), und die Deutungen von allerlei kleinen Idolen auf Kabiren bei Etruskiſchen Antiquaren ſind noch ſehr wenig ſicher geſtellt. Wie ſehr aber hernach nicht bloß die Götter-, ſondern auch die Heroenmythologie der Hellenen den Etruskern geläufig geworden iſt, beweiſen die Werke ihrer Kunſt, welche nun auch rückwärts nicht ohne Wirkung auf Glauben und Kultus bleiben konnten, ſondern theils die Aufnahme dieſer Griechiſchen Sacra, theils die Zuſammendeutung der fremden mit einheimiſchen

---

[19]) Etrusker II. S. 65 ff. [20]) Varro de L. L. V, 8. p. 14. und bei Serv. ad Aen. V, 570. Properz IV, 2, 6 ff. u A. [21]) Varro de L. L. V, 10. p. 22. [22]) Intpp. Virg. ap. *Serv.* ad Aen. I, 422. Vgl. Vitruv I, 7, 1. [23]) S. Macrob. Sat. III, 8. Varro de L. L. VII, 3. p. 88. [24]) Auch Niebuhr gibt jetzt zu, daß die Tyrrheniſchen Weihen in Athen, deren Platon gedenkt, keine Etruskiſche, ſondern Lemniſch-Samothrakiſche waren.

herbei führen mußten, wie z. B. der Soranus auf dem Berge Soracte ſonderbarer Weiſe Apollo genannt wurde, indem man dabei auf die Vorſtellung des Apollon Lykeios als eines ſchrecklichen Gottes Rückſicht nahm. Sehr großen Beifall erwarb ſich bei den Etruskern der Dionyſosdienſt der Griechen; und bei ihnen beſonders erhielt er die gräuelvoll verderbte und geſchändete Geſtalt, in welcher wir ihn durch die Begebenheiten des J. 566 in Rom kennen lernen.

Götterordnungen. Bedeutender als die ſehr abgeriſſenen und zufällig überlieferten Angaben über einzelne Götter Etruskiſcher Städte ſind die Nachrichten über die Götterordnungen: eine Lehre, welche für die ganze Disciplin ſehr wichtig und folgenreich war. Die Götter (**Äsar**)[25] zerfallen nach dieſer Lehre in zwei Klaſſen, in die obern oder verhüllten, ruhende Gewalten, die indeß immer noch als Urquell des Weltlebens fort beſtehn und in jeder bedeutenden Veränderung wirkend erſcheinen, und die **dii consentes** oder **complices**, zwölf Götter, welche mit Jupiter vereint den Gang der beſtehenden Welt lenken, aber ſelbſt mit einer beſtimmten Weltperiode, die ſie hervorgebracht hat, auch wieder untergehn[26]. Ohne Zweifel waren gerade dieſe Conſentes die Hauptgötter des Kultus, man nannte ihre Namen wie ihre Zahl, ohne daß wir ſie indeß jetzt mit einiger Sicherheit namhaft machen können. An die Götter ſchließen ſich die **Genii** an, deren Name zwar nicht, aber die Lehre von ihnen Etruskiſch war: Ausflüſſe der Götter, welche in der Zeugung der Menſchen, aber wahrſcheinlich in allem Leben, allen Produktionen der geſammten Natur thätig gedacht wurden[27]. Es gab Genien verſchiedener Götter, namentlich **Genii Joviales**, andere des Neptun, der Unterweltsgötter[28]. Die Unterweltsgötter, welche eine eigene Klaſſe bildeten, werden insgemein ſchrecklich und furchtbar gedacht: der mit dem Hammer bewaffnete[29], unerbittliche Mantus, auf den der Griechiſche Name des Charon übertragen wurde, ſowohl wie die geſpenſterartige Mania, welche als Larenmutter in der Acca-Larentia, die in den Mährchen von Romulus eine ſo ſonderbare Rolle ſpielt, und in der ſtummen Lara oder Larunda wiederkehrt[30].

---

25) Sueton Auguſt 97. Dio Caſſ. LVI, 29. Heſych. s. v. *Αἶσοι*.
26) S. Cäcina bei Seneca Qu. Nat. II, 41. Feſtus s. v. manubiae. Arnob. adv. gent. III, 40. Martian. Cap. de nupt. philol. IX. p. 309. Grot. 27) Auguſtin C. D. VII, 13. Feſtus s. v. Genius. Macrob. Sat. I, 10. ſind beſonders zu beachten. 28) Arnob. adv. gent. III, 40. Vgl. Etrusker II. S. 89. 90. 29) Außer Kunſtwerken ſ. Tertullian ad nat. I, 10. 30) Etrusker II. S. 101 ff.

Dieſe Götter ſcheinen auch eine Art Furien zur Begleitung gehabt zu haben; ſie waren es, auf welche ſich alle düſtern, abwendenden Gebräuche der Etruskiſchen Religion beziehen; ſie die Götter, denen auch Menſchenopfer fielen [31]. Daß indeſſen doch auch im Etruskiſchen Glauben, wie im Griechiſchen, die Unterweltsgottheiten zugleich als eine Quelle des ländlichen Segens gedacht wurden, nimmt man daraus ab, daß der **Mundus**, der Mittelpunkt einer nach Etruskiſcher Regel gegründeten Stadt, zugleich einen Kornbehälter vorſtellte und doch auch als die Pforte der zur Oberwelt emporſteigenden Manen angeſehn wurde. Der Name **Lar** (Tuskiſch wahrſcheinlich Herr) bezeichnet einen Gott als Vorſtand und Beherrſcher eines beſtimmten Lokals; die **Lares familiares** ſind nur eine Klaſſe von vielen ähnlichen; beſonders merkwürdig aber iſt es, daß man ſich unter dieſen **Lares familiares** auch hingeſchiedene Menſchenſeelen, Manen, dachte, die, durch die Gewalt der Acheruntiſchen Sacra, oder auf andere Weiſe, der Unterwelt entriſſen, nun mit milder Vorſorge über dem Hauſe ihrer Kinder wachten [32]. Dieſe Art von Laren werden auch Kinder der Mania genannt [33], wahrſcheinlich weil ſie, um wieder auf der Erde walten zu dürfen, zum zweiten Mal aus dem Schoße dieſer Unterweltsgöttin hervorgehen mußten. Auch Penaten oder Götter des Hausſegens hatte Etrurien und verehrte als ſolche beſonders die Fortuna, die Ceres, den Genius Jovialis und Pales als ein männliches Weſen. Aber auch Genien des Neptun, der Unterweltsgötter ſo wie vergöttlichte Menſchenſeelen wurden als Penusgötter gedacht [34].

Gottesdienſt. Obgleich dem Etruskiſchen Glauben eben ſo wie dem andrer altitaliſchen Völker und der Griechen eine Naturreligion zum Grunde liegt, welcher beſonders das Leben und Wirken in der Natur als anbetungswürdig erſcheint: ſo unterſcheidet ſie ſich doch von jenen durch die ganz praktiſche und politiſche Richtung, welche die weitere Ausbildung dieſes Fundaments genommen hat. Wie die alte Naturreligion von den Hellenenſtämmen heroiſirt, ſo iſt ſie hier ganz politiſirt worden. Alles im Gottesdienſte geſchieht mit beſtimmten Zwecken für das bürgerliche und geſellige Leben; Nichts iſt unbefangener und natürlicher Ausdruck warmer Empfindungen;

---

[31]) Vgl. Plutarch **Qu. Rom.** 83. mit Livius VII, 15. [32]) Servius **ad Aen. III, 168. 302.** Martian. Capella **de philol. II, 7. p. 36. II, 9. p. 40.** Vgl. Paſſeri's **Acheronticus** in Gori's **Mus. Etr. T. III. diss. 2.** [33]) Varro **de L. L. IX, 38. p. 142.** und bei Arnobius **III, 41.** Macrob. **I, 7.** [34]) Cäſius und Nigidius bei Arnob. **adv. gent. III, 40.**

Alles muß vielmehr dazu dienen, einen Verkehr mit den Göttern zu unterhalten, durch den alsdann wieder das ganze Leben beſtimmt werden ſoll. Die Thieropfer zerfielen nach Etruskiſcher Lehre in zwei Klaſſen, in **hostiae animales** und **consultatoriae**, jenes waren Sühn- und Erſatzopfer, bei denen das Thierleben für ein anderes dargebracht wurde, wie bei den Acheruntiſchen Gebräuchen[35]); dieſe hatten die Befragung des Götterwillens zum eigentlichen Zwecke, und die Darbringung der Eingeweide, in denen der Götterwille vernehmbar ſchien, das **exta porricere**, iſt nur eine Folge der Schlachtung des Thiers für den Zweck der Weiſſagung. Die Griechiſchen Spiele, welche die Etrusker und von ihnen die Römer annahmen, gehen in dieſem Lande nicht mehr aus der natürlichen Stimmung von Menſchen hervor, die ſich vor ihrem Gotte des Lebens freuen und durch dieſe Freude ſelbſt den Gott zu ehren glauben; ſie ſind eine Leiſtung, bei der nicht das Geringſte verſehen werden darf, ohne daß man daraus die Ungnade des Gottes abnehmen zu müſſen glaubt; das Ausgleiten eines Tänzers bei dieſen Spielen forderte Expiation des Götterzorns. Auch das Gebet hat nicht mehr das Kindliche, Vertrauensvolle, was es wenigſtens oft bei den Griechen hatte, ſondern iſt an beſtimmte feierliche Worte und ſuperſtitiöſe Gebräuche gebunden, wie an die mit der Etruskiſchen Lehre vom **Templum** zuſammen hängende **Dextratio**[36]), wobei gar leicht Etwas verſehen werden konnte. Ueberall ſpielt die Vorſtellung eines Paktum's hinein, eines feſten Vertrages, in welchem ſich Götter und Menſchen befinden; die Götter ſind ſelbſt nichts Anderes als die Patricier in einem gemeinſamen Staatsverbande.

Disciplina Etrusca. Hieraus ergibt ſich von ſelbſt, warum bei den Etruskern die Lehre von der Erforſchung des Götterwillens mehr als ein anderer Theil der Religion hervor treten und die Divination mehr als bei einem andern Volke zu einer Kunſt und Wiſſenſchaft ausgebildet werden mußte, deren Grundſätze in der That mit einem Scharfſinn und einer Conſequenz entwickelt und ausgeführt worden ſind, welche Bewunderung verdienen würden, wenn ſie auf einen reelleren Gegenſtand gewandt worden wären. Obgleich eine vollſtändige Darſtellung dieſer Disciplin nicht ohne tiefes Eingehen in den Römiſchen Gottesdienſt Statt finden und daher unmöglich in dieſem Aufſatze befaßt werden kann: ſo darf doch eine Andeutung der Hauptgrundſätze und Hauptzweige derſelben nicht fehlen.

---

35) Servius ad Aen. IV, 56. 36) Etrusker II. S. 139.

Grundſätze der Diſciplin. Die **dii consentes**, die Beherrſcher des gegenwärtigen Weltalters, an deren Spitze Jupiter ſteht, haben mit den Vätern des Etruskiſchen Volks den Vertrag aufgerichtet, ihnen Lehre und Warnung über alle wichtigen Angelegenheiten zukommen zu laſſen, wenn ſie auf die rechte Weiſe ſie darum anrufen. Was dem auf die rechte Weiſe darum Flehenden und darauf Harrenden als Zeichen des Götterwillens entgegen kommt, das iſt er nun auch berechtigt, für Götterwillen zu nehmen und der Erfüllung deſſelben getroſt entgegen zu ſehn; die Götter ſelbſt haben ſich dazu verpflichtet; aus welcher Anſicht natürlich auch manche ſonderbare Verſuche, den Lauf der Dinge zu ändern und nach eigenem Willen zu beſtimmen, hervor gingen. Nach ſolcher Lehre behauptete man, daß, wenn es dem Tuskiſchen Weiſſager Olenus Calenus geglückt wäre, den Römiſchen Verkündigern des Prodigiums mit dem zu Rom im Capitol gefundenen Kopfe die Antwort abzugewinnen: hier ſei das Haupt gefunden worden, hier ſolle der Tempel des höchſten Jupiter ſein — Olenus hatte aber im Stillen mit ſeinem Stabe ein Templum vor ſich hin gezeichnet und richtete ſeine Gedanken darauf — Etrurien, wo er ſich befand, und nicht Rom den Vortheil von dem Zeichen gezogen haben und das Haupt der Welt geworden ſein würde [37]. Ja ganz conſequent ging daraus die Anſicht hervor, daß wenn ein Magiſtrat, welcher Auſpicien erwartet, aber ſie von einem Andern beobachten läßt, von dieſem belogen wird, nicht die wirklich erſchienenen, ſondern die erlogenen Zeichen in Erfüllung gehen müſſen: eine Lehre, durch welche freilich am Ende die Diſciplin ſich ſelbſt aufhebt und zerſtört, indem das Wort der Verkündigung (**nuntiatio**) die Genauigkeit und Richtigkeit der Beobachtung völlig unnütz macht.

Zu der rechten Verfaſſung, in welche ſich der den Götterwillen Erforſchende geſetzt haben muß, gehört vor Allem, daß er um ſich ſelbſt, es ſei durch äußere Marken, oder auch bloß durch Blicke und Gedanken (**corregione, conspicione, cortumione**) ein Viereck beſchrieben habe, deſſen Seiten nach Norden und Süden und nach Weſten und Oſten gerichtet ſind. Dieſer Raum, der das **Templum** heißt, gilt als gebannt; er darf nicht leichtſinnig überſchritten werden, ſondern geſtattet nur an einem Punkte, gegen Süden, den Ausgang [38]. Er wird in engſtem Zuſammenhange gedacht mit dem

[37]) Plinius **XXVIII, 4.** [38]) S. beſonders Varro **de L. L. VII, 2. p. 81.** Plutarch **Romul. 22. Camill. 32.** Feſtus **s. v. Minora templa.** Servius **ad Aen. IV, 200.**

Himmelstempel; indem auch der ganze Himmel, in ſofern er für Zeichenbeobachtung nach den Himmelsgegenden abgetheilt iſt, ein **Templum** heißt. Bei dieſer Himmelsabtheilung begnügten ſich die Römer mit vier Abſchnitten, welche durch die Mittagslinie, **cardo**, und die Kreuzlinie, **decumanus**, gebildet werden; die Etrusker aber — offenbar und ſicher die Urheber der ganzen Lehre — verfuhren feiner und machten ſechszehn Abſchnitte [39]; ja ſie vertheilten die geſammten Götter, die ſie in ihre Diſciplinen aufgenommen hatten, in dieſe ſechszehn Regionen; worüber uns in Martianus Capella eine überaus intereſſante, wahrſcheinlich aus den Büchern der Diſciplin gefloſſene Auseinanderſetzung aufbewahrt iſt [40]. Der Sitz der Hauptgötter aber, des Jupiter und ſeiner Conſenten als einer Göttergemeinde, iſt immer im Norden, an dem unbeweglichen Nordpol, in der erſten Region [41]; von da ſchauen ſie über die Welt und haben Süden gegenüber (daher Süden die **antica**, dagegen Norden die **postica** iſt); Oſten liegt ihnen links, Weſten rechts. Die von Norden, aus den Gegenden des Jupiterhauſes kommenden Blitze und Zeichen ſind daher die ſtärkeren, bedeutungsvolleren; Gutes aber bedeutet, was aus Oſten, von der linken Seite, Böſes, was aus Weſten, von der rechten, kommt, indem in dieſer Gegend, in der das Licht der Sonne verſchwindet, die Unterweltsgötter und der böſe Vejovis wohnhaft gedacht wurden. Dieſer Begriff des Templums wird nun aber beſonders wichtig und merkwürdig durch die mannigfache Anwendung, die er im bürgerlichen und geſelligen Leben erfuhr. **Templa** im Sinn der Etruskiſchen Diſciplin, d. h. durch Auſpicien und für Auſpicien geweihte Plätze, waren erſtens die meiſten Gotteshäuſer, obgleich keineswegs alle in Rom [42]; dann Plätze in den Curien, in denen das Senatusconſult **auspicato** abgefaßt wurde [43], auch die Gegend der Roſtra und der Fleck auf dem Marsfelde, wo die Curulſeſſel der hohen Magiſtrate bei den Comitien ſtanden. Lokalabtheilungen aber, welche zwar nicht geradezu **Templa** genannt werden können, aber doch nach der Analogie des **Templum** [44]) behandelt werden, ſind 1) die **Etrusco ritu** gegründeten **Urbes**, deren urſprünglich viereckige Form durch die Furchenziehung mit dem ehernen Pfluge des Tages in einer Art von **Dextratio**, wie

---

[39]) Cicero de divin. II, 18, 42. Plin. II, 55. [40]) De nupt. phil. I. c. 15. p. 15. ed. *Grot.* [41]) Vgl. mit Martian beſonders Varro bei Feſtus s. v. sinistrae aves. Servius ad Aen. II, 693. [42]) Varro bei Gellius XIV, 7. [43]) Varro eben daſ. und de L. L. VII, 2. p. 82. u. A. [44]) Varro L. L. V, 32. p. 40.

ſie auch bei der Luſtration vorkommt, beſtimmt wurde[45]), und welche auch durch die Einfaſſung des **Pomoerium**, eines heiligen und gebannten Raums, der das Stadtauſpicium von dem auswärtigen ſchied, Aehnlichkeit mit einem **Templum** hatten; **2**) die Lager, deren äußere Form und innere Eintheilung durch Cardo und Decumanus ſammt dem Prätorium, welches auch Templum heißt, ſicher von Etruriens Lucumonen und Haruſpices ausging[46]); **3**) die Aecker, indem dieſelben Formen, welche den heiligen Fleck des Auſpiciums in ein regelmäßiges Verhältniß zum Himmel und Univerſum ſetzen, auch gebraucht wurden, um dem Eigenthum an Grund und Boden völlige Feſtigkeit und Unverrücktheit zu geben, daher Etrurien auch das Vaterland der Italiſchen Landmeſſung und der Etruskiſche Haruſper der älteſte Agrimenſor war[47]); auch konnten nach dieſer Regel abgetheilte Grundſtücke zugleich ſchnell zu Auſpicien benutzt werden[48]). Auch noch bei den Gräberanlagen in Etrurien läßt ſich Etwas von der Analogie des Templum nachweiſen[49]).

Die einzelnen Zweige der Divination, welche bei den Etruskern gefunden werden, ſind folgende: **1**) Die Divination der **Fulguratores** aus den Blitzen, welche bei den Etruskern erſtens als Zeichen des Götterwillens gedeutet, dann auch procurirt und durch ſuperſtitiöſe Gebräuche angeblich abgehalten, ſo wie herab gezogen wurden. Neun Götter warfen nach Etruskiſcher Lehre Blitze, von denen wir Jupiter, Juno, Minerva, Vejovis, Summanus, Vulcanus, Saturnus und Mars einzeln namhaft machen können; unter dieſen hatte jeder Gott ſeinen eignen Blitz, nur Jupiter drei Arten (**manubiae**), je nachdem er für ſich allein oder nach Berathung entweder mit den Conſenten oder mit den verhüllten Göttern blitzt[50]). Welches Gottes der Blitz ſei, wurde aus dem Anſehn des Blitzes und manchen Umſtänden abgenommen; ob Glück oder Unglück bedeutend, nahm man aus der Region des Himmels-Templum ab; die genauere Deutung gab alsdann der Zweck der Beob-

---

45) S. Cato bei Serv. **ad Aen. V, 755.** Varro a. a. O. Carminius bei Macrob. **Sat. V, 19.** Dieſer ſchöpft aus den **Tagetica sacra**, die Andern wohl aus den **rituales libri.** 46) **Prima galeritus posuit praetoria Lucmo,** Properz. 47) S. den Etrusker Vegoja bei Goeſius **Auct. fin. reg. p. 258.** Varro bei Hygin ebendaſ. **p. 150. 215.** 48) *Cicero* **de div. I, 17. de N. D. II, 3.** Ueber die Lehre der Agrimenſoren vor Allen Niebuhr Röm. Geſch. Bd. **II.** S. 381 ff. 49) Etrusker Bd. **II.** S. 160. 50) Plin. **H. N. II, 53.** Arnob. **adv. gent. III, 38.** Seneca **Qu. Nat. II, 41.** Feſtus **s. v. manubiae Jovis.**

achtung, die beſondere Verfaſſung, in der ſich der Beobachtende befand, an die Hand. **2)** Die Eingeweideſchau, die Hauptbeſchäftigung der Etruskiſchen Haruſpices in Rom: ein Zweig der Divination, der gerade auch in Kleinaſien und in dem Semitiſchen Orient verbreitet war und vielleicht durch die Tyrrhener nach Italien gekommen iſt; bei dem man das Beobachten des Verbrennens der Opferſtücke, was auch in Griechenland von jeher gefunden wird, von dem genauen Beſichtigen der edlern Eingeweide, beſonders der Leber unterſcheiden muß, welches erſt aus Etrurien nach Griechenland hinüber gekommen zu ſein ſcheint. **3)** Die Beobachtung der Vögel, auch in Kleinaſien beſonders verbreitet. Dieſe wird freilich von den Römern ſelten als eine Etruskiſche Kunſt erwähnt, weil ſie für dieſe ihre eigne Augural-Diſciplin hatten, aber war doch auch in Etrurien vorhanden und ſogar hier mit mehr Naturkunde und, wenn man will, Scharfſinn ausgebildet als in Rom[51]. **4)** Die Erklärung aller möglichen, vom gewöhnlichen Laufe der Natur abweichenden Phänomene und Ereigniſſe, der **prodigia, portenta, monstra,** welche weniger auf Regeln und ſyſtematiſche Principien gebracht werden konnte als die andern Theile der Divination, aber deßwegen oft gerade am meiſten einen gewiſſen Witz bei der Entzifferung ihrer Bedeutung hervorrief.

Landeskultur und Induſtrie. Indem wir von dem religiöſen Leben der Etrusker zu denjenigen Thätigkeiten übergehn, die auf die Dinge der Natur und den Unterhalt des Lebens gerichtet waren, dürfen wir zuvörderſt im Allgemeinen den Etruskern einen Eifer in der Urbarmachung und Bearbeitung ihres Bodens nachrühmen, wie ihn kaum ein anderes Volk des Alterthums größer zeigt. Beweiſe dafür ſind unter andern der ehemalige Zuſtand der Maremmen, welche laut dem Zeugniſſe ſo vieler und anſehnlicher Ruinen darin im frühern Alterthum wohl bevölkert waren und erſt im ſpätern als wüſte und verlaſſene Gegenden vorkommen[52]; die Blüthe von Piſä, welche von der Regelung und Beſchränkung des Laufes des Arnus abhing, auf welche auch Strabon[53] hindeutet; die Spuren von Emiſſarien bei mehrern durch vulkaniſche Ereigniſſe entſtandnen Seeen im ſüdlichen Etrurien, wodurch der Boden für den Ackerbau trocken gelegt wurde[54]. In der Kunſt des Waſſerbaues müſſen die

[51]) Plin. H. N. X, 17. X, 3. 7. Liv. I, 31. Porphyr de abstin. III, 4. p. 221. Rhoer. [52]) Plin. Epist. V, 6. Vopiſcus Aurel. 48. Sidon. Apollin. Epist. I, 5. [53]) V, p. 222. [54]) Niebuhr R. G. I. S. 136.

Etrusker zeitig erfahren geweſen ſein, wie die Geſchichte von der Ableitung des Albaniſchen Sees in Camillus Zeit auf Rath eines Etruskiſchen Haruſpex errathen läßt, und die Nachrichten von den Kanälen deutlicher beweiſen, wodurch die Tusker von Adria in Oberitalien den Lauf des Po regelmäßiger machten und eine Gegend, welche im frühern Alterthum nach phyſiſchen Gründen und hiſtoriſchen Nachrichten mit den Lagunen von Venedig große Aehnlichkeit gehabt haben muß, ſehr zum Vortheil ihres Ackerbaues und Handels zu geſtalten wußten[55].

Die alte Ehre und Heiligkeit des Ackerbaues bezeugen die Sagen von Tages und Tarchon; der alte Hakenpflug mit ehernem Zahne wurde immerfort bei dem Etruskiſchen Ritus der Städtegründung gebraucht. Das Hauptgetreide in dieſer Gegend Italiens war Spelt oder Dinkel, far oder ador, der derbe Brei daraus, puls, auch in Etrurien von jeher eine Hauptſpeiſe[56]; doch brachte beſonders der fruchtbare Boden Piſä's nach Plinius auch die feine Weizenart, siligo, in beſonderer Güte hervor. Flachs in den Gebieten von Tarquinii und Falerii, Wein in dem vulkaniſchen Theile Etruriens, Olivenbäume um Volſinii, Tannenwälder gegen den Apennin hin gehören zu den wichtigſten vegetabiliſchen Produkten Etruriens. Die Rindviehzucht wird in verſchiedenen Theilen des Landes gerühmt, von der Schweinezucht der Etrusker redet Polybios ausführlich; und für das Vorhandenſein bedeutender Schafheerden ſpricht der öfter gerühmte Fleiß der an „Tuskiſchem Vließ"[57] ſich müde arbeitenden Frauen des Landes. Von den mineraliſchen Produkten war das Eiſen von Ilva oder Aethalia, wie die Inſel wahrſcheinlich von den Tyrrhenern genannt worden war, eines der werthvollſten; Populonia war im Beſitz der Inſel, aber litt keine Schmelzöfen auf derſelben; in Populonia ausgeſchmolzen wanderte das Eiſen von da in alle Welt[58]. Auch die Kupferbergwerke von Volaterrä haben wahrſcheinlich ſchon die Etrusker bearbeitet, vielleicht auch Silberminen in dieſer Gegend und in Oberitalien. Dagegen wurde der andre mineraliſche Hauptſchatz Etruriens, der Marmor von Luna, von den alten Tuskern viel weniger benutzt (man kann ihn von Tuski-

---

55) Plin. H. N. III, 20. 56) Martial Xen. 8. Columella II, 6. Plin. XVIII, 12, 2. 57) Juvenal VI, 289. 58) Varro bei Serv. ad Aen. X, 174. Diodor V, 13. Strabon V. p. 223. Die mirab. auscult. 95., wozu die Anführungen Beckmanns zu vergleichen ſind. Die Wiedererzeugung des Eiſenſteins auf Ilva, wovon die Alten reden, erklärt die neuere Mineralogie für unmöglich bei der Art, wie die Eiſenminer dort vorkommt.

ſchen Werken nur an den Mauern Luna's nachweiſen), als mehrere andre geringe Steinarten, die in den verſchiednen Landſchaften Etruriens gefunden werden, namentlich der dem Peperino ähnliche Stein von Volſinii [59]), der Alabaſter von Volaterrä und eine Marmorart, die in der Maremma von Piſä bricht [60]).

Den eifrigen Betrieb verſchiedner Handwerke in Etrurien bezeugen die Nachrichten, die uns aus dem Alterthume über die Wohnung, Kleidung und die Mahlzeiten der Etrusker erhalten ſind und die ein frühe beginnendes Streben nach äußerem Glanz, welches zeitig in Ueppigkeit ausartete, erweiſen. Die Städte Etruriens lagen, wie ſich ziemlich von allen einzeln nachweiſen läßt, auf Anhöhen, oft auf ſehr ſteilen Felſenbergen und waren mit koloſſalen Mauern eingefaßt (die Mauern Volaterrä's ſind nach Gori 32 Römiſche Fuß hoch, 8 dick; die einzelnen Steine zum großen Theil über 12 Fuß lang), deren Bauart zwiſchen der Polygonen-Conſtruction der Argoliſchen und Latiniſchen Gebirgsgegend und dem regelmäßigen Quaderbau der Perikleiſchen Zeit in Athen in der Mitte ſteht oder auf- und abſchwankt. Die Conſtruction in Polygonen findet man beſonders bei Saturnia, Coſa, einiger Maßen auch bei Ruſellä; regelmäßiger ſind die Mauern von Volaterrä, Fäſulä, Cortona [61]). Da es wahrſcheinlich iſt, daß die regelmäßigen Formen allmälig die unregelmäßigen verdrängten: ſo ſcheint hieraus hervor zu gehn, daß dieſe Weiſe des Mauerbau's ſich vom Süden nach Norden verbreitete, was auf eine merkwürdige Weiſe die Sage von Tarchon beſtätigen würde. Die Mauern von Tarquinii, noch mehr die von Cäre und Veji, ſind vom Erdboden verſchwunden, was wohl nur daraus erklärt werden kann, daß die Steinblöcke nach Rom transportirt worden ſind, um dort für Bauwerke benutzt zu werden. Der mächtige und großartige Stil, den dieſe Mauern, ſo wie die Bauunternehmungen der Tuskiſchen Könige in Rom, darlegen, zeigte ſich ohne Zweifel auch in andern Bauwerken der Tuskiſchen Städte; von denen jetzt indeſſen nicht viel Anderes als Gräbergrotten übrig iſt; ja man darf wohl auch mit Grund die Erfindung des Wölbens durch den Keilſchnitt den Etruskern beilegen, da die gewölbte Cloaca maxima der Tarquinier älter iſt als Demokritos, von dem die Griechen dieſe Erfindung herleiten,

---

[59]) Vitruv. II, 7. Plin. XXXVI, 49. [60]) S. über dieſen und den Lunenſiſchen Marmor *S. Quintino* Lezioni intorno a diversi argomenti d'Archeologia. 1824. 1825. Abhandl. I. und Mem. della R. Accad. di Torino T. XXVII. p. 211 sqq. [61]) S. beſonders den Atlas von Micali mit den berichtigenden Bemerkungen von Inghirami dazu.

wenn man nicht mit Hirt annehmen will, daß die Kloaka urſprünglich als ein unbedeckter Kanal angelegt worden ſei. Ein impoſantes Denkmal der Conſtruction im Bogen iſt das große Stadtthor von Volaterrä[62]). Was die Einrichtung der Privathäuſer betrifft, ſo verdient die Ueberlieferung vollen Glauben, welche den Urſprung des **Atrium** oder **Cavaedium**, dieſes am meiſten charakteriſtiſchen Theils Italiſcher Wohngebäude, bei den Tuskern ſucht[63]), die auch ſicher nicht immer bei der einfachen Form deſſelben, die in Rom **Atrium Tuscanicum** hieß, ſtehen blieben, ſondern dieſem Raume, den der von Dienenden und Aufwartenden umdrängte Lucumo ſich beſonders geräumig wünſchen mußte, durch zugeführte Säulenhallen mehr Ausdehnung und ein glänzendes Anſehn zu geben wußten[64]).

Kleidung. Die Tusker waren es, nach Angabe alter Schriftſteller, bei denen ſich die Römiſche Tracht der Toga, die ſich von dem Griechiſchen Pallium durch das Anſehen größerer Gravität, aber auch Schwerfälligkeit unterſcheidet, (doch hatten auch einige Griechiſche Landſchaften unter dem Namen Tebennos etwas Aehnliches,) ausgebildet haben ſoll, wobei wieder den Lydiſchen Pelasgern eine Einwirkung zugeſchrieben wird[65]). Die Geſchicklichkeit Tuskiſcher Frauen im Weben von Tuniken und Togen repräſentirt die Tarquiniſche Tanaquil; von den verſchiedenen Manieren, dieſe Gewänder zu verzieren, hat ſich die **Toga praetexta**, *περιπόρφυρος τήβεννα*, als Tuskiſch-Römiſches Magiſtratskleid in Erinnerung erhalten. Alle dieſe eitle Pracht verſpottend ſagte der alte Saturendichter Lucil: „die Präterten und Tuniken, all das verächtliche Werk der Lyder,“ wodurch offenbar hier Tusker bezeichnet werden[66]). Die Tyrrheniſchen Prachtſchuhe oder Sandalen, welche wieder mit dem Lydiſchen Schuhwerk, deſſen ſchon Sappho gedacht, zuſammen zu hängen ſcheinen, waren in Athen ſchon in Perikles Zeit bekannt und wurden von Phidias in der Kunſt benutzt[67]). Der Römiſche **mulleus**, der be-

---

[62]) Zu den Etruskiſchen Werken rechnet Campanari **Urna di Arunte p. 66.** auch die Brücke von Vulcia, die von Toscanella über die Fiora führt. [63]) Varro **de L. L. V, 33. p. 45 sqq.** Vgl. Feſtus **s. v. atrium.** Serv. **ad Aen. I, 726.** [64]) Vgl. Vitruv **VI, 10.** mit Diodor **V, 40.** [65]) S. Photios **s. v.** *τήβεννα* nach der Emendation *Τυῤῥηνοί.* Artemidor Oneirokr. **II, 3.** Suidas **s. v.** *τήβεννα.* Tertullian **de pallio I, 1.** Servius **ad Aen. II, 781.** [66]) Bei Nonius **de gener. vestim. s. v. tunica.** Vgl. auch über die Trabea Florus **I, 6.** [67]) Pollux **VII, 22, 86. 92.** Heſych. u. Photios **s. v.** *Τυῤῥηνικὰ σανδάλια.* Virg. **Aen. VIII, 458.** Ovid **Amor. III, 1, 14.** Plin. **H. N. XXXVI, 4, 4.**

reits die Füße alt-albaniſcher Könige geſchmückt haben ſoll, mag im Ganzen mit den Tyrrheniſchen Sandalen große Aehnlichkeit gehabt und zu derſelben Klaſſe von Fußbekleidung gehört haben[68]). Von Kopfbedeckungen laſſen ſich **apex**, **tutulus** und **galerus** nebſt der Kopfbinde **struppus** bei den Tuskern nachweiſen. Von der übrigen Sorge für das Aeußere des Körpers verdient das **velli**, das Befreien des Körpers von Haaren, was man beſonders durch Anwendung von Pech bewirkte, als etwas in Etrurien Einheimiſches angemerkt zu werden[69]).

Nahrung. Nicht am ſchlechteſten war es in Etrurien mit der Küche beſtellt. Die **molae versatiles** ſollten eine Erfindung Volſinii's ſein[70]). Auch hier fand der Magen bei der Frömmigkeit ſeine Befriedigung; die zahlreichen Opfermahlzeiten mäſteten, wie auch Virgil andeutet, den Etruskern nach Perſius Ausdrucke einen **popa venter** an. Die **pingues** oder **obesi Etrusci** des Virgil und Catull ſind bekannt. **Nepos** in der Bedeutung Schwelger ſoll ein Tuskiſches Wort ſein. Und haben die Griechen auch manchen Zug der Etruskiſchen Sitten, der nur nach ihren Gewohnheiten anſtößig war, wie das Zuſammenſpeiſen von Männern und Frauen, gemißdeutet, Anderes erſchrecklich übertrieben: ſo kommen zur Beſtätigung der Hauptangaben doch auch von Römiſcher Seite manche Nachrichten über Tuskiſche Weichlichkeit und Unſittlichkeit zu Hilfe[71]).

Handel. Wie eine früh erwachte Neigung zum Lebensgenuſſe die Induſtrie ſteigerte, ſo befeuerte ſie auch ohne Zweifel den Handelsverkehr im Innern und mit fremden Nationen. Der innere Verkehr drehte ſich beſonders um Panegyriſche Sacra und Nationalconvente, wie beim Tempel der Feronia und der Voltumna; zu denen Käufer und Verkäufer von allen Seiten zuſammen ſtrömten[72]). Eine Haupthandelsſtraße, welche die Küſten des obern Meeres mit denen des untern verband, lief, wie man aus Skylax Andeutungen errathen kann, von Spina am Po nach Piſä am Arnus und ging wahrſcheinlich bei Piſtorium über den Apennin. Daß aber vom Paduslande aus von den Tuskern auch ein auswärtiger Landhandel nach dem Norden getrieben wurde, läßt erſtens die Sage von einer geheiligten Handels-

---

[68]) Salmaſ. **ad** *Vopisc.* **Aurel. 49. p. 587.** Vgl. jetzt Jo. Laur. Lydus **de magistr. I, 17. p. 36.** [69]) Älian **H. A. XIII, 27.** Theopomp bei Athen. **XII. p. 518 a.** und der **volsus ludius** bei Plautus. [70]) Plin. **XXXVI, 29.** [71]) So das **ex Tusco more dotem quaerere corpore** Plaut. **Cistellar. II, 3, 20**, die **scorta Pyrgentia** Lucil. **ap.** *Serv.* **ad Aen. X, 184.** und Anderes. [72]) Liv. **I, 30. IV, 23. 24.**

ſtraße über die Alpen vermuthen, welche von allen umwohnenden Völkern geſchützt und geſichert worden ſei[73]), dann aber beſonders die bei den Griechen im ſechsten und fünften Jahrhundert v. Chr. herrſchende Ueberzeugung, daß der Bernſtein am Padus-Eridanus ſich bilde, welche nicht entſtehn konnte, wenn er nicht wirklich aus dem Innern des Adriatiſchen Buſens, von den Tuskiſchen Handelsſtädten Adria und Spina, zu den Griechen kam; die Vorräthe von Bernſtein, welche dieſer Handel vorausſetzt, können aber nur durch die Vorausſetzung erklärt werden, daß die Verkehrſtraße des Bernſteins von der Preußiſchen Küſte durch Gothiſche und andre Teutſche Stämme nach Oberitalien, welche wir in der Römiſchen Kaiſerzeit genauer kennen lernen, aber ſchon von Pytheas, ja ſogar in einer Stelle Herodots angedeutet finden, ſich ſchon in der Blüthezeit der Etruskiſchen Macht in Oberitalien durch den nach allen Seiten umher ſpähenden Handelsgeiſt dieſes Volkes gebildet habe[74]). Der Seehandel aber bildete ſich bei den Etruskern auf eine Weiſe, die auch bei andern Völkern vorkommt, aus der Seeräuberei hervor, welche von den alten Tyrrhenern auf die Tusker übergegangen war, viele Jahrhunderte hindurch der Schrecken der ſich in jene Meere wagenden Griechen blieb und auch nach der Befeſtigung der Griechiſchen Herrſchaft in Sicilien und Unteritalien, ja ſelbſt bis in die Zeiten der Rhodiſchen Seeherrſchaft hinein fortdauerte[75]). Dieſer Seeraub war aber nichts Anderes als ein beſtändiger und allgemeiner Krieg, den die Etruskiſchen Staaten im Kleinen gegen jedes Volk führten, welches nicht in feſten Handelsverträgen ſich mit ihnen befand; man ſieht, wie er ſich auf dieſe Weiſe wohl mit einem blühenden und ausgebreiteten Seehandel vertragen konnte. Solche Handelsverträge (σύμβολα) hatten die Tuskiſchen Städte mit Karthago[76]), die wir uns nach dem Muſter der bekannten Traktate Karthago's mit Rom vorſtellen können, auch mit der reichen und für die Handelsleute, die ihr die Mittel zur Schwelgerei lieferten, höchſt einträglichen Stadt Sybaris[77]); dagegen Syrakus faſt immer den Etruskern feindlich gegenüber ſtand und auch die Phokäer ſich mit Gewalt der Waffen den Eingang in dieſe Meere bahnen mußten, in denen ſie als die erſten Griechiſchen Handelsleute und Seefahrer erſchienen[78]). Von den Waaren, welche die Etrusker einführten, waren

---

[73]) Mirab. Auscult. c. 86. p. 175. Beckmann. [74]) Die Ausführung dieſes Satzes Etrusker Bd. I. S. 280 ff. [75]) S. Ariſteides Rhod. II. p. 342. a de conc. ad Rh. p. 399. d. ed. *Canter.* Diodor XI, 88. Strabon VI. p. 257 A. [76]) Ariſtot. Pol. III, 5. [77]) Athenäos XII. p. 519. b. [78]) Herodot I, 163. VI, 17.

ohne Zweifel edle Metalle, Elfenbein, Weihrauch und dergleichen Erzeugniſſe des Orients die bedeutendſten; Hauptausfuhrartikel waren das Roheiſen Ilva's, der Bernſtein des Po-Landes, Getreide, Holz, Wein, aber auch Werke der Induſtrie und Kunſt von Thon und Erz. Die Seemacht der Etrusker war wenigſtens vor der Schlacht von Kyme nicht unbedeutend; die Schiffe waren meiſt Pentekonteren, obgleich auch Trieren erwähnt werden[79]), wie die Griechiſchen mit rostra, ἔμβολα, verſehen, deren Erfindung ſogar von Piſä abgeleitet wird[80]); achtzehn davon kamen noch dem Agathokles gegen die Karthager zu Hilfe; hernach vernimmt man nichts mehr von einer Tuskiſchen Flotte, die indeß doch wohl im erſten Puniſchen Kriege die Grundlage der Römiſchen gebildet haben muß. Haupthäfen Etruriens in ſeiner größten Ausdehnung waren der von Luna, der Piſaniſche, die Bucht von Populonia, der Hafen Argoos auf Ilva, der Hafen Telamon, der Herkuleshafen von Coſa, die reiche und blühende Hafenſtadt Pyrgoi bei Cäre, der Portus Vatrenus an der Mündung des Po bei Spina und der Hafen von Adria in den Lagunen; Tarquinii, welches doch in beſonders regem Verkehr mit den Griechen geſtanden haben muß, ermangelte eines bedeutenden Hafens. Durch lebhaften und beſonders freundlichen Verkehr mit den Griechen zeichneten ſich Cäre und Spina aus, faſt halbgriechiſche Städte, welche auch beide, nach Strabon, mit ihren Weihgeſchenken an den Delphiſchen Apollon beſondre Theſauren füllten.

Etruskiſches Geld. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dem Etruskiſchen Geiſte des Handels und der Induſtrie auch das Syſtem des Geldes verdankt wird, welches wir ſeit der Herrſchaft der Tuskiſchen Könige eben ſo in Rom wie in Etrurien angenommen finden. Dieſes Münzſyſtem bezieht ſich urſprünglich ganz auf gegoſſene Kupferſtücke, in der erſten Zeit quadratiſcher, dann runder Form, welche das Pfund (Libra, As) mit ſeinen Unterabtheilungen (Unciae) darſtellten. Durch den Verkehr Etruriens mit den Italiotiſchen und Sikeliotiſchen Griechen ging dieſes Münzſyſtem mit ſeinen Namen, Eintheilungen und der Gattung der einzelnen Stücke auch auf die Letzteren über; in Syrakus rechnete man wenigſtens ſchon zu Epicharmos Zeit (Olymp. 75) nach Litren (λίτραι, librae), die wie das As in Uncien zerfielen; und ſchon auf alten Silbermünzen von Syrakus und Tarent kommen dieſelben Kügelchen (globuli), wie auf Tuskiſchen Kupferſtücken, zur Bezeichnung der Unciae vor. Hier waren näm-

---

79) Thukyd. VI, 103. Pauſan. X, 16, 4. 80) Plin. VII, 57.

lich dieſe Namen und das ganze Syſtem auf das Silbergeld übertragen worden, deſſen ſich die Griechen ſchon ſeit Olymp. 8 bedient hatten, ſo daß der Aeginetiſche Obolos der Libra gleich geſetzt und ſelbſt Litra genannt worden war[81]. War dieſe Gleichſetzung in einer Zeit geſchehn, in welcher beide ihr volles Gewicht hatten, ſo war das urſprüngliche Verhältniß des Kupferpreiſes zu dem des Silbers 1 zu 268. Da aber das Silber in immer größern Maſſen nach Italien kam, das Kupfer ſich erſchöpfte: ſo ſtieg das Kupfer immer mehr an Werth, und die Etruskiſchen Staaten machten den dem Obolos entſprechenden As immer kleiner, beſonders da die am entgegengeſetzten Ende des Striches ziehenden Griechen doch auch ihre Silbermünze, wenn auch nicht in dem Maße, durch mehrmalige Reductionen, verringerten. Um 400 Roms ſcheinen die Tuskiſchen Aſſe etwa sechs ſchwere oder volle Unzen betragen zu haben; die Korinthiſchen oder Sikeliotiſchen Silbermünzen aber, welche in dieſelbe Zeit fallen und nach dem Münzſyſteme dieſer Staaten für Dekalitren gelten müſſen, wiegen gegen 164 Gran, was verglichen mit dem Gewicht jener Aſſe (3077 Gran) ein Verhältniß von 1 zu 187 ergibt. Im Puniſchen Kriege kam das Verhältniß des Kupfers zum Silber, wie man aus dem damaligen Gewichte des As und dem Maßſtabe der erſten Denarien, welche die Republik ſchlug, mit Sicherheit ausrechnet, auf 1 zu 140 herab. Als Staaten, welche in Mittelitalien ſchweres Kupfergeld gießen ließen, ſind uns durch die Aufſchriften (die indeß bei ſehr vielen Stücken fehlen) Volaterrä, Populonia, Kamars, Telamon, auch wohl Volſinii, im benachbarten Umbrien Tuder, Iguvium, Vettona, Piſaurum nebſt Adria in Picenum bekannt. Die Kupferaſſe der Umbriſchen Städte ſind beſonders zahlreich und deuten auf Bergwerke in dieſen Gegenden; das Asgeld von Adria zeichnet ſich durch beſondre Schwere aus. Populonia ſcheint erſt Kupfer gemünzt zu haben, da Volaterrä aufgehört hatte, wie aus dem verſchiednen Gewichte abgenommen werden kann; dagegen ſchlug dieſe Handelsſtadt ſchon früher Silber auf Griechiſche Weiſe, wovon noch viele Stücke, dem Gewicht nach etwa aus dem fünften Jahrhunderte Roms, übrig ſind; auch Goldmünzen ſind von Populonia und neuerlichſt von Volſinii ausgemittelt worden[82].

---

[81]) Ariſtoteles bei Pollux IV, 24. 174. IX, 6, 80. [82]) Zur Begründung dieſer Sätze weiſe ich auf die Münzwerke von Zelada, Arigoni, Eckhel, Mionnet, Seſtini, auf Lanzi und Inghirami, beſonders auf Paſſeri's **Chronicon numarium** in den **Paralipomena ad** *Dempsterum* und den Abſchnitt Etrusker Bd. I. S. 304—342.

Kunſt, Gymnaſtik, Orcheſtik, Muſik. Wie in Griechenland, ſo knüpft ſich auch in Etrurien die Uebung der Künſte, beſonders der genannten, an den Dienſt der Götter an und erſcheint in der Form von heiligen Spielen; aber während ſie in Griechenland mit Freiheit und Heiterkeit aus dem Aufſchwunge des Gemüths, den das Feſt herbei führt, hervorgeht und eben darum immer friſch und lebendig bleibt, wird ſie in Etrurien bloß äußerlich mit anderem Gepränge herbei geholt, um dem Gottesdienſte Anſehn und Schmuck zu verleihen, und ermangelt eben deßwegen eines inneren Lebenskeimes. Die Athleten der Römiſchen Circusſpiele waren, wie alle andern Darſtellungen dieſer Spiele in früherer Zeit, von den Tuskern zu den Römern gekommen; es waren beſonders Fauſtkämpfer, welche mit Gürteln um die Lenden auftraten, aber ohne Zweifel keine Freigeborne, viel weniger Edle, wie in Griechenland ſo häufig, ſondern unterthänige Leute, welche im Dienſte der Vornehmen die Athletik handwerksmäßig betrieben[83]). In den Sepulcralgrotten findet man ziemlich alle Kämpfe der Griechiſchen Gymnaſtik wieder und außer ihnen noch Uebungen, welche uns von Griechenland her nicht bekannt ſind. Wie die Athleten, waren auch die Pferderennen von den Griechen zu den Etruskern gekommen, deren Große ſie mit Leidenſchaft, gewiß aber nie perſönlich beſchrieben[84]). Dagegen waren die Gladiatorenkämpfe ungriechiſche, echt Italiſche Agonen und nach wahrſcheinlichen Nachrichten eine Tuskiſche, von den Tuskern in Campanien ausgebildete Einrichtung[85]). Auch hängt der Gebrauch dieſer Art von Menſchenopfern bei den Leichenmahlen ohne Zweifel eng mit Tuskiſchen Religionsideen zuſammen.

Von Tuskiſchen Tänzern, worüber beſonders die Nachrichten von der Circus- und Triumphal-Pompa, welche nur eine Erweiterung der erſtern iſt, dann auch Bildwerke belehren, kennen wir zwei Gattungen. Die eine beſteht aus denen, welche die Römer ludii, die Griechen Satyriſten oder Tityriſten nennen, ſie hatten in der Tracht ſowohl wie in der Lebhaftigkeit und Munterkeit ihrer Sprünge und Bewegungen mit den bakchiſchen Tänzern der Sikinnis in Griechenland große Aehnlichkeit. Dieſelben waren es, welche im J. 391 auf Veranlaſſung einer Seuche, die durch Spiele geſühnt werden mußte, nach Rom geholt wurden und

---

[83]) Liv. I, 35. V, 1. Dionyſ. VII, 72. Vgl. Herod. I, 167. [84]) Liv. und Dionyſ. an den angef. Stellen. Plin. H. N. VIII, 65. X, 34. Servius ad Aen. XI, 134. [85]) Nikol. von Damask bei Athen. IV. p. 153. f. Iſidor Origg. X. p. 247. s. v. lanista.

hier vom Tuskiſchen Worte hister den Namen **histriones** erhielten; es waren keine Schauſpieler nach ſpäterem Begriffe, ſondern bloße Tänzer, ſelbſt ohne Geſang; indeß wiſſen wir von eben dieſen Satyriſten bei der Triumphal-Pompa, daß ſie doch auch zugleich durch mimiſche, ins Lächerliche fallende Geſticulation den Charakter und die Schickſale fremder Perſonen darſtellten[86]). Die andre Gattung iſt ein Waffentanz, eine Art Pyrrhiche, welche in ſchwerer Rüſtung, aber dabei mit großer Behendigkeit und Schnelligkeit, in prokeleusmatiſchen Rhythmen getanzt wurden. Bemerkenswerth iſt, daß, wie beim Römiſchen Saliertanze, dabei geſungen und das Andenken alter Heroen in Liedern gefeiert wurde[87]).

Das Flötenſpiel war ganz ohne Zweifel durch die Tyrrheniſchen Pelasger nach Etrurien gekommen; Lydo-Phrygien iſt das Vaterland dieſer Art von Inſtrumentalmuſik auch für Griechenland. Dieſe Muſik wurde den Tuskern national, man vernahm ſie in Etrurien nicht bloß beim Gottesdienſt, ſondern nach den Nachrichten der Griechen auch beim Fauſtkampfe, auf der Jagd, bei der Ausübung verſchiedener Handwerke[88]); die Tuskiſchen Flötenſpieler, deren einheimiſcher Name **subulones** war, wurden ſelbſt in Griechenland geſucht und bildeten eine bedeutende Korporation unter den Metöken Roms in früheren Zeiten[89]). Auch in den Kunſtwerken Etruriens herrſcht die Flötenmuſik vor dem Saitenſpiel vor, obgleich ſich auch von dem letztern nicht ſelten Beiſpiele finden. Dieſelben Kunſtwerke zeigen, daß auch in Etrurien gewöhnlich zwei Flöten zuſammen genommen wurden, und wie in Phrygien die linke Flöte durch die angeſetzte gebogene Mündung (**Phrygium cornu**) einen dumpfen und hohlen Ton erhielt: ſo ſcheint daſſelbe auch bei den Etruskern geſchehen zu ſein; darum heißt Elymos dieſe Phrygiſche krumme Flöte und zugleich ein Tyrrhener[90]). Auch die älteſten Tonweiſen der Tusker mögen ſich an die Lydiſchen und Phrygiſchen angeſchloſſen haben; ge-

---

[86]) S. Dionyſ. a. a. O. Appian **VIII, 66.** Valer. Mar. **II, 4, 4.** Livius **VII, 2.** Tacit. **Annal. XIV. 21.** Tertullian **de spectac. 5.** Iſidor **Etym. XVIII, 16.** auch Plautus **Curcul. I, 2, 63.** 87) Servius **ad Aen. VIII, 285.** ſonſt Dionyſ. **II, 71.** und die Stelle über die Circus- und Triumphal-Pompa. [88]) S. die Angaben bei Athenäos **IV, 154. XII, 517 sqq.** Pollux **IV, 7, 56.** Älian **H. A. XII, 46.** Es iſt ſehr merkwürdig, daß auch in den Tarquiniſchen und Cluſiniſchen Wandgemälden zweimal Fauſtkämpfer vorkommen, welche einen Flötenſpieler neben ſich haben. Keſtner in den **Annali dell' Instituto di corrisp. archeol. 1829. p. 106. 119.** [89]) Athen. **XIII. p. 607.** Liv. **IV, 30.** Ovid **Fast. VI, 653 sqq.** [90]) Steph. Byz. **s. v.** *Αἰανή* und *'Ελύμεια.*

rade die nächſten Nachbarn der Pelasger-Tyrrhener, die Torrheber, kommen in verſchiedenen Traditionen als Urheber eigener Melodieen vor; indeſſen weiß man von deren weiterer Ausbildung und Entwickelung in Etrurien nicht das Geringſte.

Das Inſtrument, deſſen Urſprung das ganze Alterthum von den Tyrrhenern oder Etruskern ableitet — die Griechen namentlich von einem Tyrrhenerhäuptling Maleos (Melas, Maleotes), oder einem andern Archondas oder Hegeleos, oder einem angeblichen Piſäos[91]); die Römer von der alten Etruskiſchen Stadt Vetulonium[92]) — die Trompete, ſcheint wirklich eine aus der Flöte, die ja auch im Alterthum einen ſehr grellen und weit hörbaren Ton hatte, hervorgegangene Erfindung des Tyrrheniſchen Stammes zu ſein, auf welche dieſe Tyrrhener theils das Bedürfniß möglichſt lauter Signale auf ihren Raubzügen, theils das Gefallen an dem grellen und ſchmetternden Ton geführt haben mag. Außer dem Kriege läßt ſich der Gebrauch dieſes Tonwerkzeugs in Etrurien auch bei Aufzügen und Opfern, beſonders bei Leichenbegängniſſen, theils vorausſetzen, theils nachweiſen[93]). Eine Modifikation der Tuba war der Lituus mit umgebogener Oeffnung (*κώδων κεκλασμένος*) von höherem Ton als die gewöhnliche Trompete; auch dieſe war ſelbſt dem Namen nach Tuskiſch und wird von Einigen ſogar als die eigentliche *Τυρσηνικὴ σάλπιγξ* betrachtet[94]).

Architektur. Nachdem oben von dem Bauweſen der Etrusker, inſofern es beſtimmten Lebenszwecken diente, die Rede war: muß hier etwas über ihre Architektur als eine Kunſt geſagt werden, welche der Darſtellung eigenthümlicher Ideen nachſtrebt. Der Griechiſche Sinn für Maß und Harmonie ſcheint den Etruskern ſehr gefehlt zu haben; das Grabmahl des Porſena, welches, wenn es auch nie auf dieſe Weiſe ausgeführt wurde, doch wenigſtens eine Etruskiſche Phantaſie iſt, zeigt eine ſtarke Neigung zu dem Seltſamen, Ungeheuern, Phantaſtiſchen[95]). In der Tempelbaukunſt erſcheinen die Tusker als die Nachahmer der Griechen; die Tuskaniſche Säulenordnung iſt nur eine Modifikation der altdoriſchen; den Hauptunterſchied macht, daß,

---

[91]) Pauſan. II, 21, 3. Euſtath. und die Schol. Il. XVIII, 219. (verbeſſert Etrusker II. S. 209. 211). Schol. Sophokl. Aias 17. Luctat. zu Statius Theb. IV, 224. Vgl. die Lexikogr. unter *Αηστοσαλπιγκταί*. [92]) Silius VIII, 490. vgl. IV, 167. Strabon V. p. 220. Diodor V, 40. u. A. [93]) S. Hygin. fab. 274. [94]) S. Euſtath. und die Schol. zur Il. a. a. O. Joannes Laur. Lydus de menss. IV. Apr. 6. p. 98. [95]) Varro bei Plinius H. N. XXXVI, 14, 4. Iſidor Origg. XV, 2.

während bei den Griechen ſehr zeitig das Gebälk aus großen Steinblöcken conſtruirt wurde, bei den Tuskern Alles, was auf den Säulen ruhte, von Holz war, woraus natürlich eine dünnere Form der Säulen und eine weitere Stellung derſelben, zugleich aber ein breiteres, niedrigeres und gedrückteres Anſehn des ganzen Gebäudes hervorging. Auf die Dispoſition des ganzen Tempels aber hatte offenbar die Tuskiſche Disciplin durch die Lehre vom templum den größten Einfluß: die oblonge Form der Griechiſchen Tempel wurde verlaſſen und eine mehr quadratiſche (die Breite 10, die Länge 12) angenommen; die vordere Hälfte der Grundfläche wurde jederzeit der Säulenhalle und nur die hintere ganz oder zum Theil dem Gotteshauſe, der Cella, beſtimmt (auch im Himmelstempel wohnt der Gott in der postica), die Thürflügel der Zelle ſchloſſen demgemäß gerade auf dem Punkte, wo bei der Deſignation des Templum die beiden Grundlinien, cardo und decumanus, ſich durchſchnitten hatten, ſo daß der dedicirende Magiſtrat, welcher bei dieſer Handlung die Thürpfoſten anfaßte, auf demſelben Punkte ſtand, wie der deſignirende Augur oder Haruſpex[96]). Der Capitoliniſche Tempel in Rom war ganz nach denſelben Grundſätzen gebaut und Nichts als ein erweiterter Tuskaniſcher. Auch Theater nach Griechiſcher Weiſe hatte Etrurien; die mächtigen Trümmer von Fieſole, ſo wie die Reſte eines Theaters zu Adria und Arretium, gehören aller Wahrſcheinlichkeit nach in die Etruskiſche Zeit. Eben ſo wenig kann es in Etrurien an Hippodromen oder an Circi gefehlt haben. Ob die Italien eigenthümlichen Amphitheater von Etrurien ausgegangen ſind oder die in Etrurien befindlichen Trümmer derſelben erſt der Römiſchen Zeit angehören, ſcheint nach den bisherigen Unterſuchungen noch nicht ausgemacht. Am meiſten wiſſen wir jetzt von den Grabanlagen der Tusker. In Sardinien ſtehen noch unter dem Namen Nuraghen jene aus horizontalen Steinlagen in koniſcher Form durch allmäliges Zuſammentreten der Steinlagen gebildeten Tholi, bei denen ſchon das Alterthum an die Theſauren Griechenlands dachte und ſie für Gräber des Iolaos und ſeiner Genoſſen und für Dädaleiſche Wunderwerke hielt; wahrſcheinlich fallen ſie in die Zeit der Etruskiſchen Herrſchaft über die Inſel, aber nothwendig in eine Periode, in der die Wölbung durch den Keilſchnitt noch nicht erfunden war[97]). Die in Etrurien befindlichen, in den Fels gehaue-

---

[96]) S. über den Tuskaniſchen Tempel beſonders Hirt Baukunſt der Alten S. 47. 70. 88. Geſchichte der Baukunſt Bd. I. S. 251 ff. Leo Klenze Verſuch der Wiederherſtellung des Toskaniſchen Tempels. [97]) Mirab. Ausc. c. 104. p.

nen, oft auch ausgemauerten Grabmäler zeigen beſonders in den Frontiſpicien häufig ein eifriges Streben nach Zierlichkeit und architektoniſchen Schmuck. In Orchia ſtellen ſie Doriſche, aber phantaſtiſch verbildete Tempelfronten dar [98]), in Aria pyramidaliſch geſtaltete und einfach verzierte Thüren, welche aber von den wirklichen Eingängen eben ſo verſchieden ſind wie an den Perſepolitaniſchen Gräbern und dem Grabe des Midas in Phrygien. Im Innern ſind dieſe Grabmäler, welche zum großen Theil unterirdiſch angelegt ſind, von ſo mannichfacher Geſtalt, viereckig, kreuzförmig, bisweilen aber auch rund, ohne ſtützende Pfeiler oder mit ſolchen, mit einer horizontalen, pyramidaliſchen oder auch gewölbten Decke, die Decke mit Lacunarien gefeldert oder auch glatt, mit einem Sockel längs den Wänden verſehen, auf dem die Todtenurnen ſtehen oder auch nicht, daß eine Beſchreibung derſelben in einem Artikel von ſo allgemeiner Beſchaffenheit wie dieſer nicht gegeben werden kann [99]). In den Verzierungen der Etruskiſchen Aſchenkiſten erſcheint die als Schmuck angewandte Architektur ſehr verwildert; allerlei Griechiſche Ornamente werden willkürlich zuſammen geworfen, ſelbſt Bogen auf Säulencapitälen kommen an dieſer Gattung zum Theil ſehr ſpäter Kunſtdenkmäler vor.

Bildende und zeichnende Künſte. Plaſtik. Die Plaſtik, wie im engern Verſtande des Worts die Kunſt genannt wird, aus weichen Maſſen Formen und Figuren zu bilden, war vorzugsweiſe in Etrurien zu Hauſe. Sie wurde theils auf runde Statuen angewandt, wie beſonders das in Veji gearbeitete Viergeſpann beweiſt, welches auf der Spitze des Giebels des Capitoliniſchen Tempels ſtand; auch die thönernen Statuen im Fronton dieſes Tempels waren aus-

---

207. Beckmann. Diodor IV, 30. Solin I, 61. Pauſan. X, 17, 4. Petit-Radel Notice sur les Nuraghes de la Sardaigne, Paris 1826. [98]) Inghirami Mon. Etr. S. IV, t. 41. Orioli und del Roſſo in den Opuscoli lett. von Bologna V, I. p. 36. II. p. 261. 309. [99]) Ich verweiſe auf Gori Mus. Etruscum T. III. Inghirami's Monum. Etr. Ser. IV. und die neuen Nachrichten über die Tarquiniſchen Grotten von Thierſch (Schorn's Kunſtblatt 1827. S. 413), Stackelberg (in Jahn's Jahrbüchern 1829. Bd. I. S. 220) und Raoul-Rochette, Journal des Savans 1828 Janvier. Février. Deſſelben Cours d'Archéologie. p. 149. Hiezu kommen noch in den Annali dell' Instituto di corrispond. archeologica per l'anno 1829 drei Abhandlungen, eine von C. Avvolte über die ſeit 50 Jahren zur Kenntniß gekommenen Nachgrabungen von Corneto, p. 91.; eine zweite von Keſtner über die neu entdeckten Tarquiniſchen Gräber mit Wandgemälden, p. 101.; und eine dritte von Melchiade Foſſati, worin beſonders die Grabkammern von Corneto mit denen von Ponte Badia verglichen werden, p. 120.

gemacht Tuskiſche Arbeiten und Turrianus von Fregellä, der den **Jupiter fictilis** in der Mittelzelle arbeitete, wenigſtens ein Zögling Tuskiſcher Meiſter[100]). Es war die Tuskaniſche Weiſe, die Giebelfelder der Tempel mit thönernen oder ehernen vergoldeten Statuen zu ſchmücken[1]); auch Reliefs aus Thon werden an dieſer Stelle erwähnt[2]). Jetzt iſt von dieſer Kunſtweiſe nichts Bedeutendes übrig als die Reliefs an thönernen Aſchenkiſten und an Vaſen. Die letztern gehören, in ſofern als ſie auf der Scheibe gedreht werden, zum Töpferhandwerk, zur *Κεραμική*; indeſſen hat an Henkeln, Zierrathen und Figuren, wenn ſolche darauf vorkommen, auch der Plaſtiker genug zu thun, der, je höher wir in das Alterthum hinauf gehen, um deſto mehr mit dem *Κεραμεύς* in einer Perſon vereint war; der älteſte figulus machte Götter wie Töpfe. Die Hauptwerkſtätte der Tuskiſchen Töpferkunſt war Arretium, wo auch viel aus Backſteinen gebaut wurde[3]); die rothen **vasa Arretina** waren noch in Römiſcher Kaiſerzeit berühmt[4]); korallenrothe glaſirte Gefäße, theils glatt, theils mit eingedrückten Figuren und Ornamenten in Relief, ſind auch in neuern Zeiten öfter um Arezzo gefunden worden, ohne daß man indeß an der Zeichnung derſelben etwas von echt Tuskiſchem Stil wahrnähme[5]). Von dieſer Klaſſe Tuskiſcher Gefäße muß man mehrere andere unterſcheiden. Erſtens die beſonders aus den Hypogeen von Tarquinii kommenden Vaſen mit ſchwarzen Figuren des altgriechiſchen Stils auf röthlichem Grunde, die gerade hier ſo zahlreich ſind, daß man wohl annehmen muß, ſie ſeien in Tarquinii ſelbſt verfertigt worden[6]). Zweitens die von Tarquinii und der Nachbarſchaft, auch von Cluſium kommenden hellgelben Gefäße, mit Thierfiguren, Greifen und dgl. von dunkelrother, bräunlicher, auch ſchwarzer Farbe bemalt, welche eben ſo auch in Griechiſchen Gegenden vorkommen[7]). Drittens die Vaſen mit helleren Figuren auf dunklerem Grunde nach der in Griechenland ſpäter gewöhnlichen Technik; die Gattung, welche

---

[100]) Plin. XXVIII, 4. XXXV, 45. Plutarch Publik. 13. Cicero de divin. I, 10, 16. Feſtus s. v. Ratumena. [1]) Vitruv III, 3, 5. [2]) Plin. XXXV, 46. [3]) Vitruv II, 8. Plin. XXXV, 49. [4]) Plin. XXXV, 46. Martial. XIV, 98. Fulgentius s. v. fabre. Iſidor XX, 4. [5]) Inghirami S. V. p. XXXI u. 2. tv. 1. [6]) S. Ed. Gerhard im Kunſtblatte 1825. S. 199. 1826. S. 386. Vgl. die zwiſchen Corneto und Viterbo gefundene Vaſe, wovon Vincenzo Campanari in den Memorie Rom. di Antichità V. II. p. 155 sqq. und Panofka il Museo Bartoldiano, p. 69 sq., handeln. [7]) S. Raoul-Rochette im Journal des Savans, Mars 1829. Levezow im Berl. Kunſtbl. 1828. December.

man ſonſt vorzugsweiſe Hetruskiſche Gefäße nannte, während jetzt umgekehrt Viele der Meinung ſind, daß ſolche Gefäße gar nicht in Etrurien verfertigt, ſondern bloß durch den Handel importirt worden ſind; indeſſen hat doch z. B. ein in Etrurien gefundenes Stück neben Figuren des ſchönen Griechiſchen Stils Tuskiſch geſchriebene Namen [8]). In neuern Zeiten iſt beſonders auf den Beſitzungen des Prinzen von Canino und bei Ponte della Badia eine große Menge der ſchönſten Pateren und Vaſen dieſer Art gefunden worden, auf denen freilich zahlreiche Griechiſche Inſchriften auf Fabrikation dieſer Gefäße durch Griechen deuten [9]). Eine vierte Klaſſe bilden die ſchwärzlichen Gefäße von mannichfaltiger Geſtalt, meiſt nicht gebrannt, ſondern bloß an der Sonne getrocknet, daher weich, wenn man ſie ausgräbt, mit eingedrückten Figuren in ſehr niedrigem Basrelief und eingegrabenen Verzierungslinien; auch ſind die Henkel und Stützen dieſer Vaſen mit größern Figuren in Relief verziert. Hier findet man Männer und Frauen von ungeſtalter, kurzer und dicker Figur [10]); die Frauenfiguren haben öfter Flügel nach oben und unten und erinnern an die vierflügeligen Geſtalten der Aegyptiſchen und Babyloniſchen Kunſt; manche halten Panther mit den Vordertatzen zuſammen, was auch an Babyloniſch-Perſiſche Arbeiten auf Cylindern erinnert. Jene Basreliefs aber enthalten meiſt ganze Reihen kleiner, oft wenig erkennbarer Figuren, ſtehende, gehende, ſitzende und knieende Perſonen, häufig geflügelt, mit Zeptern und Kränzen, dazwiſchen theils wirkliche Thiere und Vögel, theils Monſtra, Greife, Sphinxe, Chimären, auch Centauren der ältern Form, die am Kaſten des Kypſelos vorkam, wo die vordern Beine nicht Pferde-, ſondern Menſchenbeine ſind. Der Stil der Zeichnung dieſer Figuren ſteht oft dem altgriechiſchen nahe, aber geht eben ſo oft davon ſehr ab; im Ganzen iſt unverkennbar, daß er mehr abſichtlich ſteif und ſeltſam iſt, als daß er der eigentlichen Kindheit der Kunſt angehörte. Manche haben ihn auch wohl Aegyptiſch

---

8) Tritun (*Τρίτων*), Alacra. Inghirami S. V. t. 55. n. 8. 9) Davon geben beſonders die Bulletini des Instituto di corrisp. archeol. 1829. 1830., die Herausg. von Winckelmann Th. III. S. 430. 459. Nachricht. 10) Ueber dieſe ſ. Gerhard im Kunſtblatt 1826 Nr. 97. 98. Hausmann de confect. vasorum ant. fict. Commentat. Gotting. rec. V. V. p. 123. 131. Dorow Notizia di alcuni Vasi Etruschi di terra non cotta con bassirilievi impressivi per via di stampa, in den Memorie Romane di Antichità Vol. IV.; beſonders abgedruckt als Notizie intorno alcuni Vasi Etr. del Signor Dottor *Dorow*, Pesaro 1828. Deſſelben Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie. Paris 1829 p. 31. pl. 1—9.

genannt, was man auch damit zuſammen hält, daß mehrere dieſer Vaſen Köpfe zu Deckeln, alſo die Form von Kanoben haben. Mehr indeß erinnert, wenn man von altgriechiſchen Formen abſieht, an die Figuren der Babyloniſch-Perſiſchen Cylinder und die Perſepolitaniſchen Monumente; nur möchte, wenn man dieſe Einwirkung zugibt nicht daraus ſogleich der Schluß zuläſſig ſein auf einen urſprünglichen und vorgeſchichtlichen Zuſammenhang der Etruskiſchen und Aſiatiſchen Kunſt; Babyloniſche Tapeten konnten eben ſo wie Aegyptiſche Waaren, vom Handel nach Etrurien geführt, den Etruskiſchen Töpfern bei ſolchen arabeskenartigen Verzierungen wohl hier und da zum Muſter dienen. Der Fundort dieſer Vaſen iſt die Gegend von Cluſium, auch Montepulciano und das Thal der Chiana; ſeltner kommen ſie zu Tarquinii und Cäre (Corneto und Cerveteri) vor, umgekehrt finden ſich auch die altgriechiſchen Vaſen mit ſchwarzen Figuren bisweilen zu Cluſium[11]. An dieſe reihen ſich als eine fünfte Klaſſe die glänzend ſchwarzen gebrannten Gefäße von eleganten Formen und geſchmackvollen Zierden in Basrelief an, welche ſich außer den rothen in Arretium und, wie angegeben wird, auch in Volterra, auch wohl in Tarquinii finden[12].

Erzguß, ars statuaria. Der Erzguß reiht ſich ſeiner Natur nach überall an die Plaſtik an und ſteht deswegen im Alterthum überall mit der Kunſt der Thonbildner, ja auch mit dem Handwerke der Töpfer, in enger Verbindung, wie er auch bei den Griechen unter dem Namen der Plaſtik befaßt wurde. Darum blüht auch der Erzguß beſonders in Etrurien, Volſinii hatte bei der Eroberung zweitauſend Bronzeſtatuen; die alte Welt war voll von Tuskaniſchen Statuen, welche wirklich aus Etrurien hervor gegangen waren; ohne daß uns indeß — ſo mangelhaft iſt unſere Kunde — der Name eines Tuskiſchen Erzgießers zugekommen wäre, wenn man nicht den fabelhaften Veturius Mamurius, den Verfertiger der Ancilien und des Tuskiſchen Vertumnus in Rom, dafür annehmen will. Die Statuen waren zum Theil Koloſſe, wie der Tuskaniſche Apollon in der Bibliothek beim Tempel des Auguſt, nach Plinius ein Wunder der Kunſt in Betrachtung der Erzmiſchung wie der Ausführung; auf der andern Seite waren auch Tuskiſche Statuetten (Tyrrhena sigilla bei Horaz) berühmt[13]. Von dieſen hat ſich viel erhalten, welches den Ruhm der-

---

[11]) Dorow Notizie p. 22. tav. X. [12]) Die Herausg. Winckelmann's. Th. III. S. 458. Meyer in Böttiger's Gr. Vaſengemälden. Bd. I. H. 2. S. 18. Dorow p. 3. n. 2. Gerhard Kunſtblatt. S. 199. [13]) S. hierüber Plin.

ſelben beſtätigt; beſonders darf man, was ſich in Muſeen von Bronzen des ältern Stils vorfindet, faſt durchaus als aus Etrurien hervorgegangen anſprechen[14].

Toreutik, Caelatura. Noch ausgezeichneter waren die Etrusker in der Arbeit von Gefäßen und andern Utenſilien aus Bronze und edlen Metallen mit ſchmückenden Figuren, welche die Alten zur Toreutik rechnen. Tyrrheniſche Candelaber und aus Gold getriebene Phialen wurden von Atheniſchen Kennern höchlich bewundert[15]; gerade die Neigung zum Grotesken, welche ſich überall in der Tuskiſchen Kunſt zeigt, mochte dieſen Kunſtwerken einen eigenen Reiz verleihen. Gefallen am Blendenden, ſo wie am Bunten, war noch mehr in der Art der Tusker wie der alten Griechen. Wie viel der Gold- und Silberarbeiter bei ihnen zu thun hatte, ſchließe man aus den gelegentlichen Erwähnungen der vergoldeten Bronze- und Thonbilder, der Hetruscae coronae, der Goldringe, goldnen Bullen, goldnen Ketten und Kopfbinden beim Frauenſchmuck, vergoldeten Schuhriemen, Goldbekleidungen der Triumphwagen, ſilbernen Bruſtſchilde der Roſſe (phalerae), ſilbernen Becher, Silberarbeiten an den Prozeſſionswagen (thensae), der mit Elfenbein und gewiß auch mit edlen Metallen geſchmückten Thronſitze und Curulſtühle und dergl.[16]; ſelbſt in der Nacht der Hypogeen leuchtet dieſer Glanz von den Todtenurnen dem Eindringenden entgegen. Auch von den erhaltenen Werken Etruskiſcher Kunſt gehört manches hierher, wovon das Wichtigſte Inghirami in ſeinen Monumenti Etruschi im dritten Theile zuſammen geſtellt hat, wie die drei Basrelieftafeln von Perugia mit Figuren des Herkules, der Juno Sospita und der ſogenannten Spes in einem altgriechiſchen Stil, welche wahrſcheinlich den Fuß eines Candelabers bildeten; das von irgend einem Gefäß abgebrochene Relief, in dem Poſeidon einen Heros mit Seeungeheuern und Meereswellen verfolgt; Bruchſtücke von Peruginiſchen Reliefs in ſehr alterthümlichem Stil, welche einem Amazonenkampf angehören; dann die berühmten Cluſiniſchen Silbergefäße mit Darſtellungen von Zügen und Prozeſſionen im älteren Stil; endlich die 1812 bei Perugia gefundenen, zum Theil nach England verſchleppten Bronzereliefs, welche zur Verzierung eines Wagens dienten und beſonders deutliche Beiſpiele des alterthüm-

XXXIV, 16. 18. Vitruv III, 2. Horaz Epist. II, 2, 181. Tertullian Apolog. 25. Caſſiodor Var. VII, 15. [14]) Vgl. unter andern Panofka il Museo Bartoldiano, p. 10. und in Gerhard's Kunſtblatt 1827. S. 346 über die Bronzen zu Arolſen. [15]) Athenäos I, 28 b. XV, 700 c. [16]) Etrusker II. S. 254. I. S. 270.

lichen **opus Tuscanicum** ſind[17]). Endlich iſt hierher zu rechnen die ziemlich anſehnliche Klaſſe der ſogenannten Pateren, jener auf der einen Seite glatten, auf der andern gewöhnlich mit einer eingegrabenen Linienzeichnung, ſelten mit erhobenen Figuren verzierten und immer mit einem Stiel oder Handgriff verſehenen bronzenen Scheiben, die man in bedeutender Anzahl in Etruskiſchen Gräbern (beſonders auch bei Perugia) gefunden hat. Pateren zu heißen haben in der That dieſe **disci manubriati** gar kein Recht; Pateren haben nie beſondere Handhaben; Pateren müſſen nothwendig einen vertieften Boden haben: was Alles bei dieſer Klaſſe von Kunſtwerken anders iſt. Sicherlich ſind es Spiegel, die gewöhnlich aus Bronze waren und auf Reliefs, auf Vaſengemälden und auf Grabſteinen von Frauen ganz in der Form dieſer ſogenannten Pateren vorkommen. Auch bemerkt Inghirami, daß die glatte, nicht die mit Zeichnungen verſehene Seite die Vorderſeite war; die Verzierungen der Griffe beweiſen dieß; auch ſieht man an jener Seite oft noch Spuren der alten Politur. Bei dieſem Antiquar heißen ſie, wie jetzt bei mehreren Mythologen und Archäologen, myſtiſche Spiegel: eine Benennung, die darauf beruht, daß in Orphiſchen Gedichten Spiegel als ein Spielwerk des myſtiſchen Dionyſos-Zagreus vorkommen, welche von Spätern verſchiedene philoſophiſche Deutungen erhielten; was indeß nicht einmal dann zur ſichern Beſtimmung des Gebrauchs dieſer Kunſtwerke führen würde, wenn wirklich Orphiſche Myſterien in Etrurien nachweisbar wären[18]).

Gewiß reicht zur Begründung dieſer wunderbaren Weiſe, ein ſo gewöhnliches Geräth aufzufaſſen, der Umſtand nicht hin, daß dieſe Scheiben zum Theil etwas conver ſind. Sie verkleinerten dann freilich ein wenig, was aber bei dem geringen Umfange dieſer Spiegel recht dienlich ſein konnte; aus Plinius[19]) weiß man, daß man wirk-

---

[17]) Vgl. darüber Micali zu **tv. 16, 1. 2.** Vermiglioli **Saggio di bronzi Etruschi trovati nell' agro Perugino. Perugia 1813.** Millingen **Uned. Mon. S. II. pl. 14.** Vgl. auch, was über die Auffindung von zwei ſchön geſchmückten Schilden und Fragmenten eines Kriegswagens in einem Grabe von Tarquinii gemeldet wird: **Efemeridi di Roma 19 Majo 1823.** Campanari **Urna dell' Arunte. p. 73.** Ueber die in Tarquinii zu verſchiedenen Zeiten entdeckten Rüſtungen, mit denen man auf ſteinernen Lagern ausgeſtreckt liegende Skelete angethan findet, erfährt man am meiſten durch Avvolta in den **Annali dell' Inst. di corr. 1829. p. 91 sqq.** Von elf zur Verzierung eines Tarquiniſchen Grabes gehörenden Bronzeſchilden von getriebener Arbeit und alterthümlicher Kunſt **Bulletino dell' Instit. 1829. p. 150.** [18]) S. jetzt darüber Lobeck's **Aglaophamus. p. 555. 702.** [19]) **XXXIII, 45.**

lich dergleichen Spiegel im Alterthum brauchte und **parmae Threciae** nannte: manche ſind auch nur an dem äußerſten Ende gebogen und ſonſt eben, manche völlig flach[20]. Sind aber einige darunter, die durchaus nur zum Schein Spiegel ſein konnten: ſo bleibt die Auskunft anzunehmen, daß ſie dem Kultus weiblicher Gottheiten beſtimmt waren, denen man in Italien gerade wie in Griechenland Spiegel vorhielt[21], wobei es natürlich auf ein genaues Bild nicht ankam: auch deutet die Lateiniſche Inſchrift eines ſolchen Spiegels: **P. Fronto Minervae D. D.**, auf Gebrauch für den Dienſt der Göttin. Gewöhnlich waren aber doch wohl dieſe Spiegel für den Todten ſelbſt beſtimmt; es war ſehr natürlich, daß man in Gegenden, wo Luxus und Mode eine große Ausbreitung gewonnen, den Todten unter andern Geräthen auch Spiegel mitgab, und ſo ſieht man auf Italiſchen Vaſengemälden häufig Perſonen, welche neben Kränzen, Fruchtſchüſſeln, Kleiderkäſtchen auch Spiegel als *κτερίσματα* nach dem Grabe oder Heroon des Verſtorbenen bringen. Findet man nun in Gräbern ſtatt der bronzenen Spiegel auch Nachahmungen derſelben aus gebrannter Erde[22]: ſo bedarf dies keiner andern Erklärung, als der in der allgemeinen Sitte gegebenen, den Todten oft nur Scheinbilder der Dinge mitzugeben, die ſie eigentlich haben ſollten; wovon die aus Erde gebackenen Beile, welche häufig in den Germaniſchen Gräbern gefunden werden, ein, wie es ſcheint, ganz analoges Beiſpiel an die Hand geben. Außer den Spiegeln kommen nun auch noch andere, ähnlich geſtaltete **disci** vor, welche aber durch eine tiefere Höhlung der Vorderſeite und durch vorſpringende Stifte an derſelben deutlich die Beſtimmung an den Tag legen, eine Scheibe zu halten: hier iſt es klar, wie auch Inghirami bemerkt, daß der Spiegel, der vielleicht von Silber war, hinein geſchoben wurde, und zwar umgekehrt, ſo lange man ihn nicht brauchte, von der rechten Seite, wenn er ſpiegeln ſollte. Auch in Athen hat man neuerlich kreisförmige Spiegel mit Deckeln von entſprechender Form gefunden, die über die glatte Seite gelegt ſie mit einem vorſtehenden Rande umſchloſſen. Was die auf der Rückſeite dieſer Spiegel eingegrabenen Zeichnungen betrifft: ſo iſt eine beſtimmte Beziehung derſelben auf Myſterien durchaus nicht nachzuweiſen und die Meinung, daß ſie meiſt dem Bakchuskult angehörige

---

20) Inghir. **S. II. tav. 5.** 21) **Sunt quae speculum teneant,** Seneca bei Auguſtin **C. D. VI.** 22) Dies führt gegen die im Text erörterte Anſicht des Verfaſſers Raoul-Rochette **Monumens inédits. T. I. Orestéide. p. 187** an, indem er ſich dafür auf Jorio **Sepolcri antichi p. 142** beruft.

Gegenſtände darſtellten, nicht umſichtig genug gefaßt; dagegen fällt in die Augen, daß ſie im Ganzen heitere und erfreuliche, auf Lebensgenuß bezügliche, mitunter auch üppige Gegenſtände enthalten: Bakchus Geburt, Zeus und Antiope's Umarmung, die Dioskuren mit dem Schwan, der ſie gezeugt, Menelaos Bewerbung um Helena, Helena zwiſchen ihren Brüdern, Meleagros Liebe zur Atalanta, die drei Göttinnen vor Paris, Satyrn und Bakchantinnen, Badeſcenen: wogegen Gegenſtände, wie die Durchſtechung des Meduſenkopfs, die Erlegung der Chimära, Minerva's Kampf mit einem Giganten, verhältnißmäßig ſelten ſind[23]). Jenes ſind aber gerade die Süjets, welche ein Tuskiſcher Künſtler zur Verzierung von Spiegeln, beſonders in einer Zeit, da die Nation ſchon ſehr verweichlicht, da auch das weibliche Geſchlecht, beſonders in den Handelsſtädten, ſehr verdorben war, aus der Griechiſchen Mythologie vorzugsweiſe ausleſen mußte.

Weit weniger als Plaſtik, Erzguß und Toreutik iſt die Sculptur, in Holz und Stein, in Etrurien betrieben worden, obgleich es allerdings auch hölzerne Idole hie und da in dieſem Lande gab[24]) und Vitruvius aus Tarquiniſchem Stein zierlich gearbeiteter Statuen und Ornamente, z. B. Akanthusblätter, aus der Etruskiſchen Zeit erwähnt[25]). Was ſich von Stein jetzt noch in Etrurien erhalten hat, davon gehört nur wenig in die Periode der echten Tuskaniſchen Kunſt, wie mehrere Stelen oder Cippen mit alterthümlichen Figuren in Basrelief[26]). Die Aſchenkiſten oder Todtenurnen dagegen (welche Visconti mit Recht eine Fortſetzung der Sarkophage nennt), welche theils von weichen Steinen, wie Tuf und Alabaſter, theils von Thon ſind und beſonders dem nördlichen Etrurien angehören (die meiſten der bekannt gewordenen ſtammen von Volterra), zeigen Nichts von dem ſtrengen Stile des **opus Tuscanicum**, ſondern ſind handwerksmäßig, mit Gewandtheit in der Kompoſition, Freiheit in der Zeichnung, aber Rohheit in der Ausführung, in den letzten Zeiten des Beſtehens der Etruskiſchen Nation gemacht. Die Süjets ihrer Bildwerke ſind theils Scenen aus dem gewöhnlichen Leben, theils beziehen ſie ſich auf den Uebergang in das jenſeitige Leben und ſtellen Reiſen in Begleitung des mit einem Hammer bewaffneten Mantus oder Cha-

---

[23]) Vgl. außer Inghirami die Sammlung: **De pateris antiquis ex schedis** *Jac. Tatii Biancani* **sermo. Bonon. 1814**, ſo wie die aus dem Muſeum Borgia einzeln herausgekommenen Kupfertafeln, auch Panofka. p. 26. [24]) Plin. XIV, 2. [25]) Vitruv II, 7. Plin. XXXVI, 49. [26]) Inghirami Ser. VI. tv. A. C. D. E, 1. P, 5. Auch Dorow Voyage archéologique. pl. 10, 3. 12, 1. 2.

run dar, theils findet man phantaſtiſche Bildungen von Tritonen, Greifen, oder endlich mythologiſche Scenen, welche faſt durchaus aus der tragiſchen Mythologie, beſonders aus den Schickſalen der Thebaniſchen und Mykenäiſchen Fürſten, in denen die Gewalt der Erinnyen beſonders ſichtbar hervortritt, entnommen ſind[27]. Auf dem Deckel iſt häufig eine den Verſtorbenen darſtellende Perſon in runder Figur gebildet; die darunter ſtehende Etruskiſche Schrift enthält gewöhnlich nichts als den Namen.

Scalptur. Die Liebhaberei der Etrusker für Ringe (große Siegelringe ſieht man auch häufig am Finger der Figuren auf den Aſchenkiſten) bewirkte, daß zeitig in ihrem Lande viel in Gemmen gearbeitet wurde. Daß die mit eingegrabenen Figuren in altgriechiſchem Stil, oft von gewaltſamen Bewegungen, verſehenen Scarabäen-Gemmen wirklich Etruskiſch ſind, beweiſen die Fundorte und die Formen der beigeſchriebenen Namen. Die Scarabäenform ſcheint durch den Handel aus Aegypten nach Etrurien gekommen zu ſein.

Malerei. Ueber dieſen Zweig der Kunſt hatten wir bisher aus den alten Schriftſtellern nur fabelhafte Nachrichten von alten Wandgemälden in Cäre; außerdem wußten wir, daß eine rohe Art enkauſtiſcher Malerei, die Schiffsmalerei, in Etrurien geübt wurde[28]. Auch lehren von den Monumenten weder die Gefäßmalerei, welche ſich ſehr enge an Griechiſche Vorbilder anſchließt, noch auch die grellen Illuminirungen der Aſchenkiſten etwas Bedeutendes über den Betrieb dieſer Kunſt. Weit lehrreicher werden die Wandgemälde der Tarquiniſchen und einiger ähnlichen Cluſiniſchen Hypogeen werden, aus denen eine ganze Geſchichte dieſer Kunſt in Etrurien hervorgehen muß. Aeltere unter dieſen Grotten, wie beſonders eine der neuerlich zu Tarquinii geöffneten, zeigen ganz den Stil der beſten altgriechiſchen Vaſengemälde mit ſchwarzen Figuren, nur daß ſie in größerem Maßſtab und mit lebhaften bunten, aber völlig ungemiſchten, Farben ausgeführt ſind; in andern, bei denen auch Etruskiſche Schrift vorkommt, zeigt ſich ſchon eine Etruskiſche Verroherung dieſes Stils[29]. Unter den ſchon früher ausgegrabenen[30] zeigen einige einen ſelt-

---

[27]) Vgl. beſonders Uhden in den Abhandl. der Berl. Academie J. 1816. 17. S. 25. [28]) Plin. XXXV, 60. Livius XXVIII, 45. [29]) Stackelberg in Jahn's Jahrbüchern 1829. Bd. I. S. 22. Vgl. die S. 197. Note 99 angef. Schriftſteller. [30]) S. die Nachrichten und Abbildungen Gori M. E. T. III. diss. 2. c. 6. u. tv. 8. n. 1. 3. 4. 5. Inghirami S. IV. t. 20. 21. Winckelmann's Kunſtgeſch. B. 3. K. 2. § 24. 25. Wilcox in den Philos. Trans-

ſamen Stil der Malerei, ſehr lange, ſpillenförmig in die Länge gezogene Figuren, ganz ohne die Strenge des alten Stils, mit großer Freiheit und Leichtigkeit der Umriſſe. Die Gegenſtände ſind gewiß meiſt aus der Lehre vom Todtenſchickſal, theils der Griechiſchen Mythologie, theils der Acheruntiſchen Bücher genommen; die Tänze durchſichtig bekleideter Mädchen in Lorbeer- und Myrtenhainen, die Pferderennen, gymniſchen Spiele und Weingelage in den ältern Grotten ſtellen die Freuden der Seligen dar, welche auch Pindar ähnlich, nur minder üppig ausmalt; jene ſpillenförmigen Figuren ſtellen zum Theil Genien, weiße und ſchwarze, dar, welche Hingeſchiedene geleiten, fahren, ſchützen oder peinigen; auch kommen aufgehängte und mit eiſernen Inſtrumenten wie mit brennenden Fackeln gequälte Menſchen vor. Sehr intereſſant ſind auch die gemalten Friesverzierungen, welche Piraneſi aus dieſen Hypogeen mittheilt [31]; mehrere erinnern lebhaft an die Ornamente am Schatzhauſe des Atreus; auch kommen Inſchriften dabei vor, die einer ältern Schriftart angehören, als die bei jenen überſchlanken Figuren des ſpätern Stils gefundenen.

Geſchichte der bildenden Kunſt im Allgemeinen. Wenn man die Reſte der Kunſtwerke verſchiedener Gattungen, welche ſich in Etrurien finden, mit den Andeutungen der alten Schriftſteller vergleicht: ſo gewinnt man folgende Perioden für die Etruskiſche Kunſtbildung.

1. Einheimiſche Anfänge. Roh, grotesk. Verzerrte, unendlich lange, oder zwergartige Figuren, ähnlich manchen Figuren, die man in Samnium und Sardinien gefunden hat. Was man indeß der Art noch beſitzt, möchte wohl erſt ſpäter nur in der alten einheimiſchen Weiſe gemacht ſein.

2. Die altgriechiſche Kunſt wandert nach Etrurien. Nicht Stammverwandtſchaft, auch nicht die Tyrrheniſchen Pelasger können dieß erklären, aber wohl das Zuſammenwohnen von Tuskern und Hellenen in Campanien und der Verkehr Tarquinii's und Korinths. Hier iſt wirklich der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckſtein geworden; und die, wenn auch als einzelnes Factum un-

---

actions T. 53. t. 7. 8. 9. Micali t. 51—53. Agincourt Hist. de l'Architect. pl. 10, 1. 2. bei Inghirami t. 18. 25. 26. 27. — Micali t. 51. n. 3. Agincourt pl. 11, 1. — Buonarotti bei Dempſter E. R. T. II. t. 88. Gori M. E. T. III. diss. 2. c. 6. p. 91. Agincourt t. 11. n. 5. Inghirami t. 24. — Vgl. Gerhard im Kunſtblatt 1825. S. 198. [31]) Osservationi sopra una lettera del *Mariette*. tv. 1. 2. 3. Inghirami S. IV. t. 28—31.

wahre, Geſchichte von Demarat und Tarquinius repräſentirt die Stellung der Völker gegen einander und die Verbindung unter ihnen völlig richtig. Eucheir und Eugrammos, Handfertig und Schönzeichner, mögen immerhin gedichtete Namen ſein und der Korinthiſche Maler Kleophant mag willkührlich mit Demarat verbunden worden ſein [32]: daß indeß wirklich Korinth auf Tarquinii und die Gegend bedeutenden Einfluß ausgeübt und durch dieſen eine von der Peloponneſiſchen abgezweigte Kunſtſchule in Südetrurien ſich gebildet hat, beweiſen die in dieſen Gegenden gefundenen alterthümlichen Vaſenmalereien, welche gerade mit Korinthiſchen in Stil und Art die größte Aehnlichkeit haben. Aus dieſen Anregungen ging als eine Nebenart des altgriechiſchen der Tuskaniſche Stil hervor [33]), hart, ſteif, trocken, aber ſcharf, kräftig und charakteriſtiſch in jeder Bezeichnung. Ihm gehören die älteſten Wandgemälde von Tarquinii, viele Bronzen und Bronzereliefs, wenige Steinarbeiten und mehrere Gemmen an, in welchen letztgenannten er indeß ſchon modificirt erſcheint.

3. Die Samnitiſche Eroberung von Campanien zerſtört, wenige Jahre nach der Blüthezeit des Phidias, den hier beſtehenden Zuſammenhang zwiſchen Tuskern und Hellenen; zugleich ſcheint der Verkehr der Tusker in Etrurien mit den Hellenen abgenommen zu haben; ſo daß die großen Fortſchritte der Kunſt bei den Griechen in dieſen Zeiten auf Etrurien nicht den Einfluß äußern konnten, den man ſonſt hätte erwarten ſollen. Am Ende hatte hier auch die Fähigkeit der Etrusker, dem Griechiſchen Kunſtleben zu folgen, ihre Gränze gefunden. Daher kommt es, daß der Tuskaniſche Stil im Allgemeinen, nicht bloß der alttuskiſche, durchaus immer nur dem Griechiſchen der frühern Zeiten gleich geſtellt wird. Zwar finden ſich auch in Etrurien Kunſtwerke eleganterer Form, wie viele von jenen überaus leicht und zart entworfenen Spiegelzeichnungen (gerade in dieſer Klaſſe iſt ein alterthümlicher Charakter ſelten zu finden), die bronzene Minerva von Arezzo, der ſitzende Knabe von Corneto beweiſen; indeſſen wurde dieſer Stil niemals in dem Sinne national, wie der frühere. Dagegen bemerkt man im Ganzen immer mehr und mehr ein Roherwerden der Formen, ein Nachlaſſen in der Strenge der Zeichnung, einreißende Plumpheit und Ungeſchicklichkeit.

4. Die Kunſt verliert ſich in handwerksmäßiges Treiben, wie an den Todtenurnen, oder Bizarrerie und Manier, wie in den lang

---

[32]) Plin. XXXV, 5. 43. [33]) S. Strabon XV. p. 806 a. Quinctilian Instit. XII, 10.

gedehnten Figuren der ſpätern Wandgemälde, vielen, auffallend häßlichen Spiegelzeichnungen und andern Kunſtwerken. Wahrſcheinlich trat dieß Sinken ſchon in den letzten Jahrhunderten vor Auguſtus ein.

Immer erſcheint die Kunſt Etruriens als eine exotiſche Pflanze; Klima und Boden haben ſie nicht hervorgebracht und können ſie nicht erhalten, als der Strahl der Helleniſchen Sonne über ihr zu leuchten aufhört; ſie ſtirbt ab und ſinkt in die Barbarei zurück, aus welcher ein fremder Einfluß ſie hervor gehoben hatte.

Mythologie. Daß die Kunſt in Etrurien ein fremdes Gewächs war, zeigt noch mehr als die Formen, in denen ſie auftritt, die Art der Gegenſtände, mit denen ſie ſich beſchäftigt. Mag immer in Etruskiſchen Reliefs auch manche Fabel dargeſtellt ſein, die wir deßwegen nicht erklären können, weil ſie aus den uns unbekannten, einheimiſchen Sagen genommen iſt: ſo iſt doch die Maſſe der aus Griechiſchen Mythenkreiſen leicht erklärbaren Vorſtellungen ſowohl auf Sarkophagen wie auf Spiegeln und andern Bronzearbeiten bei Weitem überwiegend. Einheimiſche Religion und Disciplin und Griechiſche Kunſt und Fabel waren offenbar in Etrurien ganz getrennte Ideen- und Thätigkeits-Kreiſe, welche ſich nur wenig berührten. Auf der andern Seite konnte es indeß doch nicht ausbleiben, daß die auf dem Wege der Kunſt nach Etrurien gelangten Heroen mit einheimiſchen Weſen identificirt, Griechiſche Heroen ſolchergeſtalt in die Sagengeſchichte Etruskiſcher Städte hinein gezogen und für Etrurien dadurch ein Platz in dem Ganzen der durch die ganze Welt berühmten Heroenmythologie Griechenlands erworben wurde. Der Kortonäiſche Heros Nanas wurde mit Odyſſeus identificirt, Etrurien gewann dadurch einen eignen Zweig von Odyſſeus-Sagen[34]). Der Faliskiſche Haleſus wurde, wegen des Juno-Kultes, von Falerii, den man gern von dem Argiviſchen ableiten mochte, ſelbſt zum Argiver und zum Begleiter des Agamemnon gemacht[35]). Bei Piſä dachte man an das Alpheiſche Piſa im Peloponnes und ließ deßwegen bald Pelops, bald die Genoſſen Neſtors — die Heroen, die in mythiſcher Zeit am Alpheios herrſchten — dahin gelangen[36]). Der Griechiſche Heros Korythos, Bruder des Jaſion, der ſich auf

---

[34]) ſ. oben S. 152. Not. 5. [35]) Virgil Aen. VII, 723. X, 352. 411. 417. Ovid Am. III, 13, 31. Fasti IV, 73. Solin II, 7. [36]) Virgil Aen. X, 179. Strabon V, p. 222. Plin. III, 8. Solin II, 7. Servius ad Aen. X, 179.

eins der alten Dörfer (κῶμαι) von Tegea in Arkadien bezieht, wurde auf Cortona (Corythi sedes) bezogen; eine ſpäte Fabel oder Fabeldeutung, die Virgilius merkwürdiger Weiſe in gewiſſem Sinne zur Grundlage ſeiner ganzen Aeneis gemacht hat. Noch im Mittelalter arbeitete man in dieſer Richtung weiter fort und leitete die Etruskiſche Stadt Fäſulä von der Plejade und Atlastochter Phäſole ab. — Ohne zu läugnen, daß auch die Griechiſche Poeſie in Etrurien bekannt geweſen, Tragödien von Einzelnen geleſen worden ſeien (Aufführung derſelben folgt durchaus nicht nothwendig aus der Anlage von Theatern, die auch in Griechenland zu den πομπαί, κῶμοι und κηρύγματα eben ſo viel gebraucht wurden wie zu Dramen): ſo hat man doch mehr Grund anzunehmen, daß mündliche Ueberlieferung der benachbarten Völker den Etruskern dieſe Sagen zuführte. Ajax heißt auf einer Etruskiſchen Gemme AIFAS mit dem Aeoliſchen Digamma, Odyſſeus Uluxe, in einer Form, die wir Grund haben als Namen dieſes weltberühmten Helden bei dem ganzen Siculiſch-Latiniſchen Volkſtamme voraus zu ſetzen [37]).

Sprachbildung. Da noch immer alle größeren Etruskiſchen Inſchriften [die größte iſt erſt neuerlich in Peruſia zum Vorſchein gekommen [38])] unverſtändlich ſind, indem Lanzi's von neuern Archäologen Italiens feſtgehaltne und fortgeſetzte Entzifferungsmanier durchaus nicht auf den Begriffen von dem Sprachorganismus beruht, die man jetzt anerkennen kann, und da nur die kleineren, aus bloßen Namen beſtehenden Sepulcralinſchriften eine ſichere und methodiſch fortſchreitende Erklärung zulaſſen: ſo kann man auch den Zuſtand der Etruskiſchen Sprache nur in den allgemeinſten Zügen charakteriſiren. — Was die in der Schrift bezeichneten Laute der Etruskiſchen Sprache betrifft, ſo iſt unter den Vokalen der Mangel des o (wofür in fremden Namen das u geſetzt wird), unter den Konſonanten das Fehlen ſämmtlicher Mediae zu bemerken, dagegen die Sprache neben den Tenues die Aspiratae vollſtändig hat und die letzteren im Wiedergeben fremder Namen oft für die Tenues ſetzt, wie die Tenues für die Mediae, z. B. Phulnike für *Πολυνείκης* und Atresthe für *Ἄδραστος*. Die Lautcombinationen der Etruskiſchen Sprache ſind von den Geſetzen, die wir in dem Griechiſchen und Latiniſchen beobachtet finden, ſehr abweichend und können oft kaum ohne Eintreten einer Art von Schwa (Auslaſſung eigentlicher Vokale in der

---

37) Plutarch Marcell. 20. 38) Vermiglioli Saggio di congetture sulla grande Iscrizione Etrusca, Perugia 1824.

Schrift iſt nicht hinlänglich begründet) geſprochen worden ſein, wie wenn dem Vokal in derſelben Silbe erſt eine **Muta** oder **Spirans**, dann eine **Liquida** und alsdann vielleicht noch eine **Muta** oder **Spirans** angefügt wird. So z. B. — um Worte aus der großen Peruſiniſchen Inſchrift zu wählen — in **amefachr**, **lautn**, **tesns**, **epl**, **eplc**, **sranxl**, **thunchulthl**. Auch die Namen: **Atusnei**, **Canxna**, **Cestna**, **Feltsna**, **Altphna**, **Arntle**, **Larcna**, **Pulphna**, **Reicna**, **Supni**, **Festroni** und zahlreiche andre, zeigen die Vorliebe des Etruskiſchen Mundes für dergleichen Uebergänge, beſonders auch ſolche, wo die **Muta** von beiden Seiten durch **Liquidae** eingefaßt iſt. In den Flexionsformen muß entweder die Etruskiſche Sprache vom Anfange an ſehr arm geweſen ſein, oder es muß eine edler und reicher gebildete Sprache durch das **Contagium** einer barbariſchen Mundart frühzeitig eine bedeutende Abſchleifung erlitten haben. Das Schluß-S des Masculinum in andern Sprachen läßt ſich nie mit Sicherheit nachweiſen; **Lars Licinius** heißt Tuskiſch **Larth Lecne**, Peleus, Tydeus, **Pele**, **Tute**. Doch wäre es immer möglich, daß dieß S bloß abgeſchliffen wäre [39]), wie es in Latium vor der durchgeführten Gräciſirung der Literatur ja auch beinahe ſchon der Fall war. Ein ſolches Abſchleifen findet ſeine Analogie im Femininum, welches wirklich vollſtändig im Tuskiſchen **Larthia**, **Phastia**, **Thania** lautet, wofür aber weit häufiger die abgekürzten Formen **Larthi**, **Phasti** vorkommen. Der Grund dieſer Abſchleifung liegt beſonders im Accentuationsſyſtem der Tuskiſchen Sprache, welche noch mehr als der Aeoliſche Dialekt und das Latin den Ton der Worte nach vorn drängt. Dadurch wird aus *Μενέλαος* **Menle**, aus *Ἀλέξανδρος* **Elchsntre**, wie dieſer Held auf Etruskiſchen Spiegeln heißt. Aus **Marcani** wird durch die Anhängung von **al** nicht **Marcánial**, ſondern **Márcnial**. Was die übrigen Caſus anlangt: ſo zeigt der Genitiv verhältnißmäßig viel Analogie zum Griechiſchen, indem nachgewieſen werden kann, daß die Feminina **Marcha**, **Sentia**, **Marchas**, **Senties** bilden und die mit Konſonanten endenden Namen **Lar**, **Arnthial**, **Tanchfil** ein **us** anſetzen, ſo daß **Larus**, **Tanchfilus**, **Arnthialus** hervorgeht. Ob die Endung **si** den Dativ bezeichne, oder etwa die vollſtändige Endung des Genitivs ſei, ſo daß jenes **s** ebenfalls aus Abſchleifung ſich gebildet habe, muß hier noch unentſchieden gelaſſen werden [40]). Dagegen läßt es ſich mit ziemlicher

---

[39]) Darauf deutet Agentius **de orthographia p. 2269** Putſch.

[40]) Das Letztere iſt die Meinung von Grotefend, in einem ſchätzbaren Aufſatz

Sicherheit behaupten, daß das Mi am Anfange vieler Inſchriften „ich bin“ heißt; nur kann man dieſe Analogie mit der Griechiſchen Conjugation in $\mu\iota$ nicht weiter durchführen[41]). Die oben erwähnten Anhängeſylben zur Bezeichnung von Familienverhältniſſen, al für Abſtammung und sa für Verheirathung, können aus den klaſſiſchen Sprachen ſchwerlich befriedigend erklärt werden. Unter den einzelnen Etruskiſchen Worten, deren wir etwa nur zwanzig mit ihren Bedeutungen kennen, ſind nur wenige, welche in der Form erweislich Griechiſchen oder Römiſchen entſprechen; die meiſten ſind ſehr fremdartiger Natur[42]). Wenn eine Sprache, die offenbar ſo ſehr zerſtört iſt, weniger natürliche Bildungsfähigkeit zeigt als z. B. das Latin: ſo iſt ſie auch offenbar durch Literatur viel weniger ausgebildet und befeſtigt worden, als es das Latin ſchon vor Cicero's Zeiten war. Die Sepulcralinſchriften zeigen eine ſehr inconſtante Grammatik und Orthographie; tonloſe Vokale werden ſehr leicht ausgeworfen; Formen, die eine Liquida als Hilfskonſonant hinzu nehmen, wechſeln mit ſolchen, die ſie auslaſſen; derſelbe Name wird in demſelben Familiengrabe auf verſchiedne Weiſe geſchrieben gefunden. Indeſſen gab es auch in Etrurien ohne Zweifel dialektiſche Verſchiedenheit; namentlich war der Unterſchied der Mundart des Landmanns und der Städter auffallend[43]).

Schrift. Seit man die ältere Griechiſche Schrift genauer kennen gelernt, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Etruskiſche nur eine Abart derſelben iſt, obgleich beide in weiterem Kreiſe aus Phönikien ſtammen. Auch macht die Angabe, welche den Bakchiaden Demarat als Ueberbringer nennt, die Schrift in Etrurien wenigſtens nicht viel älter, als ſie ſchon deßwegen geweſen ſein muß, weil die in Griechenland zeitig abgekommene Schreibung von der Rechten zur Linken in Etrurien faſt durchaus feſtgehalten worden iſt. Die Etrusker haben Zeichen für folgende Buchſtaben: A, C (aus dem Griechiſchen *Γ* erwachſen, aber mit K vertauſcht), E, *F* (das Digamma entſpricht dem Latiniſchen V), *Φ* (dem Latiniſchen F entſprechend), *Θ*, H, I, K, L, M, N, P, R, S (für dieſen Buchſtaben kommen zwei Zeichen vor, M und S, welche von einander deutlich unterſchie-

---

über die Sprachen Mittelitaliens, im Neuen Archiv für Phil. und Pädag. 1829. Junius N. 30. S. 119. 41) Grotefend S. 106 nimmt mi als pronomen der erſten Perſon; aber es iſt doch auf jeden Fall natürlicher, **Mi Afiles Apianas** zu überſetzen: **Sum Afilae Apianae**, als **Ego Afilae Apianae**, wenn man einmal darüber einig iſt, daß s das Zeichen des Genitivs iſt. 42) Etrusker Bd. I. S. 63. 447. II. S. 287. 43) Livius X, 4.

den werden, wahrſcheinlich war das eine ein ſchärferer, das andere ein gelinderer Sibilus), T, V, Ξ und X (ch). Mehrere dieſer Buchſtaben, namentlich A, Φ, Θ, M, N, erſcheinen in etwas verſchiedenen Formen, die man nach äußern und innern Anzeichen in ältere und jüngere ſcheiden kann; die Zeit, in welcher die jüngern Formen an die Stelle der ältern traten, kann wohl am beſten gegen das J. 400 Roms geſetzt werden. Auf den Tafeln von Iguvium in Umbrien iſt der überall in einer Sprache abgefaßte Umbriſche Text theils in Lateiniſcher theils in Etruskiſcher Schrift ausgedrückt; die letztere zeigt die neuern Formen und nimmt zu den Etruskiſchen Buchſtaben noch zwei neue hinzu, ein B und das Zeichen d, welches einen S-Laut bezeichnet. Doch findet ſich auch unter den Tafeln mit Etruskiſcher Schrift von Iguvium einiger Unterſchied in der Form mehrerer Buchſtaben, der auf eine verſchiedene Zeit der Abfaſſung deutet. Die in Rom übliche Lateiniſche Schrift, deren Entſtehung um's J. 300 der Stadt geſetzt werden kann, iſt unmittelbar aus der Griechiſchen, nicht aus der Tuskiſchen, gebildet; indeß iſt doch auch die Etruskiſche Einwirkung darin unverkennbar, daß C aus dem G-Laut, den es in alten Griechiſchen Inſchriften bezeichnet, in den K-Laut übergegangen iſt. Dagegen beweiſt die ſo genannte Oskiſche Schrift, welche ſich auf einigen Denkmälern und Münzen Campaniens findet, durch ihre Geſtalt ſowohl wie durch den Mangel des O, G und D, daß ſie ſich in der Zeit der Herrſchaft der Etrusker über Campanien aus der Tuskiſchen gebildet habe.

Eigenthümlich ſind die Etruskiſchen Zahlzeichen, obgleich ſie doch wahrſcheinlich auch nur, wie die Griechiſchen, Buchſtaben ſind, denen man aber für den Gebrauch als Ziffer eine etwas abweichende Geſtalt gegeben. Die Römer haben ſie wenig verändert von den Etruskern überkommen, und zwar iſt neuerlich nachgewieſen worden, daß, außer I, V, X, L, als Zeichen für 100 ⊕, und für 1000 8, ∞ oder (I) zu dieſem Zahlenſyſtem gehörte[44].

---

44) Etrusker Bd. II. S. 317. Vgl. Orioli **Spiegazione di una gemma etrusca del museo reale di Parigi, e in occasione di essa breve discorso intorno il sistema della numerazione presso gli antichi Toscani. 1825.** Zur Unterſtützung der obigen Anſicht darf angeführt werden: Alex. von Humboldt über die bei verſchiedenen Völkern üblichen Syſteme von Zahlzeichen, in Crell's Journal für Mathematik. Bd. IV. Heft 3. Grotefend a. a. O. S. 103. differirt in weſentlichen Punkten, namentlich daß er 8 mit Orioli für 500 nimmt, was aber mit dem Abacus bei Micali weniger ſtimmt als 1000. Denn natürlicher iſt doch die Folge: 5. 10. 100. 1000. als: 5. 10. 100. 500.

Literatur. Daß die Tusker eine gottesdienſtliche Poeſie hatten, beweiſen die ſchon erwähnten Tagetiſchen Lieder, die Vejentiſchen Geſänge zum Preiſe des Haleſus und die vaterländiſchen Lieder, mit welchen Jungfrauenchöre die Juno von Falerii an ihren Feſten feierten[45]. Von der Form wiſſen wir Nichts; vielleicht darf man die Umbriſche Litanei in den Eugubiniſchen Tafeln, welche Anrufungen des **Juve Grabovi** in wiederkehrenden Formeln, parallelen Sätzen, mit entſprechendem Falle der Worte enthält, zur Vergleichung anwenden. Auch die bekannten Fescenniniſchen Schimpflieder gehören nach dem Lokal Etrurien an und wurden wahrſcheinlich nicht erſt in Rom, ſondern ſchon in ihrer Heimat mit burlesken Tänzen, dergleichen bereits oben bei den Etruskern nachgewieſen worden ſind, in Verbindung geſetzt. Die Tuskiſchen Tragödien des Volnius, welche Varro erwähnt, waren wohl nur ein Verſuch aus der Zeit einer ſpätern Gelehrſamkeit.

Der anſehnlichſte Zweig der Etruskiſchen Literatur, die weitläufigen Werke über die Disciplin, ſind ſchon oben erwähnt worden. Aus Prodigien-Aufzeichnungen und Magiſtraten-Liſten bildeten ſich ohne Zweifel auch in Etrurien Annalen; die von Varro erwähnten Tuskiſchen Hiſtorien[46] ſind indeß erſt im achten Jahrhundert der Nation, d. h. wahrſcheinlich im ſechsten Roms, geſchrieben. In derſelben Zeit ſchrieb der Haruſper Vegoja ſein Buch an Aruns Voltumnus, wovon wir ein in das Lateiniſche überſetztes Fragment in den Agrimenſoren haben[47].

Kalender und Zeitrechnung. Der Tag begann bei den Etruskern mit dem höchſten Stande der Sonne[48]. Ihr Monat war ein Mondenmonat; der Name Idus, welcher das den Monat halbirende **Plenilunium** bezeichnet, war Tuskiſch und lautete in dieſer Sprache **Itis** oder **Itus**[49]. Auch die Rechnung nach achttägigen Wochen, nach welcher immer ſieben Tage ländlichen und häuslichen Geſchäften gewidmet, der achte Tag aber (**nundinae**) Markt- und Geſchäftstag war, ſtammte entſchieden aus Etrurien[50]. Wahrſcheinlich war hier der Monat auf eine feſte und beſtimmte Weiſe in ſolche Wochen eingetheilt, wovon noch die Nonen vor den

45) Dionyſ. I, 21. 46) Varro bei Cenſorin de die nat. 17, 6. Vgl. Claudius Or. pro Civ. Gall. 47) Auct. fin. regund. p. 258. Goeſ. 48) Serv. ad Aen. V, 738. 49) Varro de L. L. VI, 4. p. 59. Macrob. Sat. I, 15. 50) Macrob. Sat. I, 15. Vgl. Varro bei Macr. I, 13. 16. de L. L. VI, 4. p. 59.

Iden eine Spur enthalten, welche ehemals ganz den Charakter jenes Nundinen-Tages hatten [51]); an den Nonen empfing der Landmann, wie an den Nundinen, vom Könige Unterweiſung in den Geſchäften des Monats und den gottesdienſtlichen Gebräuchen. So war bei den Tuskern der Monat durch mehrere Nonen zerfällt [52]); die Tage nach den Iden wurden durch die Endung **atrus** (**quinquatrus, nonatrus**) bezeichnet. Auch die alte Grundregel des Römiſchen Kalenders, daß man nach den Idus ſechzehn Tage bis zum neuen Monat zählen ſolle, iſt daher abzuleiten; erſt nach deren Verlauf trat in Rom der Pontifex hervor und gab an, wie viel Tage bis zu den Nonen zu zählen ſeien; die Anzahl der Tage, die er angab, iſt die, welche zu den feſten und ſich immer gleich bleibenden drei Wochen des Monats auf eine wandelbare Weiſe hinzu trat. Ueber die Ausgleichung der Rechnung nach dem Monate mit dem Sonnenjahr oder die Intercalation bei den Etruskern haben wir durchaus keine ſichere Kunde. Vielleicht daß eine genauere Beſchreibung der Jahresnägel, welche Cincius am Tempel der Nortia zu Volſinii erwähnt [53]), uns auch darüber belehren würde; der Gebrauch dieſer Jahresnägel ging auch auf Rom über, wurde aber hier zu einer bloßen Cärimonie; in Etrurien war er Beides, eine ſymboliſche Feierlichkeit, welche das Walten der unerbittlichen Schickſalsgöttin Nortia bezeichnete [54]), und ein Hilfsmittel der Zeitrechnung. Die Tusker rechneten nach **saecula**, Zeiträumen, welche dem längſten Menſchenalter entſprechen ſollten, aber den Menſchen zugleich von den Göttern durch Prodigien angegeben wurden; die, deren Maß uns bezeichnet wird, ſchwanken zwiſchen **105** und **123** Jahren: es war Glaube, daß der Etruskiſchen Nation als Lebensdauer zehn ſolche Säcula angewieſen ſeien. Da nun der Haruſper Vulcatius im J. der Stadt **708** den Anfang des zehnten Jahrhunderts verkündete — eine Angabe, die ſich ſchwerlich auf Rom, ſondern nur auf Etrurien beziehen kann — ſo muß der Beginn des erſten dieſer Säcula etwa aufs J. **290** vor Rom geſetzt werden: ein Datum, welches merkwürdiger Weiſe ſehr genau mit der chronologiſchen Anſetzung der Joniſchen Anſiedelung, welche die Tyrrhener beſonders nach Italien zu wandern nöthigte, zuſammen trifft. Auch lehrten die Tusker einen zunehmenden Verfall dieſer Säcula,

---

[51]) Varro VI, 3. p. 54. 4. p. 59. Macrob. I, 15. [52]) Macrob. I, 15. [53]) Livius VII, 3. Vgl. Feſtus s. v. clavus annalis. [54]) Vgl. die Spiegelzeichnung, wo Atropos (Athrpa) einen Nagel einſchlägt. Vermiglioli Lettera sopra un' antica Patera Etrusca.

Vegoja klagt über die Habſucht und Gewiſſenloſigkeit des gegenwärtigen achten[55]. Von dieſen Säcula der Nationen, ſcheint es, müſſe man getrennt halten die Weltalter, welche nach den Etruskern beſonders durch den engern oder minder engen Verkehr der Menſchen mit den Göttern unterſchieden wurden; man nahm deren acht an, welche alſo eine Art von Weltwoche bildeten, in der wahrſcheinlich das Leben der Conſentes enthalten war, und glaubte im J. d. St. 664 an beſonders auffallenden Prodigien den Ablauf eines ſolchen Welttages zu erkennen[56].

Wiſſenſchaft. Wie der Sinn der alten Völker überhaupt, ſo war insbeſondere der der Etrusker viel mehr darauf gerichtet, ein in mannigfachen Formen ausgeprägtes, kunſtreich gegliedertes und entwickeltes Leben zu ſchaffen und poſitiv feſt zu ſtellen, als fremde,von menſchlicher Einwirkung unabhängige Weſen und Dinge auf eine durch tauſeudfache Beobachtung dem Mittelpunkte derſelben ſich immer mehr annähernde Weiſe, d. h. wiſſenſchaftlich, zu erkennen. Von dem, was die jetzige Zeit Wiſſenſchaft nennt, kann bei den Etruskern nicht die Rede ſein, wenn auch ſowohl die abergläubiſche als die auf das praktiſche Leben gerichtete Thätigkeit des Haruſper, des Agrimenſor, ſo wie die ſo weit gediehene Technik der bildenden Künſte mancherlei Kenntniſſe von den Naturerſcheinungen, dem kosmiſchen Verhältniſſe, den Eigenſchaften der Metalle und andrer Körper herbei führen und von einem Geſchlecht auf das andere bringen mußte. Zu den praktiſch nützlichen Geſchäften, denen Etrusker mit Vorzüglichkeit oblagen, gehört auch das des Waſſerſuchens und Brunnengrabens, die im Alterthum viel gefeierte Kunſt der **aquilices** oder **aquileges**, welche, genau zu unterſcheiden von allerlei ſuperſtitiöſen Gebräuchen, wodurch man in Etrurien Regenwaſſer herbei beſchwor, unläugbar in Etrurien auch geübt wurde[57]. Den Ruhm eines mediciniſchen, eines φαρμακοποιὸν ἔθνος, wie Aeſchylos die Tyrrhener nannte, verdanken ſie wohl bloß der fabelhaften Kirke, die man ſich am Tyrrheniſchen Meer wohnend dachte. Zu berühmten Philoſophen ſind ſie dadurch geworden, daß man Pythagoras, den Samiſchen Tyrrhener, für einen Tusker nahm; doch mag der in

---

[55]) S. hiezu Cenſorin de die nat. 17, 5. 6. 13. Auguſtus l. II. de memoria vitae suae bei Servius ad Virg. Ecl. IX, 47. [56]) Plutarch Sylla 7. Suidas s. v. Σύλλας. Vgl. Varro de Saeculis bei Serv. ad. Aen. VIII, 526. Vgl. Orioli Opuscoli letter. T. I. p. 309. Niebuhr R. G. I. S. 142 ff. [57]) S. Varro bei Nonius s. v. aquilex. — Dagegen Tages bei Fulgentius s. v. manales. Feſtus s. v. aquaelicium.

Unteritalien ſo verbreitete Eifer für die pythagoreiſche Philoſophie ſich wirklich auch nach Etrurien erſtreckt haben. Was in Etruriens Schulen, wohin in ältern Zeiten auch Römiſche Knaben geſchickt wurden [58]), getrieben wurde, war, nach der Schrift und den einem guten Hausvater wichtigen Kenntniſſen in der Arithmetik u. dgl., doch hauptſächlich immer die Kunde der **disciplina Etrusca**, die wir auch immer als den Mittelpunkt der Etruskiſchen Bildung und das für die Nation am meiſten Charakteriſtiſche betrachten müſſen.

[58]) Livius IX, 36.

XII.

Zur philologiſchen Kritik und Hermeneutik.

Perikles. **Aus dem Griechiſchen des Plutarchos mit Anmerkungen überſetzt von Dr. J. G. Kuniſch. Breslau 1818. 76 S.**

Die Ueberſetzungskunſt, welche überhaupt in neuern Zeiten weit mehr bei Dichtern als bei Proſaikern ausgebildet worden, vermuthlich deswegen, weil hier die allgemeine Norm, nach welcher Alles auf einerlei Art und Weiſe übertragen werden konnte, weit ſchwerer aufzufinden und feſtzuſtellen war als dort, erhält eine neue Schwierigkeit, wenn der Schriftſteller, mit dem ſie es zu thun hat, nicht mehr dem Zeitalter einer reinen und ächten Klaſſicität, ſondern ſchon dem eines getrübteren Geſchmacks, einer gezwungeneren Schreibart, einer manierirteren Darſtellung angehört. Ein ſolcher iſt Plutarch, deſſen edle Herzlichkeit und geſchichtliche Beleſenheit es uns dennoch nicht verkennen laſſen wird, daß auch er dem literariſchen Zeitverhältniſſe nicht entgangen, daß er beſonders in den Eingängen und den philoſophirenden Stellen künſtelt und in ihm ſchon ein Zwieſpalt ſeines offenen, ſittlich erwärmten und echt Helleniſchen Gemüthes mit der kalten Geſchraubtheit der Darſtellung ſichtbar zu werden anfängt: bei ihm iſt es darum zu thun, nicht nur die Plutarchiſche Darſtellung in ihren allgemeinen Umriſſen, ſondern auch die ganze Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers, weder verſchlechtert noch verſchönt, wiederzugeben und doch auch dieſe ſo aufzufaſſen, daß ſie dem Deutſchen Ohre und Gefühle nahe tritt.

Rec. meint, daß ihn in dieſer Hinſicht vorliegende Ueberſetzung des Plutarchiſchen Perikles von Hrn. Dr. Kuniſch vollkommen befriedigt und ganz Plutarchiſch angeſprochen habe: ja er getraut ſich, dieſelbe auch unbedenklich allen denen des größern Leſepublikums anzuempfehlen, die aus der Mitte ſchaler und mattherziger Geſchichts-Romane einmal eine wahrhaftige und kräftige Darſtellung des Helleniſchen Lebens aus ſeiner Blüthezeit zu genießen wünſchen. Möchte der Verf. nicht zögern, mit getroſter Vorausſetzung ſeiner Bedingung (S. IV)

mehrere der anziehendſten Lebensbeſchreibungen folgen zu laſſen, geſetzt auch, daß eine ſolche Liebe für die Sache, wie ſie Amiots Ueberſetzung in den trefflichſten Männern Frankreichs entzündete, das heutige Deutſchland bei der Kleinmeiſterei der Philologen und der Entfremdung der Gebildeten von allem Wiſſenſchaftlichen nicht mehr zu hegen fähig wäre.

Commentationes Herodoteae. Scribebat Fridericus Creuzer. Aegyptiaca et Hellenica. Pars I. Leipzig 1819. X und 446 S. 8.

Real-Commentare zu den Hauptautoren ſind ein allgemein gefühltes Bedürfniß. Wo grammatiſche Kritik und Interpretation einige Fortſchritte gemacht: iſt es vor allem nöthig, die tiefere Erklärung vorzubereiten, welche ſich nicht mit dem allgemeinen Sinn einer Stelle begnügt, ſondern ſowohl deren Beziehung auf die Zeit des Schriftſtellers, als auch ihre Bedeutung für die Geſammtheit philologiſchen Wiſſens darzulegen ſtrebt. Eines Real-Commentars von dieſer Art bedarf in der That vor allen Herodotus. Denn indem er die Baſis geworden für die alte Geographie und Ethnographie Aſiens und Afrikas, indem er uns vor allen zu einer tiefern und unbeſchränktern Anſicht der älteſten Mythologie verholfen hat, indem er zu gründlichen Forſchungen und leichtfertigen Hypotheſen gleiche Veranlaſſung gegeben: verdient er wohl, daß das von ihm zum Theil ausgegangene Licht durch einen ſich frei und leicht ausbreitenden Commentar auch auf ihn ſelbſt wieder zurückgeworfen werde.

Als Hr. Creuzer im Jahre 1803 die treffliche Schrift über die hiſtoriſche Kunſt der Griechen herausgab, beſchäftigte er ſich zugleich mit einem Commentar über Herodot, in welchem außer Kritik und Interpretation die Forſchungen ausländiſcher und Deutſcher Gelehrten geſammelt, durch einander vervollſtändigt und berichtigt und auf dieſe Weiſe ein Schriftſteller erläutert werden ſollte, zu deſſen Geſammtumfaſſung wohl ſelten ein Gelehrter vielſeitig genug ſein möchte. Eine würdige Vorbereitung zu dieſer Arbeit waren die **Fragmenta Historicorum antiquissimorum 1806**: da erſt durch dieſe und ähnliche Sammlungen eine genauere Kenntniß der kurzvorhergehenden und gleichzeitigen Geſchichtsſchreibung möglich ward. Indeſſen iſt Schweighäuſers Ausgabe erſchienen und hat bei anderweitigen

Verdienſten jenes Bedürfniß nur noch fühlbarer gemacht, indem die neuabgedruckten Noten Valckenaers und Weſſelings, welche das Triviale breit, das Schwierige oft gar nicht erläutern, wohl als kein Commentar in dieſem Felde gelten können. Aber eben darum hat der verdienſtvolle Herausgeber Herodots gewünſcht, daß ſich die Arbeiten Hrn. Creuzers gewiſſermaßen als Supplement an die ſeinigen anſchließen möchten. — Bei der endlichen Erſcheinung der **Commentationes** geſteht Ref. neben der Freude, eine geſpannte Erwartung nicht getäuſcht zu ſehen, auch einige Beſorgniß gefühlt zu haben. Der vorliegende Band erſtreckt ſich dem bei weitem größten Theile nach nur über eine bedeutende Anzahl Stellen des zweiten Buchs. Wenn die andern acht Bücher ſich eben ſo ausführlicher Erläuterungen erfreuen dürfen (wozu die Vorrede S. VIII einige Hoffnung macht): ſo müßten in neun Bänden Commentar doch noch viele ſchwierige Stellen unerklärt bleiben. Oder bieten die andern Bücher weniger Stoff zur Forſchung, weil keine **Description de l'Egypte** vorhanden?

Caput I. zu Herodot **II, 85—90.** Eine fortlaufende Erläuterung dieſer Stelle, durch welche zugleich Gebräuche der Trauer und die Behandlung der Leichname gelehrt erklärt werden. Ueber die *ταριχευταί*, ihre Werkzeuge und Vorrichtungen und alle nöthigen Materialien wird umfaſſend gehandelt: zugleich der geiſtreiche Hauptgedanke durchgeführt, daß die Mumiſirung des Leichnams die Kraft und Wirkungen einer heiligen Einweihung habe und Oſiris ſelbſt vor ſeinem Wiederaufleben als die erſte Mumie, als der Prototypus aller andern gedacht werde.

§. 7 wird beiläufig die Fabel von dem Korinthiſchen Kypſelos, welcher als Kind im Kaſten verborgen wird, und ſeiner Mutter Labda als ein Reflex der heiligen Sage von Iſis und Oſiris gedeutet. Doch wird Hr. Creuzer ſchwerlich Jemanden überzeugen, daß die Erklärung des Etymologicums „die ungeſtalte Labda habe ihren Namen davon, weil ihre Beine wie ein Lambda geſtaltet geweſen ſeien“ mehr ſei als ein alberner Spaß eines Grammatikers. Damit fällt aber die ſonſt witzige Auslegung großentheils. Darauf werden die Worte **cap. 86.** *ἐν οἰκήματι ϑηκαίῳ* behandelt und zuletzt die Lesart *Θηβαίῳ* vorgezogen. Allein dies nackte *Θηβαίῳ* kann bei unbefangener Leſung ſchwerlich gefallen, und wenn man mit wenigem zufrieden iſt, fordert man doch wohl: *τινὶ τῶν ἐν Θήβαις*.

An dieſe Stelle ſchließt ſich mit **Cap. II** eine Abhandlung über Aegyptens vorzüglichſte Todtenſtädte. Zuerſt von Theben; wo Ref. es nur willkürlich findet, die Inſeln der Glücklichen, bei Herod. **3, 26.**

ſieben Tagereiſen von Theben, auf die Todtenkammern bei Theben zu beziehen, ſo ſchön die Idee auch iſt. Nach Herodot war jener Ausdruck Griechiſche Benennung einer kleinen Oaſe mitten in der Sandwüſte; während die Katacomben gewöhnlich gerade in den unfruchtbarſten Sandfeldern angelegt ſind. Abydus, welches mit Theben den Oſirisdienſt und das Memnonion gemein hat und wo die Angeſehenſten ſich beſtatten ließen, weil hier Oſiris ſelbſt begraben liegen ſollte. Memphis der Hafen der Guten, d. h. der Todten, die Grabſtätte der Iſis mit weitausgedehnten Todtenfeldern. So liegen die Götterleichname ſelbſt als Palladien bei den Hauptſtädten und die menſchlichen Todten um ſie her. Buſiris, wo Oſiris Glieder in einem hölzernen Stier nach der Sage begraben lagen, Atarbechis, wo die Gebeine der Ochſen begraben wurden. Hieran werden mehrere ſeitabgehende Unterſuchungen angeknüpft, über das Begräbniß im Stier, wobei auf die Kretiſchen Fabeln von Paſiphae ein wunderderliches, aſtronomiſches Licht geworfen wird, über den Cultus des Apis und der Thiere in Aegypten überhaupt und deren Mumiſirung. Ein Grab des Oſiris iſt endlich auch auf Philä im Nil, an welches der Verf. die Deutung des Todes dieſes Gottes aus Naturphänomenen anknüpft. Mit großem Recht wird Zoëga's hiſtoriſirende Anſicht beſtritten, nach welcher Oſiris von Philä ein Pharao Oberägyptens ſein ſoll, der bei der Vertheidigung des Vaterlands gegen fremde Völker umgekommen ſei. Dabei werden ausführliche Erörterungen über die Gegend von Philä am obern Nil, über die Tempel und Sacra daſelbſt, über die Herrſchaft der Hykſos, über die Weihungen der Pharaonen und ihr Verhältniß zur Prieſterſchaft u. ſ. w. eingeſchaltet, voll geiſtreicher Combinationen verſteckter Autorenſtellen mit neuentdeckten Bildwerken. Nur verwundert ſich Ref. bisweilen über das alles Maß überſchreitende Zutrauen zu Schriftſtellern ohne allen Credit. So fällt es dem Heliodor oder wem vor ihm auf, daß der Name *Νεῖλος*, die Buchſtaben als Ziffern genommen und addirt, gerade 365 gibt; und hieran wird die Bemerkung geknüpft, daß der Nil eins ſei mit dem Jahre. Hierin iſt in der That wenig Ernſthaftes: aber Hr. Creuzer fährt fort: **Quid quaeris? pertinent haec ad rationem arcanae disciplinae etc. — p. 185.** Dagegen iſt die Beweisführung, daß Oſiris, von Urſprung an Gott, erſt nach und nach in mancher Sage eine mehr heroiſche Geſtalt angenommen habe, ohne Zweifel als genügend anzuerkennen.

Als Parallele wird dem Gange der Aegyptiſchen Mythologie eine ähnliche Erſcheinung aus einem Griechiſchen Cultus gegenüber-

geſtellt: die Feſte des Dionyſos nämlich, welche die Sikyonier auf den Helden Adraſtos übertrugen. Daran knüpft ſich eine Abhandlung über die Spartaniſchen Heroen Aſtrabakos und Alopekos, von denen der erſte wunderlich in die Geſchichte des Spartaniſchen Königs Demarat verflochten iſt, den ſeine Mutter für einen Sohn jenes Heros ausgab, während das Volk an ἀστράβη denkend ſeinen Vater zum Eſeltreiber machte. Wenn nun auch in dem über Aſtrabakos Geſagten Manches zweifelhaft ſein ſollte, beſonders was die vorgegebene aſtronomiſche Bedeutung anlangt (Ἀστρόβακος): ſo geht doch hervor, daß er als Hirtendämon gedacht wurde, mit allen Eigenſchaften der Thierart, welcher er vorſtand.

Sehr intereſſant und lehrreich ſind die Betrachtungen, zu denen das bekannte Mährchen Veranlaſſung gibt: „daß die Juden einen Eſel angebetet hätten.“ Nachdem überhaupt die Bedeutung des Eſels in altteſtamentaliſcher Symbolik nachgewieſen und darin eine Spur alter sacra gentilitia eines wandernden Hirtenvolks aufgefunden iſt: tritt die Religion des Aegyptiſchen Ackerbauwolks damit in den vollſten Gegenſatz, in welcher der Eſel als das Thier des böſen Dämon, Typhon, erſcheint. Typhon aber bezeichnet geographiſch nicht ſelten die wüſten Sandſtrecken, in denen höchſtens für ein nomadiſches Volk und beſonders für den genügſamen Eſel einige Weide iſt. — Dieſe Kombinationen kann man nicht anders als anziehend und den Verhältniſſen der Aegypter zu den Nachbarvölkern angemeſſen nennen. — S. 298 ff. Ueber den „Leichnam des Oreſtes“ als Palladium Spartas, zu Herod. 1, 67. S. 307 ff. Ueber das „Aegyptiſche Dogma der Unſterblichkeit und Seelenwanderung.“ Zum Theil eine Erweiterung der Ideen Zoegas, dem der Verf. auch in der Ableitung der Homeriſchen Fabeln vom Elyſion aus Aegyptiſchen Dogmen beitritt. Der Glaube an Unſterblichkeit in Aegypten wird dahin beſtimmt, daß die Prieſter eine geiſtige und tiefere Lehre von der Palingeneſie für ſich behalten, dem Volke aber eine rohere Vorſtellung von Seelenwanderung mitgetheilt hätten: was doch wohl nur darum ſo geſtellt wird, um die höhere Idee Griechiſcher Philoſophen, beſonders des Pythagoras, direct aus den Aegyptiſchen Prieſterweihen ableiten zu können.

Cap. III. Gelehrte Erläuterungen Aegyptiſcher Reliefs und Malereien in Bezug auf „Todtenbeſorgung und Todtenreich“ mit Rückſicht auf Herodot. — Beſonders wird ein „Relief aus den Krypten von Theben“ erläutert (Descr. de l'Eg. Antiqq. Vol. II. pl. 83 fig. 1, 7) wovon auch eine Abbildung dem Werke ſelbſt zugegeben

iſt (von der nur zu bemerken iſt, daß ſie nicht in allen Exemplaren kolorirt iſt, obgleich ſich der Text wiederholt, und mit Recht, auf die Farben bezieht): Oſiris mit 9 Beiſitzern einen Todten richtend, der die Wage des Gerichts auf den Schultern trägt, und Hermes, den Verdammten als Schwein vor ſich hertreibend; wie Jomard ſchon richtig erklärt hatte. Hermes, der hier als ein ſehr ſchlimmer ψυχοπομπὸς erſcheint, wird von S. 353 an auch als ἐνταφιαστὴς betrachtet, wie er mit dem Hundkopf (Anubis) eine Mumie inaugurirt oder conſecrirt.

Von S. 360 an werden noch Bemerkungen über die Mumien, ihren Namen, ihre Unzerſtörbarkeit, wenn ſie von der erſten Klaſſe, endlich die Hieroglyphenſchrift ihrer Hülle nachgeſchickt, die ſich oben Cap. I an die Stelle Herodots nicht bequem anknüpfen ließen. Was die Schrift anbetrifft: tritt der Verf. der begründeten Meinung Jomard's bei, der den Charakteren nach nur zwei Schriftarten anerkennt, die hieroglyphiſche und gemeine, die hieratiſche aber nur durch die Bedeutung der Zeichen von der hieroglyphiſchen verſchieden hält. Dieſe Anſicht wird durch eine Stelle des Plotinos beſtätigt.

Das Ganze wird durch eine Abhandlung über eine weibliche Mumie zu Darmſtadt beſchloſſen, deren gemalte Decke mit der höchſten Genauigkeit Stück für Stück durchgemuſtert und ſo lehrreich und eindringend erklärt wird, daß man dieſe Erklärung ſehr wohl als eine Einleitung in die Aegyptiſchen Alterthümer betrachten und anwenden kann.

Als Appendix ſind Summarien, Scholien, Lesarten aus einem Cod. Palatinus Nr. 129 beigefügt, der freilich nur ſehr dürftige Excerpte enthält.

Homers Hymnus an Demeter. Griechiſch mit metriſcher Ueberſetzung und ausführlichen Wort- und Sacherklärungen durch Auflöſung der älteſten Myſterien- und Tempelſprache in Hellas vermittelt, nebſt einem Briefe an Hrn. G. Hofrath Creuzer von Dr. K. F. L. Sickler. 1820. VIII und 146 S. in 8.

Die merkwürdige Zuſchrift an Hrn. Creuzer, die der Verf. vorausgeſchickt hat, erklärt ſich über drei zur Erforſchung des Mythus von ihm beſonders angewandte Mittel, Sprache, Hieroglyphik und Paro-

nomaſie. „Die Helleniſche Sprache genüge nicht zur Erläuterung der Mythennamen; man bedürfe eine andere, dieß ſei die Semitiſche." Ref. gibt zu, daß es Griechiſche Götternamen und Beinamen gibt, deren Wurzel in der Griechiſchen Sprache faſt erloſchen oder ſpärlich erhalten ſind, obgleich die Bedeutung nicht ganz verdunkelt iſt. Man denke an Apollon Lykeios[1]), Hekate Perſaea und noch ſo viele andere. Hier wird der, welcher aus genauer Kunde der Geſchlechts-, Stamm- und Volksreligionen ſich überzeugt hat, daß dieſelben mit der Nationalität ſeit unvordenklicher Zeit eng verbunden ſind, ohne Zweifel zuerſt zu den nächſten Verwandten, den Lateinern, gehn, dann die doch vielleicht nicht unausfüllbare Lücke des Phrygiſchen bedauern müſſen, und ſich nun nothgedrungen weiter an die Indiſche, Perſiſche, Semitiſche, Koptiſche Sprache wenden, und ohne Zweifel die entbehrte Sprachwurzel zurückbringen, wenn ein Sprachſchatz ſo reich und ausgedehnt iſt. Aber Herr Sickler deutet, ohne eine Mittelſtufe zuzugeben, gleich aus dem Semitiſchen, und zwar Alles, was eben vorkommt, ob er gleich auch die Zuläſſigkeit der Erklärung aus den andern Sprachen zuzugeben ſcheint: er deutet ſelten aus organiſcher Entwickelung einer Sprachwurzel, ſondern durch Zuſammenleimen mehrerer Worte: welche Weiſe wohl die etymologiſchen Forſcher zu verwerfen einig ſind. So Triptolemos S. 115, Demophon S. 121 aus drei verſchiedenen Worten, ſo z. B. Urania Ur-ania S. 59 erwachende Klage, was man, wenn es darin läge, eben ſo gut aus ὄρω und ἀνία machen könnte. So kämen denn alſo die Griechen um das ſchönſte Recht einer eigenthümlichen Sprache, daß der gewohnte Laut das Gemüth anſpricht und durch ſich ſchon ein Gefühl zu erwecken im Stande iſt: todte Schälle wären faſt alle Cultusworte geweſen, die die Prieſter zu träg oder unwiſſend waren ins Griechiſche zu überſetzen — wenn man nicht etwa in den Eleuſiniſchen Myſterien Hebräiſch lernte. Aber ſehr genau müßten ſie ſie doch aufbewahrt haben, da Herr Sickler ſelbſt die Endungen aus dem Hebräiſchen wunderbar herbeiſchafft, (z. B. Tripit-tholem-Os die Furchen aufreißende Kraft, Bama-apho-on die Erdgewächskraft) da man doch z. B. den Namen Jeruſalem u. dgl. kaum in der Griechiſchen Umbildung erkennt. Auch Worte aus falſchen Lesarten laſſen ſich ſo aus Hebräiſchen Wurzeln leicht zuſammenſetzen, wie Emaneros bei Pauſ. 9, 39 (für Maneros), wo der erſte Buchſtabe nur durch falſche Wiederholung aus dem vorigen Worte hereingekommen iſt.

[1]) Vgl. Dorier Bd. 1, S. 305 u. ff. der zweiten Aufl.

Ref. geht gleich zu der damit zuſammenhängenden Paronomaſie über, nach der z. B. die Schlange deßwegen Sinnbild der Weiſſagung ſein ſoll, weil im Hebräiſchen Năchāſch Schlange, Năchăſch Weiſſagung heiße. Die alte Symbolik hat ohne Zweifel eine ähnliche Entſtehung wie ein großer Theil der Sprache; ſie verfolgt Analogieen zwiſchen Naturgegenſtänden und Ideen, und wer ſich in die lebhafte Anſchauungsweiſe kindlicher, aber von Natur ſinnreicher Völker zu verſetzen weiß, wird manche dieſer Beziehungen nach und nach mit inniger Freude auffinden. So waren die Griechen. Aber welch' ein bornirtes und von aller Naturanſchauung entblößtes, rohes und überverſtändiges Volk zugleich müßte es geweſen ſein, welches nach zufälliger Lautähnlichkeit (ſo meint doch Hr. Sickler) den Naturgegenſtänden willkührliche Bedeutung aufgedrückt.

Daß die Symbolik des ehrwürdigen Creuzer nicht von denſelben Grundſätzen ausgeht, wird jedem einleuchten, der das wichtige Hauptwerk ſtudirt. Wie auffallend nun, daß der Verf. auf ſeinem Wege Ergebniſſe gefunden hat, die jenen „keineswegs entgegenſtehn, die vielmehr dieß größtentheils unterſtützen, im Einzelnen wie im Ganzen."

Den Erläuterungen ſind Anſichten über Zweck und Gehalt des Homeriſchen Hymnus vorausgeſchickt. Der Hymnus ſolle folgenden phyſikaliſchen Satz anſchaulich machen „zwei Kräfte wären bei dem Wachsthum der Pflanze thätig, eine der Erde eigne Lichtkraft als Mutterkraft (Demeter) und eine von ihr ausgehende Samenkraft (Persephone)." Wohl nur ſcherzhaft werden zur Beſtätigung Stellen aus Hermbſtädts Grundſätzen der Kameralchemie angeführt, daß keine Pflanze ohne Licht gedeiht, was jeder weiß. Aber wir wünſchten, daß Hr. Sickler aus irgend einem alten Mythus den Gedanken eines der Erde inwohnenden Lichts nachgewieſen hätte, der uns der einfachen Naturanſchauung widerſtreitend ſcheint.

Aus den Erläuterungen zeichnet Ref. beſonders die Bemerkungen über die alten Hymnenſänger Olen, Linos, Pamphos, Orpheus aus, obgleich der Zuſammenhang derſelben mit beſtimmten Culten unerörtert geblieben. So iſt Olen ein Collectivname für alte Hymnenpoeſie bei den Tempeln des Apollo zu Delphi, Delos und Patara in Lykien (einer Kretiſchen Colonie); und er heißt mit gleichem Recht Lykier und Hyperboreer [1]. Herr Sickler aber nimmt an, daß er Lykiſch, alſo kein Griechiſch geſungen, folglich die Griechen

[1]) Vgl. Gr. Literaturgeſch. Th. I. S. 39.

damals noch nicht Griechiſch redeten, ſondern halb und halb Semitiſch. (Dieß folgt wenigſtens nothwendig aus den Worten des Verf. S. 55.) — Auffallend iſt es, daß Olen nach Pauſ. V, 7, 4 die (Demeter) Achaea und ihre Ankunft in Delos beſungen haben ſoll, da ſonſt der Deliſche Dienſt gar nichts mit der Demeter zu ſchaffen hat, und es läßt ſich ſehr wahrſcheinlich machen, daß man für Achaea Aphaea (Artemis) corrigiren muß. Pauſ. VI, 20, 8. hat der Verf. ganz mißverſtanden. Aber überhaupt vermißt hier Ref. die genaue Auffaſſung der beſtimmten Individualität jener Hymnoden, da doch dem Griechen ein Hymnus von Pamphos, Olen, Orpheus gewiß wohlunterſchiedne Arten der gottesdienſtlichen Poeſie waren; ſo daß es weit mehr darauf ankommt, den Charakter eines jeden aufzufaſſen und zu beſtimmen, als, wie der Verf. thut, immer nur eins und daſſelbe in allen zu finden. — Indeſſen finden ſich in dieſen Erläuterungen gar manche intereſſante und zum Nachdenken anregende Bemerkungen, wie über Hyacinthe, Megaron, Damia, und viele Etymologieen ſind wohl auch ſo ſicher, als die Verwandtſchaft der beiden Sprachen: auch wollen wir dem Verf. nicht zum Vorwurf machen, daß er den Griechiſchen Mythus nur aus den ſchon bekannten und gebrauchten Stellen ſchöpft, obgleich freilich vom Mythologen gefordert werden muß, zuerſt alle Helleniſchen Quellen mit voller Umſicht zu gebrauchen.

Xenophontis Ephesii de Anthia et Habrocome Ephesiacorum libri V. Graece et latine recensuit, annotationibus aliorum et suis illustravit Petrus Hofman Peerlkamp, gymnasii Harlemensis rector. Harlem. 1818. LXXII. 42 u. 407 S. 4.

Der Herausgeber iſt ein Schüler des Janus Ruardius, eines philologiſchen Juriſten, welcher nach deſſen ſeltſamen Ausdruck Musarum agrestiorum severitatem literarum elegantia suavissime temperavit; und gibt in der Vorrede von ſeines Lehrers literariſcher Thätigkeit und Nachlaſſe Nachricht. Ruardius ſelbſt hatte ſich auch mit Xenophon beſchäftigt und trug ſeinen Antheil an dieſem Schriftſteller auf ſeinen Schüler über, der ſchon im Jahre 1806 eine Oratio de Xenophonte Ephesio criticarumque in eundem

observationum specimen herausgab und ſeit der Zeit fortwährend die umfaſſende Ausgabe vorbereitete, welche jetzt erſchienen iſt.

In derſelben hat der Verfaſſer zuerſt die ſeltne Diſſertation von Caſperius abdrucken laſſen, von der Locella nur einen kurzen Auszug gegeben hatte. Sie enthält einen Verſuch die Zeit Xenophons zu beſtimmen, nebſt Bemerkungen über einige Stellen des Autors. In jenem Verſuch irrt Caſperius wie auch Locella beſonders darin, daß ſie die Zeitumſtände des Romans mit denen des Autors verwechſeln. Wenn Irenarchen von Cilicien erwähnt werden, welche Würde ſich nicht vor Hadrian findet, und Epheſus als blühend vorgeſtellt wird, da doch der Tempel daſelbſt 262 p. C. verheert und verbrannt wurde, wenn Byzanz noch nicht als Reſidenz erwähnt und das Orakel des Klariſchen Apoll befragt wird: ſo folgt aus dem allen nur, daß der Roman nach ſeines Verf. ungefähren Gedanken gegen 200—250 n. Chr. ſpielt. Daß aber der Held deſſelben, Habrocomes, in Aegypten gekreuzigt werden ſoll, darf man nicht zur Zeitbeſtimmung anwenden, da er ja auch wegen eines Todtſchlags verbrannt werden ſoll, was ſicher nie dort Sitte war. Sichere Argumente aber, daß Xenophon Epheſius weit ſpäter ſchrieb, liegen nach des Ref. Meinung darin, daß der heidniſche Cultus in dieſem Roman ſchon ganz unbeſtimmt und unkundig gefaßt wird, wie z. B. 1, 2. das Coſtüm der Griechiſchen Artemis der Epheſiſchen Göttin beigelegt wird und außerdem in der Beſchreibung deſſelben Fehler gemacht werden, die nur der machen konnte, der nie eine Bildſäule der Göttin ſorgfältig betrachtet hatte. In dem Gebet an den Nil 4, 2. blickt etwas Chriſtliches durch. Ein Beweis des ſpäten Zeitalters iſt auch die Unkunde der Geographie, z. B. die verwirrte Beſchreibung Aegyptens. S. Hemſterhuys ad IV, 1. Und dafür, daß das Chriſtenthum ſchon allgemein herrſchte, ſpricht ohne Zweifel auch die Bemerkung, daß Antheia, als ſie durch einen Scheintod einer verhaßten Ehe entging, ſich gar nicht vor dem Verbrennen des Körpers fürchtet, welches alſo damals ganz und gar abgekommen ſein muß, (3, 7) ſondern in einem Grabmal beigeſetzt wird. So führen uns dieſe und andere Umſtände wohl bis 400 nach Chr. hinab. Darauf folgt die Vorrede von Locella. Der Verf. hatte eine Geſchichte der Griechiſchen Erotiker vor, aber hat dieß Unternehmen aufgeſchoben und gibt hier nur einige Urtheile über ihr äſthetiſches Verdienſt. Peerlkamp hatte in der angeführten Rede den Xenophon für den älteſten und in mancher Art vortrefflichſten der alten Erotiker erklärt, aber nimmt ſeine Behauptung gegen das Urtheil zurück, welches der

geiſtreiche Koraes in der Vorrede zum Heliodor 1804 gefällt hat. Daß Xenophon dieſen und jenen Fehler vermieden habe, ſei nicht ſowohl Wirkung ſeines reinen Geſchmacks, als einer Geiſtesſchwäche und Mattigkeit, welche ihm einen hohen Flug und große Fehler nicht erlaubte. Dazu kommen die Spuren des ſpäten Hellenismus, welche das Bemühen des Schriftſtellers ältere Meiſter nachzuahmen nicht verwiſchen konnte. Der Soſpitator des Xenophon iſt Locella, welcher Hemſterhuis und Abreſch kritiſche Noten in den **Miscellaneae observationes Batavae** und viel eignen Scharfſinn zur Conſtitution des Textes anwandte. Von ſeinem Text iſt Peerlkamp in nicht ſehr vielen Stellen abgegangen. — Ref. bedauert nur, daß nicht eine neue Collation des einzigen Codex zu Florenz, der uns dieſen Schriftſteller erhalten hat, angeſtellt worden iſt, da der erſte Herausgeber Cochius ihn nur ſehr nachläſſig hatte abdrucken laſſen, und die Vergleichung, welche der gelehrte Arzt Weigel für Locella in Florenz machte, bei **pag. 41** der Londoner Ausgabe unterbrochen wurde — und daß es dem Verf. nicht gelang, die Bemerkungen von Baſt und Tollius habhaft zu werden.

Die Vorrede nennt, jede Gelegenheit ergreifend, eine große Anzahl Holländiſcher Gelehrten, deren Vortrefflichkeit immer rückwärts mit Zeugniſſen ihrer Lehrer und Meiſter belegt wird, um auch ihnen einen Antheil an der faſt abergläubiſchen Verehrung zu verſchaffen, welche die Holländer ihren Hauptphilologen fortwährend weihen.

M. Tullii Ciceronis Opera quae supersunt omnia ac deperditorum fragmenta recognovit, potiorem lectionis diversitatem adnotavit, indices rerum ac verborum copiossimos adjecit Christ. Godofr. Schütz. Tomus XII—XX. **Leipzig. 1816—1821. Klein Octav.**

In den Prolegomenen zu den **Academicis** (ſo nennt ſie der Hr. Herausgeber mit Görenz) behandelt Herr Hofr. Schütz die Stellen aus den Briefen an Attikus, welche von der Umarbeitung ſprechen, die Cicero mit dieſem Werke vornahm, als er aus zwei Büchern vier machte und ſtatt des Catulus, Lucull und Hortenſius den Varro,

Attikus und ſich redend einführte. In dem Briefe **ad Att. 13, 21.** wo Cicero die ihm von Attikus in der ältern Bearbeitung vorgeſchlagene Aenderung **inhibere** für **retinere** oder **sustinere** als ἐπέχειν zurücknimmt und ihn bittet, wieder zurückzuändern und daſſelbe dem Varro zu ſagen, will Hr. Schütz, daß für Varro der Name eines Abſchreibers geſetzt werde; was aber auch dem Ref. nach dem Tone der Rede ſehr unwahrſcheinlich dünkt; und warum ſoll Cicero dem Varro nicht auch die ältere ἔκδοσις zugeſchickt haben? [1]) Daß für **Lucullus** an der Stelle nicht **Lucilius** geſetzt worden iſt, wie früher in der Ausgabe der Briefe, iſt völlig zu billigen. — Die Conſtitution des Textes in den **Academicis**, wie in den Büchern **de finibus** iſt im Ganzen die Görenziſche; wenigſtens iſt in den Grundſätzen der Behandlung keine weſentliche Verſchiedenheit.

In den Tuskulaniſchen Quäſtionen ſchließt ſich der Herausgeber zunächſt an Wolf an; bei den **Paradoxis** ſteht er unabhängiger. Die Zeit dieſer kleinen Schrift beſtimmt Herr Schütz mit großer Probabilität auf den Frühling **707** nach der Ausgabe des Buches **de claris oratoribus** und vor dem Tode des **Cato Uticensis**, mit der Bemerkung, daß die Apoſtrophe gegen Clodius, woraus das vierte Paradoxon beſteht, früher bei deſſen Leben gearbeitet ſei, und zwar am wahrſcheinlichſten **697 a. u. c.** Auch vom ſechsten Paradoxon gegen Craſſus urtheilt der Hr. Herausgeber eben ſo, daß es um **698** gearbeitet ſei. — Indeſſen ſind doch dadurch keineswegs alle Schwierigkeiten beſeitigt. Offenbar ſind auch Nr. **2** und **6** nicht als bloße Herzenserleichterungen über politiſche Verhältniſſe, ſondern gleich als **Paradoxa** gearbeitet, und die Invectiven gegen Clodius und Craſſus geben nur Gelegenheit zur Ausführung ſtoiſcher Sätze. Nun iſt aber nicht anzunehmen, daß Cicero ſchon **697. 98** ſeine politiſchen Verhältniſſe auf dieſe Weiſe zu kleinen halb philoſophiſchen, halb rhetoriſchen Ausarbeitungen benutzt habe. Auch geht aus dem **prooemium** an Brutus ziemlich deutlich hervor, daß er dieſe Spiele als Uebungen alle zuſammen hinter einander machte und nicht etwa weit früher ſammelte. Alſo können die Invectiven gegen Clodius und Craſſus doch erſt nach dem Tode dieſer Männer gemacht ſein, in der Erinnerung gewiſſer Lagen und Verhältniſſe, in denen ſich einſt Cicero befand und über die mit Pathos zu ſprechen ihm ſo familiär geworden war, daß er jetzt rhetoriſch-philoſophiſche Ausarbeitungen daraus macht. — Was die Recenſion der Bücher **de**

[1]) Vgl. **Varro de lingua lat. ed. C. O. Mueller, Praef. P. III.**

natura deorum betrifft, ſo freuen wir uns, daß der verehrte Editor über die Autorität des Codex Glogaviensis und Heindorf's Verdienſte mit mehr Achtung ſpricht, als einige andere Gelehrte ſeit der Zeit gethan. Jener Codex, von dem wir hier beiläufig bemerken, daß er ſich auf der Breslauer Univerſitäts-Bibliothek wiedergefunden hat, wodurch lächerliche rumusculi zu Schanden werden, iſt als eine doppelte Quelle zu betrachten; denn einerſeits ſind freilich in ihm viele ſogenannte dilatirende, grammatiſch erklärende, Lesarten, aber andererſeits ſind der Stellen nicht wenige, wo er allein ganz entſchieden die wahre und richtige Lesart hat, auf welche die verſuchten Conjecturen früher ſchon hingezielt, ſie aber oft nicht getroffen hatten. Wir machen daher dem Herausgeber keinen Vorwurf, daß er Heindorfs ſcharfſinnige Behandlung dieſes Buchs bei der Textrecenſion zum Grunde gelegt, und halten ſeinen Text — was bei dieſem Buche ſchon viel ſagen will — für lesbar, obgleich natürlich noch manches jetzt ſchon nach den ſpätern Arbeiten gebeſſert werden kann. Als Probe geben wir nur die Hauptlesarten des erſten Capitels. Cum — sunt. Dafür muß man nun allerdings mit Wolf cum sint ſetzen, nicht ſowohl der Beiſpiele bei Creuzer wegen, ſondern weil im Anfange eines Buches die periodiſch verbundene Rede angemeſſener iſt, als die parallel geſtellten Sätze. agnitionem animi ſteht mit Recht im Text, aber die Conjectur agitationem animi mußte ganz verworfen werden, da dieſe Worte durchaus nicht „Uebung des Denkens" bedeuten können. agnitio iſt aber ganz das rechte Wort für eine Subject-objectivirende Erkenntniß. Die Worte: id est principium philosophiae ſind ſo wenig Gloſſem, daß man ſie gar nicht entbehren kann. Der Gedanke iſt: der gewöhnliche Mangel eines feſten Reſultats über das Weſen der Götter zeigt, daß das Princip der Philoſophie das Nichtwiſſen ſei (d. h. nach Cicero's Grundſätzen, das Aufſtellen einer ſubjectiven Probabilität über das Nichtgewußte.) turpius behält Herr Schütz mit Heindorf mit Recht, denn das hernach von Andern vertheidigte fortius iſt logiſch falſch, obgleich es auch der Glogaviensis hat. Die Concluſion iſt die: Temerität iſt überall ſchimpflich; es iſt aber temerarium, über ſolche Gegenſtände eine Meinung als gewiß aufzuſtellen, weil man dann entweder eine geradezu falſche angenommen hat (falsum sentit) oder doch eine nicht hinlänglich vergewiſſerte als gewiß behauptete; alſo — venimus lieſt der Verf. richtig mit Heindorf; der genaue Gedanke fordert das Perfect, und vehimur iſt hier nicht adäquat. Die Bücher de divinatione haben weniger Schwierigkeiten gemacht.

und ſind daher nicht mit ſo viel Noten ausgeſtattet, als die vorhergehenden; die Recenſion nimmt auf Daviſius, Erneſti, Hottinger, Rath, beſonders auf Hottinger, Rückſicht. Zu den beſten Emendationen gehört die auch hier gebilligte von Hottinger in dem Gedicht **c. 12 et clades patriae** für **at clades**, wodurch erſt Zuſammenhang in die ganze Stelle kommt. In dem kleinen Buch **de fato** ſind nicht viel Abweichungen von Bremis Ausgabe bemerkbar. Was die Bücher von den Geſetzen betrifft, ſo tritt Hr. Schütz der Meinung von Görenz bei, daß Cicero dieſe Bücher nicht vollendet und nicht ſelbſt herausgegeben habe; allein die Gründe dafür ſind noch keineswegs überzeugend, am wenigſten der von Hrn. Schütz beigefügte: die Bücher hätten kein **prooemium**. Nun iſt es wahr, daß Cicero das **prooemium** zuletzt beifügte, ja er hatte ein **volumen prooemiorum**, woraus er paſſende Einleitungen herausnahm und auch mit andern vertauſchte; daher es kommt, daß man bei allen philoſophiſchen Schriften dieſelben ganz vollſtändig von der Behandlung des eigentlichen Gegenſtandes abſondern kann. Allein die Bücher **de legibus** haben ja ihr **prooemium** in aller Form in **cap. 1—5**, und zwar ein ganz perſönliches über Cicero's Dichtkunſt und ſeinen Plan einer Geſchichtſchreibung; und man ſieht nicht ein, wie noch etwas vorhergehen konnte. Daß aber hier auch das **prooemium** gleich dramatiſch iſt, that Cicero aus Nachahmung Platons; deſſen Form er hier ſich am meiſten wieder zu geben beſtrebt. Auch ſind die Anfänge der verſchiedenen Bücher deſſelben Werks bei Cicero ſich faſt immer analog, und man darf daher nur die Einleitung zu Buch **2** vergleichen, um ſich zu überzeugen, daß bei Buch **1** nichts fehlt. In den Büchern **de officiis** gingen dem Verf. Heuſinger und Gernhard vor: die Beierſche Ausgabe konnte noch nicht gebraucht werden. Der Fragmentſammlung ſind auch die wichtigen Bruchſtücke aus der Rede **pro M. Tullio** vor den Recuperatoren und **pro M. Aemilio Scauro** eingefügt, welche Mai in der Ambroſiſchen Bibliothek gefunden, und die nach Mai von Cramer, Heinrich, Schütz an manchen Stellen verbeſſert ſind, obgleich andere noch dunkel bleiben. In den Worten des erſten Fragments bald im Anfange deſſelben iſt der Handſchrift nach, aber mit Auslaſſung zweier Worte wohl zu leſen: **ac mihi magis illud laborandum videtur, ne, quod antea nihil in istum dixi, quam in eo reprehendar, quod hoc tempore respondeo:** Ich muß mich darin mehr vor Tadel ſchützen, daß ich vorher gegen ſeine Perſon nicht geredet habe, als daß ich jetzt ihm auch ſo antworte. In der folgenden Stelle **vi hominibus armatis**

coactis vi damnum factum esse M. Tullio hätte Hr. Schütz das zweite vi nicht in ve zu ändern vorſchlagen ſollen. Weiter unten iſt für: neque illud aderit: injuria, wohl addiderit zu leſen, welches beſſer als adderet. Uebrigens iſt das Fragment nicht für das Lexicon benutzt worden, wo ſonſt die Rechtsformel: quantae pecuniae paret damnum factum esse; ſtehn müßte, und außerdem der Unterſchied von taxatio rei (*προτίμησις* des Klägers) und aestimatio (die *τίμησις* des Gerichts).

Παυσανίου Ἑλλάδος περιήγησις. ***Description de la Grèce de Pausanias traduction etc. par Clavier.*** **Paris. 1817. 1820. 1821.** T. II. III. IV. und V. prem. partie: **enthaltend Buch 3—9 und die Hälfte von 10.**

Wir dürfen dieſe Ausgabe ohne Zweifel als einen Fortſchritt in der Kritik des Pauſanias betrachten, wenn auch nicht als etwas Vollendetes. Vielmehr iſt auch ſo noch Pauſanias voll confuſer und unverſtändlicher Stellen. Die Pariſer Handſchriften, welche der verſtorbene Clavier gebraucht hat, gehen — ſo viel man vor Mittheilung der Collationen urtheilen kann — an Güte der Moskauer und Wiener ſelten vor, welche Facius durch Heyne erhalten hatte, und die conjecturale Kritik möchte auch hier nicht über den Standpunkt des trefflichen Kuhnius vorgerückt ſein. Die neuen Lesarten ſind theils in den Text aufgenommen und dann die ältere unten angegeben, theils am untern Rande mit *ἴσως* beigefügt. Die letzte Einrichtung iſt ſehr zu billigen, aber ſie hätte noch mehr benutzt werden ſollen. Warum wird in der confuſen Stelle 8, 11. S. 367 nicht wenigſtens die wahre Lesart unten angegeben, welche leicht zu finden iſt: (*Ὠλὴν δὲ ὁ Λύκιος, ὃς ἦν ἀρχαιότερος τὴν ἡλικίαν, Δηλίοις ὕμνους καὶ ἄλλους ποιήσας καὶ ἐς Εἰλείθυιάν τε* etc.). Dagegen ſind dieſe *ἴσως* ſehr oft ganz ungehörige Vermuthungen, welche bloß aus dem Beſtreben hervorgegangen ſind, die Schreibart des Pauſ. leichter zu machen, zu B. 7, 21, 1. *καθίζεται* für *κομίζεται*, 7, 23, 1. *μίαν τῶν* für *μὲν τῶν*, 7, 26, 3. *γυμνὸν* für *γυμνός*. Ganz falſch iſt die Vermuthung zu 8, 19, 2. In dieſen und andern Fällen zeigt die Bearbeitung nicht genug Studium der eigenthümlichen Redeweiſe des Pauſanias. Indeſſen wird es immer ſchwer

bleiben in jedem Fall zu beſtimmen, wie viel Nachläſſigkeit, Abgeriſſenheit und loſe Verbindung ſich dieſer Schriftſteller nachſehen durfte.

Eine ſchätzbare Zugabe zu dem dritten und vierten Bande dieſer Ausgabe ſind die Emendationen, welche der ſcharfſinnige Adamantios Koraes den Herausgebern mitgetheilt hat, und die in jenem unter den Text geſetzt, bei dieſem am Ende beigefügt ſind. Sie ſind meiſt mit dem glücklichen und treffenden Sinn gemacht, der dieſen Kritiker auszeichnet. 8, 54, im Anfang ſchreibt er mit Recht für τῆς γῆς — τῆς πηγῆς. Dieſelbe Aenderung iſt 8, 8, 3 vorzunehmen, wie Ref. ſieht.

Παυσανίου τῆς Ἑλλάδος περιήγησις. *Pausaniae Graeciae descriptio. Edidit, Graeca emendavit, Latinam Amasaei interpretationem castigatam adjunxit et annotationes atque indices adjecit Car. God. Sibelis.* Leipzig. V. I. 1822. S. XLVIII 376 und 276. V. II. 1823. S. 437 und 286.

Es kann auffallen, daß bei dem häufigen Gebrauch, den ſeit einigen Decennien Forſcher und Freunde des Alterthums in den verſchiedenſten Fächern von Pauſanias Reiſewerke zu machen pflegen, ſeit Facius in mancher Hinſicht verdienſtlicher aber doch im Ganzen ſehr mangelhafter Ausgabe in Deutſchland, und wenn man Claviers Unternehmung abrechnet, überhaupt noch kein Verſuch einer genügenden Bearbeitung gemacht worden iſt. Indeß erklärt ſich dieſe Verſäumung einigermaßen dadurch, daß Manche, den Autor zu ediren nicht ungeneigt, doch noch abwarten wollten, welche Früchte und Reſultate der unter Kritikern, Archäologen, Reiſenden herrſchende Eifer für das Verſtändniß und die Berichtigung des Schriftſtellers in einiger Zeit herbeigeführt haben würde, um dann die Ergebniſſe der verſchiedenartigſten Unterſuchungen in einer von allen Seiten befriedigenden Ausgabe zuſammen zu faſſen. Da aber eine ſolche Zeit ruhiger Ueberſchauung des Gewonnenen ſchwerlich ſo bald eintreten wird, und der darauf Wartende Jenem nicht unähnlich ſcheint, der am Fluſſe ſteht und harrt, bis er ablaufen werde: ſo iſt das Unternehmen des Herausgebers ohne Zweifel völlig an der Zeit, um ſo mehr, da es nicht ohne ſehr ſorgfältige Vorarbeiten begonnen iſt. — Die Vorrede handelt von des Schriftſtellers Vaterland — Lydien —

und der Zeit, in der er Griechenland durchwanderte und beſchrieb — Attika und Argolis noch unter Hadrian, die Eliaka und die folgenden Bücher unter Mark Aurel; doch iſt die erſte Angabe nichts weniger als gewiß — dann von Pauſanias Genauigkeit in der Benutzung der Denkmale, der ſchriftlichen Quellen und mündlichen Mittheilungen. Des Herausg. Eifer in der Vertheidigung ſeines Autors und der Abwehr mannigfachen Tadels erſtreckt ſich aber auch auf die Darſtellung, von der freilich die affectirte Alterthümlichkeit, die auch mit der Nachahmung Herodots zuſammenhängt, nicht geläugnet, aber die Anklagen der Dunkelheit, Geſchraubtheit, Verbindungsloſigkeit abgewieſen werden. Wir hätten hier einige mehr eindringende Bemerkungen über den Punkt erwartet: was eigentlich Pauſanias ſeinen Zeitgenoſſen in ſeinem Werke in die Hände geben wollte, ob eine anſchauliche Darſtellung des Landes und ſeiner Monumente, oder einen Wegweiſer für andere Reiſende, um Merkwürdigkeiten aufzufinden und davon eine richtige Kenntniß zu erlangen, oder was ſonſt — denn nur nach Feſtſtellung dieſes Geſichtspunkts könnte ſeine Darſtellung und Schreibart vollkommen richtig gefaßt und begriffen werden. Dieſe Unterſuchung, welche Ref. hier vermißt, müßte den Grund der Thatſache auffinden, daß Pauſanias faſt nie ein deutliches Bild von der Lage einer Stadt im Ganzen, und nicht einmal von dem Zuſammenhange der Theile eines größern Kunſtwerks, gibt, daß er von einem Theile zum andern übergehend darauf mit nicht mehr Beſtimmtheit aufmerkſam macht, als man es zu thun pflegt, wenn das zu erklärende Kunſtwerk eben vor Augen ſteht, daher man auf jede Verbindungspartikel, jede lokale Bezeichnung bei ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit horchen muß, und doch oft auch dann noch im Dunkeln gelaſſen wird. — Was nun des Herausgebers Hülfsmittel betrifft, ſo muß man freilich bedauern, daß dieſe nicht zahlreicher und bedeutender ſind. Das wichtigſte ziemlich, was er ſich verſchaffen konnte, iſt eine genauere Collation des vortrefflichen Moskauer Codex, die von Matthäi gemacht am Rande einer Ausgabe in der Dresdner Bibliothek ſtand; von den vier Pariſer Handſchriften — ſo weit Clavier davon nicht die Varianten mitgetheilt, — einer Münchner, zwei Römiſchen, vier Florentiniſchen hat ſich der Herausgeber mit den Varianten in einzelnen, mehr oder minder zahlreichen, Stellen begnügt, da die vollſtändige Vergleichung entweder nicht zu lohnen ſchien, oder nicht ohne bedeutenden Aufwand zu haben war. Die Excerpte des Pauſanias in einem Codex Palatinus, deren Abſchrift Hr. Siebelis aus Heidelberg empfing, und die nur

biſ 2, 6, 2 reichende alte Ueberſetzung des Domitius Calderinus können wenigſtens nicht zu den bedeutendern kritiſchen Hülfsmitteln gerechnet werden. Dagegen hat der Herausgeber mit eigner Mühe und der Hilfe von Freunden faſt alle Conjecturen und Verbeſſerungsvorſchläge zuſammen geſucht, die in den Schriften neuerer Archäologen und Kritiker in Unzahl zerſtreut ſind; obgleich größtentheils nur, um ſie abzuwehren und die Integrität des Textes zu vertheidigen, ein durchgehendes, im Ganzen nicht zu tadelndes, aber an manchen Stellen nach des Ref. Meinung zu weit getriebnes Beſtreben des Herausgebers. Was die Erklärung betrifft, ſo wollte der Herausg. nur das geben, was unmittelbar dazu beiträgt, und keinen ausführlichen Commentar liefern; indeſſen wird es ſchwer ſein, das, was wirklich erklärt, zu ſondern von dem, was des Autors Angabe bloß ausführt und erweitert; wenigſtens müßte der Herausgeber, was vor und nach Pauſanias über dieſelben Gegenſtände geſchrieben iſt, alles erſt combinirt und geprüft haben, um alsdann daraus herausheben zu können, was den kurzen und abgebrochenen Ausdruck des Schriftſtellers erſt vollſtändig verſtehen lehrt; er müßte ſich ſonach, um dem Pauſanias Schritt für Schritt folgen zu können, von dem jetzigen Zuſtande des Lokals, den vorhandenen Reſten und Trümmern und der muthmaßlichen alten Geſtalt des Landes eine möglichſt genaue Kenntniß erworben haben. Solche Zurüſtungen waren nun von einem Editor nicht leicht zu erwarten, wenn auch Herr Siebelis auch in dieſer Hinſicht vieles Gute und Dankenswerthe geleiſtet hat, aber zum Theil fehlten ihm die nöthigen Hilfsmittel, wie zu Athen Leake's treffliche Topography of Athens und zum zweiten Buche Gell's Argolis und das Itinerary of Morea, theils forderte dies Studien von ſolcher Ausdehnung und Weitläufigkeit, daß die Herausgabe dadurch lange Jahre verzögert worden wäre. Daß endlich die Kritik der hiſtoriſchen und mythologiſchen Nachrichten, die Pauſanias liefert, faſt ganz ausgeſchloſſen iſt, können wir auch nicht tadeln; nur wo dem Schriftſteller beſtimmte Vorwürfe, beſonders der Nachläſſigkeit, Leichtgläubigkeit, gemacht worden ſind, leiſtet ihm der Herausg. thätigen und eifrigen Beiſtand. Der Textkritik und Erklärung im Einzelnen eine bedeutende Strecke zu folgen, erlaubt der Raum dieſer Blätter am wenigſten bei einem ſo reichhaltigen Schriftſteller; wir begnügen uns mit einigen Bemerkungen über die erſten Kapitel. Die Erklärung zu K. 1. iſt ziemlich vollſtändig; denn daß der Herausg. bei Themiſtokles Grabe nicht die neuerlich in Athen ſo viel beſprochene Frage behandelt, ob es noch heutzutage ſtehe, können

wir nicht tadeln. Von den letzten Worten: οὐκ ἂν τοῦτό γε ο Μῆδος εἴη λελωβημένος gibt der Herausg. die neue Erklärung; hoc quidem Medus violare non potuisset: und darum ſei es kein Bild des Alkamenes, ſetze Pauſanias in Gedanken hinzu. Dann konnte aber ſicher ein ἀλλὰ oder δὲ nicht fehlen, um dieſen Widerſpruch des Autors zu bezeichnen. Ref., vorausſetzend, daß das Bild irgendwie durch Zeit oder Zufälle beſchädigt war, überſetzt mit Andern: dann kann der Meder wohl an deſſen Verſtümmelung nicht Schuld ſein, in welchem Falle freilich εἴη ὁ λελωβημένος den Sinn klarer und beſtimmter geben würde. 2, 4. iſt die Stelle ἀναμνῆσαν τὴν ἐπὶ Ἰκαρίου ποτὲ ἐπιδημίαν τοῦ θεοῦ in der corrigirten Ueberſetzung des Amaſäus ganz falſch gefaßt: quo praedictum recordabatur, Deum Icarii temporibus adventurum. Die Sache iſt die: als Pegaſos den Dionyſos von Eleutherä nach Athen brachte, rieth ein Orakel den Athenern ihn aufzunehmen und führte als Grund an, der Gott ſei ſchon einmal, unter Ikarios, in ihrem Lande geweſen. Bei K. 3. hat der Herausg. nach dem Vorgange anderer richtig bemerkt, daß, was Pauſanias Κεραμεικὸς nennt, die alte Agora der Athener in ſich faßt; was bei ihm ἀγορὰ heißt, dagegen als ein ſpäter gebauter, Neuer Markt zu betrachten iſt; auch iſt er in der Anſetzung des alten Markts zwiſchen Pnyx, Akropolis und Areopagos mit dem Ref. einig, nach deſſen Meinung hierdurch in die Analyſe der geſammten Topographie des Pauſanias erſt Ordnung und Plan hineinkommt. Den Ausdruck „ἀρχαία ἀγορὰ“ gibt nun auch Apollodor bei Harpokration τ. ν. πάνδημος Ἀφροδίτη; er ſetzt das Heiligthum dieſer Venus in die Nähe dieſes Markts, dies liegt aber nach Pauſ. 1, 22, 3. am Aufgange der Akropolis, alſo gerade da, wo nach des Ref. anderswo dargelegter Anſicht der Markt des Kerameikos beginnt. Wenn der Herausgeber dies richtig erkannt hat, wie es ſcheint: ſo iſt nur zu verwundern, wie er zu K. 15, 1. die Pforte, an der Hermes Agoräos ſtand, zum alten Markte ziehen kann, von dem ſie, offenbar zum neuen gehörig, eine bedeutende Strecke abgelegen haben muß. 3, 1. läßt der Herausg. mit Recht die erſte Lücke zu, deren die Kritik in Pauſanias gar viele, auch ohne alle Spuren der Handſchr., annehmen muß, indem er für καὶ φύλακα ἐποίησε τοῦ ναοῦ — καὶ Ἀφροδίτη φύλακα ἐποιήσατο τ. ν. corrigirt. Wie Pauſ. in den folgenden Kapiteln, ehe er uns noch weit in Athen hineingeführt, gleich mehrere Digreſſionen über den Galliſchen Krieg, hernach über die Attalen und Ptolemäer, über den König Lyſimachos und Pyrrhos einſchiebt, hätte Ref. gern hier erklärt ge-

funden, da es der Schriftſteller gewiß mit Abſicht und aus Grundſatz gethan. Daß dadurch ein bedeutender Abſprung vom geraden Wege der topographiſchen Beſchreibung herbeigeführt wird, indem der Autor vom Markte unmittelbar zu einem Odeion in der Nähe des Iliſſ übergeht, ſcheint auch der Herausg. zuzugeben, ohne indeß nach dem noch nicht gehörig entwickelten Grunde dieſer Sonderbarkeit zu fragen — wie denn überhaupt auch dieſer Commentar ſich ſehr ſelten die freilich oft ſehr verfängliche, aber doch allein zu vollſtändigem Verſtändniſſe führende Frage ſtellt: warum der Auctor ſeine Erzählung und Beſchreibung gerade ſo eingerichtet, dies vorangeſtellt, Anderes eingeſchoben, hier eine ſcheinbare Lücke gelaſſen habe u. ſ. w. Doch dies dünkt freilich in unſerer Zeit noch gar manchem wackern Kritiker eine eitle περιεργία.

Euripidis Alcestis cum integris Monkii suisque animadversionibus edidit Dr. Ern. Frid. Wüstemann, Professor in Gymn. Gothano. **Gotha 1823. S. XVI und 235 in Octav.**

Dieſe Ausgabe verdient ſchon des allgemeinen Planes wegen empfohlen zu werden: mit den vollſtändigen Anmerkungen der Engliſchen Ausgabe, die uns dadurch völlig entbehrlich wird, die Ergebniſſe Deutſcher Sprach- und Alterthumsforſcher in gedrängten Noten zuſammenzuſtellen; ſie erhält einen beſondern Werth durch die Vorzüglichkeit dieſer auch an eignen Bemerkungen reichen Noten des Deutſchen Herausgebers. Da Monks Alceſtis ſchon ein ziemlich bekanntes Buch iſt, und dagegen Hrn. Wüſtemanns Arbeit bis jetzt nicht die verdiente Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben ſcheint: wollen wir uns in dieſer Anzeige vorzugsweiſe mit der letzteren beſchäftigen. Die Vorrede des Deutſchen Herausgebers (die Engliſche Ausgabe iſt ohne Vorrede), enthält eine kurzgefaßte aber befriedigende Unterſuchung über die Zeit, in der die Alceſtis geſchrieben und aufgeführt wurde. Vor Ol. 89. erſtens: weil ſie noch die reinere und ſtrengere Rhythmopöie zeigt, die nach Hermanns bahnbrechender Bemerkung in dieſer Zeit durch eine freiere geſetzloſere verdrängt wurde. Darnach muß die Alceſtis für eine der älteſten Tragödien des Euripides gelten. Eben dahin führt, daß in ihr mit einer Ausnahme, die keine iſt, immer nur

zwei ſprechen; woraus der Herausgeber auch das Schweigen der Heroine in der letzten Scene erklärt, da, ſpräche ſie, drei ſprechende Schauſpieler auf der Bühne wären. Obgleich Ref. an der Wahrheit der Bemerkung als ſolcher nicht zweifelt, möchte er doch keineswegs daraus mit dem Herausgeber den Schluß ziehen, daß ein und derſelbe Acteur den Herkules und die Alceſtis dargeſtellt habe, gegen welchen ſich gar Mancherlei einwenden ließe. Noch genauere Beſtimmungen gewährt die Nachweiſung, daß Ariſtophanes Parodieen auf einzelne Stellen der Tragödie bis Ol. 88, 3. zurückgehen, und die ſcharfſinnige Bemerkung, daß die bei Euripides ſonſt unerhörten Lobſprüche, die in der Alceſtis den Lacedämoniern ertheilt werden, nur in einer Zeit ausgeſprochen und angehört werden konnten, in der Athen und Sparta befreundet waren, alſo vor Ausbruch des Kriegs Ol. 87, 1, in welchem Jahre die Medea aufgeführt wurde. Sonach iſt die Alceſtis die älteſte unter allen Tragödieen des Euripides, welche uns übrig ſind.[1] Was nun den Text der Ausgabe betrifft: ſo weicht in deſſen Conſtitution der Deutſche Herausgeber nicht ſelten vom Engliſchen ab, indem er theils unnöthige Aenderungen verwirft und der alten Lesart wieder zu ihrer Ehre verhilft, theils, wo Monk keine Verderbniß geargwohnt, eine ſolche darthut und ihr abzuhelfen ſucht. Ref. begnügt ſich einige Beiſpiele anzuführen. V. 10. iſt kein Zweifel, daß *ἐτύγχανε* richtig iſt; Monk's *ἐτύγχανον* verdirbt den ganzen ſehr genauen und klaren Zuſammenhang. Apollon erklärt von V. 3. an, warum er in Admets Hauſe gedient; erſtens, weil ihn Zeus zwang überhaupt auf der Erde zu dienen, und dann weil gerade dieſes Haus ein heiliges und eines heiligen Mannes war. Eben ſo iſt V. 17. mit Recht *ἥτις ἤθελε θανεῖν πρὸ κείνου, μηκέτ᾽* (lieber *μηδ᾽ ἔτι* mit Barnes) *εἰσορᾶν φάος* reſtituirt; die kleine Nachläſſigkeit in der Anknüpfung iſt ganz dem Sprachgebrauch angemeſſen, und bei Monk's Lesart *ὅστις ἤθελε θανὼν* u. ſ. w. iſt die doppelte Bezeichnung des Sterbens unerträglich matt, welche dagegen ſehr kräftig und paſſend erſcheint, wenn von dem heroiſchen Entſchluſſe der Alceſtis ſelbſt die Rede iſt. Jedem gebildeten Sinn wird dies ſelbſt in unſerer Sprache deutlich werden: Admet, einen Stellvertreter für ſeine Perſon im Reich der Schatten ſuchend, fand Niemanden als ſeine Gattin, die für ihn ſterben wollt' und nicht das Licht mehr ſchaun; aber alle Kraft verſchwindet durch die Aenderung — der für ihn ſterbend nicht das Licht mehr ſchauen wollte. V. 34 wird *σφήλαντι* gegen das angeb=

[1]) Vgl. Gr. Literaturgeſch. Th. II. S. 157.

lich elegantere σφήλαντα mit Grund vertheidigt. V. 48 wird οἶδ' ἂν behalten und auch zuſammenconſtruirt, während Monk ἂν mit dem abhängigen Satze verbindet; aber die gegebne Rechtfertigung des ἂν, daß es für ἴσως ſtehe und in dieſer Bedeutung nicht das Verbum, ſondern den ganzen Satz afficire, kann ſchwerlich genügen. V. 103 treten wir der Vertheidigung von νεολαία χεὶρ bei; nicht aber dem Gedanken οὐδὲ νεολέα zu ſchreiben, da ein Adjektiv νεολέος zu ſtatuiren, Photios s. v. νεολέος (richtiger νεόλεως) keinen Gruud gibt. V. 115 iſt Λυκίας wieder hergeſtellt und Monks ungeſcheute Aenderung Λυκίαν verworfen, ſo wie V. 125 das hineingebrachte ἂν völlig unnöthig befunden wird. Aber von den Worten οὐκ ἔχω 'πὶ τίνα μηλοθύταν, V. 121, iſt der Verdacht der Verderbniß noch keineswegs entfernt. Die zu V. 132 gegebne Conjectur: πάντα γὰρ ἤδη τετελεύτηται u. ſ. w. wird mit Recht nur als einſtweiliger Erſatz einer mehr auf Handſchriften gegründeten Textlesart gegeben. Οὗ θνήσκω πέρι, V. 179, wird vertheidigt, indem der Herausgeber οὗ nicht von ἀνδρὸς, ſondern von λέκτρον abhängen läßt, und die Präpoſition als Ortsbezeichnung erklärt; aber ſchwerlich kann οὗ auf etwas anders bezogen werden als τοῦδ' ἀνδρὸς, und auch dem Gedanken nach paßt das „Lebewohl, o Lager, auf welchem ich zu ſterben gedenke" nicht gut zuſammen.

Κολούθου Ἑλένης ἁρπαγή. L'Enlevement d'Hélène Poeme de Coluthus, revu sur les meilleures editions critiques, traduit en Français; accompagné d'une version latine entièrement neuve, de notes philologiques et critiques sur le texte, de trois index, de scholies inedites, de la collation complète et d'un fac simile entier des deux manuscrits de la bibliothèque royale de Paris par A. Stanislas Julien, et suivi de quatre versions en Italien, en Anglois, en Espagnol et en Allemand. **Paris 1823. S. XIX. 231 und 52 Seiten Steindruck.**

Das Epyllion des Koluthos, welches von dem Schluß und Ergebniß der Erzählung der Raub der Helena heißt, wurde bekanntlich

von Beſſarion in dem Orte Caſoli bei Otranto gefunden. Leider war aber die Handſchrift, welche Beſſarion fand und nach der die Aldina beſorgt wurde, ſchon verderbt und die andern hie und da befindlichen und bis jetzt verglichenen Handſchriften haben ſo ſehr denſelben Text mit denſelben Fehlern und tragen das Gepräge der Jugend ſo deutlich an ſich, daß man ſie nur für Kopieen jenes Manuſcripts anſehen kann. Lange begnügte man ſich mit dieſem Text, nur daß ihn Henry Etienne in ſeiner Ausgabe mehrmals glücklich verbeſſerte und die Häupter der Holländiſchen Schule gelegentlich dieſe und jene Stelle umformten, bis van Lennep als ein ſehr junger Mann im Jahre **1747** eine neue Recenſion unternahm, in welcher jene Verderbniß des Textes zu heilen auf eine ziemlich gewaltſame Weiſe verſucht wurde. Aber leider muß man geſtehn, daß dieſe Recenſion, die bis auf die neueſten Zeiten ein großes Anſehn genoſſen, ſich mehr damit beſchäftigt, ganz geſunde und unſchuldige Stellen umzuändern, als die wahren Sitze der Corruptel auszufinden und dort eine auf Kenntniß des Sprachgebrauchs und des dichteriſchen Stils dieſer ſpätern Epiker gegründete Kritik zu üben. Eine neue Epoche beginnt von der Zeit, da der um die Griechiſche Literatur wie Wenige verdiente Immanuel Bekker einen Codex zu Modena fand und darnach den Autor edirte. Dieſe Handſchrift hat nicht nur ſieben, im Zuſammenhange größtentheils unentbehrliche, Verſe mehr, ſondern ſie gibt auch eine große Menge von der vorigen Vulgata abweichender und faſt durchgängig beſſerer Lesarten, während nur wenige Stellen verderbt bleiben, ſo daß die Pflicht eines neuen Editors nun offenbar iſt, dieſen Text zum Grunde zu legen und in den noch unverſtändlichen oder fehlerhaften Stellen theils durch Lesarten aus dem andern Manuſcript, theils durch Conjectur, zu helfen. Herr Stanislas Julien erkennt nun Bekkers Verdienſt zum großen Theile an und ſeine Ausgabe gibt auch meiſt den Text des Modeneſer Manuſcripts. Indeſſen muß man, wenn man einmal die Vorzüglichkeit dieſes Textes erkannt hat, darin auch conſequent bleiben und die Lesarten deſſelben nicht ohne Grund aufopfern, wie V. **41.** der Ref. mit Bekker *βησσήεντος* anſtatt der Vulgata *ποιήεντος* aufgenommen hätte. Ueberhaupt entfernt ſich der neue Herausgeber von ſeinem Vorgänger doch noch öfter als es Ref. billigen kann, und wenn er an jenem tadelt, daß er Lennep bisweilen zu viel nachgegeben habe, ſo kann man an ihm vielleicht ausſetzen, daß er zu ſehr auf einen neuen, eignen Text ausgehe. Zwar hat er V. **13.** auch nach des Ref. Bedünken offenbar recht gethan, *μολοῦσαι* wieder für Lenneps und Bekkers *μολούσας* aufzunehmen und V. **26.** ſchreibt er mit Grund

ἁρμονίης für Ἁρμονίης, da Aphrodite nach dem Sprachgebrauche dieſer Dichter ſehr gut βασίλεια ἁρμονίης, Königin der Liebesvereinigung, heißen kann, nur daß er ſich nicht bemüht, das καὶ zwiſchen βασίλεια und ἁρμονίης zu erklären. Dagegen iſt V. **74. 75.** Bekkers Lesart: ἡ δὲ διακρινθεῖσα φέρειν περίπυστον ὀπώρην Κάρτος ἀρειοτέρης ἐχέτω καὶ κόσμον Ἐρώτων (aber die vorgezogene ſoll die ruhmvolle Frucht als Sieg der Schöneren und Schmuck der Eroten davonzutragen haben), welche die Handſchrift von Modena gewährt, wie ſie hier ſteht, offenbar einfacher und ſchöner als die Verſe bei Herrn Julien: ἣ δὲ διακρινθεῖσα φέρειν περίπυστον ὀπωπῆς Κάλλος ἀρειοτέρης, ἐχέτω καὶ κόσμον Ἐρώτων. Ueberhaupt haben wir es bei näherer Betrachtung nicht beſtätigt gefunden, was der neue Editor p. XIX. rühmt, daß er mehrere völlig unverſtändliche Stellen der Bekkerſchen Recenſion, z. B. V. **148. 237. 309. 356.**, durch Hilfe der beiden Pariſer Manuſcripte, völlig verbeſſert habe. V. **148.** ſagt Juno bei Bekker „Was ſoll der König mit dem Kriege, er befiehlt über Starke und Unkriegeriſche, d. h. er muß Nährſtand und Wehrſtand ſchützen, aber keinem angehören. Ref. weiß nicht, ob Herrn Julien's, er herrſcht über Starke und nicht über Kriege (καὶ οὐ πολέμοισι), beſſer iſt. V. **237.** bleibt auch nach Herrn Juliens Aenderung: ἠγάσσατο δὴ Διὶ Λητὼ Σκυζομένη, καὶ τοῦτον ἀνήγαγεν, der Text völlig räthſelhaft; es ſcheint eine Anſpielung auf einen unbekannten Mythus in dem Vers. V. **309.** iſt durch νῦν im Pariſer Coder für νὺξ ſehr wenig gewonnen, da der Herausgeber auch gleich wieder, um einen Sinn in die Stelle zu bringen, für ὤπασεν ἵππασεν ſchreiben muß. Ref. iſt überzeugt, daß die Stelle im Ganzen den Gedanken ausdrücken ſoll, daß die Nacht durch ihre Träume die Helena muthvoller und leichtſinniger für den folgenden Morgen machte (μετήορον ὤπασεν); daher hernach von den beiden Thoren der Träume die Rede iſt, die doch wahrhaftig die Nacht und nicht die Morgenröthe öffnet, wie bei Hrn. Julien. Dieſen Sinn erreicht der Ref., indem er für ὤπασεν ἠὼς u. ſ. w. (ὤπασα δ' ἠῶ C. Moden.) etwa ὤπασ' ἐς ἠῶ ἐρχομένην ſchreibt. V. **356.** endlich wird durch: ἀνακλίνασα δὲ δειρὴν ὕπνος ἔχει θανάτοιο συνέμπορος eine ganz unerträgliche Anakoluthie in den Text gebracht, der allerdings, vielleicht durch Auslaſſung eines Verſes, verdorben ſcheint.

Obgleich Ref. dieſe Erinnerungen der Meinung des Verf., den Bekkerſchen Text bedeutend verbeſſert zu haben, entgegenſetzen mußte: ſo kann er dabei doch ſagen, daß ihn der rüſtige Eifer, das Beſtreben

nach völligem Verſtändniß, die aufrichtige Bereitwilligkeit ſich auch das Gute deutſcher Bearbeiter anzueignen, mit Achtung gegen den Herausgeber erfüllt haben.

***M. Tulli Ciceronis orationum pro Scauro, pro Tullio et in Clodium fragmenta inedita: pro Cluentio, pro Coelio, pro Caecina etc. variantes lectiones: orationem pro T. Annio Milone a lacunis restitutam ex membranis palimpsestis bibliothecae R. Taurinensis Athenaei edidit et cum Ambrosianis parium orationum fragmentis composuit Amadeus Peyron.* Stuttgart und Tübingen 1824. 340 S. in Quart. Voran geht eine *Commentatio de bibliotheca Bobiensi.* XXXVII und 228 S.**

Die vormalige Bibliothek zum Kloſter des heil. Columbanus bei Bobbio, einem Städtchen Ober-Italiens an der Trebbia, iſt zum Theil in die Ambroſianiſche Bibliothek zu Mailand, zum Theil in die Vaticaniſche und in die Königliche Bibliothek zu Turin gekommen. Jene alten Handſchriften ſind der größte Schatz, den dieſe drei Bibliotheken aufzuweiſen haben. Unter den Ambroſianiſchen und Vatikaniſchen fand Mai die Bruchſtücke aus unbekannten Reden des Cicero und den Büchern de re publica und hier erhalten wir theils neue Bruchſtücke, theils Verbeſſerungen zu den früher gefundenen aus den Palimpſeſten, welche der eifrige und unermüdliche Forſcher A. Peyron in Turin entdeckte.

In einem Bobianiſchen Codex aus dem zwölften Jahrhundert, welcher des heil. Auguſtinus Collatio cum Maximino Arianorum episcopo enthielt, erkannte der Herausgeber einen alten Palimpſeſt. (Die Richtigkeit und das Alter dieſer Benennung für die Reſcripti, welche von einigen mit Unrecht verworfen wird, iſt durch Cicero ad Trebat. IV. 8. vollkommen erwieſen, aber in der aus Catull XXII. 5. angeführten Stelle iſt die andere Bedeutung, die auch im Alterthum wohl die gewöhnlichere war.) Mit Hilfe chemiſcher Mittel traten Bruchſtücke von Cicero an das Licht, nämlich drei Blätter von der Rede pro Quinctio, 5 pro Caecina, 1 pro L. Manilia; 12 pro Cluentio. 3½ pro Coelio; 6½ in Pisonem, 5 pro Milone; 8½ pro Tullio. 4½ pro Scauro. 1 in Clodium und ein Blatt aus den Epp. ad Familiar. Nach den Schriftzügen (ſie ſind auf

einer Tafel abgebildet) und nach der Orthographie muß dieſe Handſchrift der Ambroſianiſchen (pro Scauro und pro Tullio) an Alter gleich geſetzt werden, gehört alſo nach Mai in das zweite oder dritte Jahrhundert (wie Niebuhr bemerkt hat, ſicher vor das ſiebente). Uebrigens ſind dieſe beiden Handſchriften verſchieden und von verſchiedenen Abſchreibern. Sehr ſorgfältig verfuhr der Herausgeber bei der Entzifferung dieſer Bruchſtücke. Er begab ſich nach Mailand, um die 1814 von Mai gefundenen Bruchſtücke aus denſelben Reden pro Scauro, pro Tullio und pro Flacco noch einmal ſelbſt zu vergleichen, und obgleich dieſer bei ſeiner zweiten Ausgabe (1817), durch gegründeten Tadel gereizt, überaus genau und ſorgfältig verfahren iſt, hat der Herausgeber doch noch eine, wiewohl unbedeutende, Nachleſe gemacht. Die neuen Bruchſtücke ſchließen ſich an die alten und liefern eine höchſt intereſſante und für die Verächter der Conjecturalkritik wohl zu beherzigende Beſtätigung der Niebuhr'ſchen Vermuthung über die Folge der Bruchſtücke der Rede pro Scauro. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Mai ſeine Anordnung vertheidigte, iſt bekannt. Innere Gründe waren nicht im Stande ihn von ſeiner erſten Meinung abzubringen. Die Blätter der Rede pro Tullio enthalten größtentheils ganz Neues, nämlich den Anfang der Rede und einen großen Theil der refutatio und confirmatio (beſonders wichtig wegen einiger neuen Aufſchlüſſe über die Interdicte de vi und de vi armatis hominib.). An mehreren fehlt unten etwas und iſt von dem Herausgeber dem Sinne nach meiſtens ſehr treffend ergänzt. Wir enthalten uns, die Kritik des Herausgebers an einzelnen Stellen zu beleuchten, da eine Auswahl ſchwer zu treffen iſt und bemerken nur, daß an vielen Stellen die genauere Betrachtung der beiden Lesarten eine leichte Verbeſſerung an die Hand gibt. So ſieht man z. B., daß pro Scauro § 23 ſtatt nomen Titi Q. Muttonis bloß Quinti M. zu leſen iſt und aus der letzten Sylbe das T (Titi), aus der erſten das Que (Q) entſtand. Die Anordnung der Fragmente der Rede pro Tullio hat viel innere Wahrſcheinlichkeit. — Es folgt das Ambroſianiſche Bruchſtück der Rede pro Flacco, das wir durch Mai kennen, an einigen Stellen von dem Herausgeber richtiger geleſen und erklärt. Dann wieder ein neues Blatt der Rede in Clodium, das beſonders intereſſant iſt, indem dadurch mehrere ſonſt ſchon bekannte Fragmente in Zuſammenhang geſetzt werden. Endlich ein Blatt aus einer Handſchrift der Briefe (ad famil. VI. 9. und 10.), ſehr abweichend und weit kürzer als unſer Text. Der Herausgeber vermuthet, daß zwei verſchiedene Ausgaben der Briefe, die eine nach den zurückbehaltenen Entwürfen,

die noch vorhandene nach den wirklich abgeſandten Briefen gemacht wären und dieſes Blatt zu der erſtern gehöre, doch ſcheinen zwei Stellen vielmehr einen ſpäter gemachten Auszug zu verrathen. Uebrigens wird durch dieſes Blatt bewieſen, daß der Empfänger des 10ten Briefs C. Trebonius war, wozu der Herausgeber eine treffliche geſchichtliche Nachweiſung gibt.

Der übrige Theil des Buchs behandelt die Rede für den Milo, in welcher erſtlich zwei Lücken mit Hülfe der aufgefundenen Bruchſtücke ausgefüllt werden, dann folgt der verbeſſerte Text der Rede mit der vollſtändigen Variantenſammlung von Lagomarſini. Lücken kannte man bisher in dieſer viel geleſenen und herausgegebenen Rede nicht. Die erſte Ergänzung iſt im 13ten Kapitel, wo der Redner den Satz behandelt, daß Milo's Tod dem Clodius ſehr genützt, Clodius Tod hingegen dem Milo nicht genützt, ſondern vielmehr geſchadet hätte. Hiervon las man bisher nur einen Beweis; da aber Cicero das ganze Argument vollſtändig wieder zuſammenfaßt, ſo fiel der Mangel an Ausführlichkeit und das Fehlen eines ordentlichen Ueberganges weniger in die Augen, Schelle bemerkte ſogar, wie geſchickt Cicero von den Worten exhibe quaeso bis auf die Stelle P. Clodii praeturam die Ausſchweifung von ſeinem Argument, den Ausfall auf den P. Clodius, mit dem Beweiſe verwebe. Das aufgefundene Blatt fängt nun mitten in einem Satze an, der uns vor den Worten P. Clodii praeturam fehlte (cap. 13. § 34.) und den Uebergang nebſt dem Anfang der Beweiſe enthält. [Audistis iudices quantum Clodio pro]fuerit occidi Milonem; convertite animos nunc vicissim ad Milonem. Quid Milonis intererat occidi Clodium? quid erat cur Milo non dicam admitteret, sed optaret? Obstabat in spe consulatus Miloni Clodius. At eo repugnante fiebat; imo vero eo fiebat magis; nec me suffragatore meliore utebatur quam Clodio. Valebat apud vos, iudices, Milonis erga me remque publicam meritorum memoria; valebant preces et lacrimae nostrae, quibus ego tum vos mirifice moveri sentiebam, sed plus multo valebat periculorum impendentium timor. Quis enim erat civium, qui sibi solutam P. Clodii praeturam sine maximo rerum novarum motu proponeret. Solutam autem fore videbatis etc. Die in Klammern geſchloſſenen Anfangsworte ſind von dem Herausgeber, höchſt wahrſcheinlich iſt aber damit nicht die ganze Lücke ausgefüllt, ſondern es fehlt noch mehreres vorher von den gefährlichen Abſichten und Anſtalten des Clodius. Dieſer Punkt, wie überhaupt der Abſchnitt

cui bono fuerit, war ein Hauptpunkt bei der Vertheidigung, und ſicher verweilte Cicero bei dieſen Anklagen des Clodius länger, wenigſtens konnte er von den Worten, die in den Ausgaben zuletzt ſtehen, nicht ſo gleich übergehen auf das Neue **audistis iudices etc.** oder ähnliche Worte. Nur zwei der beſten Handſchriften verrathen übrigens durch den ſinnloſen Anfang des Satzes **P. Clodium** das Ende der Lücke, in allen andern erſcheint ſchon wie in den Ausgaben **proponeret** in **proponi et** verwandelt und **autem** fehlt. Das Blatt des Palimpſeſten fängt leider mitten in der Lücke an. Durch Vergleichung des vorletzten Blattes, welches er ebenfalls fand, beweiſet der Herausgeber, daß auf dem verlorenen letzten vor der Ergänzung ungefähr fünf Reihen (nach der Ausgabe **in usum Delphin. Patav.** in Quart) geſtanden haben müſſen, welche in unſern Ausgaben fehlen. Er glaubt aber, daß dieſe fünf Reihen nicht vor der ergänzten Stelle, ſondern weiter vorn **cap. 12.** vor den Worten **Et adspexit me** fehlen. Hier überzeugen wir uns weder von dem Daſein einer Lücke noch von der Richtigkeit der Ergänzung, welche der Herausgeber aus einer vom Quinctilian (ohne Angabe des Verfaſſers) angeführten Stelle und einer aus der von Mai gefundenen Rede **pro aere alieno Milonis** zuſammenſtellt. Denn die letztere iſt in der genannten Rede nicht unpaſſend. Der Ausdruck, **habitura fuerit**, deutet darauf, daß Milo's und anderer Bemühungen die Bekanntmachung des Geſetzvorſchlages bisher verhinderten, nicht lange vorher war geſagt, daß Clodius von der Prätur zurückgetreten ſei. Und in der Stelle bei Quinctilian traf wohl Gesner mit Andern das Rechte, wenn er meinte, das Citat ſei nicht aus dem jetzt vorhandenen Texte der Rede, ſondern aus dem Vortrage, wie er wirklich gehalten ward, ein Fall, der öfter vorkommt, wie auch bei einer andern Gelegenheit S. **173.** erwähnt iſt. In der Ausarbeitung dieſer Rede, welche, wie wir wiſſen, von dem wirklich gehaltenen Vortrage ſehr verſchieden war, ward dieſer Gedanke nicht aufgenommen, ſondern in der Rede **pro aere alieno Milonis** angebracht. Endlich iſt die Ergänzung des Herausgebers weit länger als die fünf fehlenden Zeilen. Wahrſcheinlich ſtand alſo das Fehlende nicht früher, ſondern auf der vorhergehenden Seite dicht vor der handſchriftlichen Ergänzung. So iſt nur eine Lücke anzunehmen, dieſe aber iſt noch nicht ganz ausgefüllt, und wenn nicht beſtimmte Merkmale da ſind, daß das aufgefundene frühere Blatt das vorletzte vor dem neuen Stücke iſt, nicht etwa das dritte, ſo könnte noch mehr verloren ſein von der Schilderung der Gefahren, welche dem Staate durch den Clodius droheten.

Corpus Inscriptionum Graecarum. Auctoritate et impensis classis historicae et philologicae Academiae litterarum Borussicae edidit Aug. Boeckhius, Academiae sodalis. Voluminis Primi fascic. 1. Seiten 292. Fol. Berlin.

Obgleich dieſe Anzeige für eine bloße Meldung an das Publikum viel zu ſpät kommt und auf der andern Seite auch keine gründliche Beurtheilung ſein kann: ſo dürfen wir doch nicht anſtehen, auch unſererſeits die Empfindungen und Gedanken auszuſprechen, die ein ſo großes Unternehmen auf ſo meiſterhafte Weiſe ausgeführt in uns erweckt. Wir müßten der Akademie von Berlin ohne Zweifel ſchon ſehr zu Dank verpflichtet ſein, wenn ſie uns alle Griechiſchen Inſchriften, welche bisher bekannt gemacht worden ſind und ſonſt herbeigeſchafft werden konnten, in einer umfaſſenden Sammlung ſyſtematiſch geordnet mitgetheilt hätte und hie und da eine kritiſche oder erklärende Bemerkung beigefügt worden wäre, wie in dem mit Recht berühmten Gruterſchen Theſaurus. Daß aber zugleich die Inſchriften wiſſenſchaftlich verarbeitet, auf ſo treffliche Weiſe verarbeitet erſcheinen, daß wohl in den meiſten Fällen dieſes Zeitalter nicht viel weiter kommen wird und unmittelbar in die meiſten Fächer der Alterthumskunde an unzähligen Stellen neues Licht einſtrömt, iſt mehr, als man erwarten durfte. Nur ein Mann, der für Form und Inhalt der Werke der antiken Menſchheit gleich viel Sinn und Forſchungsgeiſt beſitzt, der durch vielfache Rückſichten auf den Buchſtaben, das Wort, den Gedanken, den Gegenſtand nicht verwirrt wird, ſondern, was in jeder Rückſicht möglich und wahrſcheinlich, mit Freiheit und, wir dürfen ſagen, einer gewiſſen Kühnheit des Geiſtes in den Mittelpunkt einer allgemeinen Evidenz zu vereinigen weiß, konnte einem ſolchen Werke vorſtehen, und daß der Herausgeber dieſe Eigenſchaften beſitzt, lehrt nach unſerm Dafürhalten beinahe jede Seite des vor uns liegenden Heftes. Aber die Haupteigenſchaft, die ihn am meiſten gerade zu einem ſolchen Werke befähigt, war ein unbefangener und natürlicher Sinn für das Geſchichtliche, der Vielen bei großer Gelehrſamkeit und ausgezeichnetem Scharfſinn abgeht, ein Sinn, der nicht gleich mit der angelernten Regel zutappt, ſondern Denkmäler zum Theil ſonſt wenig bekannter Perioden zuerſt für ſich prüft, ihnen nicht um eines allgemeinen Grundſatzes willen Albernes oder Gewaltſames aufzwängt, ſondern das ſcheinbar Anomale, wo es ſich bei beſonnener Forſchung ergibt, als geſchichtliches Faktum für fernere Unterſuchung hinſtellt.

Dieſen Sinn bewährt, wie es uns ſcheint, der Herausgeber gleich bei der erſten Abtheilung: **tituli antiquissima scripturae forma insigniores.** Kaum kann es für den Kritiker eine ſchwierigere Aufgabe geben als dieſe Inſchriften-Klaſſe. Meiſt ſehr kurze, zum Theil fragmentirte Stücke in Zügen, die wir mitunter bloß durch wenige Denkmäler kennen, aus ſehr verſchiedner Zeit, theils ein hohes Alter an der Stirn tragend, theils ein ſolches bloß lügend, ſich auf Verhältniſſe des Kultus und öffentlichen Lebens der Griechen beziehend, von denen wir ſonſt ſehr wenig Nachrichten haben, ſind dieſe Inſchriften zum Theil wahre Räthſel, an denen es nach gewöhnlicher Klugheit faſt gerathner iſt vorüberzugehen als Erklärungsverſuche zu wagen, von denen Diejenigen, die nicht alles darin gleichmäßig auffaſſen und erwägen, auch nicht völlig befriedigt werden können. Diejenigen z. B., die mit einem blinden Glauben an das Ueberlieferte den Zug, den der Abſchreiber notirt hat, für das Feſte, Sichere, Unveränderliche nehmen, an dem die Erklärung durchaus feſthalten müſſe, werden den Herausgeber mitunter in ſeiner Kritik kühn finden, doch wohl nur ſo lange, bis ſie ſich durch genaue Betrachtung älterer Inſchriftenſteine überzeugt haben, wie leicht zufällige Verletzungen des Steins den Abſchreiber täuſchen und ihm Buchſtabenformen vorſpiegeln können, die dem Stein nicht eingegraben worden ſind. Wenn ſchon in Muſeen aufgeſtellte Denkmäler bei günſtigem Lichteinfalle, mit einem Schwamm benetzt, weit mehr und oft andere Buchſtaben zeigen, als ſie unter minder vortheilhaften Umſtänden zu zeigen ſchienen, wie viel mehr müſſen in Griechenland ſelbſt von verwitterten Steinblöcken ohne Wahl der Zeit und der Umſtände genommene Abſchriften eine höhere Kritik zulaſſen, als die, welche dem Buchſtaben Sinn und Sprache opfert. Die ſo nothwendige Beachtung dieſer Umſtände vermiſſen wir bei Herrn Böckh nirgends, und wenn derſelbe ſich bei der Kriſſäiſchen, von Gropius an Ort und Stelle kopirten, ſo wie manchen Fourmontſchen Inſchriften Freiheiten nimmt, die uns an ſich tadelfrei erſcheinen, ſo geht er mit der ῥήτρα, die Payne Knight in einem **fac simile** aus ſeinem Muſeum herausgegeben, dem Helm des Hieron u. dgl. Monumenten ſo religiös um, daß er auch keinen Zug ändert. Auf eine andre Weiſe müſſen Die irren, welche dieſe Denkmäler vom Standpunkte der ausgebildeten Attiſchen Literatur anſehen und ſich nicht genug in die Zeit hineinzudenken vermögen, in der ſie entſtanden ſind. Wir können es für gewiß annehmen, daß die Schreibkunſt in Griechenland erſt in der Zeit häufiger zu werden anfing, in welcher proſaiſche Schriftſteller auftraten, alſo gegen Olymp. 55, da beide Ereigniſſe aufs engſte in-

nerlich zuſammenhängen; und manche unter dieſen Schriftdenkmälern reichen ohne Zweifel nahe an dieſe Zeit, wenn nicht darüber hinaus. Nun war es aber mit der Umſetzung einer Sprache aus dem Munde des Volks und ſeiner Sänger in die den Griechen urſprünglich fremde Schrift (Phönikiſche Zeichen nannten ſie ſie zuerſt) keine ſo leichte und einfache Sache, als man es ſich wohl gewöhnlich vorſtellt; unzählige Feinheiten mußten aufgeopfert werden, die jede Volksmundart vor der Schriftſprache voraus hat, welche ſie eben durch die Schrift verliert; man mußte oft zufrieden ſein, wenn das Zeichen den Ton nur im Allgemeinen angab, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Orthographie in manchen Stücken lange hin und herſchwankte, ehe ſie in ein feſtes und allgemein angenommenes Syſtem gebracht wurde. So bietet die erſte Inſchrift die Form *ἄπϑιτος* für *ἄφϑιτος* dar, welche gar nicht zu verkennen iſt, und der Herausg. bemerkt ſehr richtig, daß man in frühern Zeiten die Schreibart, die ſich bei aſpirirten Buchſtaben eines Organs feſtſetzte, auch bei denen verſchiedner Organe gebraucht habe. Erſt allmälig ſcheint man erkannt zu haben, daß die Aſpiration hier mehr auf beide Buchſtaben vertheilt ſei, dort nur dem letzten angehöre. Mit dieſen Anſichten gehen wir auch zu der zwölften, von dem Herausg. nach unſerm Bedünken meiſterhaft behandelten Inſchrift. Es iſt dies eine von Fourmont in Attika abgeſchriebene Zeile, die der Herausg. mit glücklichem Scharfſinne als die Inſchrift einer der Hermen erkannte, auf deren eine Seite der Piſiſtratide Hipparch ſchreiben ließ, daß ſie in der Mitte zwiſchen der Stadt und einem Demos (*ἐν μέσῳ τοῦ ἄστεος καὶ τοῦ δήμου*) ſtänden, auf die andre aber einen nützlichen Spruch ſetzte. Hier hat ſich nun noch der erſte Theil der Inſchrift, der Hexameter, erhalten, den der Herausg. ſo lieſt: *Ἐν μέσσῳ γε Θρίης τε καὶ ἄστεος, ἄνερ, ὅϑ' Ἑρμῆς.* Was nun hier das auffallende *ὅϑ'* betrifft, ſo iſt es leicht *ὅδ'* zu corrigiren, da doch ein Demonſtrativum nicht fehlen kann, indem nicht von Hermes überhaupt, ſondern von einer beſtimmten Herme die Rede iſt; aber für noch beſonnener hält Ref. das Urtheil des Herausgebers: **vide ne in elisione ut tenuis ita etiam media ante asperum a nonnullis in aspiratam mutata sit.** Daß nämlich die media zwar weniger als die tenuis, aber doch auch, durch die Zuſammenſtellung mit einer Adſpirata und einem Spiritus aſper afficirt wurde, kann ſchwerlich bezweifelt werden. So geht im Perfect die media eben ſo gut wie die tenuis in die Adſpirata über, welche ſich nach Buttmann's conſequenter Theorie durch Anfügung der Endung *ά* an den Charakter des Verbum bildet. Auch war es den Griechen eben ſo unmöglich,

eine **media** vor einer Adſpirata eines andern Organs zu ſprechen, wie eine **tenuis**, wie allgemein bekannt. Dies macht es wahrſcheinlich, das auch das *δ* durch einen darauffolgenden Spiritus einigermaßen afficirt wurde und in den Zeiten der ſich erſt bildenden Orthographie allenfalls *ὅϑ' Ἑρμῆς* geſchrieben werden konnte. Was ſonſt die Behandlung der Inſchrift betrifft, ſo erſcheint ſie uns tadellos. *Ἐν μέσσῳ γε* iſt die leichteſte Weiſe, die Striche bei Fourmont zu verbinden, und *γε* hebt den Begriff von *ἐν μέσῳ*, in der Mitte, auf der Hälfte des Wegs, vortrefflich. Die Kürze der erſten Sylbe von *Θρία* wird durch dieſen Vers wahrſcheinlich, das Adjektiv **Thriasius** kommt wenigſtens bei Seneca **Hippol.** 5. mit kurzer erſter Sylbe vor. Die Anrede im erſten Vers paßt um ſo beſſer, da im zweiten eine Ermahnung, wie *μὴ φίλον ἐξαπάτα*, folgte. Der Name Thria's ſteht deutlich da; falls aber Fourmont mit den Worten *ἐν τῳ χωριῳ του κουρσαλας* hat ſagen wollen, daß er den Stein in der Ortſchaft Kruſalades, die ziemlich weit nach der andern Seite von Athen liegt, gefunden habe: ſo müßte derſelbe in irgend einer Zeit von dem Thriaſiſchen Wege dahin transportirt worden ſein, wozu man ſich mancherlei Anläſſe denken kann. — Dieſe Anmerkungen knüpfen ſich hier bloß gelegentlich an die Betrachtung an, wie wenig man das Recht habe eine geordnete Orthographie in der Zeit dieſer Schriftdenkmäler vorauszuſetzen. Ein andrer Punkt, den der Herausg. dem Ref. wohl beachtet, wenn auch nicht ausgeſprochen zu haben ſcheint, iſt der, daß die echten dieſer alten Schriftdenkmäler der Periode angehören, in welcher auch die Griechiſche Proſa ſich erſt entwickelte. Alle ſolennere Mittheilung war bis dahin poetiſch geweſen; die Proſa war nichts anders als die gewöhnliche Volksrede, noch bloß Natur- nicht Kunſtprodukt. Es war natürlich, daß daher in dieſen Inſchriften Neigung zur Poeſie ſich auf mancherlei Weiſe kund gab. Am liebſten gab man ihnen völlig metriſche Form, wobei man mehr den deutlichen und beſtimmten, wenn auch nüchternen, Ausdruck berückſichtigte als die Eleganz des Verſes. Was iſt nüchterner als der Hexameter unter dem Olympiſchen Jupiter *Φειδίας Χαρμίδου υἱὸς Ἀϑηναῖος μ' ἐπόησε*, wo nur *υἱὸς* um des Verſes willen zugegeben iſt. Auch N. **23.** in dieſer Sammlung war nach dem Ref. ein Hexameter, dem die erſten anderthalb Füße fehlen: .... *ἀνέϑηκεν, Ἀριστοκλέης* (wofür *Αριστοκλες* geſchrieben iſt) *ἐπόησεν*. Außer Hexametern waren beſonders jambiſche Trimeter beliebt, in denen dem Ref. auch die uralte Inſchrift bei Plinius **N. H. VII,** 58. abgefaßt ſcheint, deren erſten Vers er nach den Pariſer Handſchriften und Turnebus ſo lieſt: NAUSIKRATES ANETHETO

TEI DIOS KOREI (der Herausgeber gibt S. 6. eine andre Lesart). Dieſe Verſe, zu denen nicht immer ein Simonides bei der Hand war, ſind natürlich mitunter ſchlecht, ohne daß man darum zweifeln kann, daß Verſe gemeint ſind, wie der auf einem zu Olympia gefundenen Helm *Τάργ[εῖF]οι ἀνέθεν τῷ ΔιFὶ τῶν Κορινθόθεν.* Man muß dabei bedenken, daß man, um einen Vers herauszubringen, nur ſehr wenig Hilfen hatte und ſich mit dem begnügen mußte, was mit dieſen erreicht werden konnte. Endlich gehört hierher die Erſcheinung, daß, wo keine ganzen Verſe ſtatt finden konnten, wenigſtens ein Theil der Rede metriſch iſt. Ref. glaubt, daß dies in der berühmten Aufſchrift des von Hieron nach dem Siege bei Kuma nach Olympia geweihten Helms — *Ἱαρων ὁ Δεινομενεος και τοι Συρακοσιοι τῳ Δι Τυραν' ἀπο Κυμας* — ſehr augenfällig iſt, wo, wie Pauſanias von einem ähnlichen Epigramm ganz aus derſelben Zeit ſagt, *τὰ πρῶτα οὐ σὺν μέτρῳ* ſind; daß das Alpha nicht wie gewöhnlich geſchrieben, ſondern apoſtrophirt iſt, hat auch wohl den Zweck darauf aufmerkſam zu machen. Auch iſt das ſubſtantiviſche Gentile *Τυῤῥανὰ* für *Τυῤῥηνικὰ* (nämlich *ὅπλα*) zwar gerade bei dieſem Worte ſehr gebräuchlich (Stephan. Byz. s. v. *Κύζικος*), indeſſen gehört es doch immer dem poetiſchen Sprachgebrauch an, in dem *Τυρσηνὴ σάλπιγξ* u. dgl. häufig vorkommt, und das öfter angeführte *Τυρσηνοὶ δεσμοὶ* ſcheint auch aus einem alten Dichter zu ſtammen; das eigentlich proſaiſche wäre *Τυῤῥηνικὰ* geweſen. Wahrſcheinlich bezeichnet dies *Τυῤῥηνὰ* eine Etruskiſche Panoplie, deren Dedicationsinſchrift oft auf die Helme geſetzt wurde, wie eine Münze des Agathokles beweiſt. Die allein richtige Erklärung dieſer Inſchrift, die Herr Böckh gegeben, verbunden mit der Entdeckung der Hipparchiſchen Herme, hat noch ein Reſultat von großer wiſſenſchaftlicher Bedeutung hervorgebracht, das wir hier nicht übergehen dürfen. Während nämlich ſonſt die Geſchichte der Schrift erſt mit Olymp. 80., der Zeit der Nointelſchen Inſchrift, chronologiſch wurde und über die Zeit aller frühern Inſchriften die verſchiedenſten Anſichten im Schwunge waren, haben wir jetzt an den beiden Schriftdenkmälern, dem einen wahrſcheinlich aus Olymp. 63 oder 64, dem anderen aus 76, zwei feſte Punkte, nach denen ſich die übrigen einigermaßen anordnen laſſen; um ſo begieriger ſind wir auf die verſprochene paläographiſche Abhandlung, die ohne Zweifel manches neue Reſultat enthalten wird. Bei dem Beſtreben der Anordnung machen aber auch die in ſpäterer Zeit aus Affectation altväteriſch geſchriebnen, ſo wie die in neuern Zeiten betrügeriſch geſchmiedeten Inſchriften Schwierigkeit, der der Herausgeber indeß durch ſeine ſcharf-

ſinnige Handhabung der höhern Kritik trefflich begegnet. Seinen Urtheilen über Fourmonts Lakoniſche, ſo wie über Petrizzopulo's Leukadiſche Inſchrift kann man ſchwerlich widerſprechen, außer wenn man das Zeugniß eines überwieſenen Lügners, eine Inſchrift geſehen zu haben, eben ſo hoch achtet, wie das eines wahrhaften Mannes. Als Produkte jener Affektation aber treten nun zu den bekannten Triopeiſchen Säulen eine merkwürdige Inſchrift von Delphi und die berühmte Sigeiſche. Der Herausgeber hat ſeinen Beweis, daß dieſe einem mit grammatiſchen Kenntniſſen prahlenden Alexandriniſchen Zeitalter angehöre, in die Erklärung der Inſchrift ſelbſt verſponnen; Rec. will daher hier die Punkte, auf die es ihm beſonders anzukommen ſcheint, hervorheben. Daß der Steinpfeiler, auf dem dieſe Doppelinſchrift, oben in Joniſcher unten in Attiſcher Schrift und Mundart, ſteht, ein Bild des Phanodikos trug, durfte Hrn. Böckh, nach Chishulls Behandlung, als Axiom annehmen; Jeder, der die untere Inſchrift lieſt: Ich bin des Phanodikos — und ich habe den Sigeern einen Krater gegeben, ſieht es von ſelbſt ein, daß hier Phanodikos Perſon dargeſtellt war. Daß dieſes Bild eine Büſte war, die man vermittelſt des noch ſichtbaren runden Zapfenlochs eingefügt hatte, iſt eine völlig einleuchtende Behauptung Herrn Böckhs; die Büſte mit dem Pfeiler machte eine Herme aus, wie deren unzählige exiſtirten. Ja die Breite des Steins, 1 Fuß 6 Zoll, und die Stärke, über 10 Zoll, ſind gerade ſo beſchaffen, daß die Bruſt einer menſchlichen Figur von gewöhnlicher Größe darauf ſitzen konnte; darum hat der Stein auch oben keinen Sims, der ſonſt aus demſelben Block gehauen wäre. Jede andre Art das Bild anzubringen iſt ein derber Solöcismus oder lieber Alabandismus in der Kunſt. Nun weiß Jeder, der ſich mit der Chronologie der Kunſt ein wenig beſchäftigt hat, daß Ehrenbilder von Privaten, die nicht in heiligen Agonen geſiegt, vor der Zeit des Peloponneſiſchen Krieges große Ausnahmen waren; die Sitte ſolche zu errichten mußte aber ſchon ganz gewöhnlich ſein, wenn Einer ſein eignes Bild zu öffentlicher Aufſtellung weihen konnte, der kein andres Verdienſt für ſich anzuführen hatte, als dem Prytaneion einen Krater nebſt Unterſatz und Durchſchlag (zu den Mahlzeiten im Prytaneion, verſteht ſich) geſchenkt zu haben. [Nur wer nicht weiß, wovon die Rede iſt, kann gegen jene Behauptung ein Donarium eines Lydiſchen Monarchen, das den Delphern durch ſein Metall werth war, oder einen Chorreigen Magneſiſch bekleideter Tänzer, die die Lehne eines Throns ſchmückten, anführen; das Weihgeſchenk des Polykrates iſt auf keinen Fall ein Polykrates, und von Theodoro's Bilde iſt wohl ſchon Aeginet. p. 99. das Rich-

tige geſagt.] Faßt man nun aber ferner die Doppelinſchrift für ſich ins Auge, ſo läßt ſich wirklich auf keine Weiſe begreifen, warum man die Hauptſache einer Attiſchen Inſchrift ſpäter in Joniſcher Schrift darüber geſchrieben haben ſollte, wie man bei der Vorausſetzung ihres echten Alterthums anzunehmen gedrungen iſt; dagegen ſpringt das grammatiſche Beſtreben, Joniſche Sprache und die ſogenannten *Ἰωνικὰ γράμματα* Attiſcher Mundart und den *Ἀττικοῖς γράμμασιν* ſcharf entgegenzuſtellen, ſehr in die Augen; die zweite Inſchrift zeigt mehr Attiſche Kraſen zuſammengedrängt (*κἀγὼ*, *κἀπίστατον*, *ἀδελφοὶ* und vielleicht *Ἄισωπος*), als wohl die meiſten echten Denkmäler des Dialekts aufſtellen. Ref. begnügt ſich mit dieſen Andeutungen der Verdienſte, die der Herausgeber ſich um Kritik und Erklärung jener alten Schriftdenkmäler erworben hat und übergeht die weit zahlreicheren, größeren und eben ſo wichtigen Attiſchen Inſchriften noch mit Stillſchweigen, indem er von dieſen Nachricht geben will, wenn die Reihe derſelben geſchloſſen ſein wird.

C. Corn. Taciti Agricola cum lect. varietate atque annotatione edidit Ern. Dronke, Phil. Dr. Gymnasii R. Confluentini Collega et Bibliothecae Praefectus. **1824. S. XVI und 171. 8.**

Der vorliegenden Ausgabe iſt ein bedeutendes Verdienſt für die Kritik des Agricola nicht abzuſprechen. Früher fehlte es dieſer durchaus an einem ſichern Fundamente, indem eine Menge Conjecturen, beſonders von Rhenanus, unter dem Schein handſchriftlicher Lesarten den Text anfüllten und unbemerkt aus einer Ausgabe in die andere wanderten. Nun iſt es freilich wahr, daß der diplomatiſch überlieferte Text dieſes Büchleins an vielen Stellen höchlich verdorben iſt, und jene Conjecturen des geiſtreichen Rhenanus treffen, wie Ref. glaubt, ſehr oft das Wahre. Deſſen ungeachtet iſt es natürlich von der größten Wichtigkeit, die Entſtehung und Quelle der Lesarten zu wiſſen, und nur auf die Geſchichte derſelben kann eine völlig richtige Beurtheilung gegründet werden. Dies iſt der Hauptzweck der Dronke'ſchen Arbeit, welche der trefflichen Ausgabe der Germania von Paſſow mit Recht nachzueifern bemüht iſt. Von den zwei Vaticaniſchen Handſchriften, welche Brotier verglichen, iſt die eine aufs neue und in manchen Stücken genauer, für Herrn Dronke

verglichen worden (die andere war nicht mehr zu finden); dann hat ihm Profeſſor Haſe in Paris eine Collation der bisher von keinem Editor verglichenen editio princeps des Agricola von Franc. Puteolanus verſchafft; überdies hat der Herausg. die beiden andern Puteolaniſchen Ausgaben zur Hand gehabt. Die aus dieſen Quellen und frühern Vergleichungen geſchöpften Lesarten gibt die Annotatio, daran knüpfen ſich kritiſche Auseinanderſetzungen und erklärende Bemerkungen. Ref. will davon einige Proben geben. Eine Hauptſchwierigkeit im ganzen Agricola iſt gleich das Ende des erſten und der Anfang des zweiten Kapitels. Herr Dronke erklärt nach Andrer Beiſpiele: ich bedarf der Verzeihung, daß ich Agricola's Leben erſt jetzt, nicht gleich nach ſeinem Tode, beſchrieben, aber mich ſchreckten die Gefahren ab, die unter Domitian freimüthigen Schriftſtellern drohten. Faßt man aber die Stelle im Zuſammenhange auf, ſo kann man nicht zweifeln, daß das **nunc narraturo** ſich nicht auf den Gegenſatz von ein Paar Jahren, ſondern den von alter Zeit und Gegenwart bezieht. Früher, ſagt Tacitus, war es gewöhnlich, das Leben von Zeitgenoſſen, ſelbſt ſein eignes, zu ſchreiben, weil die Tugend in denjenigen Zeiten am meiſten Achtung findet, die ſie am meiſten erzeugen. In unſrer Zeit bedarf ich bei einem ſolchen Unternehmen der Verzeihung, die ich nicht nöthig hätte, wenn ich mich nicht mit Zeiten beſchäftigte, in denen die Schilderung der wenigen edlern Geiſter leicht eine feindſelige Stimmung erregen kann. So wurde es erſt kürzlich dem Arulenus Ruſticus zum Todesverbrechen gemacht u. ſ. w. — Wenn aber auch in der Erklärung abweichend, ſtimmt Ref. doch mit dem Herausgeber in der Wahl der Lesart **ni cursaturus** überein, welche die **ed. princ.** gewährt; die Bedeutung von **cursare** erklärt Erneſti ganz richtig. Ein Stein des Anſtoßes iſt auch das gleich darauf folgende: **Legimus, quum Aruleno Rustico — laudati essent, capitale fuisse etc.** Freilich kann Tacitus über eine Begebenheit, die er und ſeine Zeitgenoſſen ſelbſt erlebt, ſich nicht auf Schriftſteller berufen; aber Herrn Dronke's Auskunft: **oratio pertinet ad futuros lectores**, können wir auch keinen rechten Sinn abgewinnen. Ref. iſt überzeugt, daß in den **actis diurnis** eine officielle Anzeige geſtanden hatte: die genannten Männer hätten durch ihr Lob von Feinden der bürgerlichen Ordnung die Todesſtrafe und ihre Schriften die Verbrennung verdient; und daß ſelbſt die ſolennen Ausdrücke: **capitale fuisse, in comitio ac foro urerentur**, aus dieſer öffentlichen Bekanntmachung entlehnt ſind. Dann erklärt ſich **Legimus** von ſelbſt. Ein künftiger Editor

des Buches muß hier aber auch auf Niebuhrs Behandlung der Stelle (im neueſten Bande der Abhandlungen der Berliner Akademie) Rückſicht nehmen, wonach at mihi nuper — Legimus, cum Aruleno — capitales fuissent: geſchrieben, und die Stelle von einer frühern Vorleſung der Schrift unter Domitian erklärt wird. C. 3 wird et vor quanquam gegen sed mit Recht vertheidigt; der folgende Satz ſchließt ſich mehr an den Begriff von nunc demum, als an redit animus an. Für facilitatem haben der Cod. Vat. und die ed. princ. felicitatem, und jener auch für das folgende imperii — temporum; beides muß offenbar aufgenommen werden, da felicitas temporum eine in Rom ſolenne Redensart war (ſ. z. B. Raſche Lexicon numar. T. II. p. 940. Suppl. II. p. 990.), die hier ganz am rechten Platze iſt; und der Herausg. wird ſich ſonach hier ſchwer von dem Vorwurf einer inconſequenten Verwerfung der diplomatiſch am beſten begründeten Lesart reinigen können. Aber allzuſehr hat dagegen der Herausg. offenbar der Autorität des Cod. Vat. und der ed. princ. nachgegeben, indem er daraus die Lesart multis fortuitis casibus für Lipſius treffliche Conjectur multi f. c. wieder aufgenommen. Tacitus ſagt: auch deswegen könnten jetzt noch nicht ſogleich ausgezeichnete Schriftſteller auftreten, weil die früher (in Veſpaſians und Titus Zeit) gebildeten, theils durch allerlei zufällige Todesfälle, theils aber, und zwar die tüchtigſten und eifrigſten, durch Domitians Verfolgung umgekommen wären und auch die übrigbleibenden doch die beſte Zeit ihres Lebens verloren hätten. Dagegen paßt ſchwerlich die Bemerkung des Herausgebers: conqueri, quod vulgus hominum fortunae casibus moriatur, absurdum est. C. 4. war mit der ed. princ. Gnaeus zu ſchreiben; nur in der Abkürzung behält der Name das ſonſt antiquirte C. Iisque ipsis virtutibus iram C. Caesaris meritus iſt eine Lesart des Cod. Vat., die der Herausg. nicht bloß anführen ſollte. Habuerit vertheidigt Hrn. Dronke mit Recht gegen ſehr unnütze Conjecturen: Agricola ſagte nach Tacitus von ſich: arcebat me (per omnem vitam) ab illecebris peccantium, quod magistram studiorum Massiliam habui (als Perfect. praes.), völlig richtig. Auch billigt der Ref., daß der Herausg. die Worte: se — studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac senatori, hausisse, gegen Aenderung ſchützt; aber acrius iſt ſeiner Stellung wegen nicht für das Adjectiv zu halten, ſondern das Adverb, und der Zwiſchenſatz die Ausführung und die Erläuterung davon, ſo daß eine Copula nicht ſtatt finden kann. In der Erklärung der Schluß-

worte des Capitels: ex sapientia modum, hat der Herausg. offenbar das Rechte getroffen. Die weitere Fortſetzung dieſer Bemerkungen müſſen wir hier aufgeben, da noch eine andere Ausgabe derſelben Schrift zur Beurtheilung vorliegt. Im Ganzen wiederholen wir, daß dieſe Ausgabe der Kritik der Schrift des Tacitus ein neues Fundament unterlegt, und fügen nur den Wunſch hinzu, daß eine neue Auflage durch noch conſequentere Benutzung der alten Lesarten, genaues Beachten des allgemeinen Zuſammenhangs und hie und da vielleicht eine gründliche Auseinanderanderſetzung des Hiſtoriſchen und Antiquariſchen alle Wünſche befriedigen möge.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae libellus. Textum recensuit et ad fidem Codicis Vat. emendavit, notasque adspersit U. J. H. Becker, phil. D. et Aa. Ll. M. scholae cathedr. Raceburgensis Conrector. Hamburg. 1826. S. XXII und 102. 8.

Der am meiſten charakteriſtiſche Zug dieſer Ausgabe iſt ſchon durch den Titel angegeben. Hr. Dr. Becker bemerkt, daß die Dronkiſche Ausgabe, deren Verdienſte er anerkennt, in der Benutzung des trefflichen Cod. Vat. nicht conſequent verfahre und auch in der Erklärung mancher Stellen nicht genüge. Dies veranlaßte ihn zu einer neuen Ausgabe, welche aber die vorige nur gewiſſermaßen ſuppliren, nicht verdrängen ſolle. Ref. kann dies Beſtreben nicht tadeln, wenn man auch in neuerer Zeit in der Vertheidigung der diplomatiſch überlieferten Lesarten oft zu weit geht und mit einer gewiſſen Reſignation lieber den Torſo eines alten Schriftſtellers mit allen Flecken und Beſchädigungen, die ihm die Zeit zugefügt, aufſtellen, als eine Reſtauration verſuchen mag. So ſcheint es dem Ref. auch ſchon eine zu große Vorliebe für den Cod. Vat., die den Herausg. vermocht, am Schluß des erſten Kapitels ni incusaturus oder ni causaturus (der Codex hat bloß incusaturus) aufzunehmen. „In unſern Zeiten muß ich um Verzeihung bitten, indem ich das Leben eines verſtorbnen Zeitgenoſſen erzähle; ich brauchte dies nicht, wenn ich nicht die ſchlimmen, aller Tugend feindſeligen Zeiten anklagen wollte,“ gibt nach der Empfindung des Ref., wie man ſich immer wenden mag,

einen ſchiefen oder geſchraubten Gedanken. Doch kann Ref. dem Herausg. im Ganzen keineswegs ein abergläubiſches Hangen und Haften an dem Buchſtaben des Codex vorwerfen, ſondern muß vielmehr in den meiſten Fällen ſeinen kritiſchen Sinn und ſeine richtige Ueberlegung anerkennen. C. 32., z. B., wo Hr. Dronke die hergebrachte Lesart alii mit Hartnäckigkeit feſtgehalten, hat ſein Nachfolger mit Recht Lipſius einleuchtende Conjectur dii aufgenommen. C. 16 finden wir ſogar eine unnütze Aenderung, wo mit der Berichtigung der Interpunktion und eines Buchſtabens Alles abgethan iſt. Die Britannen klagen dort: ſie hätten am Legaten und am Procurator zwei Tyrannen, der eine habe Centurionen, der andere Sklaven zu ſeiner Mannſchaft, jene ſeien gewaltthätig, von dieſen mißhandelt zu werden doppelt ſchmachvoll. Dies drückt Tacitus, alles kurz zuſammenfaſſend, recht gut ſo aus: alterius manus centuriones, (der Cod. manus, centurionis) alterius servos, vim et contumelias miscere, und es iſt keinesweges nöthig, wie der Herausg. meint, entweder manus oder centuriones oder servos zu ſtreichen. C. 36. ſcheint es Ref. ſchwieriger, mit Hrn. Becker complexum armorum non ut in aperto pugnam tolerabant zu ändern, als mit Franc. Medicis complexum armorum et in arto (Cod. aperto) pugnam non tolerabant. Ebenda iſt die ſchwierige Stelle, im Codex cum aegra diu aut stante, ſo verbeſſert: cum aegredum adstantes, wo uns aber weder dum noch adstare paſſend ſcheint, aber freilich die wahre Lesart auch noch völlig verborgen iſt. Daß der Herausg. den Satz des 44. Cap.: nam sicuti durare etc., ohne Annahme einer Lücke conſtruiren und erklären kann, bewundert der Ref., der es nicht vermag.

Chez l'auteur, et chez Treuttel et Wurtz. Dissertation sur le Periple de Scylax et sur l'époque presumée de sa rédaction. Par J. F. Gail fils. Paris 1825. S. II. und 100 in 8.

Geographi Graeci minores. Hudsonianae editionis adnotationes integras cum Dodwelli dissertationibus edidit, suasque et variorum adjecit, textum denuo recensuit, et varias lectiones subjecit; ver-

sionem latinam recognovit; copiosissimis denique indicibus, ac tabulis in aere incisis instruxit Jo. Fr. Gail. Volumen primum, continens Hannonis et Scylacis Periplos. **Paris 1826. S. XVII und 624 in 8. mit 3 Karten, wovon eine zum Hanno, zwei zum Skylax gehören.**

Während bei uns die durch eine Reihe beklagenswerther Todesfälle aufgeſchobene Herausgabe der **Geographi minores** endlich auf eine erwünſchte Weiſe ihrer Ausführung naht: hat ein junger thätiger Gelehrter Frankreichs, der Sohn des verdienten Gail, ſich proprio Marte zu demſelben Unternehmen gerüſtet und eilt durch raſche Ausführung unſern Landsleuten voraus. Es wäre kein thörichter Nationalſtolz, wenn wir, auch ohne genauere Kenntniß der Individuen, die Meinung äußerten, daß die Ausgabe, die wir aus Reimers Officin erwarten, in allem eigentlich Philologiſchen ihre Mitbewerberin hinter ſich zurücklaſſen wird; es hieße den Stand der philologiſchen Studien in Frankreich verkennen, wenn man dem Verf. aus ſeiner Ungeübtheit im Lateinſchreiben und manchen Fehlern, die er aus Mangel an genauerer Kenntniß des Griechiſchen begangen hat, (wie aus der ſeltſamen Uebertragung von τε durch **nempe**) ein perſönliches Verbrechen machen wollte. Aber Frankreich iſt ſeit geraumer Zeit das Land, in welchem die alte Geographie ganz beſonders fleißig bearbeitet worden iſt; eine lange Reihe ehrenwerther Arbeiten in dieſem Fache liegt vor; und wenn ein phantaſtiſches Syſtem in neuerer Zeit Alles zu verwirren drohte, ſo ſind auf der andern Seite auch bis zuletzt Werke eines eindringenden Scharfſinns und einer beſonnenen Urtheilsfähigkeit genug erſchienen. Hierin hat alſo der Verf. eine große Erwartung zu befriedigen, und wir wenden uns mit günſtigem Vorurtheil zu ſeiner Diſſertation über Skylax, welche zuerſt der Akademie, als eine Probe der Ausgabe der **Geogr. min.**, in lateiniſcher Sprache vorgelegt wurde und dann umgearbeitet und in franzöſiſcher Sprache herausgegeben worden iſt, um zugleich das größere Werk, deſſen Vollendung im Druck ſich verzog, anzukündigen. Der Hauptzweck derſelben iſt, dem Skylax ein höheres Alter zu vindiciren, als ihm die neuen Unterſuchungen größtentheils gegönnt haben. Wir wollen von den Beweiſen, deren ſich Herr Gail bedient, unſern Leſern etwas mittheilen, obgleich freilich die ſonderbare Anlage mancher die Mittheilung bedeutend erſchwert. Gleich im Anfange müſſen wir aber bekennen, daß wir eigentlich

poſitive und zugleich auf ein beſtimmtes Datum gehende Beweiſe gar nicht gefunden haben: zum Theil ſollten die Argumente derer, welche den Skylax ſpäter ſetzen, erſchüttert, zum Theil bloß im Allgemeinen das höhere Alter des Schriftſtellers dadurch erwieſen werden, daß ſeine Nachrichten bedeutend von denen der andern Schriftſteller abweichen: aber nirgends wird gezeigt, daß dieſe Abweichungen nothwendig in einem höheren Alter ihren Grund haben. Daß Skylar Epirus nicht als eine Landſchaft betrachtet, daß die Theſproter und Chaoner bei ihm in Flecken und nicht in Städten wohnen, daß die Chalyber anders als bei Xenophon angeſetzt werden, ſind ſämmtlich Umſtände, die auf kein feſtes und beſtimmtes Reſultat führen können. Was aber über die Erwähnung Meſſenes geſagt wird, iſt ſehr ſonderbar; Meſſene bei Skylar ſei nicht die von Epaminondas angelegte Stadt, ſondern eine am weſtlichen Meere gelegene — die Niemand erwähnt, denn das Homeriſche Meſſe lag entweder im eigentlichen Lakonika oder doch in der Nähe, und die Doriſche Provinz Meſola war das Mittelland am Pamiſos. Uebrigens iſt die ganze Stelle bei Skylar höchſt verdorben und ſchwerlich leichter zu verbeſſern als ſo: *Μετὰ δὲ Ἀρκαδίαν ἔστιν ἔθνος Μεσσήνη, καὶ πόλεις ἐν αὐτῇ αἵδε· πρώτη Μεσσήνης πόλις καὶ λιμὴν Κυπάρισσος, ἀπέχουσα* (in Bezug auf die Stadt) *ἀπὸ θαλάττης στάδια ζ'*. Wie es aber auch mit der Stadt Meſſene ſtehe, ſo führt ſchon die Erwähnung eines freien Meſſeniſchen Gebiets, welches in den Zeiten des alten Skylax unmöglich exiſtiren konnte, auf ein ſpäteres Zeitalter; und daß zu dieſem Gebiet nur ſieben bis acht Meilen Küſte gehören und alle ehemaligen Periökenſtädte von Mothone an noch zu Sparta gerechnet werden, beweiſt, daß der ſogenannte Meſſeniſche Helotenſtaat des Epaminondas noch ganz jung war. Andere Erwähnungen ſpäterer Orte und Namen ſucht der Verf. durch die Annahme von Interpolationen zu entfernen, wie bei den Atheniſchen Hafenmauern, Amphipolis, Thurioi u. ſ. w.; aber damit iſt wenig geholfen, da z. E. das ganze Makedonien bei Skylax nicht das Reich des alten Amyntas, ſondern das des ſich auszudehnen beginnenden Philippos iſt, welches ſchon die Halbinſel Chalkidike an ſich geriſſen hatte; dies kann aber von bloßer Interpolation nicht hergeleitet werden. Dem Ref. iſt daher, auch nach allem, was unſer Verf. ſagt, noch immer dieſe Meinung die wahrſcheinlichſte. Er will gern zugeben, daß der alte Karyandener Skylax wirklich den erſten Grund zu dem Periplus gelegt, den wir vor uns haben, und daß man dieſem deswegen den berühmten Namen gelaſſen hat. Aber ſolche Notizen-Sammlungen

ohne kunſtmäßigen Verband waren immer etwas höchſt Wandelbares, ja ſie mußten, um überhaupt fortdauern zu können, der Zeit, die ſie brauchen wollte, ſtets von neuem angepaßt werden. So glaubt Ref. auch nachweiſen zu können, daß die unter dem Namen des Hekatäos im Alterthum verbreiteten Länderbeſchreibungen ebenfalls in ſpäterer Zeit umgearbeitet wurden. An dem Periplus des Skylax hat nun ganz unverkennbar ein Grieche, der im Anfange der Regierung des Philippos lebte, die Hauptſache gethan und aus allerlei Materialien ein für ſeine Zeit brauchbares Werk zu machen geſucht. Nur auf dieſe Zeit paßt, was von Makedoniens und Meſſeniens Ausdehnung geſagt wird, auf dieſe, daß das Epiknemidiſche Lokris ganz und gar Phokiſch iſt, wie es zu Aeſchines Zeit einmal wirklich war, und beſonders, daß in der Gegend von Lepreon Arkadien ans Meer reicht, was gewiß nicht, wie Hr. Gail will, dadurch erklärt wird, daß unter den Triphyliern der Sage nach Arkader ſein ſollten, ſondern nur dadurch, daß die Triphylier, Ol. 104. und weiter hinab, ſich politiſch zu Arkadien rechneten. Wenn dieſe Daten, wie neuerlich dargethan worden iſt, auf Olymp. 104—106 führen: ſo ſcheinen dagegen die Angaben aus der Weſtwelt etwa vierzig Jahre früher, gegen 350 Roms, geſammelt worden zu ſein. Daß die Tusker ſich am tyrrheniſchen Meer bis an die Alpen ausdehnen (denn darin hat der Verf. gewiß Recht, daß er Ἀντίου lieber in Ἀλπίου als in Ἄρνου verwandelt) und auch noch eine Strecke am Adriatiſchen Buſen bewohnen, die Gallier dagegen nur als Reſt einer größern Wanderung erſcheinen, daß die Tusker ſüdwärts bis an die Tiber reichen, und einiges Andere der Art ſcheint dem Ref. für die Zeit vor 360 zu ſprechen, während auf der andern Seite die Ausdehnung, in welcher die Lucaner erſcheinen, und die Erwähnung von Ankon ziemlich bis auf dieſe Zeit herabzugehen nöthigt. Der Unterz. ſchließt ſich daher der Anſicht an, welche Letronne in einer Abhandlung über den Periplus des Skylax (Journal des Savans, Febr. Apr. et Mai 1825.), die eine Kritik der Gailiſchen Diſſertation bildet, auseinandergeſetzt hat, nach welcher das Werk eine Compoſition von Materialien iſt, die von verſchiedenen Verfaſſern und aus verſchiedener Zeit herrührten, aber gerade damals (in Philippus Zeit) die neueſten waren, die man habhaft werden konnte. — Auch die Abhandlung des Herausgeb. über den Periplus des Hanno ſetzt die Schrift vielleicht in zu frühe Zeiten hinauf, indem ſie den Hanno, an welchen Anacharſis der Skythe geſchrieben haben ſoll, (Tuscul. Quaest. V, 32), zum Verfaſſer des Periplus macht, da gewiß die florentissimae res Punicae

eben ſo gut nach Gelon und Hieron als vorher geſetzt werden können: auch iſt das nicht ausgemacht, daß die kleine Schrift ſchon in Ariſtoteles Zeit den Griechen bekannt geweſen ſei, da die **Mirabiles Auscultat.** gewiß um einige Zeit jünger als Ariſtoteles ſind. In der Vergleichung der Angaben des Hanno mit der neuern Geographie ſchließt ſich der Verf. Goſſelin an, deſſen ziemlich gewaltſam durchgeführtes Beſtreben, die Fahrt möglichſt zu verkürzen und Cap Bojador zur äußerſten Gränze derſelben zu machen, unter uns bis jetzt keinen Anhang gefunden hat.

Euripidis Jon. Recensuit Godofredus Hermannus. Leipzig 1827. L und 174 S.

Herr Profeſſor Hermann hat dieſe Tragödie zum Gebrauch von Vorleſungen neu abdrucken laſſen. Der Zweck gebot Eile, und es darf daher nicht befremden, daß die zwar ziemlich reichlich hinzugefügten Anmerkungen doch Manches übergehen, was man erörtert zu ſehen wünſchte, Anderes nur flüchtig berühren, und die Vorrede durch Beiträge von Seidler und eigene Nachbemerkungen der Kritik hier und da eine ganz andere Richtung gibt, als die Anmerkungen unter dem Texte. Wir ſind ja auch überhaupt noch gar nicht gewöhnt worden, an die Ausgaben von Tragikern die Forderung einer allſeitigen Forſchung nach Inhalt und Darſtellung zu richten (die Ausgabe des Oedipus auf Kolonos von Hrn. Prof. Reiſig iſt eine ſeltene Ausnahme), und fragen daher im Ganzen weit mehr, ob das, was dem Editor zu geben beliebte, gut iſt, als ob er nicht auch dies und jenes noch hätte geben ſollen. Indeſſen zeigt gerade dieſe Ausgabe vielleicht mehr als eine andere des berühmten Kritikers das Beſtreben, die mannigfachen Seiten der Erklärung wenigſtens zu berühren, über den Hauptgedanken des Stücks, ſeinen Plan, die Behandlung des Mythiſchen, die Art der ſceniſchen und orcheſtiſchen Darſtellung, die Beziehungen auf hiſtoriſche Gegenſtände und Ereigniſſe, eben ſo wie über Sprache und Versmaß Rechenſchaft zu geben; wir erhalten hier auf jeden Fall ſehr Vielerlei. Ref. will über einige Punkte etwas berichten. — In der Anlage des Stücks erkennt der Herausg. gewiß mit Recht die Abſicht des Dichters den Mythus ſo darzuſtellen, daß Jon möglichſt als geborner Athener, die Sage von dem Eindringen eines Fremdlings als bloßer Schein und der

alte Ruhm der Athener, Autochthonen zu ſein, möglichſt makellos und ungefährdet erſcheint. Dazu bot ſich ohne Zweifel auch ſchon der Sagenſtoff einigermaßen dar, den der Ref. ſich ungefähr ſo vorſtellen zu müſſen glaubt. Es waren folgende Sagen im Schwunge: 1. Jon iſt Sohn des Gottes, der zeitig Joniſcher Stammgott geworden war, des Apollon. 2. Jon iſt von Xuthos in Delphi erzeugt worden: eine Sage, die mit jener erſten zuſammen fällt, wenn man einſieht, daß urſprünglich Xuthos kein Stammheros wie Doros, Achäos, Jon, ſondern Apollon ſelbſt iſt (Prolegom. S. **273**). **3**. Jon iſt von Apollon (oder Xuthos) mit der Erechtheide Kreuſa erzeugt worden: eine Sage, die wie viele den neuen Volksſtamm mit dem alten in genealogiſche Verbindung ſetzt. Nun beſteht Euripides Kunſtſtück darin, daß er alle die Sagen zu benutzen, aber die Meinung, daß Jon Sohn des fremden Helden Xuthos ſei, als bloße Einbildung, diejenige, daß Apollon ihn mit der Landestochter Athens gezeugt, als die verſchwiegene und verborgene Wahrheit darſtellt. Dabei wünſchten wir indeſſen noch bemerkt zu ſehen, daß zu den politiſchen Abſichten, welche dieſe Behandlung des Mythus motivirten, auch noch religiöſe Anſichten hinzukommen mußten, um die Durchführung derſelben möglich zu machen. In Euripides religiöſen Anſichten fand nämlich ein großer Streit ſtatt zwiſchen gewiſſen ſittlich-philoſophiſchen Forderungen an die Götterwelt und dem poſitiven Glauben. Eine verkehrte Uebertragung der ethiſchen Normen des Menſchenlebens auf die Götterwelt läßt dem Euripides die heimliche Schwängerung der Kreuſa durch Apoll als eine Art Flagitium erſcheinen; Apollon ſchämt ſich daher durch das ganze Stück, jene leidenſchaftliche Handlung einzugeſtehen, während er ſich bei Aeſchylos ohne Zweifel mit edler Aufrichtigkeit zu dem Sohne, der der Stammvater eines großen Volks werden ſollte, bekannt hätte; darum ſucht Apoll bei Euripides den Jon dem Xuthos als Sohn unterzuſchieben. Wenn aber der Dichter hierin dem Apoll ein Schamgefühl leiht, das er eigentlich nicht haben konnte: ſo nimmt er ihm auf der andern Seite wieder, was Aeſchylos und Pindar ihm gewiß nicht zu entziehen gewagt hätten, die feſte und beſtimmte Vorausſicht in die Zukunft. Apollon will zwar gern ſeine Schande verbergen, aber die Leidenſchaftlichkeit der Kreuſa macht es unmöglich, er muß, wohl oder übel wollend, gegen die Kreuſa wenigſtens, Jon als die Frucht ihrer Liebe anerkennen. Sicherlich hätte Aeſchylos großartige Weltanſchauung, auch Sophocles reiner Kunſtſinn, eine ſolche Knüpfung und Löſung des Knotens, eine ſolche tragiſche Peripetie, bei der ſehr

wichtige Ideen ziemlich untergeordneten Intereſſen aufgeopfert werden, verſchmäht und verworfen, Euripides aber hat ſie mit ſo viel Geiſt und Scharfſinn behandelt, daß man, wie der Herausgeber richtig bemerkt, am Stücke nichts ändern darf, ohne es zu verderben. — Ref. kommt zu den Bemerkungen des Herausg. über die Perſonen der Bühne und des Chors. Die Behauptung, daß Kreuſa die erſte Perſon, der Protagoniſt, des Drama's ſei, will dem Unterz. nicht recht einleuchten, obgleich der Herausg. ſie auf ſcharfſinnige Weiſe vertheidigt. Es iſt doch immer das Schickſal Jons, um welches ſich das ganze Stück dreht. Das Aeußere ſpricht für Jon als Protagoniſten, das Heraustreten aus der Mittelthür der Scenenwand, welche die Fronte des Delphiſchen Tempels vorſtellte, und daß Euripides dem Drama den Namen Jon gab. Ref. zweifelt, ob irgend eine Tragödie von einem Deuteragoniſten oder Tritagoniſten den Namen hat. Der Chor des Stückes beſtand nach Hrn. Hermann aus funfzehn Perſonen. Ref. leugnet die Wahrſcheinlichkeit nicht, daß dieſe beliebte Zahl auch hier ſtatt gefunden habe, nur kann er den Beweis des Herausg. nicht anerkennen. Der Chor betrachtet im Anfange des Stückes Bildwerke am Tempel zu Delphi; eine Perſon macht die andere auf die einzelnen Darſtellungen aufmerkſam, dieſe richtet ihre Augen darauf und knüpft eine Bemerkung, zum Theil eine patriotiſche, daran; auf die Weiſe: Schau hier den Herakles mit der Hyder: Ich ſehe ihn mit dem Jolaos, wie ich ihn in den Peplos zu ſticken pflege. Siehſt du die Göttin, die den Enkelados erlegt? Ich ſehe die Pallas, meine Göttin. Und ſiehſt du auch den Blitz in Zeus Händen? Ich ſehe ihn, er verſengt den feindlichen Mimas. Hr. Hermann nun läßt dieſe Fragen und Antworten, ſo wie die an den Jon gerichteten Fragen bei allen Perſonen des Chors herumgehen, worin aber für das Gefühl des Ref. etwas Lächerliches liegt, da gar nicht abzuſehen, warum jede Perſon nur ein Bildwerk in Augenſchein nehmen ſoll. Noch ſonderbarer nimmt es ſich aus, wenn die eng aneinander hängenden Reden an Jon: „Darf ich dich etwas fragen?" und dann: „Iſt wirklich der Nabel der Erde in Phöbos Hauſe?" zwei verſchiedenen Perſonen gegeben werden. Gewiß muß bei der Vertheilnng von Reden an verſchiedene Chorperſonen recht ſehr auf den Inhalt derſelben Rückſicht genommen werden; Ref. fürchtet aber, daß es nicht immer genug geſchehen iſt. Wer z. B. in der berühmten Stelle des Agamemnon von Aeſchylos, V. 1316 ff. darauf achtet, daß uns hier eine Geruſia (βουλὴ γερόντων) vorgeführt wird, welche berathſchlagt, daß nun gerade zwölf Stimmen abgege-

ben werden, daß es endlich eben ſo unſtatthaft iſt, daß ein Geront keine γνώμη abgebe, wie, daß derſelbe zweimal votire, ſieht auch auf das beſtimmteſte, daß der Chor im Agamemnon aus zwölf Perſonen beſteht, und muß ſich höchlich wundern, wie Hermanns Anſehen die Meinung ſo allgemein machen konnte, daß hier funfzehn Perſonen ſprächen, wobei drei Verſe, worin bloß eine Aufforderung zu berathſchlagen enthalten iſt, für beſondere γνῶμαι genommen werden müſſen[1]. Kehren wir auf unſern Chor im Jon zurück: ſo würde er ſich, nach der Meinung des Ref., von drei Perſonen geſprochen am beſten ausnehmen, welche ſo mit einander abwechſeln: ά β'. — ά γ' — — ά. β'. ά. β'. ά. β'. — ά. γ'. ά γ'. ά. γ'., wobei nur zu bemerken, daß ὧδε δερκόμεθα bis ἴτυν und οὐδ' ἂν ἐκ σέθεν bis δόμος derſelben Perſon zufallen. Alle jene patriotiſchen Bemerkungen gehören dann dem Chorführer ά an. Die weitere Ausführung gehört nicht an dieſen Ort; ſie könnte auch ſchwerlich ſtattfinden ohne Auseinanderſetzungen darüber, wie ſich Ref. das Proſcenium eingerichtet denkt. — Aber auch dies iſt ein Punkt, über den ſich in dieſer Ausgabe manche Bemerkungen finden, die denn auch zugleich die in vielen Punkten noch genauerer Erörterung bedürfende Localität von Delphi und Pytho betreffen. Freilich iſt der Herausg. in der Topographie von Delphi keineswegs völlig zu Hauſe, wie er z. B. die Gorgonen um den Omphalos (V. **230**) verwechſelt mit den δύο εἰκόνες τοῦ μύθου ἐπὶ τῷ ὀμφαλῷ bei Strabon, womit doch ganz deutlich die zwei goldenen Adler bezeichnet werden, die bis auf die Zeit des Phokeer Philomelos auf dem Delphiſchen Nabelſtein geſeſſen haben. Doch muß Ref. dem Herausg. darin völlig Recht geben, daß in jenen beſchreibenden Scenen, die wir ſchon oben berührten, an den Wänden befindliche Bildwerke geſchildert werden; er fügt hinzu, daß es offenbar Bildwerke an der äußeren Säulenreihe des Delphiſchen Tempels, der den Hintergrund der Scene bildete, und zwar in den Metopen über den Säulen ſind, wozu die Gegenſtände, die zum Theil auch in Metopen Attiſcher Heiligthümer nachweisbar ſind, ſich ſämmtlich ſehr gut eignen. Die Erwähnung von metallnen Waffen ſtört nicht; ſolche Stücke waren auch in den Metopen des Parthenons aus Metall angeſetzt. Dadurch verliert aber doch die Scene ihr patriotiſches Intereſſe für Athen nicht; Atheniſche Künſtler hatten zwiſchen dem Perſiſchen und Peloponneſiſchen Kriege

---

[1]) Vgl. Eumeniden S. 76 u. d. Fgl.

die Giebelfelder des delphiſchen Tempels mit Statuen ausgeſchmückt; wahrſcheinlich hatten dieſelben auch die Hauptreliefs in den Metopen gemacht. Auf die Giebelfelder deutet vielleicht auch der Anfang des Chorgeſanges, wie Musgrave und Matthiä wollten: „Nicht im hehren Athen allein Schmücken prangende Säulenreihn Götterwohnungen und am Thor Steht Apollon Agyieus: Auch bei Loxias Leto's Sohn Strahlt des doppelten Angeſichts Lieblich ſchimmerndes Auge.“ Der Herausg. verſteht zwar unter den *διδύμοις προσώποις* Statuen, wovon eine die der Leto geweſen ſei; aber wir müſſen bekennen, dann allen Zuſammenhang zu verlieren. Den Giebel des Tempels Antlitz zu nennen, ſcheint kein dunkles und geſuchtes Bild. Was der Herausg. zu V. **1152** über die Maße des Hekatompedon ſagt, findet ſeine Berichtigung im Corp. Inscr. Fasc. I. p. 177. — So viel über Plan des Stücks, Perſonen und Scenen-Anordnung. Was alsdann die Kritik und Erklärung des Einzelnen und die eingeſtreuten grammatiſchen und metriſchen Bemerkungen betrifft: ſo braucht nicht erſt verſichert zu werden, daß auch dieſe Ausgabe manche feine Bemerkung über Sprache und Versbau enthält, obgleich eine gewiſſe Zurückhaltung und Sparſamkeit in der Mittheilung gegen frühere Ausgaben auffällt. Emendationen aus Conjectur ſind nicht ſehr zahlreich, den Ruhm der ſchönſten, *εἰ πόνου μοι ξυλλάβοι*, V. **345** für *εἶπον εἴ μοι ξυλλάβῃ* theilt der Herausg. mit einem Schüler Seidlers, E. F. Yrem. In der Stelle V. **53**: *ἀμφὶ βωμίοις τροφὰς ἠλᾶτ' ἀθύρων* lieſt man jetzt, nach Elmsley, *ἀμφιβωμίους*; aber kann man *ἠλᾶτο τροφὰς* ſagen für *ἠλᾶτο ἔχων τροφάς*, wie der Herausgeber meint? Eine nahe liegende Verbeſſerung ſcheint dem Ref. *στροφὰς*: *ἀμφιβωμίους στροφὰς ἀλᾶσθαι* iſt ſo viel als *ἀλώμενον ἀμφὶ βωμοὺς στρέφεσθαι.* Hie und da ſind, wie ſchon oben bemerkt, auch hiſtoriſche Erörterungen eingeflochten, unter denen die über die alten vier Joniſchen Stämme die bedeutendſte iſt, in deren ganz negatives Reſultat wir uns indeß nicht recht finden können. Hält Herr Profeſſor Hermann die Namen: Hopleten und Ergaden oder Argaden, dieſe klaren Bezeichnungen der Lebensweiſe und Thätigkeit der alten Stämme, für bedeutungslos, oder glaubt er die vier Söhne Jons? Und wenn nicht, wie deutet er die andern? Gewiß iſt es auffallend, daß ein Gelehrter, der in andern Fächern des Wiſſens eine ſo ruhmvolle Kühnheit an den Tag gelegt hat, gerade dem hiſtoriſchen Theil der Alterthumskunde die Grenzen ſo eng ſtecken will und immer die Mahnung wiederholt, man ſolle nicht wiſſen wollen, was man nicht wiſſen könne, eine Mahnung, von der man

leider! ſelten Vortheil ziehen kann. Denn wüßten wir ſchon die Unmöglichkeit, zum Wiſſen eines Gegenſtandes zu gelangen, ſo wäre allerdings ein Streben nach dieſem Wiſſen Raſerei.

Ἄτακτα, ἤγουν παντοδαπῶν εἰς τὴν ἀρχαίαν καὶ τὴν νέαν Ἑλληνικὴν γλῶσσαν αὐτοσχεδίων σημειώσεων καί τινων ἄλλων ὑπομνημάτων αὐτοσχέδιος συναγωγή. Τόμος πρῶτος περιέχων δύο ποιήματα Θεοδώρου τοῦ Προδρόμου μὲ μακρὰς σημειώσεις καὶ πέντε πίνακας. **Paris. Seiten νη (58), welche die Prolegomena, und 454, welche den Text, die Anmerkungen und Regiſter begreifen, in 8.**

Der treffliche Koraes, welchem wir auch dieſe Bereicherung der Griechiſchen Literatur verdanken, beginnt ſeine Sammlung, welche er nach Philetas und anderer Alten Beiſpiele Atakta, ein Allerlei, genannt und auf gleiche Weiſe der alt- wie der neugriechiſchen Schrift- und Sprachkunde gewidmet hat, ſehr paſſend mit einem Gedichte, welches zwiſchen dem alten und neuen Idiom des Griechiſchen Volkes ſo ſehr in der Mitte ſteht und eine ſo ſeltſame Miſchung beider zeigt, daß es ganz beſonders geeignet erſcheint, den Uebergang der altgriechiſchen Sprache in die ſogenannte neugriechiſche deutlich zu machen. Eben wegen der großen Maſſe ſpäter und halbbarbariſcher Ausdrücke, die darin gefunden werden, hat Du Cange in ſeinem **Glossarium mediae et infimae Graecitatis** häufig Gebrauch von dieſem Gedichte gemacht und eine große Menge Verſe daraus angeführt, ohne indeſſen das Ganze herauszugeben; auch iſt häufig die Geſtalt, in welcher er die angeführten Verſe gibt, eine ſehr verfälſchte und unechte. Der Herausgeber dieſer **editio princeps** hat ſehr wohl daran gethan, den Coder der Königl. Bibliothek zu Paris mit der Nummer **1310** zum Grunde zu legen und nur ſelten und mit Vorſicht daran zu ändern, obgleich die Lesarten dieſer Handſchrift häufig ſchwierig, ja mitunter ganz unverſtändlich ſind; der andere Coder, Nr. **382**, gibt leichtere aber offenbar durch ein Beſtreben zu erklären entſtandene Lesarten und iſt oft mehr eine neue Bearbeitung als eine bloße Abſchrift des Originals. Nicht unmöglich ſcheint es, daß der Verfaſſer ſelbſt das Gedicht zweimal vorgenommen und neu bearbeitet habe; öfter hat die eine Handſchrift einen oder zwei Verſe mehr als die andere, ja in dem Coder **382** beſteht die einleitende

Anrede an den Kaiſer, welche in dem andern nur acht Verſe hat, aus fünf und funfzigen, welche der Herausg. in den Text aufgenommen hat, da ſie dem Tone und Geiſte des Ganzen, ſo wie den Zeitverhältniſſen, vollkommen angemeſſen ſind. Der Kaiſer, welcher in beiden Abtheilungen dieſes Gedichts, die man auch als verſchiedene Gedichte anſehen kann, angeredet und auf eine echt ſervile Weiſe bis zum Himmel erhoben wird, iſt Manuel Komnenos (zw. **1143** und **1180**), den der Verfaſſer durch wahrhaft jämmerliche Schilderungen ſeiner Armuth zu rühren und zu bewegen ſucht, ihm davon zu helfen. Der Verf. ſelbſt, der ſich auch ſonſt durch, wahrſcheinlich ſpäter geſchriebene, compilatoriſche Werke bekannt gemacht hat (Fabricius T. VI. p. 815), heißt Theodoros Prodromos, ein Name, den er vom Großvater überkommen und in der Aufſchrift dieſes Gedichts, um ſich recht bemitleidenswerth darzuſtellen, in Bettler-Prodromos, *Πτωχοπρόδρομος*, verändert hat. Im erſten Gedichte erzählt er, nach jener lobpreiſenden Einleitung, wie ſein Vater ihn von Jugend auf ermahnt habe, ein Grammatiker zu werden, um dadurch Geld und Ehre zu gewinnen; wie er aber nun, nachdem er es mit viel Mühe und Schweiß ſo ziemlich geworden ſei, dabei verhungere und alle Leute glücklich preiſen müſſe, denen ein Handwerk ihr gutes Auskommen gewähre, während ihm Jambus und Pyrrhichius nichts zu eſſen gäben. Seine Nachbarn um eine Mahlzeit anſprechend wird er ſchnöde zurückgewieſen, ja ſeine eigenen Verwandten wollen ein gutes Eſſen nicht mit ihm theilen, da er als ein hochwürdiger Grammaticus ſich ſelbſt ernähren müſſe (*Παπᾶς γραμματικὸς εἶσαι, τρέφε τὸν ἑαυτόν σου*). Indeß weiß er doch einen plötzlichen Lärm, der die andern erſchreckt, indem ſie glauben, das Haus ſtürze ein, ſo gut zu benutzen, daß er, ehe ſie wiederkehren, den ganzen Nierenbraten (*ἀπάκιν*), der zu ihrer Mahlzeit beſtimmt war, allein aufgezehrt hat; ein Kätzchen (*κατούδιν*), das er auf dem Tiſche bei der leeren Schüſſel zurückgelaſſen hat, muß ſtatt ſeiner die Zeche bezahlen. Darauf eine klägliche Geſchichte, wie eine Fleiſchersfrau, die er um ein Stück ſchlechtes Fleiſch, ein Gekröſe oder ſo etwas, angeſprochen, ihm noch nicht gereinigte Gedärme vorſetzt und, da er nach den erſten Biſſen genug hat, ihm den Reſt mit den Worten um den Kopf ſchlägt:

Φάγε, καλὲ γραμματικὲ, γραμματικὲ νοτάρε,
Γραμματικὲ φιλόσοφε, ἐντεροχορδοπλύτα·
Κάλλιον ἦτον νὰ τρώγῃς αὐτούνον τὸ μελάνιν
Παρὰ τὴν τυμπανόκρουστον τὴν σκατωτὴν λαπάραν.

Iß zu, mein Herr Grammaticus, Grammaticus-Notarius,
Grammaticus-Philoſophus, du Eingeweideſpüler.
Noch beſſer ſpeiſeteſt du ſelbſt dein Schreibzeug ſammt der Dinte,
Als dieſe Trommelfelle hier, die miſtgefüllten Därme.

Wie komiſch nimmt ſich nun nach einer ſolchen Erzählung, die wir, um den Ton des Ganzen zu bezeichnen, anführen mußten, die feierliche Anrede des Kaiſers aus:

Ἀλλ' ὦ Κομνηνοβλάστητον ἀπὸ πορφύρας ῥόδον,
Ὦ βασιλέων βασιλεῦ καὶ τῶν ἀνάκτων ἄναξ,
Καὶ κράτος τὸ τρικράτιστον ἀπὸ παποτερόθεν
Εἰςάκουσόν μου τῆς φωνῆς καὶ τῆς δεήσεώς μου·
Θύραν ἐλέους ἄνοιξον καὶ χεῖρα πάρασχέ μοι,
Ἀνάγουσαν ἐκ λάκκου με καὶ βόθρου τῆς πενίας.

Du Sproſſe des Komnenenſtamms, du Roſe aus dem Purpur,
Du König aller Könige, du Herrſcher aller Herrſcher,
Du dreigewaltige Gewalt von alten Ahnen ſtammend,
Erhöre meine Stimme jetzt, mein flehentliches Bitten,
Eröffne des Erbarmens Thor und reiche mir die Rechte,
Die aus der Grube und dem Schlund der Armuth mich emporzieht.

Schließlich beſchwört er den Kaiſer, den er gern den Tetrauguſten und Herrn der vier Weltgegenden nennt, im Namen der vier heiligen Märtyrer, Georgios, Demetrios, Tyron und Stratelates, ihn doch vor ſeinen Gläubigern zu retten, deren dringenden Angriffen er auf keine Weiſe mehr zu widerſtehen wiſſe.

Im zweiten Buche oder Gedichte finden wir denſelben Mann (denn daß es derſelbe iſt, iſt unverkennbar) als Mönch in einem Kloſter. Er heißt nun nicht mehr Theodoros, ſondern Hilarion, indem er ſeinen weltlichen Namen mit einem geiſtlichen vertauſcht hat. Obgleich dadurch vieler Sorgen der Welt überhoben iſt er doch nicht zufriedner geworden, ſondern klagt wo möglich noch kläglicher. Der Gegenſtand ſeiner Beſchwerden, die er dem Kaiſer in derſelben poetiſchen Form überſendet, iſt der Hegumenos oder Abt des Kloſters, oder vielmehr die Hegumenoi,

Δύο γὰρ ἄρχουσιν ἐκεῖ, Δέσποτα, παρανόμως
Καὶ παρὰ τὴν διάταξιν πατρὸς τοῦ πανοσίου,
Πατὴρ, υἱὸς, τὸ κάκιστον, ὦ θεία δίκη, ζεῦγος.

Denn zwei, o Herr, beherrſchen uns, zum Trotze des Geſetzes,
Zum Trotze der Verordnung auch des heil'gen Patriarchen,
Ein ſchändlich Paar, o göttlich Recht, der Vater mit dem Sohne.

Nun ſchildert unſer Mönch ſehr ausführlich und genau das Leben des Kloſters, indem er immer den Gegenſatz zwiſchen der Pracht, dem Luxus, der Schwelgerei, dem Uebermuth der Hegumenen und der gedrückten, dürftigen und armſeligen Lage der gemeinen Mönche hervorhebt; er beſchreibt auf dieſe Weiſe einen Ausgang, ein Bad, die Mahlzeit, bis in die kleinſten Details. Die letzte Schilderung erinnert an Juvenals Charakteriſtik des übermüthigen Reichen, der ſeine Clienten ſo mager abſpeiſt und allein an ſeiner Tafel gut ißt; nur daß freilich der Ptochoprodromus noch weit mehr hinter Juvenal zurückſteht, als etwa der Römiſche Satiriker hinter der alten Komödie Athens. Hier z. B. begnügt er ſich faſt ganz mit einer trocknen Aufzählung der verſchiedenen Gerichte, welche dem Abt und welche den armen Mönchen vorgeſetzt werden. Ergötzlicher iſt die Beſchreibung der Art, wie der Hegumenos und ein gemeiner Mönch in Krankheiten behandelt würden. Zu jenem kommen zehn Aerzte, und eine Menge Leute ſind beſchäftigt, Arzneimittel und wohlſchmeckende Krankheitsſpeiſen zuſammenzuholen, ihm die Füße zu reiben und ihn auf alle Weiſe zu pflegen; wenn aber ein Mönch krank wird, dann macht der Hegumenos ſelbſt den Arzt und befiehlt:

Ἡμέρας τρεῖς ἀφῆτέ τον, καὶ νηστικὸς ἂς κεῖται·
Μετὰ δὲ τὴν συμπλήρωσιν τῶν ἡμερῶν, ὧν εἶπον,
Ψιχίτζας ζεματίσετε μικρὰς εἰς τὸ πινάκιν,
Καὶ ψήσετε μικρούτζικον κεφάλιν κρομυδίτζιν,
Καὶ βάλετε λιγούτζικον ἐλάδιον νὰ μυρίσῃ,
Καὶ φλισκουνίτζιν ὀλίγον διὰ τὴν εὐωδίαν.
Εἰ δὲ διψήσει, δότε τον νερούτζικον ὀλίγον,
Καὶ πάλιν ἐξαφῆτέ τον ἄλλας καὶ τρεῖς ἡμέρας.

Laßt ihn allein drei Tage lang in ſtrengem Faſten liegen,
Und wenn die Zahl der Tage dann, die ich euch angab, um iſt,
So brüht in einem Tellerchen ein kleines bischen Krume,
Und kochet auch zugleich darin ein kleines Zwiebelköpfchen,
Und werft zum Wohlgeſchmack hinein die kleinſte der Oliven,
Und, daß es dufte, thut hinzu des Poley's ein klein wenig.
Wenn er nun dürſtet, gebt ihm dann ein wenig von dem Tränkchen,
Und laßt ihn liegen wiederum noch andere drei Tage.

Ein großer, trefflicher Arzt, ruft der Verf. nach dieſer Beſchreibung aus, der den Nektarios und Kanikles, den Aetios und ſelbſt den Hippokrates übertroffen hat und des Kaiſers Leibarzt zu werden verdient! Das Gedicht ſchließt mit der Bitte an den Kaiſer, den

armen Hilarion aus dem Kloſter des h. Philotheos (Theophilos), worin er bis jetzt geweſen, zu nehmen und in das des h. Georgios zu ſetzen, wo er beſſere Tage hofft.

So vieles Unterrichtende und Bemerkenswerthe dieſes Gedicht zur Geſchichte, beſonders zur Sittengeſchichte der Zeit liefert: ſo iſt doch das ſprachgeſchichtliche Intereſſe daran das überwiegende, und in dieſem Sinne beſonders hat es auch der würdige Herausg. bearbeitet. Seine Anmerkungen enthalten eine Fülle von Unterſuchungen, welche die Sprache jener Zeit rückwärts und vorwärts in die gehörige geſchichtliche Verbindung ſtellen, indem ſie bald auffallende und von der gewöhnlichen Gräcität abweichende Formen und Ausdrücke ſchon in alten Dialecten nachweiſen, oder die erſten Spuren eines Barbarismus in den Zeiten nach Alexander aufſuchen, bald deutlich machen, wie die Sprache des Ptochoprodromus ſo ſehr mit dem heutigen Griechiſch übereinſtimmt und die Barbarismen des letztern, die man oft zu leicht von Türkiſchen und Fränkiſchen Einwirkungen abgeleitet hat, größtentheils ſchon eben ſo vor ſieben Jahrhunderten im Munde des Volkes von Byzanz waren. In der That war die Volkſprache ſchon damals von dem Griechiſch, was man in den Schulen lernte, beinahe eben ſo verſchieden, wie etwa die **lingua romana rustica** des neunten Jahrhunderts vom claſſiſchen Latein; und gerade das vorliegende Gedicht ſetzt dieſen Unterſchied recht ins Licht. Die Eingänge, Schlußreden, ſo wie die eingeſtreuten Anreden an den Kaiſer, ſind in dem Schulgriechiſch und ſo geſchrieben, daß überall die Kenntniß alter Schriftſteller hindurchblickt, obgleich doch nicht ohne grammatiſche Fehler, indem Theodoros offenbar damals in ſeinen Studien noch nicht ſehr weit vorgerückt war und, wie er ſelbſt von ſich beſcheiden ſagt, als ein Neuling in der Grammatik hinter den Rhetoren und Philoſophen, die ſo ſchön zu ſchreiben und Verſe zu machen wüßten, ſo weit zurückblieb, wie eine Ameiſe hinter dem Löwen. Der Herausg. führt als ein Beiſpiel derſelben Verbindung alter und neuer Sprachen im jetzigen Griechenland ſehr paſſend an, daß man noch heutzutage bei Briefen an Vornehmere, die ſonſt in dem gewöhnlichen Jargon, der Romaike genannt wird, geſchrieben ſind, Eingänge und Schlußphraſen in ziemlich gutem Griechiſch anzufügen pflege, die dann gewöhnlich aus einem Briefſteller entlehnt werden, der ſchon in vielen unveränderten Auflagen zu Venedig erſchienen iſt. *Τὸ χρυσοῦν Ἐπιστολάριον* nennt es der Herausg., *τὸ ὁποῖον τυπόνεται, μετατυπόνεται, οὐδὲ θέλει ἴσως παύσειν νὰ τυπόνεται εἰς τὴν Βενετίαν, ἀπαράλλακτον ὡς ἐτυπόνετο πρὸ*

ἑκατὸν ἢ καὶ ἑκατὸν πεντήκοντα ἐτῶν, τώρα μάλιστα ὅτι κυβερνᾶται ἡ Βενετία ἀπὸ τὴν Αὐστριακὴν τοῦ Μετερνίχου βαθύνοιαν, ſetzt der Verf. hinzu, der auch in den Prolegomenen viel gegen Despotismus und Jeſuitismus eifert, aber, wie es zu gehen pflegt, auch mitunter ohne Grund ſich ereifert. Dieſes beſſere Griechiſch iſt nun durch mehrere der ſchon angeführten Stellen hinlänglich characteriſirt; dagegen ſcheint es paſſend, noch eine Probe der corrupten Volkſprache zu geben, wozu wir die Ermahnung des Vaters des Theodoros an ſeinen Sohn aus dem Anfange des erſten Gedichts wählen.

Ἀπὸ μικρόθεν μ' ἔλεγεν ὁ γέρων ὁ πατήρ μου,
Τέκνον μου, μάθε γράμματα, ἂν θέλῃς νὰ φελέσῃς.
Βλέπεις τὸν δεῖνα, τέκνον μου; πεζὸς ἐπεριπάτει·
Καὶ τώρα (βλέπεις) γέγονεν χρυσοφτερνιστηράτος
Ἀλογοτριπλοντέλινος καὶ παχυμουλαράτος.
Αὐτὸς, ὅταν ἐμάνθανεν, ὑπόδησιν οὐκ εἶχεν·
Καί τώρα (βλέπεις τον) φορεῖ τὰ μακρομύτικά του.
Αὐτὸς μικρὸς οὐδὲν ἴδεν τοῦ λουτροῦ τὸ κατώφλιν,
Καὶ τώρα λουτρικίζεται τρίτον τὴν ἑβδομάδα.
Ὁ κόρφος του βουρβούριζεν ψύρας ἀμυγδαλάτας,
Καὶ τώρα τὰ ὑπέρπυρα γέμει τὰ Μανολάτα.
Καβάδιν εἶχεν στούππινον τζαντζαλοφορεμένον,
Καὶ φόρην τὸ μονάλλαγος χειμὸν καὶ καλοκαίριν·
Καὶ τώρα (βλέπεις) γέγονεν λαμπροπουκαμισάτος,
Παραγεμιστοτράχηλος καὶ μορφοπροςωπάτος.
Αὐτὸς, ὅταν ἐμάνθανεν, ποτὲ δὲν ἐκτενίσθην,
Καὶ τώρα καλοκτένιστος καὶ μαυροτριχαράτος.
Καὶ πείσθητι γεροντικοῖς καὶ πατρικοῖς σου λόγοις,
Καὶ μάθε τὰ Γραμματικὰ, ἂν θέλῃς νὰ φελέσῃς.

Welche Stelle man, dem Tone des Originals nahe zu kommen bemüht, ungefähr ſo wiedergeben könnte:

Von Kindesbeinen ſagte ſtets mein Vater mir, der Alte,
Mein lieber Sohn, ſtudire nur, wenn du willſt reuſſiren.
Siehſt du den Mann, mein lieber Sohn; er ging zu Fuß ſpazieren,
Und jetzo, ſchauſt du, pranget er, als goldgeſpornter Ritter,
Auf reich bezäumtem Roſſe bald und bald auf feiſtem Maulthier.
Der, als er in die Schule ging, mußt' ohne Schuhe gehen,
Und jetzo, ſchauſt du, wandelt er in langen Schnabelſchuhen.
Der, wie er klein war, kannte nie die Schwelle eines Bades,
Und jetzo badet prächtig er dreimal in jeder Woche.

Deß Menſchen Buſen ſtarrte ſonſt von mandelgroßen Läuſen,
Und jetzo ſtrotzt er übervoll von Manueldors, den gelben.
Sein Mantel war von grobem Werg und hing umher in Lumpen,
Und einen Rock nur hatte er für gut' und ſchlechte Jahrszeit;
Und jetzo, ſchauſt du, prunket er mit ſeinem Unterhemde
Um ſein gemäſtet Unterkinn und ſeine rothen Backen.
Der, als er noch zur Schule ging, der wußte nichts vom Kamme,
Und jetzt erſcheint er wohlgekämmt mit glänzend ſchwarzer Haartour.
Drum folge du den Worten nur des Vaters und des Alten,
Und lerne und ſtudire brav, wenn du willſt reuſſiren.

Es möge uns erlaubt ſein, noch eine Betrachtung an dieſes Werk des Ptochoprodromos anzuknüpfen. Wenn wir mit dieſer Byzantiniſchen Poeſie die neugriechiſchen Volkslieder vergleichen, ſo müſſen wir geſtehen, daß Versmaß und Sprache der einen lebhaft an die andern erinnern. Aber eben ſo wenig werden wir läugnen können, daß in den letztern eine Ader iſt von einer viel edleren Art, als Alles, was aus dem faſt vertrockneten Quell des Byzantiniſchen Lebens entſprungen iſt. Dieſes Element nun eines innigern Lebens, eines wahrern und tiefern Gefühls, der echten unverfälſchten Natur, als einen Reſt von dem Geiſte der Völkerſtämme anzuſehn, welche die Landſchaften Griechenlands in alten Zeiten bewohnten, ſcheint nach den neuern Unterſuchungen über den Urſprung der heutigen Griechen höchſt mißlich. Wenn wir auch keineswegs alle Ausſprüche eines faſt leidenſchaftlich geſchriebenen Geſchichtswerkes gut heißen können: ſo hätte das doch lange ſchon nach den unabweislichen Zeugniſſen gleichzeitiger Schriftſteller anerkannt werden ſollen, daß Hellas und der Peloponnes im ſiebenten und achten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung von Sclavoniſchen Stämmen bewohnt wurden, (ſo daß man ſogar in Byzanz das alte Land der Hellenen ſammt Sparta und Athen Sclavonien nannte), daß damals die frühere Helleniſche Bevölkerung auf wenige Diſtricte beſchränkt oder mit den neuen Bewohnern verſchmolzen war und die Griechiſche Sprache, der Griechiſch-Chriſtliche Cultus erſt hernach wieder von Byzanz aus durch Eroberung in dieſe Gegend eingewandert ſind; woraus ſich auch wohl am beſten erklärt, warum man in Griechenland ſelbſt dieſe Sprache Romaike nennt. Ob, wenn dieſer Satz anerkannt wird, die heutigen Bewohner von Morea und Livadia ihren Stolz auf edle Vorfahren mehr an die Byzantiniſchen Griechen oder an die Stämme der ſüdlichen Slaven anknüpfen müſſen, wird dem kaum zweifelhaft ſein, der um beim Fache der Poeſie zu bleiben, dieſe Armſeligkeiten des Ptocho-

prodromos mit den vollen und ergreifenden Tönen der Serviſchen Nationalpoeſie vergleicht, von welcher die neugriechiſche in ſo vielen Stücken als ein Nachklang erſcheint. Wir für unſer Theil glauben der alten und neuen Zeit ſo am beſten ihr Recht zu geben, wenn wir das Griechiſche Volksleben als eine abgeſchloſſene Entwickelung der Menſchheit, als eine große Vorzeit, die nun völlig und durchaus dahin gegangen iſt, an ſeinen Ort ſtellen, das heutige Volk von Livadia und Morea aber als einen Zweig eines weitverbreiteten Völkerſtamms anſehen, der vielleicht noch ungepflegte Keime menſchlicher Bildung ans Licht zu fördern beſtimmt iſt und ſeiner eigentlichen Geſchichte erſt noch entgegenreift.

***Aeschyli** quae supersunt edidit Dr. Rudolphus Henricus **Klausen**. Volumen I. Orestea. Sectio I. **Agamemnon**.* **Gotha und Erfurt 1833. XXII und 341 S. in 8. Bildet den ſiebenten Band der Bibliotheca Graeca von Jacobs und Roſt.**

Eine wie ſchwierige Aufgabe, bei den Anforderungen unſerer jetzigen Alterthumskunde, eine allgemein befriedigende Bearbeitung des Aeſchylos ſei, iſt hinlänglich bekannt. Die gereifteſten Kritiker und Alterthumsforſcher werden, wenn ſie aufrichtig ſein wollen, bekennen müſſen, daß jede Tragödie des Aeſchylos längere Partieen oder doch einzelne Stellen enthalte, für die der rechte Schlüſſel noch nicht gefunden iſt, und daß eines Mannes Einſichten kaum hinreichen, um alle Schwierigkeiten zu löſen. Daß deſſen ungeachtet die Herausgeber der Bibliotheca Graeca die Bearbeitung dieſes Schriftſtellers einem jüngern Manne und gerade Herrn Profeſſor Klauſen aufgetragen, darin ſcheint dem Ref. die richtige Anſicht zu liegen, daß eine gewiſſe lebendige Friſche des Geiſtes, poetiſcher Sinn und Geſchmack, dabei ein Heimiſchſein in den religiöſen Vorſtellungen und der Weltanſchauung des Dichters, wie es Herr Klauſen durch mehrere Arbeiten auf vorzügliche Weiſe an den Tag gelegt hat, eine weſentliche Förderung der Hauptaufgabe, des zuſammenhängenden Verſtändniſſes des Dichters, zu erwarten berechtige. Daß dieſe Erwartung nicht getäuſcht worden ſei, ſagt der Ref. mit feſter Ueberzeugung, wie Vieles auch noch zu thun ſein mag, ehe allen Anſprüchen genug gethan ſein wird.

Der Herausgeber ſagt es ſelbſt, daß er ſich Erforſchung des Zuſammenhangs der Gedanken, ſowohl in den einzelnen Partieen, als auch im Ganzen des Stücks, hauptſächlich habe angelegen ſein laſſen; und der größte Theil ſeines Commentars iſt mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt. In der That war dies der bis dahin am meiſten vernachläſſigte und doch zugleich der allernöthigſte Theil der Bearbeitung. In dem Commentar des verewigten Schütz und in den Arbeiten einiger andern Gelehrten über Aeſchylos, hat es dem Ref. immer geſchienen, herrſche eine Vorſtellung von dieſem Dichter, in welcher weit mehr der erhabene Schwung der Gedanken, die Kühnheit des leidenſchaftlichen Ausdrucks, das Großartige und Prachtvolle der Bilder, anerkannt wird, als die ſcharfe Beſtimmtheit und genaue Verkettung aller Vorſtellungen zu Gebilden, die bis in alle Züge charakteriſtiſch gezeichnet ſind; man hat, ſo ſcheint es dem Ref., bei Aeſchylos oft allgemeine Ausſprüche von Gedanken und Ausdrücke von Empfindungen, die an vielen andern Stellen auch paßten, vorausgeſetzt, wo der Dichter ſein ſehr beſtimmtes Thema mit aller Kräftigkeit antiker Anſchauungsweiſe durchführt.

Nach der Einrichtung der vorliegenden Ausgabe des Agamemnon folgt auf die Praefatio, in der der Herausg. den Zweck ſeiner Arbeit und die ſonſt ſchon bekannten Hilfsmittel der Kritik angibt, ein Summarium, welches den Gang des Drama und die Charaktere der Perſonen auf eine befriedigende Weiſe erörtert. Den Ideenzuſammenhang, der durch die ganze Trilogie geht, wird Herr Klauſen erſt bei der Ausgabe der Eumeniden behandeln. In der damit verbundenen kurzen Erörterung über die Einrichtung der Bühne finden wir Einiges, dem wir weniger beiſtimmen können. Der Wächter, wird angenommen, befinde ſich während des Prologs auf dem Theil der Bühne, welcher θεολογεῖον heiße. Aber Pollux erwähnt, außer dieſem allein für Göttererſcheinungen beſtimmten Platze oberhalb der Scenen-Mauer, ein beſonderes φρυκτώριον, eine Warte für Feuerzeichen, welche ohne Zweifel einen maſſiv hervorſpringenden Theil des königlichen Pallaſtes bildete (IV, 127. 129). Die Mittelthüre der Bühne ſetzt der Herausg. ſo breit, daß durch ihre Oeffnung, welche V. 1294 (1372) bewerkſtelligt werde, das Innere des Pallaſtes ſichtbar geworden ſei, namentlich auch die Badewanne, in welcher Agamemnon ſeinen Tod gefunden. Aber wenn auch — was nach der Conſtruction des alten Theaters kaum möglich war — ein hinter dieſer Pforte befindlicher Gegenſtand von allen oder auch nur den meiſten Zuſchauern hätte geſehen werden

können: ſo konnte doch gewiß nicht ein Schauſpieler von dieſem weit zurückliegenden Orte aus ſo lange Reden führen, wie Klytämneſtra V. **1294** ff. thut, indem ſie ſich, nach beſtimmter Ausſage, dabei noch auf dem Flecke befindet, wo ſie den Agamemnon erſchlagen (*ἕστηκα δ' ἔνϑ' ἔπαισα* V. 1301). Es bleibt alſo nur übrig, daß das Innere des Hauſes, welches der Chor und das Publikum von V. 1294 an ſehen, durch die *ἐκκύκλημα* genannte Maſchinerie auf die Bühne geſchoben werde. Die Greiſe haben V. **1293** beſchloſſen, in das Haus hineinzudringen und mit eigenen Augen zu ſehen, was vorgegangen; dieſer Beſchluß muß hernach ausgeführt werden; da aber der Chor nach der Einrichtung des Stücks nicht ganz abgehen und verſchwinden kann: ſo kommt dafür das Innere des Hauſes heraus, und dieß gilt nach einer Fiction, die man ſich, ſo fremdartig ſie uns auch iſt, bei den alten Dramen gefallen laſſen muß, für gleichbedeutend damit. Indeſſen darf man nun nicht verlangen, daß alsdann der Begriff des durch das Ekkyklem vorgeſtellten Locals ſtreng feſtgehalten werde; bei der Freiheit, mit der die alte Kunſt überhaupt das Lokal behandelt, konnte ſie ſich auch eine Vermiſchung des innern und äußern Lokals gefallen laſſen, wie ſie wirklich nachgewieſen werden kann. Der Ref. hofft, auch den Herausg. noch einmal von der Richtigkeit dieſer von ihm (Zeitſchr. für Alterthums-Wiſſ. **1834**. Nr. **40**) beſtrittenen Theorie des Ekkylems zu überzeugen. Ferner behauptet der Herausg., daß vor dem königl. Hauſe die Götterbilder ſtänden, welche Aeſchylos *ἀγώνιοι ϑεοὶ* und *δαίμονες ἀντήλιοι* nenne, weil die Fronte des Hauſes gegen Oſten liege. Das Letztere nimmt der Ref. vollkommen an, aber nicht die Identität der *ἀντήλιοι* und *ἀγώνιοι ϑεοὶ*, gegen welche der Gang und Fortſchritt der Stelle V. **466** deutlich ſpricht. Der Herold, der in die Heimat zurückkehrt, begrüßt dort zuerſt das Land und Sonnenlicht, den oberſten Herrſcher des Landes Zeus, den Apollon Pythios und die *ἀγώνιοι ϑεοὶ* überhaupt, beſonders darunter noch den Heroldsgott Hermes, auch die Heroen, die aus ihren unterirdiſchen Lagerſtätten (*ϑήκαις*) dem Heldenheere glücklichen Auszug zum Kriege verliehen haben, dann, indem er mit ſteigender Lebhaftigkeit von neuem anhebt, den Pallaſt des Königs, die ehrwürdigen Rathſitze (die vor den Palläſten der Könige angebracht zu werden pflegten), und die der Sonne entgegenſchauenden Götter, welche den rückkehrenden Herrſcher mit ihren ſtrahlenden Augen willkommen heißen ſollen. Hiernach gehören offenbar die *ἀγώνιοι ϑεοὶ* dem Lande und der Stadt im Ganzen an, und es wird kaum zu bezweifeln ſein, daß ihre Altäre ſich nicht auf der Bühne

vor dem Königshauſe, ſondern in der Orcheſtra befanden, welche als ein öffentlicher Platz (als ein λαῶν χῶρος, Schutzfleh. 954) zu denken iſt. Der Ausdruck ἀγώνιοι ϑεοὶ bezeichnet, nach dem Zuſammenhange der poetiſchen Sprache und beſtimmten Zeugniſſen, nichts als ἀγοραῖοι ϑεοὶ, und zwar wohl nicht, weil der Markt ein Ort von Kämpfen der Rede und Meinung war: ſondern umgekehrt, ἀγὼν hieß urſprünglich ganz allgemein Verſammlung, von welcher Art immer, zum Cultus, zur Berathung, zu Gaſtmählern oder Feſtſpielen, und erſt allmälig hat ſich das Wort in der beſchränkteren Bedeutung eines Wettkampfs feſtgeſtellt. Daß in zwei auf einander folgenden Verſen Apollon ἐπαγώνιος (oder ἀπαγώνιος), d. h. Schützer im Kampfe, genannt und die ἀγώνιοι ϑεοὶ erwähnt werden, kann darnach wohl nur für einen zufälligen Umſtand gelten, wodurch Nichts über Bedeutung der Ausdrücke beſtimmt werden ſoll. Daß die Bühne in den Choephoren ganz ebenſo wie im Agamemnon eingerichtet geweſen, iſt eine ſehr einleuchtende Bemerkung des Herausg., indem der Pallaſt der Atriden in den beiden Stücken ganz unverändert erſcheinen mußte: wodurch denn die Scenen-Einrichtung des einen Stücks mit durch das andere erläutert werden kann.

Hierauf folgt in der vorliegenden Ausgabe der Text mit untergeſetzten meiſt critiſchen Noten, welche außer der Angabe der Lesarten oft auch die Gründe der getroffenen Wahl anzeigen — wobei der Herausg. immer bemüht iſt, den handſchriftlichen Lesarten, wo möglich, einen Sinn abzugewinnen —; dann der erklärende Commentar, in welchem Entwickelung der Gedanken als Hauptſache behandelt und aus grammatiſchen und antiquariſchen Kenntniſſen das Nöthigſte zum Verſtändniß beigebracht wird. Eine genauere Würdigung wollen wir in einigen einzelnen Stellen verſuchen.

Die Schwierigkeiten des Prologos hat der Herausg. im Ganzen mit richtigem Sinne behandelt und die Vorwürfe, die ihm von Andern gerade hierüber gemacht worden ſind, ſcheinen dem Rec. größtentheils auf einer geringern Auffaſſungsgabe zu beruhen. Nur wünſchen wir noch dieß berückſichtigt zu ſehen. Daß φρουρᾶς ἐτείας μῆκος gerade die jährige Dauer der Nachtwache bezeichnen ſoll, erhellt daraus, daß der Wächter gleich darauf ſagt: er kenne nun völlig (κάτοιδα) die Schaar der Geſtirne und insbeſondere die den Sterblichen durch Aufgang und Untergang Sommer und Winter bringenden Hauptgeſtirne (worunter Pleiaden, Hyaden, Orion, Sirius, Arktur und einige andere verſtanden werden). Dadurch wird nämlich von neuem geſagt, daß er ziemlich ein Jahr von ſeiner Warte

den Sternenhimmel angeſchaut. *Καὶ νῦν φυλάσσω* V. 8 ſteht nicht dem *καὶ τοὺς φέροντας* V. 5 entgegen, welches letztere *καὶ* nur das Vorige näher ſpecificirt, ſondern eben dieſem *φρουρᾶς ἐτείας μῆκος*: das ganze Jahr ſchon flehe ich die Götter um das erſehnte Zeichen an; auch jetzt harre ich. — Wie aber Aeſchylos den Wächter gerade ein Jahr auf ſeinem Poſten ſtehen laſſen konnte, wird man begreifen, wenn man annimmt, daß Klytämneſtra, des Vorzeichens von den neun Sperlingen Il. VI, 327 eingedenk, gleich beim Beginn des neunten Jahres die Wache angeordnet habe, die Eroberung Troja's aber erſt beim Beginn des zehnten Jahres angenommen werde, wie die Alten in der Regel angeben. Bei der weitern Nachforſchung über den Gegenſtand macht das noch nicht ganz befriedigend erklärte *ἀμφὶ Πλειάδων δύσιν* V. 758 Schwierigkeit, vergl. indeß Böckh Corp. Inscr. Graec. T. II. p. 330.

Auf den Prologos folgt die große lyriſche Partie V. 40—232 oder 257. (Anapäſtiſche Parodos V. 40—103. Meliſche Parodos 104—146. Erſtes Staſimon 147—232), deren Gedankengang und Zuſammenhang der Herausg. befriedigend erörtert. Man iſt hier jetzt wenigſtens ſo weit, die großartige Entwickelung der Gedanken vollkommen überſehen zu können. Doch bleiben als Stellen, worüber noch große Dunkelheit verbreitet iſt, immer noch V. 70. 101 ff. 151. 155. 227 ff. zurück. Den Anfang der meliſchen Parodos ſchlagen wir vor, in Mehrerem vom Herausgeber abweichend, zu ſchreiben: *Κύριός εἰμι θροεῖν ὅδιον κράτος αἴσιον ἀνδρῶν Ἐκτελέων (ἔτι γὰρ θεόθεν καταπνείει Πειθὼ μολπᾶν Ἀλκᾷ σύμφυτος αἰών)· Ὅπως Ἀχαιῶν δίθρονον κράτος, Ἑλλάδος ἥβας Ξύμφρονα ταγὰν, Πέμπει σὺν δορὶ καὶ χερὶ πράκτορι θούριος ὄρνις* u. ſ. w. „Ich fühle mich ſtark, den verhängnißvollen Auszug der erhabenen Männer zu verkünden (denn noch haucht mir durch Götterhilfe die Zuverſicht der Lieder das der Kraft nicht abgeſtorbene Alter ein): wie ein mutherregendes Vorzeichen die doppelte Königsmacht der Achäer, die einträchtige Führung Helleniſcher Jugend, zum Kriegzug anfeuerte u. ſ. w." Die Schwierigkeiten der Conſtruction, welche die Erzählung von Iphigeneia's Opfer noch drücken, will der Herausg. dadurch beſeitigen, daß er zweimal V. 178. 197. annimmt, *ἐπεὶ* ſtehe für *ἔπειτα*; aber wo wären die Beiſpiele und die Analogieen für eine ſolche Verwechſelung dieſer Partikeln? Vielmehr findet ſich hier bei Aeſchylos eine Periode, ähnlich wie ſie auch bei Herodot vorkommen und der Kindheit des periodiſchen Stils angehören, die ſich in ungelenker Verkettung zahlreicher Glieder, mit vielen Einſchiebungen und

darum auch mit Wiederholungen der ſonſt zu ſehr in den Hintergrund tretenden Begriffe, ſchwerfällig und ſchleppend fortbewegt. Der Grundbau dieſes Satzgefüges iſt nämlich: *Καὶ τόϑ' ἡγεμὼν ὁ πρέσβυς μάντιν οὔτινα ψέγων . . ., εὖτ' ἀπλοίᾳ κεναγγεῖ βαρύνοντ' Ἀχαιϊκὸς λεὼς . . ., ἐπεὶ δὲ καὶ πικροῦ χείματος ἄλλο μῆχαρ βριϑύτερον πρόμοισιν μάντις ἔκλαγξε . . . ., ἄναξ δ' ὁ πρέσβυς τόδ' εἶπε φωνῶν . . .· ἐπεὶ δ' ἀνάγκας ἔδυ λέπαδνον . . ., τόϑεν τὸ παντότολμον φρονεῖν μετέγνω.* Um hier die doppelte Adverſativpartikel in *ἐπεὶ δὲ καὶ* und *ἄναξ δὲ* zu rechtfertigen, denke man ſich dieſen Theil des Satzes mehr proſaiſch, nach einer ziemlich bekannten Form, ſo geſtaltet: *Ὁ ἡγεμὼν ὁ πρέσβυς, ὅτε μὲν ἀπλοίᾳ βαρύνοντο, τότε μὲν μάντιν οὔτινα ἔψεγεν· ἐπεὶ δὲ καὶ πικροῦ χείματος ἄλλο μῆχαρ . . . τότε δὲ ἄναξ ὁ πρέσβυς τόδ' εἶπε φωνῶν.* Nun iſt zwar der Hauptſatz des erſten Gliedes in ein Particip verwandelt, aber die adverſative Bezeichnung bleibt dabei doch ſowohl bei dem Haupt- als auch bei dem Nebenſatze des entgegengeſetzten Gliedes. Der Dichter ſagt hiernach: Agamemnon, der den Ausſpruch keines Weiſſagers zurückwies, damals als ſeine Flotte in Aulis aufgehalten wurde, der konnte doch, als das Opfer der Tochter von ihm gefordert wurde, lange nicht darein willigen: als er aber erſt der Nothwendigkeit ſich zu ſchmiegen anfing und in ſeinem Entſchluſſe wankend wurde, da änderte er bald ſeinen Sinn zu dem frevelhafteſten Erkühnen. Aus dieſem Zuſammenhange folgt zugleich, daß die Ueberlegung, die Agamemnon anſtellt, bevor er *ἀνάγκας ἔδυ λέπαδνον*, zu dem Schluſſe führen muß, die Tochter nicht zu opfern; wenn dies nicht entſchieden ausgeſprochen wäre, könnte nicht hernach von einer *φρενὸς δυσσεβὴς τροπαία* die Rede ſein. Wie aber dieſe Verwerfung in den Worten des gewöhnlichen Textes, welchen auch Herr Klauſen beibehalten, *πανσανέμου ϑυσίας — ἐπιϑυμεῖν ϑέμις· εὖ γὰρ εἴη*, enthalten ſein könne, iſt nicht zu begreifen, und überhaupt in dem *εὖ γὰρ εἴη* in dieſem Zuſammenhang ſchwerlich ein klarer Sinn nachzuweiſen. Gewiß wird dagegen die richtige Gedankenfolge hergeſtellt, wenn man ſich entſchließt mit dem Ref. zu ſchreiben: *ἐπιϑυμεῖν Θέμις οὐ παρείη* (wo das Fehlen der Partikel *ἂν* durch hinlängliche und bekannte Beiſpiele derſelben Art geſchützt wird). Dann wird Agamemnon's Schwanken zwiſchen zwei Uebeln — dem Aufgeben des Zuges gegen Troja und dem Opfer der Iphigeneia — ſo geſchildert, wie es der Fortgang der Gedanken erfordert, daß ſeine entſchiedene Abneigung gegen die letztere Wahl deutlich wird: „Wie ſoll ich die Flotte verlieren, die Bundesgenoſſenſchaft aufgeben. Denn nach dem

Opfer, welches die widrigen Winde allein abwenden kann, nach dem Jungfrauen=Blut mit wilder Gier zu begehren (*ὀργᾷ περιόργως ἐπιθυμεῖν*), das wird Themis nicht geſtatten. Als er aber erſt dem Joche der Nothwendigkeit ſich geſchmiegt hatte, von gottloſer Sinnes=änderung, unheiliger, unſeliger, ergriffen: da kehrte ſich ſein Entſchluß zu dem frevelhafteſten Erkühnen.“ Im Folgenden wird die Conſtruction durch eine kleine Aenderung herzuſtellen ſein: *Λιτὰς δὲ καὶ κληδόνας πατρῴους Παῤ οὐδὲν αἰῶ τε* (*αἰῶνα* vg.) *παρθένειον ἔθεντο φιλόμαχοι βραβῆς*, wobei wir uns auf **Bekkeri Anecd. Gr. p. 363.** *Αἰῶ τὸν αἰῶνα κατὰ ἀποκοπὴν Αἰσχύλος εἶπεν* ſtützen, vergl. Ahrens **Progr. Gymn. Ilfeld. Apr. 1832. p. 16.**

Indem wir Andres in dieſem an Schwierigkeiten ſo reichen Chorgeſange übergehen, wenden wir uns zum erſten Epeiſodion, wobei wir weit weniger Anlaß zu Abweichungen von dem Herausg. finden. Eine Hauptſchwierigkeit macht indeß V. **251**, wo der Chor zu der Klytämneſtra ſagt: *Ἀλλ' ἦ σ' ἐπίανέν τις ἄπτερος φάτις;* ohne daß man begreift, warum der Ruf, der die Königin getäuſcht haben ſoll, ein ungeflügelter genannt wird. Die Meinung des Herausg., daß die ungeflügelte Rede die Ahnungen und Gedanken bedeute, die noch nicht in geflügelte Worte übergegangen wäre, können wir deswegen nicht theilen, weil zwiſchen ungeflügelt und unausgeſprochen ein zu großer Sprung iſt, als daß man das Eine ohne Weiteres für das Andere ſetzen könnte. Den Ref. hat längere Betrachtung der Stelle darauf geführt, daß in dieſer Stichomythie zwei Verſe ausgefallen ſeien, in denen von einem Augurium geſprochen wurde, durch welches Klytämneſtra die Nachricht von Trojas Fall erhalten haben könne. Der Fortgang der Rede würde dann, mit unſerer Einſchaltung, dieſer ſein: Chor: Welches ſichere Zeichen haſt du von Troja's Eroberung? Klyt.: Ich habe ein ſolches; ſicherlich, wenn mich der Gott nicht betrogen. Chor: Haben dich etwa Traumerſcheinungen davon überredet? Klyt.: Ich möchte mich nicht von dem ſchlafenden Geiſte belehren laſſen. (Chor: Oder hat eines Vogels Flug und Stimme dir ſolche Hoffnungen erweckt? Klyt.: Ich lauſche nicht ſo flüchtigen Zeichen.) Chor: Dann hat dich wohl eine ungeflügelte Rede, das Gerücht der Menſchen, ſo mit Freude erfüllt? Klyt.: Du ſchiltſt mich nach Art eines jungen Mädchens aus.

Wir übergehen einige für das Ganze minder wichtige Ausſtellungen und wenden uns zu dem Staſimon von V. **342** bis **446** (**367—487**), deſſen Gedankengang der Herausg. auf befriedigende

Weiſe entwickelt. Die Hauptſache iſt, daß der Chor von der Frevelthat des Paris ausgeht, die, aus Uebermuth hervorgegangen, von der gerechten Strafe ereilt worden ſei, und daß er, indem er die Folgen dieſer Frevelthat, die Leiden des Trojaniſchen Krieges, entwickelt, zugleich auf die Beſorgniſſe geführt wird, die der durch ſo viel Blutvergießen gewonnene Ruhm des Agamemnon ihm einflöße, indem ein ſolcher der Nemeſis am meiſten unterliege. Hierauf ſchließt der Chor mit dem Bekenntniß: er wünſche ſich ein neidloſes Glück, weder Städteeroberer zu ſein, noch auch von Andern in Knechtſchaft geſchleppt zu werden. Wenn es klar iſt, daß hiermit der Gang der Vorſtellungen und Empfindungen, die in dieſem Staſimon entwickelt werden ſollen, ſeinen vollkommenen Schluß erreicht hat, ſo ſehen wir nicht, wie die folgenden Verſe, die in gar keinem innern Zuſammenhange damit ſtehen, als eine Epodos dieſes Chorlieds betrachtet werden können, da eine Epodos gerade immer erſt den Abſchluß und die Vollendung des lyriſchen Ganzen enthalten muß. Dieſe Verſe, **434** bis **446** (**475—487**), drücken Mißtrauen gegen die Feuerzeichen, die die Eroberung Troja's gemeldet haben, aus und ſtehen dadurch weit mehr mit dem folgenden Dialog als dem vorigen ruhig betrachtenden Geſange in Verbindung. Ebenſo iſt das Versmaß dieſer Stelle von dem meiſt trochaiſchen und logaödiſchen Metrum des Staſimon weſentlich verſchieden: jambiſche Trimeter mit trochaiſchen Reihen gemiſcht, denen jambiſche Dipodieen vorausgehen. Achtet man auf dieſe Einmiſchung von Trimetern, die Aeſchylos wohl nie als in kommatiſchen, von Einzelnen geſungenen Liedern angewandt hat, auf die äußere Verbindungsloſigkeit der Sätze und zugleich auf die deutliche Verſchiedenheit in den Meinungen, welche über die Feuerzeichen geäußert werden, indem in dem einen Satze bloß an ihrer Glaubwürdigkeit gezweifelt, in dem zweiten dieſe entſchieden verworfen wird: ſo wird man ſich überzeugen, daß hier drei einzelne Perſonen des Chors, wahrſcheinlich die drei Protoſtaten, ſich mit einander unterreden. Der Rec. würde alſo dieſem Stücke etwa dieſe Geſtalt zu geben gerathen haben:

1\. *A.* *Πυρὸς δ' ὑπ' εὐαγγέλου πόλιν διήκει θοὰ βάξις· εἰ δ' ἐτητύμως*
Τίς οἶδεν, ἤτοι θεῖόν ἐστιν ἢ ψύθος.
B. *Τίς ὧδε παιδνὸς ἢ φρενῶν κεκομμένος,*
Φλογὸς παραγγέλμασιν νέοις πυρωθέντα καρδίαν ἔπειτ' ἀλλαγᾷ λόγου καμεῖν;

Γυναικὸς αἰχμᾷ πρέπει τρὸ τοῦ φανέντος χάριν ξυναινέσαι·
Γ. *Πιθανὸς ἄγαν ὁ θῆλυς ὅρος ἐπινέμεται*
Ταχύπορος· ἀλλὰ ταχύμορον
Γυναικογήρυτον ὄλλυται κλέος.

Zur Rechtfertigung der metriſchen Anordnung iſt nur zu bemerken, daß auf dieſe Weiſe die größte Uebereinſtimmung des Versbaues entſteht, indem alle Verſe jambiſch beginnen und entweder nach einer Dipodie in katalektiſche trochaiſche Tetrapodieen übergehen, die einmal auch von einer Dipodie unterbrochen werden (V. **1. 4. 5. 8.**), oder zu jambiſchen Trimetern (**2. 3. 6.**) oder einem jambiſchen Dimeter (**7**) anwachſen. Die Auflöſungen im letzten Trimeter und Dimeter mahlen ſchön das flüchtig Vorübergehende des von Weibern verbreiteten Gerüchtes. Warum aber überhaupt an dieſer Stelle Aeſchylos den Chor in dieſer zwiſchen Lyrik und Dialog in der Mitte ſtehenden Weiſe von der Glaubwürdigkeit der Feuerzeichen reden läßt, davon muß allerdings ein beſonderer Grund nachgewieſen werden, der auch nicht ſehr fern liegt. Wir erfahren nämlich V. **553**, daß auf Befehl der Klytämneſtra am Ende der Opferfeierlichkeiten, die an vielen Altären durch die ganze Stadt begangen wurden, ein *ὀλολυγμὸς* erſchollen war, der nach dem Zuſammenhange jener Stelle und des ganzen Stücks nicht früher, aber auch nicht ſpäter, als am Ende des Chorgeſanges, V. **433**, ſeine Stelle finden konnte. Indem der Chor dieſen aus der Nähe und Ferne vernimmt und die Verbreitung der Freudenbotſchaft durch die ganze Stadt daraus ſchließt: wird er lebhaft ergriffen und zu einer lyriſchen Empfindung angeregt, die aber bei dem bedächtigen Charakter dieſer Greiſe in zweifelnde Betrachtung übergehen und ebenſo dem Versmaße nach in Trimeter herabſinken mußte.

Indem der Ref. hier in ſeinen den Text und Commentar betreffenden Bemerkungen abbricht, bleibt ihm übrig, einige Worte über die am Schluſſe hinzugefügte Abhandlung: **de metris et numeris**, zu ſagen. In dieſer Abhandlung herrſcht ein ſehr erfreuliches Streben nach einem gründlichen Verſtändniß der ſtrophiſchen Compoſition. Herr Klauſen erörtert ausführlicher und genauer, als es bei irgend einem Stücke eines Tragikers geſchehen iſt, welches Metrum in jeder Strophe das Hauptthema ſei, wodurch die Compoſition ihren Grundcharakter erhält, und wie durch Miſchung dieſes Hauptrhythmus mit andern Versgliedern ein Leben und eine Bewegung hineinkomme, die bis zu einem gewiſſen Abſchluſſe in einem nothwendigen Gange fortläuft. Die Aufgabe iſt dadurch für dieſe Tragödie ſo gefördert,

daß nun auch manches feinere Geſetz, welches ſich Aeſchylos gemacht, wird zur Sprache kommen können. Wir übergehen kurz das daktyliſche Lied der Parodos (V. **104—146**, wo wir nur die Spondeen für Daktylen verwerfen und *'Ατρεΐδας* und *δημιοπληθέα* ſchreiben und in der Epode V. **137** mit **138** und V. **140** mit **141** verbinden würden), und wenden uns, um ein Beiſpiel zu jener Bemerkung zu geben, zu dem erſten Staſimon, wo der Herausgeber ſehr richtig bemerkt, daß in der erſten und zweiten Strophe der **Dimeter trochaicus catalecticus** (genauer: die **tetrapodia trochaica catalectica**), in den übrigen aber die, in der Regel mit einer jambiſchen Dipodie verbundene, **tripodia trochaica acatalectos** das Thema bilde: welchem meiſt durch dactyliſche und logaödiſche Schlußſtücke mehr Mannigfaltigkeit und Bewegung mitgetheilt wird. Dieſer Uebergang aus der Tetrapodie in die Tripodie, der offenbar mit dem melancholiſchen Tone zuſammenhängt, welchen das Gedicht in der dritten Strophe annimmt, iſt ſicher ein Hauptſtück in der Compoſition des Gedichts und darum ſo feſtgehalten und durchgeführt worden, daß die beiden erſten Strophen gar keine Tripodie, die beiden folgenden gar keine Tetrapodie enthalten. Denn das einzige Gegenbeiſpiel, welches ſich noch nach der Conſtitution des Herausg. findet, V. **177. 189**, iſt offenbar nicht als Tetrapodie, ſondern als Tripodie, aber katalectiſch, mit einer Ekbaſis, zu nehmen, und in der Antiſtrophe mit Blomfield *'Ρείθροις πατρῴους χέρας πέλας βωμοῦ* (ſtatt des durch den Spondeus ſehr anſtößigen *βωμοῦ πέλας*) zu ſchreiben. Die fünfte Strophe dagegen erhält ihren Character dadurch, daß in ihr die beiden Themata mit einander vereinigt und verſchmolzen werden. Denn nachdem die akatalectiſche Tripodie im zweiten Verſe an gewohnter Stelle wiedergekehrt iſt und ſich im dritten zu einer Pentapodie derſelben Art erweitert hat, tritt im vierten wieder die katalectiſche Tetrapodie hervor und verbindet ſich im fünften ſchön mit jener Tripodie als dem abſchließenden Gliede, wenn man nämlich nicht mit dem Herausg. hier zwei Verſe ſtatuirt, ſondern als ein Ganzes fortlieſt: *Θέλουσ' ἐπεὶ πολλάκις πατρὸς κατ' ἀνδρῶνας εὐτραπέζους;* υ –́ υ — | –́ υ — υ — υ | –́ υ — υ — υ. Dieſelbe Bemerkung — daß der rhythmiſche Bau noch klarer hervortritt, wenn man hin und wieder die Versglieder noch mehr verbindet, als der Herausg. gethan, der ſonſt ſchon viel darin gethan — machen wir beim zweiten Staſimon, V. **342—433**, welches, bei größerer Ausdehnung und mannigfacherer Ausbildung der Strophen, doch in der Hauptſache einen entſprechenden, aber gerade umgekehrten Gang nimmt, indem die

erſte Strophe die durch eine jambiſche Dipodie eingeleitete trochaiſche akatalectiſche Tripodie zum Thema hat, aber damit die katalectiſche Tetrapodie verbindet, und dann beide auch in der zweiten Strophe mehrfach neben einander vorkommen, dagegen in der dritten Strophe im erſten Theile — denn die Clauſuln der Strophen ſind in dieſem Staſimon durchaus logaödiſch — nur die Tetrapodie gefunden wird und die Tripodie ganz verſchwindet. Alles dies wird aber erſt deutlich, wenn man einige längere Verſe herſtellt und z. B. V. **345—347** zu dem Verſe *v* –́ *v* – | –́ *v* – | **2** –́ *v* – *v* – *v* – | –́ *v* – und V. **348—350** zu *v* –́ – | **3** –́ *v* – *v* – *v* verbindet; wozu man um ſo mehr berechtigt iſt, da Verſe, die ſo ſchwer anheben und ſo leicht abbrechen, wie *πέφανται δ' ἐκγόνοις*, wohl nirgends mit Sicherheit nachzuweiſen ſein möchten. Dies würde wohl das Bedeutendſte ſein, was der Ref. an der ſonſt ſehr verdienſtlichen metriſchen Conſtitution, die der Agamemnon durch den Herausg. erhalten hat, noch auszuſetzen hätte.

E lithographia Regia, typis C. A. Rhallis. Inscriptiones Graecae ineditae. Collegit edidit Ludovicus Rossius, Holsatus Phil. D. Aa. Ll. M. antiquitt. regni Graeciae conservandis colligendisque praef. Fasciculus I. Insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae. **III und 38 S. in 4. nebſt 8 Tafeln in Steindruck. Nauplia.**

Wir begrüßen dieſen Erſtling der gelehrten Literatur aus dem neuen Königreich Griechenland, wie der Herausgeber ſein Werkchen ſelbſt in der Zueignung an den König der Griechen nennt, mit um ſo lebhafterer Freude, je größer die Schwierigkeiten waren, die überwunden werden mußten, ehe er ans Licht treten konnte. Man kann ſich leicht denken, wie ſchwer alle literariſchen Arbeiten, die über die Aufzeichnung von Beobachtungen hinausgehen, welche an den Denkmälern ſelbſt gemacht werden, in einem Lande auszuführen ſind, das noch zu viel damit zu thun hat, ſich die Bedingungen ſeiner politiſchen Exiſtenz zu ſichern, um für Bibliotheken u. dergl. ſorgen zu können. Die Koſten der Bekanntmachung hatte die Regierung übernommen, und die aus der Königl. Lithographie zu Nauplia hervorgegangenen

Steindrücke der Inſchriften laſſen an Deutlichkeit und Sorgfalt der Arbeit kaum etwas zu wünſchen übrig. Weniger gefällig iſt die typographiſche Ausſtattung, die die Königl. Druckerei nicht übernehmen konnte, da ihre Preſſen in der ganzen Zeit, wie der Verf. ſagt, mit dem Druck von Geſetzen und Verordnungen überhäuft waren.

Die Sammlung von Inſchriften, wovon das erſte Heft vor uns liegt, enthält nur unedirte Denkmäler, oder doch ſolche, die bisher nicht in ſo genauen Kopieen bekannt gemacht worden waren. Sie würde viel reicher ſein können, wenn nicht Hr. Dr. Roß ſo viele neuerlich gefundene und von ihm copirte Steinſchriften für Böckh's **Corpus Inscriptionum Graecarum**, andere für Schorn's Kunſtblatt mitgetheilt hätte, die hier nicht von neuem erſcheinen ſollen; auch haben gewiß noch Andere, wie der Ref., Anlaß, die zuvorkommende Liberalität dieſes trefflichen Gelehrten zu preiſen, den ein gutes Geſchick an dieſen Platz geführt hat, um Schätze gemein zu machen, die wohl manche Andere nur gehütet und vor fremden Augen bewahrt wiſſen wollen.

Unter den Argiviſchen Inſchriften (n. 54—59) iſt eine neue Kopie des ſchon im **Corpus Inscr. n. 17** publicirten alterthümlichen Denkmals, die zwar nur um wenige Zeichen vollſtändiger iſt, als die früher vorhandene Abſchrift, aber dabei ſo genau und ſorgfältig gemacht, daß man erſt dadurch eine vollkommen klare Vorſtellung von dem Ganzen bekommt. Indem wir ſie hier mit gewöhnlichen Buchſtaben wiedergeben, müſſen wir bemerken, daß auf dem Stein das O einen Punkt in der Mitte, das *Θ* ein Kreuz, das *Λ* dieſe Geſtalt ⊦, das *Δ* dieſe D hat, und zwiſchen den Zeilen doppelte Linien eine nicht ungefällige Abſonderung bilden.

. . OONANEΘEKE
τεNTEAIΣXΥΛΛΟς
ΘIOΠOΣTOIΣΔAM
OΣIOIΣENAEΘΛO
IΣ : TETPAKITEσ
ΠAΔIONNIKEKAι
ΔIΣTONOΠAITAν

Ergänzt ſind hierbei nur die wenigen Buchſtaben, die mit kleiner Schrift bezeichnet ſind, und die Form der Inſchrift ergibt, daß man auch nicht einen einzigen über dieſe Zahl hinzufügen darf. Sonſt iſt nur in Z. **3** der letzte Buchſtabe vervollſtändigt und in Z. **2** ein ⊦ und + vertauſcht, denn eigentlich ſteht *IΣΔΥXΛO* in der Roſſiſchen

Kopie. Der erſte Buchſtabe iſt ein leerer Kreis und kann ein *O*, *Θ*, *Φ* geweſen ſein. Hieraus ergibt ſich folgende Leſung:

. . . . . *ϑων ἀνέϑηκέ τἤντεα.*
Ἴσχυλλος Θίοπος τοῖς δαμοσίοις ἐν ἀέϑλοις
Τετράκι τε σπάδιον νίκη καὶ δὶς τὸν ὁπλίταν.

Der und der (aller Wahrſcheinlichkeit nach Iſchylos, Theops Sohn, ſelbſt) hat . . . . . die Rüſtung geweiht. (Dann in Verſen) Iſchylos, Theops Sohn, ſiegte in den öffentlichen Spielen (von Argos nämlich) viermal im Stadion und zweimal im Hopliten-Lauf." Ueber die ſprachlichen Formen iſt nur zu bemerken, daß der Name Iſchylos auch ſonſt, namentlich auf einer Vaſe von Volci, vorkommt und *Θίοψ* ſtreng Doriſche Form für *Θέοψ* iſt. *Σπάδιον* für *στάδιον* iſt nicht bloß Aeoliſch, wie in den Grammatiken meiſt angeführt wird, ſondern auch Doriſch, nach Gregor. Korinth., und namentlich Kretiſch, nach dem Joannes Grammat. Neben dieſem ſtarken Dorismus kann die echt Doriſche Contraction *νίκη* aus *ἐνίκαε* gar nicht befremden. Wer kann überhaupt die Grenzen angeben, wie weit der Local-Dialect in dieſen Epigrammen auf Weihgeſchenke u. dergl. angewandt werden durfte. Derſelbe Dorismus iſt auch bei der Ergänzung von Z. **2** in der Kraſis *τἤντεα* für *τὰ ἔντεα* angenommen worden. Uebrigens wird bei dieſer Herſtellung vorausgeſetzt, daß über der erſten Zeile der Kopie noch mehrere andere geſtanden, was auch nach der Art, wie das Denkmal in der gegebenen Abbildung Taf. V. n. **55** erſcheint, ſehr wohl angeht. Die Weihung wird in Proſa angegeben, das Gedächtniß der Siege in Verſen gefeiert; auffallend iſt nur, daß dazwiſchen gar keine Interpunction, die doch ſonſt in der Inſchrift vorkommt, zu entdecken iſt.

Der Herausgeber des großen **Corpus Inscriptionum** der Berliner Academie hatte von dieſer intereſſanten Inſchrift nur eine Fourmontſche Kopie, in der zwar nur wenige Buchſtaben fehlen oder verfälſcht ſind, aber durch falſche Unterſtellung die Geſtalt der Inſchrift ſo unkenntlich gemacht iſt, daß es ſchien, als müßte viel mehr fehlen. Daher Böckh ſich nur auf die Herſtellung einzelner Worte eingelaſſen hat. Dagegen hat kürzlich G. Hermann in einem Programm der Leipziger Univerſität vom **5**. März **1835** dieſelbe Inſchrift zum Gegenſtande einer ausführlichen Erörterung gemacht und dabei die Kopie in Roſe's **Inscript. vetustiss. p. 81** zum Grunde gelegt, weil ſie **aliquanto fidelius expressa** ſcheine, als die Böckhſche. Dem Ref. ſcheint dies zweifelhaft; übrigens iſt auch die

Roſe'ſche nur eine Abſchrift aus Fourmont's Papieren und leiſtete auch nur geringen Vorſchub. Ohne nun die weitere gelehrte Discuſſion des Programms hier im Auszuge mittheilen zu können, geben wir nur die Herſtellung an, wozu ſie den Weg bahnen ſollte:

Ἱπποκόων ἀνέθηκε τάδ' ἔντεα, ἰσχύϊ λώβης
χωρὶς ἐν ἠιθέοις τοῖς δαμοσίοις ἐν ἀέθλοις
τετράκι τῇ 'κ πάντων νίκῃ κάρτιστος ὁπλίτας.

Hierin iſt δαμοσίοις richtig, und zwar zuerſt von Seidler, hergeſtellt; in wiefern das Andere getroffen iſt, entſcheidet die neue genauere Kopie. Jedoch durften auch ſchon vor deren Bekanntmachung, wenn einmal δαμοσίοις als richtig anerkannt war, nicht ſo viel Worte zwiſchen ἰσχύϊ und τοῖς δαμοσίοις eingeſchoben werden. Noch iſt zu erwähnen, daß der Herausgeber dieſer Sammlung, Herr Dr. Roß, δὶς τὸν ὁπλίταν erkannt, das Uebrige aber unentziffert gelaſſen hat.

Sophokles König Oedipus, überſetzt und in Abhandlungen und Anmerkungen erklärt von Friedrich Stäger. Halle 1836. 204 S. in 8.

Die Tragödien des Sophokles. Ueberſetzt v. Wolfgang Robert Griepenkerl. Erſter Theil: König Oedipus. Berlin, Poſen und Bromberg 1835. 136 S. in 8.

Wenn auch das Ueberſetzen der Alten bisweilen von Philologen aus dem Kreiſe der philologiſchen Thätigkeiten ausgeſchloſſen wird, gehört es doch auf jeden Fall zu den wirkſamſten Mitteln, die durch philologiſche Studien gewonnene Kenntniß eines alten Schriftſtellers zu einer lebendigen und anſchaulichen Vorſtellung zu erheben und das Bild des Alten aus einer dämmernden Ferne in die lebensfriſche Gegenwart zu rücken. Es braucht überdies nur an den Voßiſchen Homer und den Schleiermacherſchen Platon erinnert zu werden, um einen Jeden aufmerkſam zu machen, welchen mächtigen Einfluß Ueberſetzungen auf das Studium und die ganze Auffaſſungsweiſe der bedeutendſten Schriftſteller gewinnen können. Was die Tragiker anlangt, und namentlich den Sophokles, ſo iſt ſchwerlich zu erwarten, daß irgend eine, auch noch ſo kunſtreiche, Ueberſetzung dieſes Dichters dieſelbe Wirkung auf das Publikum im Ganzen machen werde, wie die beiden eben genannten von Homer und Platon, da, abgeſehen von den Schwierigkeiten der lyriſchen Metra und des oft ſo knapp zugeſchnittenen tra-

giſchen Dialogs, die Sprache des Sophokles dem Ueberſetzer ſo viele Hinderniſſe in den Weg legt, die ohne die großartige Naivetät der Aeſchyliſchen und ohne die ſtrömende Beredſamkeit des Euripides ihren Vorzug in der höchſt ausdrucksvollen und markirten Zeichnung einer jeden Vorſtellung ſinnlicher oder geiſtiger Art ſucht, aber gerade dadurch — ähnlich wie Thucydides Stil — auf den erſten Anblick etwas Verflochtenes und ſcheinbar Verbogenes bekommt, das aber nicht etwa in dem bloßen Beſtreben, die poetiſche Sprache von der Proſa zu unterſcheiden, ſondern in der Energie und Schärfe ſeinen Grund hat, womit die Athener damals alle Zuſtände und Vorgänge des menſchlichen Lebens auffaßten[1]). Es wird daher bei Ueberſetzungen des Sophokles immer der Fall ſein, daß eine beſondere Rückſicht auf eine beſtimmte Seite der poetiſchen Kunſt des Dichters, oder auf eine einzelne Klaſſe des Publikums, der er zugänglicher gemacht werden ſoll, vorwaltet, da doch ſchwerlich alle Abſichten zugleich erreicht werden können. Von dieſem Geſichtspunkte aus werden wir auch die beiden vorliegenden Ueberſetzungen des Königs Oedipus zu characteriſiren ſuchen.

Die zuerſt genannte iſt die Arbeit eines verdienten Schulmanns, der darin, wie in ſeinen frühern Ueberſetzungen der Antigone und des Oedipus auf Kolonos, die Frucht eines ſorgfältigen Studiums der Tragödie darlegt. Die beigefügten Anmerkungen zeigen, wie ſorgfältig Herr Stäger die neueren Commentare verglichen und mit welcher Ueberlegung er ſeine Erklärungen daraus gewählt habe; auch enthalten ſie einige eigenthümliche Entwickelungen, wie über die Beziehung des Chorgeſanges V. 803. auf Sophokles Zeit, über die dreimonatliche Bergweide zu V. 1137 u. Anderes. Eben ſo ſind andere neuere Ueberſetzungen, namentlich die engliſche von Potter und die italieniſche von Angiolini, dabei verglichen und benutzt worden; ein Anhang gibt von dieſen und mehreren anderen (von Th. Franklin, Th. Dahle, Pedro Eſtella, André Dacier, Artaud) genaue Nachricht. Wenn nun hiernach die Ueberſetzung ſelbſt als eine zuſammengedrängte philologiſche Interpretation zu betrachten iſt, ſo tritt dagegen die äſthetiſche Seite zurück, und man vermißt nicht ſelten die Verſchmelzung und harmoniſche Haltung des Einzelnen, aus der ein Stil und Ton, dem des Sophokles nicht unähnlich, hervorgehen könnte.

Die andere Ueberſetzung iſt von einem jungen, philologiſch gebildeten und durch poetiſche Verſuche bekannten Manne verfaßt. Auch

---

[1]) Vgl. Gr. Literaturgeſch. Th. 2, S. 139 u. 140.

hier iſt der Ertrag der neuern Kritik und Interpretation nicht ungenutzt geblieben, aber doch nicht mit der ſorgfältigen Prüfung verarbeitet, die wir bei Hrn. Stäger finden. Vielmehr hat Hr. Griepenkerl oft mehr nach willkürlicher Wahl zwiſchen verſchiedenen Erklärungsweiſen überſetzt, oder ſich darin dem Takte eines natürlichen Gefühls überlaſſen. Dagegen zeigt dieſer Ueberſetzer ein unverkennbares Talent für eine gefällige und in einem Geiſte und Charakter durchgeführte Nachbildung des Originals, daher ſeine Arbeit vorzugsweiſe Leſern zu empfehlen iſt, die durch eine ſchnelle und leichte Lectüre in die Poeſie des alten Tragikers eingeführt ſein wollen. Das edle, ſanft erwärmte Gemüth, die milde Hoheit der Seele des Sophokles blickt aus allen Zügen hervor; nur daß vielleicht, um allen Anſtoß zu beſeitigen, vom Ueberſetzer zu viel geebnet und geglättet iſt, als daß die ſcharfe Ausprägung und bedeutungsvolle Nüancirung jedes, auch des kleinſten Zuges, hinlänglich geltend gemacht wäre.

Wir wollen dieſes allgemeine Urtheil durch die genauere Betrachtung, wenn auch nur weniger Seiten, näher begründen, indem wir gleich die erſte Scene dazu wählen, wie ſie Herr Stäger, oder die erſte Scene der erſten Abtheilung, wie ſie Herr Griepenkerl nennt. Dort wird nämlich die Eintheilung in zwanzig Scenen, ohne Unterordnung unter größere Abſchnitte, durchgeführt; hier werden größere Abtheilungen gemacht und die beiden erſten Scenen nebſt dem erſten Chorgeſange als erſte Abtheilung bezeichnet. Aber gewiß würde die künſtleriſche Oeconomie der Tragödie mehr hervortreten, wenn die alten Abtheilungen, wie ſie Sophokles ſelber machte, beibehalten worden wären. Darnach ſind die beiden erſten Scenen der Prologos, der kein Monolog zu ſein braucht, aber dem Einzuge des Chors vorausgehen und die Beſtimmung erfüllen muß, die Situation deutlich zu machen, in welcher die handelnden Perſonen gefaßt werden und von welcher alle Entwickelung anhebt. Dazu zieht nun Sophokles nicht nur die Seuche, welche Theben verwüſtet, ſondern auch das von Delphi gebrachte Orakel und hatte auch ſeine unſchwer zu begreifenden Abſichten dabei, warum er dies gleich als gegeben ſetzt und nicht im Stücke erſt herbeiführt. Darauf folgt der Geſang, den der einziehende und ſich auf dem gewöhnlichen Platze aufſtellende Chor ſingt, Parodos genannt, worin der Chor die Gedanken ausſpricht, welche das Gerücht von dem angekommenen Orakel in ihm erweckt hat, und erſt hieran ſchließt ſich der erſte Act (Epeiſodion) der Tragödie, in welchem die eigentliche Handlung, das Drama, die erſte Stufe hinangeführt wird.

Die erſten Verſe lauten bei Herrn Stäger:

Oidipus.

O Kinder, des Urvaters Kadmos neu Geſchlecht!
Warum an den Altären ſitzt ihr da vor mir,
So mit den flehentlichen Zweigen fromm geſchmückt?
Auch iſt zugleich die Stadt erfüllt von Opferduft,
Zugleich von Betgeſängen und von Klageruf!
Dies, Kinder, dacht' ich billig nicht durch Boten mir,
Durch Fremde, zu erkunden, und kam her, ich ſelbſt,
In allem Volke „Oidipus“ mit Ruhm genannt.

(Zu einem Prieſter.)

Nun denn, o Greis, ſo rede, denn dir ſteht es an,
Für dieſe da zu ſagen, warum ihr da ſitzt,
Ob fürchtend oder bittend; denn ich bin bereit,
Euch beizuſtehn in Allem: fühllos müßt' ich ſein,
Wenn ich mich nicht erbarmte der ſo Flehenden.

Und bei Hrn. Griepenkerl:

O Kinder, ihr, des alten Kadmos junger Stamm,
Mit welchem Flehn zu dieſen Sitzen eilet ihr,
Geſchmückt mit Zweigen wie die Hilfeſuchenden?
Es iſt erfüllt mit Opferdüften überall
Die Stadt und mit Päanen und mit Klageruf.
Dies will ich nicht von andern Boten hören, drum
O Kinder, trat ich ſelber hier zu Euch heraus,
Ich, groß genannt von Allen, König Oedipus.

(Zu dem Prieſter.)

Wohlan, o Greis, ſo rede du, da dirs gebührt,
Für ſie das Wort zu führen, was nur trieb euch her?
Was fürchtet, oder wünſchet ihr? Ich bin gewillt,
In Allem euch zu helfen! fühllos wär' ich ja,
Wenn ſolcher Sitzung Flehen mich nicht jammerte.

Schon hier zeigt ſich der oben bemerkte Unterſchied. Herr Stäger hat nach beſſerer Auslegung V. 2 *θοάζειν* mit „ſitzen“, als Hr. Griepenkerl mit „eilen“ überſetzt, da die Lage der Dinge durchaus jenen Begriff verlangt und Buttmann dieſe Bedeutung von *θοάζειν* hinlänglich gerechtfertigt hat. Eben ſo iſt V. 6. 7 der Gräcismus *παρ' ἀγγέλων ἄλλων* in der erſten Ueberſetzung beſſer verdeutſcht als in der zweiten. Auch iſt V. 8 *ὁ πᾶσι κλεινὸς Οἰδίπους καλούμενος* in Oedipus Munde nur eine emphatiſche Nennung ſeiner

ſelbſt; Herr Griep. legt auf das Epitheton ein hierher nicht paſſendes Gewicht. Dagegen iſt die erſte Ueberſetzung durch mehrere ſchwerfällige Ausdrücke entſtellt, welche die andere glücklich vermieden hat, wie in V. 2 „ſitzt ihr da vor mir". V. 3 „mit flehentlichen Zweigen" (doch iſt auch die Wendung: wie die Hilfeſuchenden, nicht die rechte, da ſie wirklich ἱκέται ſind). „Des Urvaters" in V. 1. klingt etwas zu pompös und gibt doch das Antithetiſche in Κάδμου τοῦ πάλαι νέα τροφή nicht ſo gut wieder, wie die andere: auch kann der Artikel „des" vor „Urvaters" in unſerer, den Vers faſt nur nach dem relativen Gewichte der Accente meſſenden, Sprache nicht für die Arſis eines Jambus genügen. Die Beziehung, die in πρέπων ἔφυς auf das Alter des Greiſes liegt, iſt von beiden Ueberſetzern vernachläſſigt, und beide faſſen πρὸ τῶνδε φωνεῖν ganz als wenn es ὑπὲρ τῶνδε hieße, und doch hält Sophokles den Unterſchied dieſer Präpoſitionen feſt, ſo daß auch hier πρὸ τῶνδε ſich nur auf das Recht des Vorſtandes beziehen kann. Gegen Ende bewegt ſich die zweite Verdeutſchung ungleich leichter als die erſte, aber opfert dagegen die genauere Verbindung der einzelnen Sätze auf. Wenn aber auch dieſe lockere Anreihung dem neueren poetiſchen Stile zuſagt: ſo gehört doch die ſtrenge Geſchloſſenheit der Sätze zu ſehr zum Character der antiken Ausdrucksweiſe, als daß ſie nicht auch im Deutſchen möglichſt behauptet werden müßte. Vielleicht laſſen ſich alle die angezeigten Klippen durch eine ſolche Uebertragung umſegeln, wenn ſie nur nicht dabei wieder in andere verborgene Untiefen geräth. Dabei kann auch der Gegenſatz der παιᾶνες und στενάγματα V. 5 deutlicher bezeichnet werden.

O Kinder ihr, des alten Kadmos junger Stamm,
Weshalb umlagert Kniee beugend ihr mein Haus,
Von Zweigen eingehüllt der Hilfeſuchenden?
Auch iſt die Stadt von Opferduft zugleich erfüllt,
Von Heilgeſängen und zugleich von Klageruf.
Hierüber Nachricht einzuziehn durch Andrer Mund
Verſchmähend, tret' ich, Kinder, ſelbſt zu euch heraus,
Ich, Oedipus mit Ehren überall genannt.

(Zu einem Prieſter.)

Wohlan, o Greis, ſo rede, da dein Alter dir
Das erſte Wort zuweiſet, was euch hergeführt,
Ob Furcht, ob Sehnſucht, da ich gern gewillt bin, euch
In Allem beizuſtehen. Fühllos wär' ich ja,
Wenn ſolches Knieebeugen mich nicht jammerte.

Die folgenden Verſe ſind von Hrn. Stäger ſo überſetzt:

Prieſter.

Ja, König meines Vaterlands, o Oidipus,
Du ſiehſt uns, welches Alters wir uns hier geſetzt
(auf die Kinder hinweiſend)
Vor dir an den Altären: Die vermögen nicht
Gar weit zu fliegen, jene da ſind alterſchwer
Die Prieſter (ich des Zeus), aus den Jünglingen ſind die
Erkoren, und das andere Volk ſitzt fromm geſchmückt
Auf dem Markte vor der Pallas Doppel=Heiligthum
Und vor der Seher=Aſche an dem Jsmenos.
Denn unſer Land, was du auch ſelber vor dir ſiehſt,
Es wogt zu ſehr in Aengſten, kann nicht mehr das Haupt
Erheben aus dem tiefen Drang der Todesfluth:
Hinſtirbt es mit dem Samen=Keim der Saatenflur,
Hinſtirbt es mit den Weide=Heerden, mit der Frau'n
Unglücklichen Geburten; ja, der arge Gott,
Die heiße Peſt, einbrechend, rafft dahin das Volk,
Durch ihn verödet Kadmos Haus: das finſtre Land
Aïdes an Schluchzen und an Klagen reicher wird.

Von Herrn Griepenkerl:

Wohlan, Beherrſcher meines Landes, Oedipus,
Du ſieheſt uns, wie viele wir gelagert hier
An deinem Altar; jene, Kinder, noch nicht ſtark
Weit auszufliegen, dieſe Prieſter, ſchwer gebeugt
Vom Alter — ich Zeus Diener — hier erleſener
Jünglinge Schaar; das andre Volk, geſchmückt wie wir,
Auf den Märkten ſitzt es, hier an Pallas Tempelpaar,
Dort wieder an Jsmenos heil'gem Seherheerd.
Das Schiff der Stadt, wie du es ſiehſt, es taumelt ſchon
Zu ſehr, und nicht vermag es das geſunkne Haupt
Zu erheben aus der tiefen blutigdunkeln Fluth;
Stirbt hin mit allen Keimen erdgeborner Frucht,
Stirbt hin mit allen Heerden auf der Trift, es ſtirbt
In dem Mutterſchoß das ungeborne Kind. Der Peſt
Verhaßte Gottheit feuertragend bricht ſie ein
Und jagt die Stadt und arm gemacht wird Kadmos Haus
Von ihr; doch Hades ſchwarze Welt an Klagen reich.

Auch hier zeigt ſich die erſtere Verdeutſchung in dem, was man die materielle Erklärung nennen kann, im Ganzen ſicherer. *Ἥλικοι* durch

„wie viele" zu überſetzen, iſt wenigſtens ein großer Mißgriff der zweiten. Auch unterbricht die Parentheſe: „ich Zeus Diener", durch den fremdartigen Begriff „Diener" die einfache Verbindung der Gedanken, dagegen die erſtere Ueberſetzung gerade hier ſehr rauh und ungefällig iſt. Daß Hr. Gr. für ἡ πόλις „das Schiff der Stadt" geſetzt hat, iſt nicht zu billigen, da ſchwerlich das beſtimmte Bild eines Schiffes zum Grunde liegt, ſondern die Stadt als ein lebendes Weſen betrachtet wird, das von einer Ueberſchwemmung erreicht, umgeriſſen und überſtrömt wird. Den ſchönen und ſinnſchweren Ausdruck: πόλις . . . φϑίνουσα κάλυξιν u. ſ. w. haben uns beide Ueberſetzer nicht ganz zu Danke wiedergegeben, indem ſie mit dem einen Scholiaſten erklären: „das Land ſtirbt mit allen Keimen". Der Gedanke iſt der, daß das Land in allen ſeinen Lebenstrieben abſtirbt, wie auch ein anderer alter Erklärer (φϑειρομένη κατὰ τοὺς καρποφόρους κάλυκας) geſehen hat. Bei den τόκοισιν ἀγόνοις γυναικῶν läßt Herr Gr. die Gedankenverbindung des Sophokles ganz fallen, wodurch dem Satze ſeine kräftigſte Steigerung verloren geht. Aber die Benennung der Peſt: ὁ πυρφόρος ϑεὸς, iſt von Hrn. Gr. weit beſſer durch „feuertragend", als von Herrn St. durch „die heiße Peſt", ausgedrückt worden, indem dabei an die zahlreichen Scheiterhaufen gedacht wird, welche durch Fackeln oder Feuerbrände entzündet wurden. In Beziehung auf das Versmaß iſt zu bemerken, daß beide Ueberſetzer von dem Anapäſt im erſten Fuße einen zu freien Gebrauch machen und Herr Stäger ihn V. 18 auch in der Mitte zuläßt und den Namen Ismenos ganz falſch betont. Hiernach möchte etwa folgende Faſſung zu verſuchen ſein:

Nun, Herrſcher meines Vaterlandes, Oedipus,
Du ſiehſt, in welchen Lebensaltern wir vereint
Um deine Hausaltäre: die dort noch nicht ſtark
Weit auszufliegen; hier vom Alter ſchwer gebeugt
Der Götter Prieſter, ich des Zeus; da Jünglinge
Hierzu erkoren. Alles Volk ſonſt, fromm geſchmückt,
Sitzt auf den Märkten, theils an Pallas Tempelpaar,
Theils an Ismenos Aſche, der prophetiſchen.
Denn gar gewaltig wird, du ſelber ſiehſt's, das Land
Im Grund erſchüttert und vermag nicht mehr das Haupt
Empor zu richten aus dem Schlund der Todesfluth.
Hinſtirbt's in allen Keimen erdgeborgner Frucht,
Hinſtirbt es in der Zucht des Vieh's, wie in der Fraun
Fruchtloſen Wehen. Auch die fackelnſchleudernde
Gottheit, verhaßte Seuche, bricht in unſer Land,

Und macht das Haus des Kadmos menſchenarm; doch reich
Wird Hades Nacht an Seufzern und an Wehgeſtöhn.

Wir haben der Abhandlungen noch nicht gedacht, die Herr Stäger ſeiner Ueberſetzung vorgeſetzt hat. Die erſte erörtert die Zeitumſtände, unter denen Sophokles den König Oedipus gedichtet, mit Sorgfalt; die andere entwickelt den ethiſch-religiöſen Geſichtspunkt, aus welchem Sophokles die Gegenſtände ſeiner Tragödien betrachtet habe. In Bezug auf das vorliegende Drama behauptet der Vf., daß der König Oedipus in Verbindung mit dem Oedipus auf Kolonos und der Antigone — wenn auch zu verſchiedenen Zeiten gedichtet — dem Inhalte nach Eine dramatiſche Darſtellung bilde, „in welcher das Walten der ſittlichen Weltordnung und der Sieg der ewigen Gerechtigkeit über den Weltſinn der ſterblichen Menſchen an dem Schickſale des fluchbeladenen Labdakiden-Geſchlechts in einem erhabenen Bilde vor Augen geführt wird." Der Ref. hat in dieſer Anſicht, welche die Sophokleiſchen Tragödien durch die mythiſchen Gegenſtände in Verbindung zu bringen ſucht, niemals eine Wahrheit finden können. Aeſchylos Weiſe iſt es allerdings, die Grundgedanken der Mythen, wie man ſie damals faßte, in einem patriotiſchen Sinne zu entwickeln und die Schickſalsordnungen, die über Helleniſchen Staaten und Geſchlechtern gewaltet, in ihrem befriedigenden Zuſammenhange darzulegen. Für Sophokles aber iſt der Mythus nur die gegebene Grundlage, auf welcher er Charactergemälde und Entwickelungen ſittlicher Verhältniſſe von allgemein menſchlicher Geltung aufführt. So iſt im König Oedipus das ganze wunderbare und ſchreckliche Schickſal des Oedipus ein Gegebenes, über deſſen Grundurſache gar nicht geforſcht und wovon keine innere Rechenſchaft gegeben wird; und nur die Art, wie dieſes Schickſal am Oedipus in Erfüllung geht, ſeine Gemüthszuſtände dabei, ſind der Gegenſtand der Sophokleiſchen Tragödie. Die Blindheit des Menſchen, der ſich am weiteſten vom Verderben wähnt, wo es ihm am nächſten ſteht, und der eben dadurch ſein Verhängniß noch härter und unerträglicher macht, iſt das eigentliche Thema dieſes Drama's, mit welchem die Antigone, die ſich ganz auf den Conflict des Staats mit der Familie bezieht, und der Oedipus auf Kolonos, in dem die reinigende und verſöhnende Kraft der Leiden entwickelt wird, ihrem Hauptgedanken nach in gar keiner Verbindung ſtehen. [1])

---

[1]) Vgl. Gr. Literaturgeſch. Th. 2, S. 118. 119—121. 125—128. 133—138.

Wir können nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit die Abhandlung eines Engländers, der die neuere deutſche Philologie und Kunſtkritik nicht bloß in ſich aufgenommen, ſondern mit ſelbſtändiger Geiſteskraft erweitert und fortgebildet hat, des trefflichen Ch. Thirlwall in dem Philological Museum Vol. II. No. VI. p. 383. „über die Ironie des Sophokles“ als einen der ſchönſten Beiträge, den die neueſte Zeit zum tieferen Verſtändniß dieſes Dichters, und namentlich des Königs Oedipus, geliefert hat, rühmend zu erwähnen.

Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Augustus Lobeck. Editio secunda novis curis elaborata. Leipzig 1835. X. u. 506 S. in 8.

Es wird nicht zu ſpät ſein, um in dieſen Blättern eines philologiſchen Werkes zu gedenken, das weder im Fluge geleſen und beſeitigt, noch auch ſo ſchnell unter der Maſſe neuer Erzeugniſſe vergeſſen werden kann. Der Verf., Herr G. R. R. Profeſſor Lobeck in Königsberg, gehört zu denjenigen Bearbeitern des claſſiſchen Alterthums, die nicht bloß durch einzelne gelungene Leiſtungen, ſondern durch den ganzen Character und Geiſt ihrer Behandlung der Wiſſenſchaft bleibende Spuren eingedrückt haben. Die Zeit iſt noch nicht gekommen, in der das Wirken dieſes und anderer Männer unſerer Zeit, denen die Philologie ihre gegenwärtige Geſtalt verdankt, mit völliger Unbefangenheit und zugleich mit ſcharfer Beſtimmtheit dargeſtellt werden könnte; die Schaar der Anhänger und Sectirer ſtellt die Namen der Führer und Meiſter oft mehr nach äußeren perſönlichen Verhältniſſen, als nach der Verwandtſchaft des wiſſenſchaftlichen Verfahrens zuſammen und fragt überhaupt weniger nach geiſtiger Förderung, als nach einem äußern Anſchluß und Patronat. Diejenigen, die durch ſelbſtändige Studien zu einer klaren Erkenntniß des Alterthums zu gelangen ſuchen, werden, bei andern Ausgangspunkten ihrer Bildung oder verſchiedenen Geiſtesanlagen und Richtungen, mitunter zu andern Zielpunkten gelangen; aber kein Philolog, dem die Wahrheit am Herzen liegt, wird, ſo lange ſein Weg ihn auf den Spuren dieſes Gelehrten führt, nicht mit Dank die mannigfache Stärkung und Förderung, die er hier gefunden, anerkennen, und Wenige werden ſo erſtarkt ſein, um von dieſer Nahrung nicht immer von Neuem Kräfte gewinnen zu können. Bleibt an manchen Stellen ein Verlangen

nach tieferen Aufſchlüſſen zurück, wünſcht der Jüngere mitunter zur Befriedigung ſeiner Wünſche noch eindringendere Blicke in das Innere der Geiſtesthätigkeiten, deren Erzeugniſſe behandelt werden: ſo ſpricht ein ſolches Verlangen nur für die Güte des bereits Geleiſteten, ſo lange die darin herrſchende Tendenz nicht negativ und ausſchließend wird; und die Vorſicht und geduldige Mäßigung, mit der dieſe Art der Philologie das Verwandte am Faden der Analogieen nach dem Gefühle der innern Zuſammengehörigkeit zu verknüpfen pflegt, ohne den oft vorſchnellen Eifer, für Alles zuſammen den Grund in der Natur der Sache zu finden, hat oft auch ihre guten Gründe und ihre der Wiſſenſchaft zuträglichen und heilſamen Wirkungen.

Die vorliegende zweite Bearbeitung von Sophokles Aias beſteht dem größten Theile nach aus ſorgfältigen Erörterungen, die zum Theil ſich ſchon in der erſten fanden, zum Theil neu hinzu gekommen ſind, über Wortbildung und Sprachgebrauch der Tragiker, die an das gewählte Stück auf ſolche Weiſe angeknüpft ſind, daß das kritiſche Urtheil und die Erklärung von vielen Stellen dadurch begründet wird. Mitunter dehnen ſich dieſe Erörterungen zu kleinern Abhandlungen, wie ſchon Vers **7** zu *εὔρινος βάσις*, V. **40** zu *ᾄσσειν χέρα*, eine Unterſuchung, die zu V. 869 fortgeſetzt wird, V. **108** zu *ἕρκειος*, V. **145** zu *βοτὰ καὶ λείαν*, V. **222** zu der Lesart *αἴθωνος*, V. **239** zu *ῥιπτεῖν*, V. **277** zu *δὶς τόσ᾽ ἐξ ἁπλῷν κακά* oder *κακῶν*, V. **324** zu *βοτὰ σιδηροκμῆτα*, V. **604** über *εὐνώμας*, V. **604** über das *σ* in *εὔγνωστος* neben *εὔγνωτος*, zu V. **801** über die Eliſion des *ι*, zu V. **880** über patronymiſche Bildungen, zu V. **931** über *ἐχθοδοπὸς* als Derivatum, nicht Compoſitum, zu V. **955** über *κελαινώπας*, zu V. **1035** über die verſchiedenen Arten des Zeugma. Der Herausg. geſteht in der Vorrede, daß er dieſe gelegentliche Behandlung grammatiſcher und lexikaliſcher Gegenſtände nicht gewählt haben würde, wenn er erſt jetzt einen Entſchluß darüber zu faſſen gehabt hätte; wir ſtimmen ihm vollkommen darin bei, daß die philologiſchen Wiſſenſchaften auf noch geraderem Wege vorwärts ſchreiten würden, wenn nicht zum Theil gerade die ausgezeichnetſten Männer des Fachs ihre Forſchungen in der ſehr bequemen und nur zu geſetzloſen Form gelegentlicher Annotationen nieder zu legen gewohnt wären. Wir dürfen hoffen, daß die Periode der Philologie, welche ſich jetzt zu entwickeln ſcheint, zwiſchen der Kritik und Erklärung, die ſelbſt wieder ihre großen eigenthümlichen Aufgaben zu löſen haben, und der Erörterung grammatiſcher und antiquariſcher Punkte eine ſchärfere Grenze ziehen wird. Die äußeren öconomiſchen Umſtände,

welche dabei nach der Meinung des Herausg. hemmend eintreten, werden ſich gewiß ſchon bei ſeinen eigenen **Paralipomenis** als nichtig gezeigt haben. Der Herausg. gibt auf die Art von Commentaren, wie der ſeinige iſt, die Anwendung des Ariſtophaniſchen Verſes zu: *τὸ μὲν πάρεργον ἔργον ὡς ποιούμεθα*, aber verſichert, daß es wenigſtens nicht ſein Wille geweſen ſei, auch den folgenden Vers: *τὸ δ'ἔργον ὡς πάρεργον ἐκπονούμεθα*, von ſich gelten zu laſſen. Wenn indeß die Interpretation im prägnanteſten Sinne genommen wird, als Befähigung zum Verſtändniß und der Aneignung eines Geiſtesproducts in demſelben Sinne und Maße, als ſie einem gebildeten Zeitgenoſſen möglich war, als ſie der Dichter ſelbſt erwartete und vorausſetzte, ſo iſt dies eine Aufgabe, auf die wir wohl Perikles Worte vom Seeweſen, bei Thukyd. **I, 142.**, anwenden können: *οὐκ ἐνδέχεται ὅταν τύχῃ ἐκ παρέργου μελετᾶσθαι, ἀλλὰ μᾶλλον μηδὲν ἐκείνου πάρεργον ἄλλο γίγνεσθαι.*

Von den vielen Fragen, welche die Erklärung einer Tragödie im Ganzen und Einzelnen zu beantworten hat, wollen wir zunächſt eine hervor heben, die gerade beim Aias des Sophokles von großer Wichtigkeit für die Auffaſſung mehrerer Stellen iſt und auch bei dem Herausgeber, wenn auch nicht in ihrem vollſtändigen Zuſammenhange, öfter zur Sprache kommt, die nach der Einrichtung der Bühne und überhaupt nach dem Räumlichen aller der Vorgänge, die in dem Stücke enthalten ſind. Die Scene iſt, wie die Hypotheſis bemerkt, im Griechiſchen Schiffslager vor Troja, und zwar beim Zelte des Aias. Wir können aber noch gleich eine genauere Beſtimmung hinzu fügen, die als Grundlegung für eine weitere Unterſuchung nicht unnütz ſein wird. Aias Zelt iſt das äußerſte des Lagers, wie Sophokles (V. **4.**) in Uebereinſtimmung mit Homer (Il. 8, **224. 11**, 8.) annimmt. Zugleich muß aber daſſelbe Zelt die Mitte der Bühne, oder vielmehr der Rückwand derſelben, der eigentlichen Skene, einnehmen, da in dem größten Theile des Stückes die Handlung ſich um dieſes Zelt dreht, und überhaupt die Wohnung der Hauptperſon im alten Drama immer in der Mitte war. Folglich erſtreckte ſich das Griechiſche Lager nur nach der einen Hälfte des lang gezogenen Proſceniums; nach der anderen Seite waren keine Zelte und Schiffe zu ſehen, ſondern freie Natur, Gebüſch, Wald, vielleicht mit einer Durchſicht auf das Meer. Daher kommt es auch, daß, wo der Chor in zwei Hälften getheilt den Aias ſucht und ſich nach Oſten und Weſten trennt, V. **805** (**791**), nur nach W. hin die Schiffe erwähnt und der Weg gegen Sonnenaufgang ohne Erwäh-

nung des Schiffslagers gegenüber geſtellt wird, V. 874 (860) ff. — eine Stelle, die zur völligen Erklärung noch weitere Erörterungen verlangen würde, wenn wir hier dabei verweilen könnten. Nun zerfällt die Tragödie in ſceniſcher Hinſicht in zwei Theile, von denen der erſtere bis V. 814 (800) das Zelt des Aias zum Mittelpunkte hat, das bis V. 346 (341) verſchloſſen bleibt; der zweite ſich um den Leichnam des Aias dreht. Im Prologos erſcheint Odyſſeus bei dem Zelte, den Fußſtapfen des Aias nachſpürend, und Athena, um ihn zu belehren, wie es mit Aias ſtehe. Wir berühren hier gleich die Frage, ob Athena dem Odyſſeus und ob ſie den Zuhörern ſichtlich erſcheint oder ungeſehen bleibt. Die Beantwortung derſelben beruht hauptſächlich auf den Worten des Odyſſeus, V. 14 ff.: Ὦ φθέγμ’ Ἀθάνας, φιλτάτης ἐμοὶ θεῶν, ὡς εὐμαθές σου, κἂν ἄποπτος ᾖς, ὅμως φώνημ’ ἀκούω. Hr. Lobeck erklärt: *ἄποπτον* **id, quod e longinquo conspicitur vel clare, si in excelso est, vel obscure, si longo intervallo distat;** und nimmt an, daß die Göttin dem Odyſſeus eben ſo deutlich erſcheine, wie den Zuſchauern. Dagegen hält Welcker in der Abhandlung über Sophokles Aias in Niebuhrs Rheiniſchem Muſeum Jahrg. III. (die wir von dem Herausg. gern mehr berückſichtigt geſehen hätten) S. 77 dafür, daß die Athena ſowohl für Odyſſeus als die Zuſchauer unſichtbar geweſen ſei; jedoch mit einigem Zweifel in Beziehung auf den zweiten Punkt.

Hier möchte wohl die mittlere Meinung die richtige ſein, daß zwar die Zuſchauer, aber nicht Odyſſeus die Göttin ſehe, für welche gewiß die Erwägung des Sprachlichen und der Sache mit gleicher Entſchiedenheit ſprechen. Die Bedeutungen von *ἄποπτος* ſucht Herr L., wie wir ſchon angegeben haben, unter eine zu vereinigen, die indeß ſelbſt ſehr zweifelhaft iſt. Denn die Bedeutung „fern geſehen“ paßt nicht einmal für ſolche Stellen, wie *ὅπως ἄποπτος ἔσται ἡ Κορινθία ἐκ τοῦ χώματος* bei Ariſtoteles, ſondern hier, wie oft, iſt *ἄποπτος*, was überhaupt von einem entweder angegebenen oder ſtillſchweigend ſupponirten Punkte geſehen werden kann. Bei Plutarch Lukull z. B. *καίτοι καταφανὴς ἦν ἡ στρατοπεδεία καὶ ἄποπτος* (c. 9.) iſt nicht angegeben, von wo das Römiſche Heereslager ſichtbar geweſen ſei, aber der Zuſammenhang lehrt es hinlänglich: von den Mauern von Kyzikos. In dieſem Sinne iſt alſo *ἄποπτος*, im Geſichtskreiſe liegend, der natürlich bei hohen Gegenſtänden ein ſehr weiter iſt; es hängt mit *ἄποπτον* in der Bedeutung einer Warte, *ἄποψις* ein Belvedere, zuſammen. Wenn aber *ἄποπτος*

ungeſehen bedeutet, ſo wird man dabei am beſten thun, von Redensarten auszugehen, wie ἀπ' ὀμμάτων, ἀπ' ὄψεως in der Bedeutung „aus den Augen, vom Blicke abgelegen," ſo daß die Präpoſition dabei in ihrem prägnanteren Sinne genommen wird. Die vier Stellen nun, in denen Sophokles ἄποπτος braucht, Elektra **1481.**, Oedip. Tyr. **762.**, Philokt. **465.** und die unſre, ſind alle von der Art, daß die Bedeutung „aus den Augen, außer dem Geſichtskreiſe," vollkommen paßt. In der Stelle des Aias würde „aus der Ferne geſehen" nicht dem Gedanken entſprechen, die ganze Form der Anrede: „O Stimme der Athena, wie deutlich höre ich den Ton, wenn du auch ἄποπτος biſt," zeigt deutlich, daß Odyſſeus eben nur hört und gar nicht ſieht, ſo wie auch Tekmeſſa, welche das Geſpräch des Aias mit der Athena beobachtet, ihn in ſeinem Wahnſinne mit irgend einem Schatten redend glaubt, V. **301** (**296**). Daß aber die Zuſchauer in dieſer ganzen Scene die Athena nicht erblickt hätten, iſt ſchwer zu glauben; ſo eindrücklich und erhaben eine Götter-Stimme, ohne daß man ſieht, von wem ſie kommt, bei einem einzelnen Zuruf wirken kann: ſo ſeltſam würde ſich auf der Bühne ein langes Geſpräch mit einer bloßen Stimme ausgenommen haben. Wir wollen uns nicht auf die Frage nach dem Theologeion und andern Vorkehrungen, durch welche Göttererſcheinungen im alten Theater bewirkt wurden, einlaſſen; aber ſicher iſt es ſchon aus dem Beiſpiele der Erinnyen in Aeſchylos Choephoren, wo ſie dem Oreſt und den Zuſchauern ſichtbar erſcheinen, aber dem Chore unſichtbar bleiben, daß man keinen Anſtoß an Erſcheinungen nahm, die nur nach gewiſſen Seiten hin ſichtbar waren. Der Ref. findet, daß auch Herr Profeſſor Wunder in ſeiner **1837** zu Leipzig erſchienenen Schrift „Ueber Lobeck's neue Ausgabe des Sophokl. Aias" — die zu einem bekannten Schriftenwechſel Veranlaſſung gegeben hat — S. **10.** ἄποπτος an unſerer Stelle für „unſichtbar" erklärt; nur können wir nicht glauben, daß dieſe Unſichtbarkeit bloß darin ihren Grund habe, daß Odyſſeus dem Orte, wo Athena erſcheine, den Rücken zuwende; Odyſſeus, der von der Seite des Griechiſchen Lagers kam, richtete natürlich das Geſicht dahin, von wo die Stimme erſchallte, nach der Höhe über dem Zelte des Aias; und es muß eine äußere Veranſtaltung geweſen ſein, die ihn hinderte, die Göttin ſelbſt zu ſehen.

Während der *Πάροδος* des Chors, die der Herausg. mit Recht von V. **134** anfangen läßt, wird angenommen, daß Aias, der vorher in ſeiner Raſerei und Geiſtesverblendung auf den Ruf der Athena auf der Bühne erſchienen war, zur Beſinnung zurückgekehrt iſt;

Tekmeſſa tritt aus dem Zelte, um den Chor, der heftig nach ſeinem Führer und Helden verlangt, zu befriedigen, und meldet ihm, zuerſt in lyriſchem Affect, dann in gewöhnlicher Form der Erzählung, daß Aias von tiefem Seelenleiden, das auf den Wahnſinn gefolgt iſt, ergriffen im Zelte liege: *Νῦν γὰρ ὁ δεινὸς, μέγας, ὠμοκρατὴς Αἴας θολερῷ κεῖται χειμῶνι νοσήσας*, V. 206 ff. Wir bemerken im Vorbeigehen, daß die Erklärung, welche der Herausg. von *ὠμοκρατὴς* gibt, der Schulterſtarke, ſchwerlich zu dieſer Stelle paßt, wo eine ſolche epiſche Aeußerlichkeit und ſinnliche Ausführlichkeit, die überhaupt den Tragikern fremd iſt, am wenigſten anſprechen würde; *ὠμοκρατὴς* iſt wie *ὠμόθυμος*, welches von demſelben Aias in demſelben Stücke geſagt wird, unſtreitig von *ὠμὸς* abzuleiten und bedeutet den Mann von ungebrochner, ungezügelter Kraft (**crudum robur**) — für Aias ſehr bezeichnend, wie auch aus den von Herrn Prof. Döderlein **de Sophocl. Aiace**, in den Abhandl. der philoſ. philol. Claſſe der Münchner Academie, Bd. II. S 117., verglichenen Stellen erhellt. Mehr zu tadeln iſt es, daß der Herausg. auch dem Scholiaſten, der nur die Ableitung von *ὦμος* kennt und dieſe nur auf verſchiedene Arten anwendet, die andere Meinung aufdrängen will; er ſchreibt für ὁ *γενναῖος*, ὁ *καὶ τῶν ὤμων κρατεῖν δυνάμενος*, wie man im **Cod. Laurentianus** ganz richtig lieſt: ὁ *διὰ τῶν ὤμων κρατεῖν δυνάμενος*, ganz gegen die Meinung des Grammatikers. Doch dieſe Stelle führten wir nur an, weil ſie zu denen gehört, worin Aias Lage nach der Beſinnung geſchildert wird; verbindet man damit V. 309 (304), 323 (318) ff. und andere Aeußerungen: ſo ſieht man deutlich, Aias hat ſich in ſeiner tiefen Beſchämung und Betrübniß über das im Wahnſinne Vollbrachte mitten unter den getödteten Rindern und Widdern, in denen er die Atriden und den Odyſſeus zu vernichten geglaubt hat, gelagert und weicht nicht von der Stelle; *νῦν δ' ἐν τοιᾷδε κείμενος κακῇ τύχῃ ἄσιτος ἁνὴρ, ἄποτος, ἐν μέσοις βοτοῖς σιδηροκμῆσιν ἥσυχος θακεῖ πεσών.* Tekmeſſa kann, bei dieſer Verfaſſung des Aias, nicht daran denken, daß er heraus kommen könne, um mit dem Chor zu verhandeln, ſondern iſt deshalb aus dem Zelte getreten, um die Salaminier zu bitten, hinein zu kommen und zu verſuchen, ob ſie dem Aias in dieſer Lage irgend helfen könnten, V. 330 (325); vergl. V. 219 (218). Nun hört man den Helden nach ſeinem Sohne und nach ſeinem Bruder rufen; der Chor ſchließt daraus, daß er bei Sinnen ſei, und verlangt, daß das Zelt geöffnet werde, „vielleicht werde auch ſein Anblick ihm Erbarmen einflößen.“ Tekmeſſa antwortet: „Siehe ich öffne, du kannſt nun

ſeine Werke ſchauen und wie er ſich ſelbſt befindet.“ An dieſer Stelle ſetzt der Herausg. im Texte als παρεπιγραφὴ: Ἀνοίγεται ἡ σκηνή, und dazu die Anm. „Ἰδοὺ διοίγω. Schol. Rom. ἐνταῦθα ἐκκύκλημα γίνεται, ἵνα φανῇ ἐν μέσοις ποιμνίοις· εἰς ἔκπληξιν γὰρ ταῦτα φέρει τὸν θεατήν· δείκνυται δὲ ξιφήρης, ᾑματωμένος μεταξὺ τῶν ποιμνίων καθήμενος. Eodem modo Ottfr. Muellerus ad Eum. p. 103. „Ajas wird durch ein Enkykleme (ſchr. Ekkyklema) hervorgeschoben, blutbespritzt, ein blosses Schwert in der Hand.“ Aiax non protruditur, sed, ut personae tragicae solent, progreditur diductis valvis, quo adstantibus amicis adspectus caedis praebetur; spectatorum oculis hanc lanienam subjici neque opus est neque in expedito positum, nisi credere libet choragum (Arist. Pac. 1021,) ad hoc aliquot vitulos arietesque recens mactatos e macello in scenam transtulisse. — Gladii stricti nec significatio ulla nec usus homini sano cum amicis collocuturo.“ Wollen wir auch hier nicht den Widerſpruch urgiren, der zwiſchen der Parepigraphe und Anmerkung ſtatt findet, da ein Oeffnen der Scene doch wohl mehr beſagen ſoll, als das bloße Heraustreten eines Schauſpielers; wollen wir auch die innere Unmöglichkeit nicht weiter entwickeln, daß Aias, von dem wir eben hörten, daß er in tiefem Schmerz verſunken liege, auf einmal aus keinem andern Grunde heraus komme, als um ſich gegen den Chor über ſeine Schmach zu expectoriren: ſo müſſen wir doch die Beweiſe geltend machen, die in directen Ausſagen des Dichters liegen. Aias ſagt in der lyriſchen Schilderung ſeines Schickſals V. **357** (**364**) ff.: Ὁρᾷς τὸν θρασὺν, τὸν εὐκαρδιον, τὸν ἐν δαΐοις ἄτρεστον μάχαις, ἐν ἀφόβοις με θηρσὶ δεινὸν χέρας; was doch — nach genauſter Auslegung — nichts anders heißen kann als: „Du ſiehſt mich, den kühnen Helden, den furchtloſen Kämpfer in der Feldſchlacht, wie ich jetzt mit meinen Händen unter harmloſen Thieren gewüthet habe.“ Alſo iſt es klar, daß Aias ſich noch mitten unter dieſen Thieren befand; er muß ſichtbar ſein als δεινὸς χέρας ἐν ἀφόβοις θηρσί. Schon vorher ſagt der Chor von ihm V. **355** (**349**) „Die Sache ſelbſt zeigt, welche Sinnloſigkeit ihn ergriffen hat.“ Die Worte, die Aias der Tekmeſſa zuruft, als ſie ihm flehend zu Füßen fällt, „Wirſt du nicht heraus gehen, nicht den Fuß hinweg heben,“ (Οὐκ ἐκτός; οὐκ ἄψοῤῥον ἐκνεμεῖ πόδα) V. **369** (**362**) laſſen ſich auch nur ſo erklären, daß Tekmeſſa in das geöffnete Zelt, in welchem Aias ſitzen geblieben iſt, hinein dringt. Ferner ſieht man auch, daß die Umgebung

des Zeltes den Aias hindert, die Bühne zu überſchauen, daher er ſein Kind Euryſakes, das auf Tekmeſſa's Ruf von einem Diener gebracht wird, nicht ſogleich ſehen kann, ſondern die Tekmeſſa fragt „Kommt er, oder bleibt er hinter dem Befehl zurück" V. **543** (**538**); ſie antwortet „Schon bringt es dieſer Diener uns nahe," und nun bittet ſie Aias, das Kind empor zu heben, „es werde ſich ja, wenn es von ihm ſtamme, nicht ſcheuen, dies friſche Blutbad anzuſchauen;" wobei wieder kein Zweifel ſein kann, daß Aias ſich im Zelte unter den Leichnamen jener Widder und Ochſen befindet. Endlich ſchließt die ganze Scene, die mit der Oeffnung des Zeltes angefangen hatte, damit, daß Aias die Tekmeſſa wiederholentlich auffordert, das Zelt wieder zu ſchließen, was auch nach den Worten: *οὐ ξυνέρξεϑ' ὡς τάχος* V. **593** (**589**), ohne Zweifel ſehr bald geſchehen ſein muß. In der That, ſo viele und ſo klare Indicationen des Ekkyklema, als man nur irgendwo in einem tragiſchen Stücke findet. Der Begriff des Ekkyklema iſt nach den alten Grammatikern der einer Maſchinerie, wodurch das in den Wohnungen der auftretenden Perſonen Verborgene an das Licht der offenen Bühne gebracht wird; der Grund deſſelben liegt in der Oeconomie des alten Drama's, welches — wie das antike Leben ſelbſt — in der Regel auf offnen Plätzen im Freien ſpielt, aber doch mitunter genöthigt wird, einen Blick in das Innere des Hauſes zu öffnen, weil tragiſche Scenen, die zur Idee des Stückes weſentlich gehören, aus phyſiſchen und moraliſchen Gründen nicht anders als mit ihrer Umgebung, dem Innern einer Wohnung, erſcheinen können. An dieſer Stelle des Aias findet nun zwar keine phyſiſche, aber eine moraliſche Unmöglichkeit ſtatt, Aias aus ſeinem Zelte hervor treten zu laſſen; ſo lange bei dem Helden der Zuſtand eines tiefen Gefühls der Schmach, die er ſich ſelbſt zugefügt hat, in voller Macht wirkt, kann er nicht ſein Zelt verlaſſen, um mit denen draußen zu converſiren; er kann es höchſtens für eine kurze Zeit dulden, daß das Zelt geöffnet wird, damit ſeine treuen Freunde ſehen, wie es ihm geht; erſt als er ſich ſo weit geſammelt hat, daß er Tekmeſſa und den Chor über ſeine Vorſätze beruhigen kann, während er ſich ſelbſt innerlich in dem Entſchluſſe des Selbſtmordes befeſtigt hat, tritt er auf die Art, wie der Herausg. es in der obigen Stelle annahm, aus dem Zelte hervor. Eine gewiſſe Inconſequenz iſt freilich bei dem Herausrücken eines innern Raums auf die Bühne nicht zu vermeiden, ſie findet ſich in den meiſten Fällen der Anwendung des Ekkyklema und hat für die alte Tragödie wenig zu bedeuten, die bei der höchſten Sorgfalt in der Entwickelung der Idee die gemeine und alltägliche Wirklichkeit mit

vornehmer Nachläſſigkeit behandelt; ſie liegt darin, daß die Chorperſonen nach Tekmeſſa's Willen in das Zelt eintreten ſollen, V. **329** (**324**), wie in Aeſchylos Agamemnon V. **1344** in den Pallaſt der Atriden, und doch hernach offenbar außer dem Zelte bleiben, wie dort außer dem Pallaſte des Agamemnon, und mit den Perſonen darin Geſpräch führen, als wären dieſe ebenfalls draußen. Dafür haben alle Ekkyklemen-Scenen der alten Tragödie eine große plaſtiſche Kraft und Schönheit, die eben darin liegt, daß der Anblick allein eine Fülle von ergreifenden Gedanken in ſich faßt; der edle Held, Hektors würdiger Gegner, unter ſo unwürdigen Tropäen und Denkmälern ſeines Heldenthums, war für jeden Griechen ein Anblick von erſchütternder Gewalt und dabei eine Gruppe von der ſchönſten Abrundung, wie ſie der Griechiſche Geſchmack verlangt: ſo ſieht man ihn auf einer bekannten Paſte bei Tiſchbein, Homer Heft **VII**. Taf. **6**. Die Thiere um ihn waren natürlich auf der Bühne keine wirklichen Hämmel und Kälber aus dem Schlächterladen, was allerdings einen ſchlechten Effect gemacht haben würde; aber wer mit der alten Wachs- und Gyps-Bildnerei irgend bekannt iſt und an die Freigebigkeit denkt, mit der die Athener die Aufführung dieſer Stücke ausſtatteten, wird nicht einen Augenblick zweifeln, daß eine kräftige und geiſtvolle Plaſtik alles Erforderliche aufs vollkommenſte geleiſtet haben wird. Zum Schluſſe dieſer Auseinanderſetzung bemerken wir, daß auch Hr. Prof. Wunder das Hervortreten des Aias beſtreitet, nur geht er nicht von den richtigen Vorſtellungen vom Ekkyklema aus, deſſen Name ſchon ein Hervorgerolltes ausdrückt; Virgils **Scena versis discedit frontibus** bezieht ſich auf die bekannte **scena versilis** der Römer, die mit dem Ekkyklema nicht das Geringſte zu ſchaffen hat.

Wir können aber dieſe Ekkyklemen-Scene nicht verlaſſen, ohne den Verſuch, eine andere Perſonen-Abtheilung, als die, welche der Herausgeber mit den andern Kritikern gemein hat, ſeinem eigenen Urtheile zu empfehlen. Ueberblickt man die ganze Scene von dem Anfange des Ekkyklema bis zu der größeren Rede des Aias, V. **348**—**429**.: ſo ſieht man leicht die genaue ſymmetriſche Anordnung der Reden und Geſänge. Aias reſpondirt in ſeinen lyriſchen Geſängen ſich ſelbſt; die Reden des Chors aber und der Tekmeſſa ſich gegenſeitig — ein Syſtem, welches um ſo einfacher hervor tritt, wenn man bemerkt, daß *στροφή* β′ und γ′, eigentlich nur eine durch die Tekmeſſa unterbrochene Strophe bilden, ſowie auch *ἀντιστρ.* β′ und γ′, wo die Unterbrechung vom Chore ausgeht. Dann zerfällt die ganze Partie in drei Theile, von denen jeder ſich auf die angegebene Weiſe

wiederholt: 348—355 = 356—363. 364—378 = 379—393. 394—411 = 412—429. Iſt dies richtig, ſo müſſen die beiden Verſe 362. 363 (355. 356) *Εὔφημα φώνει . . τίϑει*, und der Vers 386 (379) *Μηδὲν μέγ᾽ εἴπῃς* nicht, wie bisher, dem Chor, ſondern der Tekmeſſa zugeeignet werden, und wenn man ſich einmal dafür aus äußern oder formellen Gründen geſtimmt findet, wird man auch bemerken, daß ſie dem Tone und Gedanken nach zu dem vertraulicheren Verhältniſſe der Geliebten beſſer ſtimmen. *Εὔφημα φώνει* ſagt gerade auch Tekmeſſa zum Chor, V. 591 (587). Der Vers, den Aias in dieſer mit gar wunderbarer Kunſt geordneten Scene zwiſchen die begütigenden Reden wirft, hat einige kritiſche Schwierigkeiten, die nach der Erſcheinung dieſer Ausgabe zwei vorzügliche Kritiker, Hr. Dr. Bergk, in der Zeitſchr. für die Alterthumswiſſ. 1835 S. 949., und Hr. Prof. W. Dindorf, in derſelben Zeitſchr. 1836. S. 7., zu heben geſucht haben; wir bemerken nur mit Rückſicht auf den erſtern, daß der Vers ein Trimeter bleiben muß, erſtens weil die Länge von *ἀτώμενος* der lyriſchen Verbindung einer jambiſchen Dipodie und trochaiſchen Tetrapodie zuwider läuft, und dann, weil Aias ſeinen lyriſchen Gedankengang erſt nach dieſem hemmenden Zwiegeſpräch fortſetzt und an dieſem alſo nur ſprechend Antheil nehmen kann.

Nach dem Abſchluß des Ekkyklema tritt das erſte Staſimon in dieſer Tragödie ein, worauf Aias nun wirklich ſcheinbar beruhigt und verſöhnt aus dem Zelte tritt und nach jener wunderbaren Rede voll wahren Gefühls, und doch gemacht, um den Chor über ſeine Abſichten zu täuſchen, nach der Seite der Bühne, welche die freie Natur und Wildniß darſtellt, ſich entfernt. Er geht, ſagt er ſelbſt V. 654 (642), zu den Bädern und Wieſen am Geſtade, um da die Sühnſchuld abzuwaſchen. Der Chor, der in einem jauchzenden Hyporchem ſeine Freude darüber ausſpricht, wird bald durch die Botſchaft des Teukros auf die Gefahr aufmerkſam, die ſeinem Fürſten droht, und geht nun, um ihn zu ſuchen, in zwei Halbchöre getheilt, nach Oſten und Weſten, die *πάροδοι* der Orcheſtra entlang, die ſich längs des Proſkeniums hinziehen. Tekmeſſa will auch nicht ruhen, ſondern dahin gehen, wohin ihre Kräfte reichen — *ἀλλ᾽ εἶμι κἀγὼ κεῖσ᾽, ὅποιπερ ἂν σϑένω* V. 810 (796) —; ſie verſchwindet alſo auch nach der Seite, wohin Aias gegangen, aber wird nicht in ſo weiter Entfernung gedacht, wie der Chor. Nun erſcheint Aias auf einmal, um ſich in das bereits aufgeſtellte Schwert zu ſtürzen; wir vernehmen ſeine letzten Worte; dann findet ſich der Chor wieder von

Oſten und Weſten zuſammen, ohne den Geſuchten irgend wo geſehen zu haben, bis er die Stimme der Tekmeſſa vernimmt, die in dem Gebüſche indeß den Leichnam des Aias gefunden. So viel mußte voraus geſchickt werden, um die Vorſtellung beurtheilen zu können, die Hr. G. R. R. Lobeck von der Ausführung dieſer Scene auf der Attiſchen Bühne aufſtellt. Er bezeichnet im Texte das Auftreten des Aias als ein Ekkyklema; in den Anmerkungen zu V. 815 bemerkt er erſtens, daß die Tragiker nicht immer den Anblick blutiger Scenen vermeiden, da ja bei Euripides Pentheus Mutter mit dem Haupte ihres Sohne erſcheine; Sophokles habe gleichſam einen Mittelweg eingeſchlagen, indem er die Sache ſo eingerichtet, daß die Zuſchauer den Aias ſich ins Schwert ſtürzen ſahen, aber aus der Ferne und undeutlich, indem der Rand eines Gebüſches den Schauſpieler verhüllte. Auch habe er ſich wahrſcheinlich des Theater-Schwerts (σύσπαστον ἐγχειρίδιον) bedient, das in ſich zurück fuhr, während es den Körper zu durchbohren ſchien, und gerade bei der ſceniſchen Darſtellung des Aias von den Alten erwähnt wird. Aias könne unmöglich zu der Stelle zurück kehren, wo er, wenn die Nachricht von Teukros nicht inzwiſchen eingelaufen wäre, die Seinen ſämmtlich antreffen würde. Hier nimmt alſo offenbar Hr. Lobeck eine Scenen-Veränderung an, wofür er ſich auch auf den Gebrauch der Periakten im Attiſchen Theater beruft. Aber alles dies hat doch nichts mit einem Ekkyklema zu ſchaffen, welches nur das Hervortreten eines innern Gemachs auf die Bühne bewirken kann; was aber die Periakten anlangt, ſo können dieſe nach Vitruv's und Pollux aus einer Quelle abſtammender Lehre nur eine Veränderung eines Theils der Decoration, einer einzelnen Ausſicht oder beſonderen Partie der Bühne bewirken, wie auch nur eine ſolche in Aeſchylos Eumeniden erforderlich iſt, aber nicht ein Lager in einen einſamen Wald verwandeln, zumal da beide Decorationen maſſiver Art ſein mußten, nicht bloß gemalt ſein konnten. Fragen wir nun nach den Gründen, aus denen der Herausg. eine totale Ortsveränderung annimmt: ſo beruft er ſich beſonders darauf, daß Aias nicht dahin zurück kehren könne, wo er eben geweſen; wir können aber den Beweis gewiſſermaßen umkehren, indem wir uns darauf ſtützen, daß der Chor den Aias auf ſeiner weiten Wanderung nach O. und W. nicht gefunden hat, ſondern jetzt erſt, wo die beiden Hemichorien ſich auf dem Rückwege wieder zuſammen finden, dem Orte nahe kommt, wo Aias ſich ermordet; auch darauf, daß Tekmeſſa es iſt, die offenbar mehr in der Nähe geblieben iſt, welche den Leichnam auffindet. Sophokles muß

alſo angenommen haben — in ſofern dem Dichter überhaupt zugemuthet werden darf, über ſolche Dinge beſtimmte Rechenſchaft zu geben — daß Aias ſich nicht ſo ſehr weit von den Zelten entfernt habe; überdies kann die Bühne, die nach obiger Erörterung zur einen Hälfte ein Lager, zur andern eine Waldgegend vorſtellte, in der idealen Raumerweiterung, welche das alte Drama ſich gern und leicht geſtattet, auch eine Gegend umfaſſen, die man ſich von den Zelten in einer ziemlichen Entfernung denken darf. Es iſt alſo auch für eine Scenen=Veränderung kein hinlänglicher Grund vorhanden. Daß nun der Chor den Leichnam des Aias nicht ſogleich ſieht, erklärt ſich hinlänglich aus der Lage der Orcheſtra gegen die Bühne und der ſpeciellen Einrichtung dieſes Theils des Proſceniums; daß aber die Zuſchauer den Selbſtmord des Helden nur dunkel und unbeſtimmt geſehen hätten, nöthigt nichts anzunehmen, zumal bei dem nachgewieſenen Gebrauche des Theater=Schwerts. Wir möchten bei der ganzen Frage, in wie fern der Geſchmack der Griechen ſolche Handlungen auf der Bühne geſtattet, nicht von der etwas ſeicht gefaßten Vorſchrift des Horaz ausgehen: Ne pueros populo coram Medea trucidet; es hat offenbar einen tieferen Grund, daß in der Regel überhaupt keine Scenen bedeutender körperlicher Exertion, keine Kämpfe, Kriegsthaten, Verwundungen, Mißhandlungen u. dgl. in der alten Tragödie vorkommen. Das tragiſche Drama, obgleich vom Handeln benannt, bleibt doch weit mehr ein Werk der Rede, als das neuere; und der Unterſchied vom Epos liegt weit weniger in dem Gegenſatze von Erzählung und That, als in der vollſtändigeren Entwickelung der Handlungen als Willensacte aus der menſchlichen Seele und — was urſprünglich die Hauptſache war — in der Entwickelung der Wirkungen, welche die Handlungen auf das mitfühlende Gemüth hervor bringen. Die ſtumme Handlung, bei der dieſe Entwickelung aufhört und alle Rede unpaſſend wird, tritt daher in keinem antiken Drama auf die Bühne, wodurch viele Scenen Shakeſpeare'ſcher und Schiller'ſcher Tragödie abſolut von der antiken ausgeſchloſſen ſind: aber ein Aias in der Stimmung und Geiſtesverfaſſung, in der er von der Welt Abſchied nimmt, um ſich ſogleich in das Schwert zu ſtürzen, iſt ein vollkommen würdiges Süjet für eine Darſtellung des reinſten tragiſchen Stiles, wenn auch dabei vor den Augen der Zuſchauer Blut vergoſſen werden mußte.

Der Herausgeber nimmt nach dieſer Bemerkung weiter keine Rückſicht mehr auf die ſceniſche Darſtellung; doch wollen wir, um die gegebenen Erörterungen zu einem kleinen Ganzen abzurunden

und einigen möglichen Schwierigkeiten vorzubeugen, die locale Einrichtung des Drama's bis zum Schluſſe verfolgen. Aias Leichnam wird ſehr bald, nachdem er gefunden, von der Tekmeſſa mit einem großen Gewande verhüllt, das ſie ſich ſelbſt abnehmen muß, „weil kein Freund es vermöchte, das zur Naſe empor geſchnaubte und aus der Wunde strömende ſchwarze Blut anzuſchauen". V. 915 (896) ff. Dieſe Verhüllung iſt an ſich nicht ſo motivirt, wie ſonſt ſolche Handlungen in der Poeſie, zumal da doch Teukros ſehr bald, V. 1003 (978), den Leichnam wieder zu enthüllen befiehlt. Offenbar hat dieſe Verhüllung einen ſceniſchen Grund in der Oeconomie des Stückes; der Leichnam des Aias, das heißt der Schauſpieler, der jetzt den todten Aias darzuſtellen hatte, mußte durchaus entfernt und durch eine lebloſe Figur erſetzt werden, nicht bloß, weil ein lebendiger Menſch ſchwerlich den Leichnam bis ans Ende des Stückes mit hinlänglicher Leichenhaftigkeit ſpielen konnte, ſondern aus dem noch dringenderen Grunde, weil der als Aias geſtorbene Schauſpieler einige Minuten nach der Verhüllung als Teukros wieder auftreten muß. Denn nach der auf drei Schauſpieler baſirten Oeconomie der Sophokleiſchen Tragödie fallen in dieſem Stücke dem Tritagoniſten die dafür geeigneten Rollen des Agamemnon und Menelaos nebſt der Athena im Prologe zu, dem Deuteragoniſten Odyſſeus und wahrſcheinlich Tekmeſſa, und der Protagoniſt muß nothwendig außer dem Aias den Teukros übernehmen, da Teukros, eben ſo wie Aias, mit zwei anderen redenden Perſonen zuſammen auftritt; wobei noch zu bemerken iſt, daß der Deuteragoniſt als Tekmeſſa V. 988 (964) abgeht, um den Knaben Euryſakes zu holen, und dafür V. 1169 (1145) ein Statiſt in der Maske der Tekmeſſa wieder kommt, da alle drei Schauſpieler in der folgenden Scene andere Rollen haben. Es iſt ein noch nicht erſchöpfter Stoff der Forſchung und bewundernden Betrachtung, mit welchem Geſchick die alten Tragiker dieſe Beſchränkungen ihrer Kunſt — die auch nicht bloß zufällig waren, ſondern im Weſen der antiken Tragödie ihren Grund hatten — zu beobachten und ſich ihnen ohne Schaden höherer Kunſtforderungen zu fügen gewußt haben. — So lange Aias Leichnam an der Stelle liegt, wo der Heros ſich entleibt hatte, ſpielt das Stück an der einen Seite des Proſceniums, ziemlich entfernt von der Mitte. Man bemerkt aber, daß die Tragiker in der Regel die Mitte der Bühne behaupten und um dieſe ihre Perſonen ſymmetriſch gruppiren: daher auch Sophokles in dieſem Stücke den Leichnam des Aias, um deſſen Todtenehre ſich der zweite Theil des Drama's dreht, dahin zu

bringen ſuchen muß. Er läßt daher den Teukros, vom Chore aufgefordert, ſchon Hand an die Beſtattung legen; es iſt anzunehmen, daß nach V. 1042 (1017) Teukros mit ſeinen Begleitern den Leichnam in die Gegend des Zeltes bringt, obwohl Menelaos gleich bei ſeinem Auftreten es zu hindern ſucht. Daher, als Teukros mit dem unerwarteten Beiſtande des Odyſſeus die Beſtattung des Bruders erſtritten hat, unter den anderen Veranſtaltungen, die zum Begräbniß gehören, eine Schaar von Männern nach Teukros Gebot den Waffenſchmuck aus Aias Zelte holen ſoll; man ſieht ſie wahrſcheinlich ſogleich nach dem ſich öffnenden Zelte abgehen und die vorbereitenden Veranſtaltungen zu einem ſtattlichen Heroen-Begräbniß zum Vorſchein kommen.

So viel über dieſe Seite der Erklärung, die indeß auf jeden Fall für den Herausgeber zu ſehr Parergon war, als daß wir darnach das Verdienſt des Commentars als ſolchen meſſen könnten. Wir wollen deßwegen noch einige einzelne ſchwierige Stellen, die meiſt mit der Kritik zuſammen hängen, mit Bemerkungen begleiten, wobei wir uns um ſo kürzer faſſen wollen, da in den meiſten Stellen ſchon alle möglichen Auffaſſungsarten erſchöpft und debattirt ſind.

Ueber die erſte Strophe, welche der Chor ſingt: *Ἦ ῥά σε Ταυροπόλα*, hat der Herausg. durch grammatiſche und mythologiſche Erörterungen großes Licht verbreitet; nur vermißt man etwas Geringfügiges, aber doch ſehr Weſentliches, das Fragezeichen am Ende der Strophe. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß der Chor nicht ſagen kann: „Traun, Artemis Tauropola hat dich gegen die Rinderheerden der Achäer getrieben, oder Enyalios durch nächtlichen Trug die Entziehung der Beute gerächt! — wenn derſelbe Chor noch der Meinung iſt, daß dieſe wahnſinnige That eine Erfindung der Atriden und des Odyſſeus ſei, und eben mit dem Wunſche und der Hoffnung herbei kommt, um von ſeinem Fürſten die Widerlegung dieſes Gerüchts zu hören. Auch findet der Ref., daß andere neuere Herausgeber, Hr. W. Dindorf und E. Wunder, das Fragezeichen geſetzt haben; dagegen Hr. Fr. Ellendt Lex. Sophocl. I, p. 748. die Stelle unter die Beiſpiele von ἦ confirmandi s. asseverandi vi dictum aufgenommen, was auch adsignificata consideratione rei indignae et vix exspectandae hier unmöglich iſt. Die Partikelverbindung ἦ ῥα ſteht gerade ſo fragend, mit folgendem ἦ, bei Pindar Iſthm. 6, 3.

Der feierliche Ton der Doriſchen Harmonie geht in der Epode in eine mehr leidenſchaftliche Bewegung über, die ſich in den un-

rhythmiſchen, aber für die auszudrückende Stimmung vollkommen geeigneten Versmaßen kund thut. Wir bemerken dies wegen der Lesart von V. 197., welchen der Herausg. ἐχθρῶν δ' ὕβρις ὧδ' ἀτάρβηθ' ſchreibt: wobei vielleicht ſeine Kritik, wie auch ſonſt im Ganzen, das Metriſche zu ſehr bei Seite ſetzt. Vergleicht man aber die Metra der folgenden Verſe: — —́ ⏑ ⏑ — —́ ⏑ — —́ — | — —́ — —́ — —́ — —́ ⏑ ⏑ — —́ — | ⏑ —́ ⏑ ⏑ — —́ —: ſo ſieht man leicht, daß der Numerus von ὧδ' ἀτάρβητα dem Verſe weſentlich iſt. Es iſt aber auch nicht ἀτάρβητος mit andern neueren Herausgebern zu ſchreiben, eine Lesart, die aus der Scheu vor dem am Ende dieſer Gattung von Verſen vollkommen rechtmäßigen Hiat entſtanden iſt.

Aus dem ſchon oben bei der Scenerie behandelten Kommos wählen wir nur eine Strophe zu einigen Bemerkungen aus, die Worte des Aias: Ἰὼ γένος ναΐας ἀρωγὸν τέχνας, ἅλιον ὃς ἐπέβας ἑλίσσων πλάταν, σέ τοι σέ τοι μόνον δέδορκα ποιμένων ἐπαρκέσοντ᾽. ἀλλά με συνδάϊξον. Der Herausgeber findet die Worte ἅλιον ὃς ἐπέβας κ. τ. λ. ſo ſchwierig, daß er äußert: Equidem fatebor, me neque ut his acquiescerem a me impetrare potuisse, neque aliud, quod plene perfecteque satisfaciat, expeditum habere. Die Erklärung, bei der er ſich nicht beruhigen kann, iſt die Brunckſche, wornach πλάτη für das Schiff ſtehen und Object beider Verba, ἐπιβῆναι und ἑλίσσειν, ſein ſoll, wogegen allerdings Vieles oder vielmehr Alles ſpricht. Offenbar gehört ἑλίσσειν πλάταν ἅλιον zuſammen, das Ruder durch das Meer ſchwingen, denn ἅλιον iſt das locale Prädicat, welches nicht unmittelbar, ſondern durch das Verbum mit ſeinem Nomen verbunden iſt. Da nun alſo ἐπέβης für ſich bleibt, ſo muß ἐπιβῆναι abſolut für ἐπιβάτην γενέσθαι, ἐπιβατεῦσαι genommen werden, worin doch wohl für Sophokles Sprachgebrauch keine zu große Schwierigkeit liegt. In dem folgenden Verſe kommt es in der That nicht mehr auf Erklärung an; daß auch die von Hrn. Lobeck ausgeführte, wonach das Particip des Futurums ſubſtantiviſch ſtehen und ποιμένων, als allgemeine Bezeichnung des Fürſten Aias, davon abhängen ſoll, in grammatiſcher Hinſicht höchſt bedenklich iſt, verhehlt der vorſichtige und gewiſſenhafte Forſcher ſelbſt nicht. Was aber die bisherigen Verbeſſerungsvorſchläge anlangt, ſo kann auch πημονὰν, welches Herr Wunder von Reiske angenommen hat, genauer beſehen, nicht genügen; „ich ſehe, daß du allein mir helfen werdeſt," iſt ein ſchwacher, beinahe froſtiger Ausdruck für die Stelle. Gewiß iſt ein Infinitiv nöthig, der das bezeichnet, was

der Chor unmittelbar an den Tag legt; nach εὐμενεῖν, ζαμενεῖν, δυςμενέων darf man wohl πρευμενεῖν wagen.

Zu dem Anfange des erſten Staſimon wollen wir etwas zur Vertheidigung der von dem Herausg. feſt gehaltenen Lesart der Handſchrift: Ὦ κλεινὰ Σαλαμὶς, σὺ μέν που ναίεις ἁλίπλαγκτος εὐδαίμων hinzu fügen, zumal da ſich bei Wunder wieder ἁλίπλακτος findet. Hr. G. R. R. Lobeck hatte ſelbſt früher ἁλίπλακτος geſchrieben, aber findet es jetzt glaublich, daß die Worte πλάζω, πλήγνυμι, πλήσσω eben ſo unter einander verwandt ſeien, wie im Deutſchen ſchlagen und verſchlagen, und meint, daß zwiſchen ἁλίπλαγκτος und θαλασσόπληκτος wohl kein Unterſchied ſein möge. Nun werden wir ſchwerlich die Verwandtſchaft der beiden Wurzeln ΠΛΑΓ (πλήσσω) und ΠΛΑΓΓ (πλάζω) in Abrede ſtellen, aber es fällt ſchwer zu glauben, daß deswegen irgend ein Dichter, dem die Sprache noch nicht ein klingendes Spiel mit Worten war, die ſo ſcharf geſchiedenen Bedeutungen geſchlagen und verſchlagen, hin und her geworfen, erſchüttert werden, vermiſcht habe. Vielmehr muß der Grund in der Erſcheinung der Brandung ſelbſt geſucht werden, welche bekanntlich bei großer Heftigkeit den Schein hervor bringt, als ſchwanke die Küſte hin und her. So hieß ein Berg in Megaris, der in den Kriſſäiſchen Meerbuſen vorſpringt, Aegiplanktos, der von den Wogen (αἶγες) umbrandete. Wäre man auf dieſe Bedeutung von πλάζεσθαι aufmerkſam geworden, ſo würden auch die Plankten der Odyſſee nicht bis auf dieſen Tag in der Homeriſchen Geographie ihre Stelle als Irrfelſen behauptet haben. Allerdings nahmen ſie die ſpätern Dichter und Mythologen, welche ſie Symplegaden und Syndromaden nennen, als lebendige, durch Zuſammenſtoßen das hindurch fahrende Schiff zerſchmetternde Felſen, aber Homer hätte unmöglich dieſe Eigenſchaft, wenn er ſie ihnen beilegte, mit Stillſchweigen übergehen können. Er beſchreibt in der bekannten Schilderung, Od. XII, 59—72., weder zwei Felſen, die eine Meerenge einſchließen, ſondern vielmehr eine Felſenküſte — noch auch bewegungskräftige Felſen, ſondern das Meer iſt es, welches mit gewaltiger Fluth Alles an dieſe Felſenküſte anſchleudert und zertrümmert. „Allein die allgefeierte Argo, ſagt der Dichter, ſchiffte unter den meerdurchſchneidenden Schiffen daran vorbei, und auch die würde die Fluth ſchnell gegen die großen Felſen geworfen haben, wenn nicht Hera ſie vorbei geleitet hätte." Wir verweilen noch etwas bei dieſem Verſe des Sophokles um einer Kleinigkeit willen, des Komma's, welches der Herausg. zwiſchen ἁλίπλαγκτος und

εὐδαίμων ſetzt. Doch liegt in dieſer Kleinigkeit ein für das Verſtändniß und die poetiſche Auffaſſung der Stelle nicht unbedeutendes Moment. Wenn das Komma richtig ſteht, müſſen die Begriffe ἁλίπλαγκτος und εὐδαίμων einander coordinirt ſein und in gleicher Beziehung zum Subſtantiv ſtehen. „Du wohnſt meerumbrandet, ſelig, für immer bei Allen gefeiert.“ Daß dies keinen richtigen Sinn gibt, leuchtet ein. Man ſollte wohl genauer, als bisher geſchehen, bei der Interpretation, und auch ſchon bei der Interpunction, Adjectiva-Attributa, die ſchon vorher in Gedanken mit dem Subject verbunden ſind, Prädicate, die erſt durch das Verbum verbunden werden, wozu die ſogenannten adverbialen und proleptiſchen Adjectiv-Structuren gehören, und Appoſita, die erſt nach der innern Entwickelung des Satzes hinzu treten, von einander ſcheiden, und in jeder dieſer drei Klaſſen wieder die Unterarten diſtinguiren. Hier iſt εὐδαίμων nebſt περίφαντος Hauptprädicat, durch das Verbum ναίεις mit dem Subject verbunden, und ἁλίπλαγκτος ein mit dem Verbum enger verſchmolzenes locales Prädicat. „Du wohnſt in der Meeresbrandung glückſelig, ewig ruhmvoll.“ Die außerordentliche Fülle adjectiviſcher Beſtimmungen in der Sprache des Sophokles, wie z. B. im Oedipus auf Col. 718: ἁ δ' εὐήρετμος ἔκπαγλ' ἁλία χερσὶ παραπτομένα πλάτα θρώσκει, τῶν ἑκατομπόδων Νηρήδων ἀκόλουθος macht, daß oft alles Verſtändniß und alle Schönheit einer Stelle von ſolchen Diſtinctionen abhängt, z. B. hier des εὐήρετμος als Attributum, des Particips χερσὶ παραπτομένα (natürlich von παράπτεσθαι, nicht von παραπέτεσθαι, wie bei Hrn. Ellendt) als Theil des Prädicats, des ἁλία als localen Prädicats, des ἀκόλουθος als Appoſitum. „Das wohl aufgehängte Ruder ſpringt, von den Händen ergriffen, in gewaltigem Schwunge durch das Meer, den hundertfüßigen Nereiden nacheifernd.“ Für dies zur Kenntniß der poetiſchen Diction ſo wichtige Kapitel genügen auch die neuerlich erſchienenen grammatiſchen Studien über die Syntax des Adjectivs noch nicht. In der darauf folgenden Rede des Aias wollen wir die gelehrte Erklärung der Stelle: κἀγὼ γὰρ, ὃς τὰ δείν' ἐκαρτέρουν τότε, βαφῇ σίδηρος ὣς, ἐθηλύνθην στόμα πρὸς τῆσδε τῆς γυναικὸς V. 650 (638) ff., hervor heben und noch zu unterſtützen und näher zu begründen ſuchen. Völlig einleuchtend iſt für den Rec., daß die Vergleichung βαφῇ σίδηρος ὣς zu dem θηλύνεσθαι, nicht zu dem καρτερεῖν, gehört; und daß Platon von derſelben Sache redet, wenn er ſagt (Staat III. p. 411 b.): „er erweichte das Zornmüthige wie Eiſen und machte es aus einem unbrauchbaren, ſpröden Stoffe zu

einem brauchbaren.“ Dieſe Erweichung oder vielmehr Verringerung der natürlichen Sprödigkeit geſchah durch Löſchen des glühenden Eiſens in Oel, wie mehrere Anführungen des Herausg. beweiſen. Freilich erwähnt der Hauptgewährsmann, Plinius N. H. XXXIV, 14, 41. § 146, dies Verfahren nur bei kleinern Werkzeugen aus Eiſen: tenuiora ferramenta oleo restingui mos est, ne aqua in fragilitatem durentur. Allein es muß ein ähnliches, nur weniger bekanntes Verfahren gegeben haben, wodurch das Eiſen für das Treiben und Ciſeliren (τορεύειν, caelare) geeignet gemacht wurde. Bei dem berühmten Hypokreteridion des Glaukos, welches ſehr künſtlich ciſelirt war, wird in techniſcher Beziehung die Erweichung, μάλαξις, als Hauptſache hervor gehoben; ſie war nach Plutarch de def. orac. 47. durch Feuer geſchehen und mit der Eintauchung ins Waſſer verbunden (μάλαξιν διὰ πυρὸς καὶ ὕδατος βαφήν), wovon man freilich eher das Gegentheil erwarten ſollte. Zu Kibyra in Kleinaſien hatte man nach Strabon XIII. p. 631 die eigene Kunſt, das Eiſen leicht zu ciſeliren. Die βάψις χαλκοῦ καὶ σιδήρου, die aus Antiphon von Pollux, VII, 169. angeführt wird, iſt dagegen die Kunſt, dem Erz und Eiſen beliebige Farben zu geben.

Es wird gewiß Hrn. G. R. R. Lobeck und anderen Philologen willkommen ſein, die Stimme eines der wenigen Kenner der alten Technologie in unſerer Zeit, Hrn. Hofr. Hausmann's, über dieſen Gegenſtand zu hören: „Wenn man dem Eiſen durch Eintauchen in eine gewiſſe Flüſſigkeit nach vorher gegangenem Glühen — denn dies iſt dabei voraus zu ſetzen — einen veränderten Härtegrad ertheilte, ſo muß ſolches ſtahlartiges geweſen ſein, weil reines, kohlenſtoffleeres Stabeiſen ſich auf dieſe Weiſe nicht verändert. Daß bei den Eiſendarſtellungs-Proceſſen der Alten mannigfaltige Abänderungen vom weichen Eiſen bis zum Stahl erfolgen konnten, habe ich in meiner Abhandlung de arte ferri conficiendi vet. § 37. p. 42 gezeigt. Die Alten ſchrieben offenbar dem Waſſer eine zu große Wirkung auf die Härtung des Stahls zu (Plin. XXXIV, 14. Juſtin XXIV, 4.), wenn es gleich wahr iſt, daß weiches und hartes Waſſer, Salze u. dgl., auf den Härtegrad Einfluß haben. Alle fettigen Subſtanzen, Oele, Talg, Wachs, Seife, geben eine ſchwächere Härtung als Waſſer.“

Weit weniger können wir dem Herausg. auf ſeinem Wege der Erklärung bei der Stelle V. 674 (660) δεινῶν τ᾽ ἄημα πνευμάτων ἐκοίμισε στένοντα πόντον folgen. Wäre es wirklich denkbar, daß ein Dichter in irgend einer Sprache den Gedanken: Die Winde hören

auf und das Meer beruhigt ſich, ſo ausdrücken durfte: „Das Wehen der furchtbaren Winde beruhigt den ſeufzenden Pontus"; auch wenn immer ſchon vorher von andern Dingen die Rede geweſen iſt, die durch ihr Verſchwinden einen andern Zuſtand herbei führen? Aber wie werden wir dann den Vers Virgils Aen. V, 763., den weder der Herausgeber noch auch Hr. Wunder vergleicht, verſtehen: **placidi straverunt aequora venti**, der wieder auf Horaz Od. 1, 3, 15. vom Notus: **tollere seu ponere vult freta** Licht verbreitet. Die Sache iſt, daß wirklich ein gleichmäßiger Wind nach einem Sturme auf dem Meere die aufgeregte Fläche ſchneller ebnet, als eine Windſtille. Freilich das Epitheton *δεινῶν* geht nicht auf das Wehen als beruhigend, ſondern bezeichnet vielmehr die entgegengeſetzte Natur deſſelben, die vorher gewaltet hatte: „das Wehen furchtbarer Winde ebnet dann auch wieder das noch unruhig bewegte Meer."

Zum Schluſſe ſtimmen wir ganz mit dem Urtheile oder Gefühle des Herausg. überein, daß er ſich die letzten, zur Abrundung der ganzen Tragödie nothwendigen, Worte des Teukros: *Αἴαντος, ὅτ' ἦν, τότε φωνῶ*, nicht entreißen läßt, der grammatiſchen Schwierigkeit ungeachtet, die ſich vielleicht weniger durch die von Andern vorgeſchlagene künſtliche Attraction, als durch ein Zeugma des Tempus beſeitigen läßt, ſo daß aus *πονῶν* ein *πονήσας* oder *πονήσων* herausgenommen würde. „Jeder Freund komme, für den durchaus wackern Mann ſich zu mühen, und für keinen beſſern unter den Sterblichen jemals, als Aias war, damals, ſag' ich, war, als er war."

M. Tullii Ciceronis Oratio pro T. Annio Milone. Ad codicis olim Erfurtensis nunc Berolinensis exemplar lithographico opere quam accuratissime describendam curavit, annotationibus orthographicis et criticis atque compendiorum indice copiosissimo instruxit Guilelmus Freundius. Breslau. 1839. VIII. und 46 Seiten in Quart, nebſt 8 lithographirten Blättern in Folio.

Herr Doctor Freund, deſſen lateiniſches Lexicon bei weiterer Ausbildung und Vervollkommnung einen weſentlichen Fortſchritt der lateiniſchen Lexikographie herbeizuführen verſpricht, bietet in dieſem

Werkchen einen ſehr ſchätzbaren Beitrag zur genaueren Kritik lateiniſcher Texte. Das allem Anſchein nach ſehr genaue und zuverläſſige Facſimile der Blätter des berühmten Erfurter Codex, welche die Rede des Cicero für Milo enthalten, iſt erſtens auch nach Herrn Prof. Wunder's ſorgfältiger Arbeit für den Ciceroniſchen Kritiker immer noch von Werth; zugleich aber iſt dies Specimen eines trefflichen Codex für junge Philologen ganz geeignet, um daran einige nöthige Vorſtudien für die Kritik lateiniſcher Schriftſteller überhaupt zu machen, geläufige Abkürzungen und die Orthographie von Handſchriften kennen zu lernen, überhaupt ſich ſelbſt in die Diplomatik der claſſiſchen Literatur einzuführen, deren Verſäumniß den Philologen jetzt ſelbſt von Quellenforſchern der mittelaltrigen Geſchichte manchmal nicht ohne beſtimmten Grund vorgeworfen wird.

Die **Annotationes** beziehen ſich auf die Orthographie des Codex und der älteren Ciceroniſchen Handſchriften überhaupt, und drehen ſich meiſt um die Frage, in wiefern aus den Eigenthümlichkeiten derſelben feſte Regeln für die Rechtſchreibung der Alten und des Cicero ſelbſt und die damalige Geſtalt der lateiniſchen Sprache zu gewinnen ſeien. Der Verfaſſer zeigt ſich dabei geneigt, in vielen Fällen eine ſchwankende Gewohnheit anzunehmen, wo Andere eine feſte Geſetzmäßigkeit wahrzunehmen geglaubt haben, und auf bloß äußere Manieren des Schreibens zu reduciren, wovon Andere den Grund in inneren Geſetzen der Sprache geſucht haben. So iſt der Schluß ſeiner erſtern Erörterung, daß der Genitiv der Nomina auf **ius** und **ium** von den beſten Schriftſtellern aller Zeiten bald mit dem doppelten **i** oder dem großen **I**), bald bloß mit einem **i**, ohne Beobachtung irgend einer Regel, geſchrieben worden ſei, eben ſo wie die neuern Italiener den Plural der Nomina auf **io** willkürlich auf **ii**, **j** oder **i** enden ließen. Bei den Accuſativen auf **es** oder **is**, wo der Genitiv **ium** iſt, begnügt ſich der Verfaſſer mit der Bemerkung, daß in den beſten Handſchriften keinesweges, wie behauptet worden, die Schreibart auf **is** die durchgängige oder herrſchende ſei. In Beziehung auf die Lautverbindung **uu** oder **uo** iſt der Verfaſſer der Meinung, daß die letztere Schreibart bloß aus der nahen Verwandtſchaft der Laute **u** und **o** entſtanden ſei und in der Pronunciation keinen Grund gehabt habe, indem die alten Grammatiker verſichern, daß, wenn man auch **servos** geſchrieben, man doch **servvus** geſprochen habe.

Eben ſo glaubt er, durch die Handſchriften die Lautverbindung **quu** von allem Anſtoß befreien zu können und erklärt **aequom**,

aecum und **aequum** und **reliquom, reliquum** mit **reliqum, relicuum, relicum** für gleichberechtigt. Noch heben wir hervor, daß er auch **objicio** für nicht weniger Ciceroniſch hält, als **obicio.**

Nun halten wir zwar dieſe Zuſammenſtellung des Verf. für ſehr dankenswerth, indem ſie nachweiſt (wenn daran noch gezweifelt wurde), daß aus den Handſchriften, auch den beſten, die Orthographie des Cicero nicht auf conſtante Weiſe herzuſtellen ſei. Wir möchten uns aber vielmehr wundern, daß noch ſo viel Alterthümliches in den Handſchriften geblieben iſt, bei der großen Umgeſtaltung, welche dieſelben durch die beſſernde Hand ſpäterer Grammatiker und Abſchreiber erhalten haben. Und nicht in der Rechtſchreibung allein: auch von der Grammatik muß man ſich wohl überzeugen, wie weit darin unſre Exemplare von Cicero's Handſchrift entfernt ſind, wenn doch Varro in den letzten Jahren Cicero's als die gebräuchliche Form im Accuſativ Pluralis g e n t i s, aber m e n t e s (VIII. § 67) angibt, (welche Feinheit aus unſeren Handſchriften ſchwerlich herzuſtellen ſein wird), und wenn aus Cicero Orat. 47, 157 erhellt, daß er **siet** neben **sit** als gleichberechtigt gebrauchte. In ſolchen Fällen kann ein Editor, der ſeine Ausgabe nicht für die Schulen beſtimmt hat, nicht anders verfahren, als daß er von der echten geſchichtlichen Form des Schriftwerks ſo viel herſtellt, als die Quellen und Zeugniſſe ihm irgend geſtatten. Denn ſtrenge Conſequenz wäre freilich in dieſen Dingen, beſonders bei dem damaligen Entwickelungsgange der lateiniſchen Sprache, der ſchon mehr durch mit einander ſtreitende Theorieen, als durch die natürlichen Antriebe des Sprachgeiſtes geleitet wurde, das Allerinconſequenteſte.

Darin aber müſſen wir dem Verfaſſer direct widerſprechen, daß er die Schreibarten **ecus, volsus, adicit** für willkürliche Manieren des Schreibers hält, die zu keiner Zeit mit einer gewiſſen Geſetzmäßigkeit geherrſcht hätten. Die innere Verwandtſchaft der angegebenen Fälle weiſt ſchon auf ein gemeinſames Geſetz oder lieber auf eine Neigung des ſprechenden Volks hin, gewiſſen Lautverbindungen, die den Organen nicht bequem oder gefällig erſcheinen, auszuweichen. Die unmittelbare Wiederholung deſſelben Vocals in zwei auf einander folgenden Silben muß einem lateiniſchen Munde und Ohre von jeher etwas unangenehmes gehabt haben. Daß **aa, oo** nicht aufeinander folgen, dafür hat die Sprache ſchon auf andere Weiſe geſorgt, dem eë entgeht ſie in **mee** und **dee** durch **mi** und **deus,** in **eens, eentis** durch **iens** und **euntis,** und zu Redensarten wie **auree Sol** war geringe Verſuchung; viel häufiger aber mußten **ii** und **uu** in der

Sprache zuſammen treffen. Hier konnte nun einer von beiden Lauten auch conſonantiſche Natur annehmen und beide in eine Silbe verſchmelzen, woraus die Gruppen vu, uv, ji, ij entſtehen. Mit vu aber war quu ſehr verwandter Natur. Nimmt man nun alle Erſcheinungen zuſammen, die hieher gehören: ſo ſieht man, daß die Sprache ſich gegen alle dieſe Verbindungen nicht gleichgiltig verhielt, aber mit verſchiedener Kraft des Widerſtandes die eine durchgreifender, die andere mehr nach Laune zurückſtieß. Von den beiderſeitig vocaliſchen Verbindungen wurde ii gern in i contrahirt, uu in älterer Zeit oft in uo verwandelt; von den halb conſonantiſchen aber vu durch vo oder Auslaſſung eines u, und quu durch quo oder cu, eine geraume Zeit ſtandhaft vermieden; uv früher durch Veränderung in ov, dann ſehr oft durch Contraction, wenn auch nicht immer, entfernt, ji häufig durch Anſtoßung des j beſeitigt; ij kommt wol nur in Compoſitionen vor. Alle dieſe Fälle vollſtändig zu belegen iſt in dieſer Anzeige nicht möglich; wir brauchen aber auch den in der Geſchichte der lateiniſchen Sprache wohl bewanderten Verfaſſer nur durch einzelne Andeutungen daran zu erinnern, was alles hieher gehört. Erſtens in Betreff des ii die bekannten Genitive, in denen die Contraction wenigſtens bis auf Auguſt die Regel war. (Daß der Plural nicht derſelben Richtung folgte, hat wohl darin ſeinen Grund, daß das pluraliſche i, welches ſo lange oe hieß, voller, mehr nach Art des ei, ausgeſprochen wurde). Dann nicht bloß **audisti**, ſondern auch **audit** als Perfect, durchherrſchend z. B. in den zahlreichen Inſchriften am Memnon. Auch müßten **parietes**, **societas** ſonſt **pariites**, **sociitas** lauten. Ferner ji nie am Anfang eines Wortes, dann **ădicit**, **rĕicit** bei den Dichtern häufig, und nach Servius in **Aen. IV.** S. 49 bei Virgil ſelbſt da, wo die erſte Silbe lang ſein muß, nicht **objicit**, ſondern **obicit**, durch quantitative Compenſation des ausgefallenen j; daher auch Riegel nur **obices**, nicht **objices** heißen, und von **ajo** nur **ais**, **ait**, nicht **ajis**, **ajit** gebildet wird. Ferner in Bezug auf uu **perpetuom** in den **Decreta Pisana**, **arduos** noch bei Virgil in guten Handſchriften — in Zeiten, wo das uralte os und om ſonſt nicht mehr für us und um ſteht. Bei weitem regelmäßiger aber **volnus**, **servos**, **divos** noch in Claudius Zeit herrſchend; dagegen ein u ausgelaſſen in **boum** und den Perfecten **favi**, **cavi**, **movi** (wie auch **langui** und **liqui**); während die Analogie dieſer Verba **favui**, **cavui** u. ſ. w. verlangte. Anders hat die Sprache ſich in **efferbui** geholfen. Daher auch **lingula** für **linguula**, **ungulus** für **unguulus**, und wieder auf andere Weiſe

clavola oder **clabula** für **clavula**. Ferner bleibt **uv** zwar in **uva**, **pluvia**, aber älter war **perplovere**, ſo wie von der Wurzel **FVV** **fovi**, woraus nie **fuvi**, ſondern contrahirt **fūi** gemacht wurde, wie **plūi**, **lūi**, **annūi**, **erūi** bei den Aeltern; hernach erſt trat nach der Weiſe der lateiniſchen Sprache die Verkürzung des **u** ein. Eben ſo iſt zwar **juvenis** geblieben, aber **Juvis** in **Jovis** verwandelt worden. Wie fremd die Lautverbindung **quu** lange der lateiniſchen Sprache war, zeigt vollkommen deutlich die Declination und Derivation des Relativums, die nur **quojus** und **cujus**, **quor** und **cur**, nicht **quujus** und **quur**, u. ſ. w. kennt; ſelbſt **ubi**, **unde**, neben **ali—cubi**, **ali—cunde**, war nur eine überaus reſolute Art, das unausſprechliche **quubi**, **quunde** zu umgehen. Ebenſo zeigt es die Conjugation von **loquor** und **sequor**, da **sequuntur** und **loquuntur** mit nicht mehr Recht geſchrieben wird als **sequutus** und **loquutus**; desgleichen **secus** für **sequus**, wie der Comparativ **sequius** zeigt. Wenn hier die Form **sequus** mit dem **quu** ganz verſchwunden iſt und dagegen bei **equus**, **aequus** u. ſ. w. ſich in Erinnerung erhalten hat, liegt der Grund allein darin, daß die übrigen Caſus, in denen kein **u** auf **qu** folgt, **equi**, **equo**, ſtets wieder auf jene Form als die urſprüngliche zurückwieſen. Wäre **arquus** in der zweiten Declination geblieben, ſo würde ſich auch hier das **qu** noch erhalten haben, wie in dem alten **arqui** und **arquites**; dadurch, daß es der vierten ganz anheim fiel, welche das **u** in allen Endungen durchführen mußte, iſt **arcus** in der Sprache feſt geworden. **Relicuus** muß von Worten wie **aequus** aus dem Grunde getrennt werden, weil hier eigentlich die volle Form **reliquuus** heißen müßte, da an die Wurzel **LIQV** die Derivationsform **uus** angefügt wird, nach der Analogie aller Compoſita von conſonantiſch ſchließenden Verbalwurzeln, die ein kurzes **i** oder **e** enthalten, mit den Präpoſitionen (außer **prod** und **indu**), wie Lachmann im Rheiniſchen Muſeum für Philologie, Jahrgang **VI**. S. **121**, treffend bemerkt hat. Hier war durch die Verwandlung des einen **u** in **o**, woraus **reliquuom** entſtanden wäre, dem Uebelſtand noch nicht abgeholfen; darum erſcheint **relicuum** oder **relicuom** als die regelmäßige Form für die ältere Zeit.

Daß dieſe Erſcheinungen, die ſo tief in Grammatik und Wortbildung eingreifen, ſich nicht auf eine Grille des Schreibens zurückführen laſſen, wird uns der Verfaſſer gewiß beim Ueberblick der ganzen Reihe zugeben und nach ſeiner Aeußerung S. **16** wohl nur noch auf Beantwortung der Frage dringen, in wiefern denn dieſe Lautverbindungen, namentlich **vu**, den Römiſchen Organen Schwierig-

keit gemacht haben können. Freilich, wie wir das Römiſche v ausſprechen, mit bedeutender Hilfe der Zähne, verträgt es ſich mit einem vocaliſchen u ſehr wohl; behandelt man es aber, wie es das ganze Syſtem der lateiniſchen Buchſtaben verlangt, als reine Lippen-Aſpirate, als ein aſpirirtes u, ſo wird man die Schwierigkeit bald wahrnehmen. Um ihr abzuhelfen, muß man u wenigſtens dem o ſehr annähern, und ein ſolcher Mittellaut wurde allerdings noch in Quinctilians Zeit geſprochen (**neutro sane modo vox, quam sentimus, efficitur, Inst. I, 7.**), während früher wohl das o entſchieden vortönte; denn ganz ohne innern Grund werden Quinctilian's Zeitgenoſſen wohl nicht **servus** zu ſchreiben angefangen haben, da ihre Lehrer (**nostrī praeceptores**) noch **servos** ſchrieben: in ſpäterer Zeit mag man ſich dann durch eine unklare und nachläſſige Pronunciation über die Schwierigkeit hinweggeſetzt oder das v ähnlich, wie wir thun, geſchärft haben, ſo daß die ſpäteren Grammatiker freilich equos nur als eine aus älterer Zeit überlieferte Schreibart kennen, die für ſie gar keine Bedeutung mehr hatte.

IV.

Zur Grammatik und Lexicographie der Sprachen des claſſiſchen Alterthums.

Recenſionen und Abhandlungen.

Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης. *Thesaurus Graecae linguae, ab Henr. Stephano constructus. Post editionem Anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum tertio ediderunt Carolus Benedictus Hase, Instituti Regiae Franciae socius etc., G. R. Lud. de Sinner, Ph. Dr. et Theobaldus Fix, secundum conspectum ab Academia R. Inscriptionum et Hum. Litt. die* 29. *Maii* 1829 *approbatum. Vol. I.* Paris. 1831. Erſte Lieferung. IV S. Vorrede, 326 Columnen Text, bis zum Worte ἅγιος.

Alle Ehre den trefflichen Gelehrten und den unternehmenden Buchhändlern, welche in ſo bedenklicher Zeit ein ſo weit ausſehendes und großartiges Unternehmen auf eine ſo preiswürdige Weiſe begonnen haben. Gleich beim erſten Anblick gefällt die Weiße des Papiers und die Schärfe des Druckes, den wir geſchmackvoller eingerichtet finden als in der Engliſchen Ausgabe; und man darf nur einige Blätter durchgehen, um gewahr zu werden, wie viel dieſer neue Stephanus der Gelehrſamkeit von Herrn Profeſſor Haſe, dem hier die beſte Gelegenheit geboten wird, ſeine reichen Sammlungen aus den Schriftſtellern der ſinkenden Gräcität auszuſchütten, und dem ſorgfältigen Fleiße der Herren von Sinner und Fix, ſo wie ihrer Beleſenheit in den Schriften der neuern Philologen verdanke. Während in der Engliſchen, bei Valpy erſchienenen und hauptſächlich von Barker und Dibdin beſorgten Ausgabe das verſchiedenartigſte Material meiſt ganz ohne Sichtung und Verarbeitung übereinander geſchüttet vorlag, haben die neuen Herausgeber ſich nicht bloß Vermehrung des Stoffs — obgleich auch in dieſer Hinſicht viel geſchehen und der Wörtervorrath beſonders aus kirchlichen und grammatiſchen Schriften ſehr bereichert worden iſt — ſondern auch

Beſchränkung der überſtrömenden Fülle oft ſehr unwichtiger Notizen, welche beſonders in dem unverhältnißmäßig bevorzugten Ἄλφα der Engliſchen Ausgabe Noth that, ſie haben ſich endlich beſonders eine ſtrengere, mehr methodiſche und gleichförmige Bearbeitung des Ganzen angelegen ſein laſſen, auch durch größere Sorgfalt und Genauigkeit im Einzelnen, namentlich durch eine höchſt mühſame und verdienſtliche Reviſion der Citate, die Brauchbarkeit dieſes Theſaurus bedeutend erhöht. Da indeß für die weitere Auseinanderſetzung dieſer Vorzüge noch immer bei allen folgenden Lieferungen Zeit bleibt, dagegen Stimmen, welche in dieſem und jenem Puncte den eingeſchlagenen Weg nicht völlig billigen, um der Sache willen möglichſt bald laut werden müſſen, und es an ſolchen bei der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens natürlich nicht fehlen kann: ſo wollen wir dieſe Stelle benutzen, um einige Wünſche und Bemerkungen dieſer Art auszuſprechen.

Für einen Wunſch freilich und gerade den wichtigſten dürfen wir keine Gewährung mehr hoffen; indeſſen müſſen wir es doch ausſprechen, daß wir in dieſem neueſten Stephanus die alphabetiſche Ordnung nur ungern an die Stelle der etymologiſchen treten ſehen. Für ein Handwörterbuch, wo es darauf ankömmt, Schülern die Präparation nicht zu erſchweren, iſt unſtreitig die erſtere Ordnung die zweckmäßigere, auch können hier die bloß von alten Lexicographen erwähnten Wörter, welche doch ſo oft unumgänglich nöthig ſind, um die Geſchichte der geläufigeren Bildungen aufzuklären, eigentlich keine Stelle finden; ein dem Dienſte der Wiſſenſchaft geweihtes Werk dagegen wie dieſes, welches den geſammten Sprachſchatz zuſammenfaſſen und in guter Ordnung vorlegen will, muß die kleine Unbequemlichkeit eines zweimaligen Nachſchlagens in manchen Fällen den großen Vortheilen nachſetzen, welche die Vereinigung aller Wörter eines Stammes für die feine und richtige Auffaſſung der Grundbedeutung der Wurzel und dadurch auch der abgeleiteten Wörter gewährt. Wenn Stephanus etymologiſche Ordnung unvollkommen war: ſo kann gewiß in unſern Tagen durch eine mehr hiſtoriſche Auffaſſung der Sprache und mit Hilfe einer methodiſchen Sprachvergleichung (welche beſonders dazu hilft, die Griechiſchen Wurzeln in möglichſt vollſtändiger, unzerſtörter Geſtalt aufzufaſſen) ungleich mehr darin geleiſtet werden; und wenn die etymologiſche Ordnung in Damm's Homeriſchem Lexicon völlig phantaſtiſch und aus der Luft gegriffen war, ſo iſt ſchon bemerkt worden, daß man bei dem hiſtoriſch Nachweislichen ſtehen bleiben und ſich auch hüten müſſe,

die Stämme auf allzu einfache Wurzeln zurückführen zu wollen. Man wird dann freilich nicht mit dem Recenſenten des Stephanus im **Quarterly Review** dieſen Lexicographen tadeln, daß er nicht auch *αἴξ*, *ἀΐσσω*, *ἀείρω* unter *ἄω* gebracht, da im Griechiſchen die Wurzeln *ΑΙΓ* oder *ΑΙΚ*, *ΑΕΡ*, mit *FΑ* (*Fάω*) in keiner nachweislichen Berührung ſtehen, und wird auch wohl nicht einmal mit Hermann *τήκειν* und *τέγγειν* in ein Fach werfen wollen. Alles willkürliche Ab- und Zuthun von wurzelhaften Conſonanten, und auf der andern Seite alles Indifferenziren präciſer Begriffe, wodurch ſie ſich in vage Vorſtellungen verflüchtigen, wird als eine gefährliche Klippe vermieden werden müſſen. Daß ein vollkommen ſicheres Verfahren in allen Punkten zur Zeit noch nicht möglich ſei, muß allerdings zugegeben werden, aber es wäre doch ein Fortſchritt zum Beſſern geweſen, wenn die Stephaniſche Ordnung, nach gründlicher und methodiſcher Forſchung, an einer bedeutenden Anzahl von Stellen verbeſſert worden wäre, was in der That ſchon jetzt geſchehen konnte. Die Herausgeber wollen freilich am Schluſſe ein etymologiſch geordnetes Regiſter geben, an welches ſich wahrſcheinlich auch die von Herrn Eugen Burnouf verſprochene Vergleichung der Griechiſchen Wurzeln mit den Sanſkritiſchen und Zendiſchen anſchließen wird; aber ſie verzichten durch dieſes Verſchieben der etymologiſchen Ueberſicht auf die Vortheile, welche ſie bei der Arbeit ſelbſt gewähren konnte, namentlich auf manche lichtvolle Blicke in die Grundbedeutung der Wörter. Wie manches Wort ſtellt ſich, unter die rechte Wurzel gebracht, ſchnell und leicht in ſeinem eigenthümlichen Sinne dar und erhält erſt dadurch das rechte Licht, deſſen es in der alphabetiſchen Stellung entbehrt, namentlich wenn gar nicht auf die richtige Etymologie hingewieſen wird. So iſt z. B. bei *ἀβληχρὸς* zwar Buttmann im Lexilogus Th. **II.** S. **262** angeführt, aber man wünſchte doch auch mit einigen Worten angegeben zu finden, daß die Wurzel dieſelbe wie in *βλὰξ* ſei und dies *ΒΛΑΚ* aus *ΜΑΛΑΚ* durch Zuſammenziehung und eine ganz regelmäßige euphoniſche Veränderung entſtanden ſei worauf dann „ſchlaff, ohne Kraft zum Widerſtande" beſtimmter als Grundbedeutung angegeben werden konnte. Das *α* konnte dann gleich auf S. **14** zu den Beiſpielen des **α euphonicum** hinzugefügt werden. Warum *ἀβακὴς* ſtumm, aber zugleich vom Gemüthe gebraucht ſanft und ſtill bedeutet, wird erſt deutlich, wenn als Grundbedeutung von *βάζω*, *ΒΑΚ*, ein heftiges, lautes, affectvolles Sprechen aufgeſtellt wird, wie theils aus den Homeriſchen Stellen, theils aus andern Zweigen dieſes Stammes:

βαβάκτης, Schreier, *Βάκις*, ein prophetiſcher Sprecher, beſtimmt hervorgeht. Wir würden uns aber ſehr hüten, daran ſogleich *Βάκχος* oder gar *Ἴακχος* zu knüpfen; und jenes *βάζω* mit *φράζω*, *ΦΡΑΔ*, und *φάσκω* (*ΦΑ*) in verwandtſchaftliche Verbindung bringen zu wollen, wäre ein Beiſpiel jenes falſchen Indifferenziirens des Charakteriſtiſchen in den Wortſtämmen.

Das über *Βακις* Geſagte führt uns auf eine andere Bemerkung allgemeiner Natur. Die neuen Bearbeiter des Stephanus haben gewiß ſehr Recht daran gethan, wozu auch Lobeck und Paſſow gerathen hatten, die Eigennamen in dieſen Wörterſchatz aufzunehmen, und ein ungenannter Mitarbeiter, Herr M., hat ſich um dieſen Theil der Arbeit beſondere Verdienſte erworben. Theils ſind die Eigennamen als Wörter derſelben Sprache ſchon für die Lehre von den Lautverbindungen wichtig; dann ſind die Localnamen nebſt den mythiſchen Perſonen-Namen zum großen Theil die nachweislich älteſten Sprachdenkmäler, und ſelbſt die Frage, in wiefern die Pelasger Griechiſch redeten, kann mit daraus entſchieden werden; die hiſtoriſchen Perſonen-Namen aber ſind bei der freien Namengebung der Griechen faſt immer bedeutungsvoll und geben von dem poetiſchen Naturel der Griechen Zeugniß, wie die Römiſchen dagegen bei dem Mangel dieſes Sinnes und Geiſtes unlebendig und gleichſam erſtarrt erſcheinen; viele ſonſt verlorne Wurzeln, ſo wie ſelten gewordene Ableitungs- und Compoſitions-Formen, laſſen ſich noch in Eigennamen nachweiſen, wie auch die alte poetiſche Compoſition von Verben mit einem Nomen durch die Silbe *σι* (*Ἀγησίλαος* u. dgl.) in den Perſonen-Namen und Spott-Namen ſich am längſten im Gebrauch erhielt. Zu dieſem Zwecke, der Vervollſtändigung unſerer Sprachkunde durch die Eigennamen, wird es nur nöthig ſein, bei jedem Namen den Volkſtamm, dem er angehört, die Art der Sprache, in der er vorkömmt, und ſo viel von dem Local und den Perſonen aufgezeichnet zu finden, als zur Auffindung der Bildung des Namens nöthig iſt. Aber weiter darf auch der umfaſſendſte **Thesaurus graecae linguae** nicht gehen, und wenn in dem vorliegenden z. B. unter *Ἄβαρις* die Veränderungen der Fabel von dieſem Hyperboreiſchen Wundermanne nachgewieſen werden: ſo wiſſen wir nicht, wo darnach die Gränze der Lexicographie gegen die ſogenannten realen Diſciplinen zu ziehen ſein wird. Dagegen konnte bei der Einreihung der **nomina propria** noch mehr auf Vollſtändigkeit geſehen werden, namentlich in Local-Namen, die ſich allein aus Stephanos von Byzanz ſehr vermehren laſſen. Daß viele barbariſche Perſonen- und

Orts=Benennungen fehlen, wollen wir nicht tadeln, da ſtreng genommen alles Unhelleniſche auszuſchließen war: aber man vermißt auch manchen Griechen=Namen, der ein ſprachliches Intereſſe gewährt, wovon wir hernach einige Beiſpiele geben werden.

Wir fügen noch einige Bemerkungen bei, welche einzelne Artikel betreffen. Gleich der Buchſtabe *A* iſt mit beſonderer Sorgfalt und Gelehrſamkeit behandelt; die geſchmackvolle Vignette, wodurch das Initial=*A* verziert wird, gibt zugleich eine Ueberſicht der Formen des Buchſtabens, welche indeß noch beſſer gewählt und richtiger geordnet ſein könnten. Bei den Bemerkungen von Stephanus über den Namen des Buchſtaben forderten die Angaben eine Berichtigung, daß Kappa von Manchen in Koppa, Sigma in San verändert worden ſei; bekanntlich ſind dies urſprünglich die Namen ganz verſchiedener Buchſtaben (Kaph und Kuph, Samech und Schin), obgleich allerdings die letzten beiden Benennungen, San und Sigma, ihre geſonderte Bedeutung verloren und bei verſchiedenen Stämmen ſich als Bezeichnung deſſelben Buchſtabens in Gebrauch erhalten hatten. Unter der Ueberſchrift „quos usus habeat *α* praefixum vocabulis“ hat man eine reiche Sammlung über das *α στερητικὸν*, *ἐπιτατικὸν*, *ἀθροιστικὸν* und *πλεοναστικόν* (welches beſſer euphonicum zu nennen iſt). Das *ἐπιτατικὸν* wird von Sinner nach Buttmann auf wenige Worte eingeſchränkt, von Fix mit Anführung von Nitzsch ad Odyss. I. v. 20. Dissen ad Pind. Nem. 6, 46. überhaupt bezweifelt, was wir auch für richtig halten, obgleich L. Döderlein in einer ſorgfältig geſchriebenen commentatio de *ἄλφα* intensivo, Erlangae, 1830 es noch für eine Anzahl Worte feſthält, die nach anderer Anſicht unter das *α στερητικὸν* (dahin gehört *ἄμοτον*, immotum, unabläſſig), *ἀθροιστικὸν* (wohin Ref. *ἄσκιος* rechnen möchte) und euphonicum zu vertheilen ſein würden. Dem *α* euphonicum wird dagegen eine weit größere Breite einzuräumen und die Beiſpiele, welche S. 14 gegeben, leicht zu vervierfachen ſein, ohne daß man deswegen fürchten darf, in eine von aller Analogie losgebundene Willkür zu verfallen. Wenigſtens läßt es ſich nachweiſen, daß erſtens gewiſſe Conſonantenverbindungen (beſonders *σκ*, *σπ*, *στ*, auch *βλ*, *βρ*, *πλ*), dann die liquidae (vornehmlich *μ* und *ρ*), unter den mutis aber bisweilen die K=Laute, dieſen Vorſchlag eines *α* zur Unterſtützung der Ausſprache zuzogen. Oft wird dieſer Vorſchlag durch den Wechſel der Formen und die nachweisliche Ableitung des Wortes innerhalb der Griechiſchen Sprache erkannt; oft zeigt aber nur die Vergleichung der Sprachen, daß derſelbe Trieb auch ſchon in

den Wurzeln der Griechiſchen Sprache thätig geweſen ſei, wie man in ἀνήϱ, in ἀστήϱ, dàs α auf ſolche Weiſe als eine euphoniſche Anakruſe erkennt, die ſich der Geiſt der Griechiſchen Sprache ſchon in der früheſten Zeit gebildet hat. Wir können uns an dieſer Stelle um ſo weniger in dieſe Unterſuchung vertiefen, da mit dem vorgeſchobenen α ſogleich das ε und ο in derſelben Qualität zuſammengenommen werden müſſen, und machen nur noch darauf aufmerkſam, daß wohl in keinem ſichern Beiſpiel das ι und υ (die Grenzpunkte in der Vocalreihe), ſondern immer nur das α mit ſeinen Nachbaren ε und ο zu ſolchem Dienſte verwandt wurde.

Unter ἀβακὴς wird von Stephanus ein Fragment der Sappho angeführt, wobei die neuen Herausgeber auf Gaisford verweiſen, während auf Neue **Sapphonis fragmenta n. 29** hinzuweiſen war, wo auch die echte Lesart: ἀβάκην τὰν φϱέν᾽ ἔχω, ihre Rechtfertigung findet. Bei ἀβολῆτις oder ἀβόλητις war zu bemerken, daß dieſe Form im ſtreng Doriſchen und Böotiſchen Dialect völlig richtig iſt und keiner Emendation bedarf. Bei ἀγάλακτες, **collactanei**, iſt hinzuzufügen, daß dies Wort offenbar auch einen politiſchen Sinn hatte und ebenſo wie ὁμογάλακτες ſ. v. a. γεννῆται, **gentiles**, bedeutete. Denn wie das γένος als eine Gemeinſchaft für den Gottesdienſt definirt wird: ſo heißen ἀγάλακτες bei Suidas οἱ ἱεϱείων (wohl ἱεϱῶν) κοινωνοί. Ἀγαῖος finden wir nicht als Eigennamen eines Argiviſchen Herakliden angegeben, wie es bei Strabon **VIII p. 389 d.** vergl. Skymnos Chios V. **532** ſich findet. Auch Ἀγαϑοκλῆς fehlt, ſo wie Ἀγαϑόπους, der ſehr bezeichnende Name des Olympiſchen Stadioniken von Olymp. **238. 239.** So wird wohl noch manches **nomen proprium** nachzutragen ſein. Ἀγαλμοειδὴς iſt ein ſehr zweifelhaftes Wort, da in dem Fragmente des Eurytos mit Wahrſcheinlichkeit ἀγλαομειδὲς Ἔϱως emendirt worden iſt. Unter Ἀγασίας iſt auch hier der Fehler begangen, daß dieſer Künſtlername für die Doriſche Form von Ἡγησίας erklärt wird, aber wie käme ein Epheſier zu einem Doriſchen Namen. Vielmehr iſt die Wurzel hier wie in ἀγάσιος die von ἄγαμαι. Ἀγεϱσικυβελίστης, welches Herr Fix als einen neuen Zuwachs anführt, wird wohl wieder zu ſtreichen ſein; es iſt gewiß nur aus einem Irrthum für ἀγεϱσικύβηλις entſtanden; auch wäre die Bildung ſchwerlich die richtige. Ἀγησιπολία iſt als Beiname der Pallas von einer Gemme hinzuzufügen, welche Leake in dem Werk über Morea beſchrieben hat, **T. II. p. 80.**

Lehre von den Partikeln der Griechiſchen Sprache von Johann Adam Hartung, Gymnaſialprofeſſor zu Erlangen. Erſter Theil. Erlangen. 1832. XIV. u. 504 S.

Die Partikeln der Griechiſchen Sprache ſind in neueren Zeiten mit gleichem Eifer von Lexicographen, namentlich von Paſſow (dem trefflichen, für die Ausführung ſeiner Pläne viel zu früh dahingeſchiedenen Forſcher), wie von den Grammatikern behandelt worden. Auch haben ſie, nächſt den grammatiſchen Formen ſelbſt, am meiſten Bedeutung für die Grammatik, da ſie, obgleich urſprünglich zum größten Theil von materiellem Inhalt, allmälig immer mehr eine formale Natur angenommen haben, Exponenten von Satzverhältniſſen, oder auch Ausdrücke für den Ton, in welchem man den ganzen Satz zu nehmen hat, geworden ſind und daher mit der grammatiſchen Natur der Sätze ſelbſt in der engſten Verbindung ſtehen, ſo daß ihr Gebrauch zum Theil, wie beſonders bei ἄν der Fall iſt, nicht erörtert werden kann, ohne ein bedeutendes Stück der Syntax mitzunehmen. Die Behandlung derſelben iſt mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, indem ſie eben wegen ihres leichten und flüchtigen Weſens weniger mit Händen zu greifen ſind als andere Redetheile und der Sinn derſelben oft nur von dem erkannt werden kann, der den Gedanken des Schriftſtellers ſich in allen Nüancen angeeignet und mit angeſpanntem Geiſte bis auf den Punkt verfolgt hat, wo die Partikel eintritt; daher auch der Sinn mancher Partikel weniger durch, immerhin zahlreiche, Beweisſtellen erwieſen, als bei aufmerkſamem und in den Gedankenzuſammenhang eindringendem Leſen der Schriftſteller allmälig errathen und alsdann durch immer erneuerte Vergleichung mit andern Stellen vergewiſſert werden kann; ſo daß am Ende auch bei der Darlegung der Bedeutung der Partikeln kein anderer Weg möglich iſt, als daß man den Sinn derſelben in möglichſter Präciſion angibt und einen Jeden ſelbſt zur Prüfung der Richtigkeit der Angabe bei der Leſung der Schriftſteller auffordert. Eben dies wenig materielle und handgreifliche Weſen der Partikeln macht auch, daß ſie in verſchiedenen Perioden der Sprachbildung und in den verſchiedenen Arten poetiſcher und proſaiſcher Rede mehr Verſchiedenheiten zeigen als irgend eine andere Wörterklaſſe; wie denn z. B. zwiſchen Homer und der Attiſchen Proſa die Partikeln κὲ, ἠδὲ nebſt ἰδὲ, ϑήν, ὄφρα, εὖτε und ἠΰτε, ἦμος und τῆμος ganz verſchwunden, τὲ und πὲρ aber nur in viel eingeſchränkterem Kreiſe im Gebrauch geblieben ſind und ἄρα, δὴ und andere in ihrer Bedeutung

weſentliche Veränderungen erlitten haben. Verlangt man aber für die Geſchichte einer Partikel, wie es allerdings höchſt wünſchenswerth iſt, daß ſie an eine Wurzel von einer beſtimmten Grundbedeutung angeknüpft werde, was, ohne zugleich die geſammte Familie der Indo-Germaniſchen Sprachen in Betracht zu ziehen, unausführbar iſt: ſo wächſt die Schwierigkeit dadurch, daß eben die Partikeln, theils vielleicht durch urſprüngliche Einfachheit, theils durch die, ſo flüchtig geſprochene Worte am meiſten angreifende, Abſchleifung oft auf ſehr wenige Elemente reducirt ſind, deren urſprüngliche Identität mit andern Sprachen viel weniger mit Sicherheit auszumitteln iſt, als es bei ſchärfer characteriſirten Wurzeln der Fall iſt; und man geräth in Gefahr, mit einzelnen Lauten etymologiſiren zu müſſen, was, ſchon nach einfacher Berechnung der Probabilität, als eine höchſt mißliche Sache erſcheint.

Wenn alle dieſe Umſtände dazu anregten, den Griechiſchen Partikeln eine beſondere Bearbeitung zuzuwenden: ſo erklären ſie auch, daß dieſe Bearbeitung noch nicht darauf rechnen darf, ſogleich allgemeine Beiſtimmung zu erhalten; und der Ref. ſelbſt, welcher der Richtung der Sprachſtudien des Vfs. mit dem höchſten Intereſſe folgt und ſich auch im Einzelnen durch das Buch vielfach belehrt findet, hat ſich doch über mehrere Haupt-Partikeln ganz andere Vorſtellungen gebildet, die er gegen die vom Vf. dargelegten und mit den Schätzen ſorgfältiger Lectüre unterſtützten noch nicht aufgeben, ſondern hie und da zur Vergleichung daneben ſtellen will.

Das vorliegende Werk zerfällt in folgende Abſchnitte. Einleitung Kap. 1. Ueber die Bedeutung der Partikeln. Kap. 2. Ueber die Abſtammung und Bildung der Partikeln. Abſchnitt I. Die copulativen Partikeln τέ, καί. II. Ueber die anreihende und gegenüberſtellende Conjunction δὲ und die Verbindungen, welche dieſelbe mit andern Partikeln eingeht. (Dabei über αὖ, als Vorbereitung zu δὲ, über οὔτε, οὐδὲ, καὶ οὐκ und μήτε, μηδὲ, καὶ μή.) III. Die Partikel δὴ mit ihren Sippen (ἤδη, δῆτα, auch θὴν, θεν, θε, δαὶ, δεῦτε). IV. Die auctiven Partikeln πὲρ, γέ. V. Die Partikel ἄρα, mit ihren Sippen (ἆρα, γὰρ, nebſt einem Anhange über nam, nempe, enim).

Aus der Einleitung führen wir nur an, daß der Verf., ſehr zweckmäßig, die Partikeln in ſolche eintheilt, welche von Pronominibus herkommen, pronominale Adverbia ſind, und in ſolche, welche eine andere Wurzel haben. Bei jenen iſt die Wurzel ihrer Bedeutung nach ohne materiellen Inhalt, die nähere Beſtimmung erwächſt

durch die grammatiſche Form; bei dieſen liegt dagegen dieſe Beſtimmtheit in der Wurzel (z. B. in τότε bedeutet die Wurzel bloß die Demonſtration, das Hinweiſen auf ein in Gedanken Gegenwärtiges; das: zu (der) Zeit, liegt in der Ableitung; in πρὶν aber liegt das „vorher,“ die Angabe des Zeitverhältniſſes, in der Wurzel). Die pronominalen Conjunctionen nennt der Verf. Correlativa, die nicht pronominalen Correſponſiva; beide theilen ſich in hin- und rückdeutende, jene in Demonſtrativa und Relativa, dieſe in Präparativa und Reſponſiva. In Bezug auf die Ableitung der Partikeln beſtreitet der Verf. das Verfahren, welches alle Präpoſitionen und die meiſten Conjunctionen auf einige wenige Pronominalſtämme zurückführen will, (bei welchem Verfahren auch der vorher gerügte Mangel an Probabilität und Evidenz nothwendig eintreten muß); er iſt der für das Ganze der Sprachentwickelung gewiß richtigen Anſicht, daß concrete und ſinnliche Begriffe, wie in den grammatiſchen Formen, ſo noch mehr in den Partikeln, allmälig abſtracter und formaler geworden ſind (neben welchem Satz indeß doch zugegeben werden kann, daß die Sprache, wie ſie von jeher die Pronominal-Wurzeln beſaß, ſo auch für die Satzanreihung einige einfache Partikeln, beſonders enklitiſche oder ſuffixenartige, von Anfang an gehabt haben könne).

Erſter Abſchnitt. Die Partikel τὲ knüpft der Verf. an die Wurzel des Demonſtrativum τὸ, τοῦ u. ſ. w. an und erklärt daraus gleich den correlativen Gebrauch von τὲ — τὲ, der allerdings mit τὰ μὲν — τὰ δὲ, tum, tum, u. dgl. große Aehnlichkeit hat. Doch iſt die Frage, ob man nicht τὲ lieber an den Stamm des Indefinitum, der im Latein und, in Verbindung mit dem Demonſtrativ, auch im Griechiſchen, als Relativum dient, anknüpfen ſoll. Dann würde in τὲ dieſelbe Veränderung des Wurzellauts anzunehmen ſein, wie in τὶς; beides ſteht dann in gleichem Verhältniß zu dem lateiniſchen **que** und **quis**, und zum Gothiſchen **uh** (Grimm's Grammatik **III. S. 23. 270**) und **hvas**. Τὲ — τὲ würde dann, nebſt **que** — **que**, ſich durch die Analogie von πῇ (oder πῶς, ποτὲ) μὲν — πῇ δὲ, **qua** — **qua**, erklären laſſen. Der Vf. behandelt τὲ hierauf zuerſt als Begleiter anderer Relativa und Conjunctionen; wovon die epiſche Sprache ſo viel, die attiſche ſo wenig hat. Ueber die Verbindung der Relativa mit τὲ ſagt der Vf., daß dadurch die beſtimmte Hindeutung auf einzelne vorliegende Gegenſtände angezeigt werde: womit doch nicht das eigentliche Geſetz des Gebrauchs angegeben ſein kann, welches offenbar darin beſteht, daß das Relativum mit τὲ einen Satz einführt, der keine nothwendige, unentbehrliche Stelle im Hauptſatze

einnimmt, ſondern frei angefügt wird; wobei nur das vorbereitende, auf das folgende deutende τὲ, welches ſich ebenfalls mit dem Relativum verbindet, auszunehmen iſt. Alsdann handelt der Verf. von der Partikel τὲ, wenn ſie für ſich ſteht, in zwei= oder mehrmaligem Gebrauche. Τὲ — τὲ bezeichnet nach dem Verf. Gleichmaß der verſchiedenen Theile, während bei τὲ — καὶ eine Häufung oder Steigerung ausgedrückt werde. Die verſchiedenen Miſchungen, welche dabei zwiſchen der copulativen Verbindung und der adverſativen Statt finden, werden genau analyſirt und als natürlich nachgewieſen. Ueber den Griechiſchen Idiotismus, τὲ καὶ oder auch καὶ — καὶ zu ſetzen, wo man nur καὶ erwartet, wird S. 101 im Allgemeinen Nachricht gegeben, doch wünſchten wir die Fälle geordnet zu ſehen. Sie werden ſich wohl unter folgende Rubriken bringen laſſen, 1) bei Zahlwörtern: τρεῖς τε καὶ δέκα, Pindar; 2) bei einander verſtärkenden Worten, welche nur einen Begriff ausführen: σύμμαχοι ἐπὶ ἴσῃ τε καὶ ὁμοίῃ, Herodot; 3) bei identiſcher Affirmation und Negation: βίᾳ τε κοὐχ ἑκὼν, Sophokles; 4) bei dem Ausdrucke der Gleichheit und Verſchiedenheit, welcher nur von beiden Gliedern im Zuſammenhang gilt, aber durch τὲ καὶ von jedem für ſich geſetzt wird: ὁμοῖος καὶ τότε καὶ νῦν, Thukyd., ὅσον τό τ' ἄρχειν καὶ τὸ δουλεύειν δίχα, Aeſchylos. Zur Erklärung dieſer Redeweiſe ſagt der Verf. nur dies, daß die Wechſelbeziehung dem Sinne nach nie einerlei ſei mit der einſeitigen Anknüpfung; doch muß anerkannt werden, daß hier eine wirkliche Irrung des Sprachgebrauchs Statt findet, indem die Griechiſche Sprache das, was vom Anfang nur einen Begriff oder ein Verhältniß bildet, wie zwei unabhängig neben einander ſtehende Begriffe bezeichnet, um die Verbindung derſelben nachdrücklicher hervorheben zu können. Hierauf ſpricht der Verf. von dem einzeln ſtehenden τὲ; über die Anomalie des Gebrauchs, wodurch τὲ die Bedeutung von „auch“ zu erhalten ſcheint („auch“ iſt überhaupt nichts als die Copula, die auf ein entferntes, nicht unmittelbar verknüpftes, oder bloß gedachtes erſtes Glied hinweiſt); über die Stellung von τὲ, wo nur das Weſentliche in aller Kürze geſagt. Καὶ erklärt der Verf. für urſprünglich eins mit dem Sanſkritiſchen k'a (d. i. tscha) vom Stamme k'ĭ colligere, cumulare, und für urverwandt mit ξὺν, cum. Den Begriff der Partikel beſchreibt er durch Sammlung, Häufung und Steigerung und trennt die Fälle, wo Wechſelbeziehung ohne Satzverknüpfung Statt findet (καὶ, auch), und die, wo die Wechſelbeziehung mit Satzverknüpfung ſich vereinigt (καὶ, und). Sehr ſchön handelt der Verf. von dem Gebrauche der

Griechiſchen Sprache, καὶ beiden entſprechenden Begriffen des relativiſchen und demonſtrativiſchen oder des Vorder= und Nachſatzes beizugeben und oft ſogar, wo es beim zweiten, der die Hinzufügung enthält, fehlt, es beim erſten zu ſetzen — wodurch καὶ gleichſam ein umgekehrtes „auch“ wird. Ueberhaupt characteriſirt die alten Sprachen, inſonderheit die Griechiſche, nichts mehr, als das lebhafte Gefühl einer Gegenſeitigkeit bei der Copulativ=Verbindung, mit andern Worten, daß ſie in einem großen Theil der Fälle, wo wir bloß **ein** anknüpfendes Glied brauchen, durch zwei einander entgegenkommende Gelenke eine ungleich feſtere Verſchränkung bewirkt. Indem daſſelbe auch bei den Adverſativſätzen Statt findet, erhält bei den Griechen auch der bloß anknüpfende, der neben=, nicht unterordnende Satzbau (die λέξις εἰρομένη) eine innere Feſtigkeit und Elaſticität, welche die neuern Sprachen nicht nachahmen können, denen daher nichts ſchwerer fällt, als die hauptſächlich auf dieſer Art von Satzgefügen beruhende, ſonſt wenig periodiſche, Sprache des Herodot und Thukydides wiederzugeben.

Aus dem **zweiten Abſchnitte** wollen wir nur einiges Wenige hervorheben. Der Verf. beginnt die Erläuterung von δὲ mit einigen Bemerkungen über αὖ, um zu zeigen, wie eine Partikel, welche eigentlich „zurück“ (?) und dann „wiederum“ bedeutet, zur Entgegenſetzung und Anreihung gebraucht werden könne. Dies dient zur Unterſtützung der Etymologie des Wörtchens δὲ von δύο, ſo daß auch bei dieſer Partikel die urſprüngliche Bedeutung „zum zweitenmal“ ſein würde. Daß der zweite Wurzellaut verſchwinden konnte, dafür iſt allerdings δὶς (für δϜὶς, bis) ein anderes Beiſpiel, und der Uebergang der Begriffe ſelbſt wird durch einleuchtende Analogieen (aber, abermals) dargethan. Doch bleibt immer die Evidenz dieſer Etymologie noch nicht groß, weil man weder im Griechiſchen ſelbſt andere Formen von δὲ, noch auch in andern Sprachen verwandte Geſtalten der Partikel, wodurch der Zuſammenhang mit der Zweizahl deutlicher würde, nachweiſen kann. Bei der Entwickelung der Bedeutungen geht der Verf. von der Verknüpfung der Glieder aus, welche, wo ſie durch δὲ geſchieht, eine ganz äußerliche Anreihung, ein Ordnen und Zählen der Dinge ſei. Eben ſo wird hernach δὲ, wo es nicht ſatzverknüpfend iſt, z. B. im Nachſatze, als ein „auch,“ aber als ein anderes „auch,“ als es καὶ iſt, gefaßt. Wir müſſen geſtehen, daß wir doch den Gegenſatz von Anfang ſchärfer in δὲ bezeichnet glauben, als es nach der Theorie des Vfs. der Fall iſt, und den Gebrauch dieſes gegenſätzlichen δὲ zum Uebergange auf ein

Anderes lieber als eine Eigenthümlichkeit der Griechiſchen Sprache, durch welche die Rede eine eigene Kraft und Lebendigkeit in ihrer Bewegung erhält, anſehen möchten. Iſt — wie doch wohl deutlich vorliegt — μὲν eine bloße Abkürzung des betheuernden μὴν und alſo das erſte Glied eines Doppelſatzes mit μὲν und δὲ urſprünglich eine zugebende Affirmation: ſo muß auch δὲ als Gegengewicht dieſes μὲν von Anfang an ein ſcharfes Behaupten im Gegenſatze angezeigt haben. Der Verf. wird der Entwickelung von μὲν im zweiten Bande ihre Stelle geben; erſt durch dieſe wird auch ſeine Lehre über δὲ vollſtändiger klar werden.

Dritter Abſchnitt. Die Partikel δὴ iſt in der That von den Philologen bisher ungebührlich verabſäumt worden, wohl deswegen, weil ſie in den meiſten Fällen weniger einen beſtimmten Begriff enthält, als dem Satze den Ausdruck einer Gemüthsſtimmung, ein Ethos, gibt. Der Verf. geht von der Sanſcrit-Wurzel **divo**, **dju**, Himmel, Tag, aus (verwandt mit **dies**, **interdiu**, **sub divo**), wovon **adja**, heute, und **sadjas**, ſogleich. Daher ſtamme ἤδη, welches „zur Stunde, augenblicklich" bedeute. Dazu verhalte ſich δὴ wie eine ſchwächer Wortform zu einer volleren, indem es ſich einem einzelnen Worte unterordnet, wo es nicht epiſch, für ἤδη ſtehend, vorantritt. So habe δὴ erſtens eine temporelle Bedeutung: bereits, jetzt, eben; zweitens bezeichne es metaphoriſch ein raſches, ungehindertes Eintreten einer Erſcheinung, überraſchende Verwirklichung: einmal, ohne Weiteres, ſofort, kurz; drittens ſtehe es in einem determinativen Sinne und bedeute, daß der Gegenſtand weder über noch unter ſeinem Maße ſei: eben gerade, nur eben, **modo**. — Gewiß wird man dem Verf. die auch von Früheren behauptete Verwandtſchaft von δὴ und ἤδη zugeben, wiewohl Letzteres von Andern nicht als Schwächung, ſondern Erſteres als Zuſammenſetzung mit δὴ gefaßt werden möchte. Aber was zuerſt die Bedeutung dieſes ἤδη (ſchon, bereits; bisweilen aber auch dem **tandem** nahe) anlangt, ſo iſt darin ein doppeltes Moment zu unterſcheiden, nämlich erſtens das gegenwärtige Eintreten und dann zugleich die vorausgehende Erwartung, welche im „ſchon" ihr Ziel erreicht und zu Ende gebracht iſt. Und daß gerade die Dauer dieſer Erwartung in dem δὴ liegt, dafür ſprechen die ſtammverwandten Worte: δηθὰ, δηθύνω, δηρὸς, δὴν, δηναιός. Die Bedeutung des zeitlich Erwarteten hat nun δὴ in καὶ δὴ, und bereits, auch ſchon; oft in ὅτε δὴ, ἐπειδὴ, von einem vorausgeſehenen, erwarteten Ereigniß; in δὴ γὰρ bei Homer. Nun tritt aber die Beziehung auf die Zeit zurück und δὴ erhält den, auf den Gedanken-

verkehr der Sprechenden und Hörenden ſich beziehenden, Sinn, wodurch es das von den Hörenden ſchon Erwartete, halb Vorausgeſetzte, daher auch ohne Zweifel leicht von ihnen Anzunehmende anzeigt. Durch δὴ erbittet ſich der Redende von den Hörern ihre Beiſtimmung als etwas Natürliches, während er durch τοὶ ſein eigenes Vertrauen im Rechte zu ſein ausdrückt. Δὴ iſt daher oft unſer „doch (der natürlichen Vorausſetzung), ja doch, natürlich." Dieſer Sinn geht in den mannigfachſten Nüancen von Homer durch die Poeſie und Proſa; noch bei Ariſtoteles iſt δὴ eine wichtige Partikel, indem dadurch für axiomatiſche Sätze Beiſtimmung gefordert wird (im Anfange einer Demonſtration ἔστι δή τι διαφανές, es gibt doch etwas, was man διαφανές nennt). Die folgenden Schriftſteller, in denen der Atticismus die Wärme der täglichen Rede verliert, machen meiſt weniger Gebrauch davon; ſpätere Nachahmer, wie Agathias, mißbrauchten es aufs Lächerlichſte. Daß es ſo gern nach ſtarken, entſcheidenden, umfaſſenden Ausdrücken ſteht (πλεῖστον δὴ, μάλιστα δὴ), kömmt daher, weil man ſich für ſolche der Beiſtimmung der Hörenden beſonders vergewiſſert; daß es von den Attikern gern ironiſch geſetzt wird, wie beſonders das abgeleitete δῆθεν, daher, weil man bei der Ironie das rechte Verſtändniß des Ausgeſprochenen, die Entfernung des äußern Scheins, mit dem man den Sinn umkleidet hat, von dem Wiſſen der Hörer erwartet und dieſen überläßt. Xenophon ſagt bei der Geſchichte der Befreiung Thebens von den verkleideten Jünglingen: τὰς ἑταιρίδας δὴ, d. i. „die Hetären, ihr wißt, was für welche." Der Ref. iſt natürlich nicht im Stande, alle die mannigfaltigen Verbindungen, welche dieſe oft überaus gemüth- und affectvolle Partikel eingeht, zu berückſichtigen, aber er iſt der Meinung, daß wer die Grundbedeutung auf ſolche Weiſe faßt alle von dem Verf. unter der zweiten und dritten Benennung angegebenen Fälle auf ungezwungene Weiſe in dieſelbe Klaſſe werde bringen können. Hinſichtlich der Etymologie würde ſich der Ref. der Ableitung von einem eigenen Pronominal-Stamme, deſſen Character-Buchſtabe d war, annehmen, wenn es möglich wäre, auch nur die nothdürftigſten Argumente dafür ohne Herbeiziehung entlegnerer Gegenſtände anzugeben.

Vierter Abſchnitt. Πὲρ und γὲ werden von dem Verf. auctive Partikeln genannt und mit καὶ als dem Zeichen eines äußern Hinzutretens, einer arithmetiſchen Vermehrung verglichen. Bei πὲρ geht der Verf. aus von der etymologiſchen Verwandtſchaft mit per, πέρι in πέρι ἄλλων „mehr als andere, vor andern" (welches Wort von der Präpoſition περὶ, um, als urſprünglich verſchieden getrennt

wird) und entwickelt dann aus dem verſtärkenden Begriff, wodurch πὲρ eine Vorſtellung in ihrer vollen Beſtimmtheit und Kraft zu nehmen auffordert, den Gebrauch des πὲρ in conceſſiven Satzgliedern: was keine Schwierigkeiten hat, da es in der Natur der Sache liegt und in den verſchiedenſten Sprachen vorkommt, daß für den conceſſiven Sinn Affirmativ-Formen gebraucht werden, mit andern Worten, daß man den Gedanken bekräftigt, der vollkommen beſtehen kann, ohne einem andern, auf den man eigentlich hinaus will, Eintrag zu thun. Die Behandlung dieſer Partikel möchten wir daher völlig befriedigend und überzeugend nennen. Weniger können wir bei γὲ dem Verf. überall folgen. Er ſetzt als Grundbedeutung von γὲ „Die Bezeichnung der beſonderen Stärke und Kraft eines Begriffes," und ſtellt die Partikel etymologiſch mit dem Sansſcritiſchen ha, saha zuſammen, welches dem Griechiſchen ἀγα- in Compoſitionen entſpreche und auch mit ζα einerlei ſei. Im Deutſchen entſpreche dem γὲ das enklitiſch gebrauchte „ja, der ja" (was wir nicht ſo finden können). Die Hervorhebung und Auszeichnung eines Begriffs, welche γὲ bewirke, erſcheine, je nachdem die in Zuſammenhang gebrachten Dinge im Einklange mit einander oder im Widerſpruche ſtänden, im erſten Falle als Steigerung, im andern als Einſchränkung. Der Verf. führt dies nach einer kunſtreichen Anordnung durch, indem er die Steigerung ſowohl wie die Einſchränkung bei allen verſchiedenen Verbindungen nachweiſt, in welche die auf einander bezogenen Gedanken möglicher Weiſe treten können. Der Verf. beſtreitet dabei mit Entſchiedenheit die herkömmliche Erklärung von γὲ, daß es reſtringire: aber auch nach der Leſung der hier gegebenen ſcharfſinnigen Erörterung ſcheint Reſtriction dem Ref. immer noch der beſte Ausdruck für das Weſen der Partikel, vorausgeſetzt, daß man unter dieſer Reſtriction nicht die Beſchränkung des Gedankens auf ein verhältnißmäßig Geringes verſtehe, wo denn freilich viele Stellen ſich nicht erklären laſſen, ſondern daß man Reſtriction überhaupt die Hervorhebung eines Beſtimmten, wovon der in Rede ſtehende Gedanke gelte, mit Beſeitigung und Dahinſtellung alles Andern, worauf der Gedanke ſich ſonſt auch beziehen könnte, aber hier nicht bezogen werden ſoll, nenne. In der ſo aufgefaßten Reſtriction, ſollten wir glauben, würde das, was der Verf. Steigerung und Einſchränkung nennt, zuſammenfallen; und wir würden doch noch einen präciſeren Begriff für die Bedeutung von γὲ gewinnen, als den nach unſerer Meinung zu ſchwankenden und allgemeinen, welchen der Verf. aufſtellt.

Fünfter Abſchnitt. Sehr eigenthümlich und parador iſt

des Verfaſſers Lehre von ἄρα, indem er dieſer Partikel gerade die umgekehrte Grundbedeutung von der zuweiſt, welche man gewöhnlich annimmt. Ἄρα bezeichnet ihm das Unerwartete, das raſch und unvorbereitet Eintretende (mit welchem „raſch" es auch in etymologiſcher Verwandtſchaft ſtehen ſoll); es bedeute oft: „ehe man es ſich verſieht." Dies ſucht der Verf. auch bei der Verbindung von ἄρα mit Relativen und Relativ-Partikeln nachzuweiſen und damit auch das Explicative und Concluſive der Partikel ἄρα, welches letztere die Attiker vornehmlich ausgebildet haben, in Verbindung zu bringen, welches indeß immer nur auf eine wenig natürliche Weiſe geſchehen kann. So ſucht der Verf. ἄρα bei der Explication oder Belehrung dadurch zu rechtfertigen, daß jede Belehrung einen Irrthum hinwegräume, alſo dem zu Belehrenden eine Ueberraſchung bereite; bei der Concluſion, daß dieſe oft mit Verwunderung über das erreichte Reſultat verbunden ſei. Dem Ref. ſcheinen die von dem gelehrten Verf. zur Nachweiſung des Ueberraſchenden in ἄρα zuſammengebrachten Stellen ſämmtlich ſich mit der gewöhnlichen Vorſtellung zu vereinigen, daß ἄρα einen leichten Fortſchritt der Handlung, einen natürlichen Zuſammenhang von Ereigniſſen bezeichne. In ſofern iſt ἄρα recht die Partikel der epiſchen Sprache, welche eine Menge der detaillirteſten Ereigniſſe, wie ſie ſich nach gewiſſen traditionell überlieferten Hauptpunkten der Phantaſie des Sängers als natürlich darſtellen, in ununterbrochenem Fluſſe vorführt. Doch hat dies ἄρα auch ſchon bei Homer, neben dieſer leicht anknüpfenden Bedeutung, die der weiteren Ausführung eines im Allgemeinen Angegebenen und, was damit eng zuſammenhängt, auch des Zurückkehrens von einem ausführenden, z. B. einem vergleichenden, Satze auf den Grundbegriff, eine Bedeutung, die ſich in gewiſſen Fügungen (ὥς ἄρα) auch bei den Attikern erhielt. Dagegen hat bei den Attikern ein Gebrauch von ἄρα ſich ſehr ausgebildet, der bei Homer nur in den Anfängen zu finden iſt, nach welchem ἄρα ein Errathen oder Abnehmen aus gewiſſen gegebenen Umſtänden bedeutet, welches Abnehmen die Alten beſſer durch στοχάζεσθαι, als die Neuern durch conclusio geben, indem für den eigentlichen Schluß ἄρα immer nur eine Form der Beſcheidenheit zu ſein ſcheint. Für den Ausdruck des Merkens, wie die Sache zuſammenhänge, worin eigentlich der Grund liege, hat ſchon Homer ἄρα, und es bedarf um dahin zu gelangen, wenn man von dem zuerſt Geſetzten dahin ausgeht, gewiß nicht eines ſolchen Sprunges, als wenn man in ἄρα den Ausdruck der Ueberraſchung als urſprünglich vorausſetzt.

Da wir aus jedem Abſchnitte einige Hauptſätze des Verf. hervorheben konnten, ſo verſteht es ſich, daß eine große Anzahl von Erörterungen über Partikeln und Verbindungen derſelben zurückgeblieben ſind, von denen wir Nichts haben mittheilen können, wie namentlich die beiläufig eingeſtreuten über lateiniſche Conjunctionen und Adverbia: aber glücklicherweiſe iſt der Eifer für die feinere Unterſuchung der Grammatik (ſtille Studien einſamer Forſcher, die indeß, indem ſie eine tiefere Einſicht in den Gang unſeres Geiſtes und die nothwendige Natur alles begrifflichen Denkens vorbereiten, in Jahrhunderten mehr Einfluß auf die geiſtigen Zuſtände der Menſchheit ausüben könnten, als manches laute und prahlende Getreibe des Tages) in Deutſchland jetzt ſo verbreitet, daß auch dieſes Werk in den nächſten Jahren manche umſtändlichere Beurtheilung finden muß, als die hier gegebene ſein konnte.

Ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache wissenschaftlich und mit Rücksicht auf den Schulgebrauch ausgearbeitet von Raphael Kühner, Dr. der Phil. und Conrector an den Gymnasialklassen des Lyceums zu Hannover. I. Th. XII und 476 S. II. Th. 688 Seiten. Hannover.

Auf die Bearbeitung einer Wiſſenſchaft haben Verhältniſſe des Lebens jederzeit einen der Aufmerkſamkeit nicht unwerthen Einfluß. Die Sprachkunde geht urſprünglich von einem ganz praktiſchen Zwecke aus, der Erlernung der Sprachen. Man beſtritt früher der Grammatik geradezu den Namen der Wiſſenſchaft; ſie ſei eine Kunſt, die **ars pure loquendi.** Man ließ es ſich noch nicht einfallen, daß man ſo vieles in der Sprache mit der Nothwendigkeit theils phyſiſcher, theils logiſcher Geſetze entwickeln können würde. Man fragte nur nach dem Was, der Erſcheinung, nicht dem Warum, den inneren Gründen; nicht nach den Geſetzen des wirklichen Lebens der Sprache, ſondern nur nach Regeln des praktiſchen Gebrauchs. Dieſer rein praktiſche Weg wird auch, ſofern er ſeiner Beſtimmnng treu bleibt, immer in Ehren gehalten werden müſſen, und niemals wird ein rein wiſſenſchaftliches Analyſiren der Sprache eine gründliche Anweiſung zur Erlernung überflüſſig machen können. Nicht bloß, daß in der Sprache vieles Material hingenommen und dem Gedächtniß einge-

prägt werden muß, weil es ſo iſt: auch der beſondere Character und Genius einer Sprache iſt, wie alles Individuelle, nicht durch Abſtractionen, ſondern nur durch allmälige Aneignung und practiſche Uebung völlig zu ergreifen.

Seit man indeß den Sprachen, zuerſt mehr durch Anwendung allgemeiner philoſophiſcher Begriffe, dann auf dem fruchtbarern Wege hiſtoriſcher Beobachtung, den Puls zu fühlen und die Geſetze des Lebens zu ſtudiren angefangen hat, ſeit man die Sprache, unabhängig von jeder Anwendung derſelben, als ein Denkmal des Geiſtes, und zwar als das älteſte und erſte, betrachtet und ihre Geſchichte an die Spitze einer innern Geſchichte des Menſchengeſchlechts ſtellt: wird auch eine Trennung der Arbeiten und der Darlegung ihrer Ergebniſſe immer nöthiger. Die hiſtoriſche Sprachkunde muß ſich um erſtaunend viel bekümmern, das keinen unmittelbaren practiſchen Nutzen für die Erlernung der Sprache hat, um Lautgeſetze und Geſtalt der Wurzeln und Principien der Wortbildung, die bei der practiſchen Erlernung in angewandter Form mit dem lexicaliſchen Material zugleich gewonnen werden, nur ohne Erkenntniß der Geſetze, welche dieſem Material ſeine beſtimmte Geſtalt gegeben haben. Und umgekehrt muß die practiſche Grammatik ihren Zöglingen wieder ſehr Vieles einüben, das keine Stelle in der wiſſenſchaftlichen Sprachkunde haben kann, Regeln, d. h. Claſſificirungen der einzelnen Fälle zur Abkürzung der Maſſe der Einzelheiten für den Gebrauch, welche auf keinen Geſetzen, d. h. Principien, welche den Bau der Sprache ſelbſt geleitet und beſtimmt haben, beruhen, ſondern von der zufälligen Majorität der Beiſpiele abſtrahirt ſind, indem man die Minorität in die Rubrik der Ausnahmen wirft; wie z. B. die Regeln der lateiniſchen Sprache über das Genus der Subſtantiva der dritten Declination auf is (deren Geſchlecht durch ganz andere Gründe als die Endung is beſtimmt wird) nur auf einer ſolchen Summirung einer zufälligen Majorität beruhen. Kurz, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die wiſſenſchaftliche Sprachkunde einen viel höheren Flug nehmen könnte, wenn ſie, ohne Rückſicht nehmen zu dürfen auf die mannigfaltigen an ſich ſehr ſchätzbaren Vortheile des Erlernens, den Blick allein auf das Begreifen der innern Triebe und Geſetze der Sprache gerichtet, ihrem Ziele nachſtreben dürfte. Auch die praktiſchen Lehrbücher werden gerade dann, wenn die Bahn des wiſſenſchaftlichen Erkennens für ſich durchmeſſen iſt, am eheſten wieder die einfache Tüchtigkeit gewinnen, der ältere Bücher der Art oft weit näher ſtanden, indem jetzt nur zu oft der Erlernende mit noch unreifen Begriffsentwickelungen geplagt

wird, wo eine ganz äußerlich gefaßte aber präciſe Regel, unterſtützt von einigen gut gewählten Beiſpielen, ihm das Sprach-Factum, auf das es ankommt, viel beſſer einprägen würde, ja indem nicht ſelten der vornehm ausgeſprochene Aufſchluß im Texte des Buches in einer unerreichbaren Entfernung über den in der Anmerkung gegebenen Einzelheiten, durch keine anwendenden Reflexionen damit vermittelt, und wie in die Luft gebaut ſteht.

Indeß wird es noch eine Zeit dauern, ehe namentlich bei den claſſiſchen Sprachen die beiden Wege der Bearbeitung ſich in größern Werken ſcheiden werden. Die Wiſſenſchaft, wenn auch unabhängig in ihrem innern Leben, wird durch die Mittheilung Artikel des Marktes und muß, um ihrer Verbreitung willen, Formen ſuchen, die dort gelten. Sprachen, welche man nicht lernt, um ſie zu ſchreiben und die überhaupt nicht im Schulunterrichte eine ſolche Stelle einnehmen, machen es in der That ihren Bearbeitern viel leichter, die Darſtellung dem innern Leben der Sprache anzubequemen, als die claſſiſchen. Man könnte ohne Paradoxologie ſagen, daß gerade der Umſtand, daß dieſe Sprachen von ſo vielen gelernt und gelehrt werden, die höhere Ausbildung ihrer Grammatik gehindert habe. Es darf alſo nicht befremden, wenn auch ſolche Bearbeiter der claſſiſchen Sprachen, deren Richtung beſonders auf das innere Leben der Sprache geht, doch die Form einer Schulgrammatik wählen, um das, was über den praktiſchen Gebrauch hinausgeht, weniger freilich den Lernenden, als den Mitforſchenden, mitzutheilen. Dies iſt, vorläufig bemerkt, gerade der Fall des vorliegenden Werkes.

Der Verf. dieſer Grammatik, ſelbſt ein ſehr verdienter Schulmann unſers Landes, hat es verſucht, wie ſchon der Titel beſagt, die wiſſenſchaftliche Behandlung mit der Rückſicht auf den Schulgebrauch zu vereinigen, aber, wie die Vorrede nicht verhehlt, auch die vielen „bisweilen unbeſiegbaren" Schwierigkeiten wohl erkannt, welche die Vereinigung beider Zwecke mit ſich führe. Er geſteht, daß er ſich durch die practiſche Rückſicht oft gezwungen geſehen habe, den von der Wiſſenſchaft ihm vorgezeichneten Weg zu verlaſſen, wie er z. B. in der Formenlehre nicht die Homeriſche, ſondern die Attiſche und gemeine Sprache zum Grunde gelegt, nicht die Verben auf μι als die älteren denen auf ω, nicht die dritte Declination der erſten und zweiten vorausgeſchickt habe. Wir werden daher auch dieſe Inconſequenzen dem ſonſt mit einer ſehr achtungswerthen Vereinigung wiſſenſchaftlichen Geiſtes und practiſcher Einſicht abgefaßten Werke nicht zum Vorwurf machen können: ſondern, wenn wir im Verfolge hie

und da eine andere Anordnung oder Vervollſtändigung empfehlen, ſo geſchieht dies mit Rückſicht auf den Plan des Verfaſſers, den er am Ende des Vorworts kund gibt, dies größere Werk, das er bis jetzt nur als ein angefangenes und unvollendetes betrachten könne, durch fortgeſetztes wiſſenſchaftliches Studium immer mehr zu vervollkommnen und davon eine dem Schulgebrauch ausſchließlich beſtimmte Grammatik zu trennen, welche von den in der größeren Sprachlehre niedergelegten wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen die Reſultate zu geben (wir würden lieber ſagen: die aus der Erkenntniß der Sprachgeſetze zu gewinnenden praktiſchen Regeln aufzuſtellen) beſtimmt ſein wird.

Die Einleitung handelt hauptſächlich von den Dialecten und Kunſtſprachen, d. h. den für beſondere Gattungen der Poeſie und Literatur ausgebildeten und modificirten Volksmundarten — und zwar, nach dem Urtheil des Rec., im Ganzen nach den Grundanſichten, welche durch die Geſchichte der Stämme und die Betrachtung der Sprachdenkmäler gleichmäßig beſtätigt werden. Namentlich iſt ein Hauptſatz dem Verf., wie dem Rec., zur Ueberzeugung geworden, daß der Joniſch-Attiſche Dialect überall, wo er conſequent von dem Aeoliſch-Doriſchen abweicht (wie durch ſein Eta für A, ſein Sigma und Zeta für T und D), darin auch von der Urſprache abgeht, ſo weit ſie durch die Sprachvergleichung gewonnen werden kann, woraus ſich ergibt, daß der Gegenſatz dieſer beiden Mundarten der Griechiſchen Sprache kein urſprünglicher, in den Wurzeln der Sprache vorhandener, geweſen ſein kann, ſondern die Trennung des Joniſchen vom Aeoliſchen ſich erſt auf dem Boden Griechenlands, unter Einfluß beſonderer Neigungen des Sprachgefühls und localer Bedingungen, gebildet haben muß. Für den Zuſammenhang der wiſſenſchaftlichen Sprachkunde wäre freilich an dieſer Stelle eine beſtimmtere Characteriſirung der Griechiſchen Sprache im Verhältniß zu ihren Schweſterſprachen und ein umfaſſenderer Umriß der Geſchichte der Griechiſchen Sprache wünſchenswerth: allein man darf nicht vergeſſen, daß ein ſolcher den Verfaſſer ſelbſt nur dann befriedigen kann, wenn er Ergebniß der ſchon vollendeten wiſſenſchaftlichen Durcharbeitung der Sprache iſt.

Den erſten Theil, der den herkömmlichen Namen Etymologie führt, theilt der Verf. in drei Abſchnitte, **1.** Fundamentallehre (d. h. Lehre von den Sprachlauten und Sylben), **2.** Formenlehre, **3.** Wortbildungslehre. Die erſte nimmt **74**, die zweite **339**, die dritte **23** Seiten ein, der übrige Theil des erſten Bandes iſt Regiſter. Dies iſt allerdings bis jetzt das gewöhnliche Verhält-

niß der Ausdehnung dieſer Theile; wenn indeß erſt die Sprachkunde ihre Beobachtungen nicht nach den Erſcheinungen, ſondern nach den Gründen derſelben ordnet und darnach einer jeden ihre Stelle anweiſt: ſo wird die Lautlehre und Wortbildungslehre ſich vieles von dem Material aneignen, das jetzt in der Formenlehre beſprochen wird; und die Formenlehre wird, gebaut auf die vorausgegangene Lautlehre und Wortbildungslehre, alsdann ſehr viel von dem bunten labyrinthiſchen Anſehen verlieren, das ſie bis jetzt noch entſtellt.

Die Fundamentallehre des Verf. geht von dem geſchriebenen Alphabet aus und kommt durch die Ausſprache der Buchſtaben zur Kenntniß der Laute. Allerdings iſt dies der Weg der Unterſuchung: aber natürlich nicht der Weg der Sprache ſelbſt, und wir würden für eine rein wiſſenſchaftliche Behandlung der Sache vorſchlagen, die nöthigen Angaben über das Alphabet als Lehnſätze aus der Schriftkunde vorauszuſetzen und dann die Lautlehre ſelbſt mit einer Ueberſicht des Griechiſchen Lautſyſtems anzufangen, das freilich keine ſcharfe und individualiſirende Characteriſtik erhalten kann, wenn nicht vorher die allgemeine Fähigkeit der menſchlichen Organe zur Articulation, entweder in phyſiologiſcher oder hiſtoriſcher Weiſe oder durch beide beleuchtet iſt. Eine beſtimmtere Unterſcheidung der Laute und ihrer Schriftzeichen iſt auch beim Verf., wie in vielen Grammatiken, zu wünſchen, ſo daß z. B. der Satz: „Die Vocale ε und ο ſind ſtets kurz, η und ω lang, α, ι, υ entweder kurz oder lang,“ ausgedrückt werden müßte: Bei den Vocalen E und O unterſcheidet die ſeit 400 v. Chr. gewöhnliche Griechiſche Schrift Länge und Kürze (ε — η, ο — ω), nicht ſo bei den übrigen.

Die „Kurze Geſchichte des Griechiſchen Alphabets“ läßt mehrere Berichtigungen zu, beſonders weil der Verf. dabei mehr den unzuverläſſigen Nachrichten der Griechiſchen Grammatiker gefolgt iſt, als den Ergebniſſen der neuern Forſchungen in den Griechiſchen Inſchriften und deren Vergleichung mit dem Phöniciſchen Alphabet. In dieſen wird man z. B. keine Beſtätigung dafür finden, daß *Z*, *H* und *Θ* erſt ſpäter zu den ſechszehn, angeblich Kadmeiſchen, Buchſtaben hinzugekommen wären und *Υ* als Vocal erſt hinzufügt worden ſei, nachdem *F* aus dem Alphabet herausgeworfen worden war.

Bei den Vocalen finden wir auch von dem Verf. eine Claſſe von Diphthongen vergeſſen, welche den Namen der uneigentlichen wohl mehr verdienten als die Doppellaute ᾳ, ῃ, ῳ, ᾱυ, ηυ, ωυ, welche man beſſer ungleiche, d. h. aus ungleich langen Theilen zuſammengeſetzte, nennen könnte. Freilich gedenken dieſer Diphthongen weder

die Griechiſchen Grammatiker, noch die neueren Lehrer dieſer Sprache. Wenn man aber weiter vernimmt, daß jede Sylbe nur einen Vocal oder Diphthong enthalten könnte, und man alsdann im weitern Fortgange der Lehre von den Vocalen bei der Synizeſis erfährt, daß durch dieſe zwei getrennt geſchriebene Vocale in einen Laut vereinigt werden: ſo muß man nothwendig ſchließen, daß die Synizeſis eine Art von Diphthongen hervorbrachte. Daß aber dieſe Diphthongen von den gewöhnlichen, den durch Contraction hervorgehenden, weſentlich verſchieden waren, iſt nach der Ueberlieferung der Homeriſchen Gedichte nothwendig anzunehmen, da gewiß nicht Ὀδυσεῦς und Πηλέος, ἐλόευν und ἐφόρεον in derſelben grammatiſchen Form und unter denſelben Bedingungen des Verſes im Homeriſchen Texte gefunden werden würden, wenn die Rhapſoden nicht die Contraction von εο in ευ und die Synizeſe εο in der Ausſprache unterſchieden hätten. Es hat alſo hiernach auch Griechiſche Diphthongen gegeben, deren geſchriebene Formen (nach Homeriſchen Beiſpielen) εα, εαι, εᾳ, εο, εω, εοι, εῳ, ια, ιε, ιη, ιῃ, ιο, υω waren, ähnlich wie im Gothiſchen ein Diphthong **iu**, im Althochdeutſchen **eo**, **ia**, **iu**, **ua**, **uo**, im Angelſächſiſchen **ea**, **eo**, im Italieniſchen **uo**, **io**, im Franzöſiſchen **ie**, **oi** (d. h. **oa**) und dgl. m. gefunden werden. Allerdings entſprechen dieſe Lautverbindungen nicht dem Begriff des eigentlichen Diphthongen, da nur der Uebergang der Articulation von einem breiteren Vocal zu einem dünneren dem Laute die zuſammenhängende Form gibt, welche ſich als ein vollkommenes Ganzes dem Ohre darſtellt, von welcher Art alle gewöhnlichen Diphthongen der Griechiſchen Sprache ſind, die bekanntlich nur mit ι oder υ ſchließen. Aber daneben muß den menſchlichen Articulations-Organen nach eben jenen Beiſpielen auch das Vermögen zugeſchrieben werden, einen und denſelben Hauch (denn auf der Einheit des Hauchs beruht die Einheit der Sylbe), zuerſt zu einem dünneren, dann zu einem volleren Vocal zu articuliren, ohne daß doch der erſte eine conſonantiſche Geſtalt annimmt. Denn daß etwa, wie manche gemeint haben, die Griechen in der Synezeſis **Histjaia** und **genvon** ausgeſprochen hätten, iſt außer andern Gründen ſchon deswegen unglaublich, weil dieſe Laute **j** und **v** überhaupt dem Griechiſchen Munde völlig fremd geworden waren.*) Immer

*) Vielleicht iſt die Ausſprache der Synizeſe am beſten von den Neugriechen zu lernen, deren wahre Volkslieder, die man genau von den Erzeugniſſen einer nachahmenden Kunſtpoeſie ſcheiden muß, indem ſie den Hiatus ebenſo innerhalb der

aber erſcheinen dieſe uneigentlichen Diphthongen als eine ſpätere Afterbildung, die nicht ſo in die Wurzeln der Sprache verwachſen iſt, wie die eigentlichen, ſondern auf den Neigungen einzelner Volksſtämme beruht. Dieſe ſpätere Bildung liegt in den Romaniſchen Sprachen am Tage, und wenn in den deutſchen Mundarten dieſe Art von Diphthongen viel älter erſcheint, ſo wird doch wohl eine noch ältere Geſtalt anzunehmen ſein, wo ſie nicht in der Form vorhanden waren. Im Griechiſchen aber findet das merkwürdige Verhältniß Statt, daß dieſe Diphthongen, die man, mit Rückſicht auf die natürliche Scala der Vocale, abſteigende nennen kann, allein dem Joniſchen Dialect (den Homeriſchen und Attiſchen eingeſchloſſen) angehören. Und zwar gehören ſie eines Theils bloß der Poeſie an, inſofern ſie auf einer Verſchmelzung urſprünglich ganz getrennter Sylben beruhen, wie ſie in *Πηλέος*, *ἐφόρεον* Statt findet: inſofern ſie aber auf einer Umwandlung von Vocalen und Verſchiebung der Länge beruhen, wie in *Πηληιάδεω*, *Θησέως* (aus *Θησῆος*), *πόλεως*, muß die Synizeſis oder der uneigentliche Diphthong auch im gewöhnlichen Leben geſprochen worden ſein, wie in mehreren Fällen auch der Accent anzeigt, und macht um deſto mehr Anſpruch darauf ſchon hier erwähnt zu werden, wenn den Dichtern dabei auch immer die Freiheit blieb, die Synizeſis des gemeinen Lebens wieder durch eine Art von Diäreſis aufzuheben.

Hierauf folgt die Eintheilung der Conſonanten in ihre Claſſen, wobei die etwas ſchielenden Ausdrücke Kehllaute und Zungenlaute wohl einer nähern Erklärung bedurft hätten, und dann eine ausführlichere Erörterung über die Spiranten, nämlich den **Spiritus asper** und **lenis**, dann *χ*, *σ* und ***F***. Wenn beim *χ* behauptet wird, daß der ſtarre Conſonant *χ* urſprünglich ein bloßer Spirant geweſen ſei, weil im Latein und im Sanſcrit ihm **h** entſpreche (*χϑὲς*, **heri**, *hyas*; *χειμών*, **hiems**, *hima*; *ὀχέω*, **veho**, *vah*; *χὴν*, *hansa*); ſo iſt doch die Frage, ob das Griechiſche nicht hier gegen die beiden Schweſtern, denen man jetzt ſo gern eine größere Alterthümlichkeit zuſchreibt, Recht behalten werde, da nach den Regeln der Lautverſchiebung (Grimm, Grammatik I. S. 584 ff.) dem Griechiſchen *χ* das Gothiſche g und Althochdeutſche k entſpricht, und alſo kein bloßes H, ſondern eine Aſpirata von den K-Lauten an dieſer Stelle geſtanden haben muß, als die Germaniſchen Sprachen ſich von der gemeinſamen

Worte wie an den Wortgränzen ſcheuen, voll der auffallendſten Synizeſen ſind z. B. *ποιὸ* einſylbig, *γιατάκια* dreiſylbig, *ὡραιᾶς* zweiſylbig u. dgl.

Mutter trennten. Die Verwandlung des χ in h im Latein kann erſt ſpäter, als die Aſpiraten größtentheils aus dieſer Sprache verſchwanden, eingetreten ſein und iſt nicht als ein Ueberreſt der Sanſcritiſchen Grundform anzuſehen.

Mit Recht ſind die großen Veränderungen, die mit dem σ in der Griechiſchen Sprache Statt gefunden haben, die häufige Verwandlung in den Spiritus asper am Wortanfange, und die noch häufigere Auswerfung zwiſchen Vocalen, ſchon hier angeführt, da ſie zu den folgenreichſten Ereigniſſen für die ganze Geſtalt der Sprache gehören. Aber eben deswegen wünſcht man ſchon an dieſer Stelle eine nähere Beſtimmung der Sache, die auf eine vorläufige Summirung der Fälle gegründet werden müßte. Man kann die Fälle der Ausſtoßung des σ wenigſtens denen verſtändlich, die damit ſchon bekannt ſind, etwa ſo in einen Ueberblick bringen: τύπτεΣαι, ἐτύπτεΣο, τύπτηΣαι, τύπτοιΣο· μενέΣω, κομίΣω, ἐλάΣειν (ἐλᾶν), ἐρύΣουσιν, σώΣω (ΣΩΩ futur. ex inscr. Attica); τιθέΣαντι, daraus τιθέασιν· καλοῖΣο· ΜουσάΣων· γένεΣος, ἀληθέΣος, αἰδόΣος, μυΣός, κνέφαΣος· ἔΣα (eram)· ἀFΣώς (aurora)· οὖΣας (auris)· νυΣὸς (nurus), um von dem Ausfall eines radicalen σ nur einige Beiſpiele zu nennen. Aber ungeachtet der vielen hier angedeuteten Fälle ſagt der Verf. doch zu viel, daß σ in der Regel ausgefallen ſei, wenn es in der Mitte des Wortes zwiſchen zwei Vocalen ſtehen ſollte, namentlich in der Flexion, wogegen ſchon die Futura und Aoriſten auf σω und σα Einſpruch thun; eben ſo wie es zu viel geſagt iſt, daß σ vor einem Vocal am Anfang eines Wortes in der Regel in den Spiritus asper übergegangen ſei. Im Latein iſt allerdings s zwiſchen Vocalen bis auf wenige Beiſpiele, für die meiſt eine beſondere Erklärung gegeben werden kann, in r übergegangen; aber im Griechiſchen ſcheint die Ausſtoßung des σ an derſelben Stelle minder conſequent durchgeführt worden zu ſein, am conſequenteſten indeß nach dem ε. Daß ein aus τ hervorgegangenes σ (wie in γένεσις, γενέσιος) dieſe Ausſtoßung nicht duldet, und eine durchgängige Ausnahme macht, verſteht ſich von ſelbſt. Auch konnte hier, da an keiner andern Stelle davon weiter im Zuſammenhange die Rede iſt, der Auswerfung des σ vor den liquidis gedacht werden, von denen ϱ, λ, ν gar kein σ vor ſich dulden, μ aber, welches unter den liquidis am nächſten an die mutas gränzt, ſich zwar mit σ verbindet, aber doch ſo, daß σμ in vielen bekannten Beiſpielen zu μ abgeſchliffen wird. Die Urſprache hat dagegen, nach dem Zeugniſſe anderer ihrer Töchter, alle

dieſe Lautverbindungen sr, sl, sn und sm auch am Anfange von Worten angewandt.

Das Digamma iſt in mehreren Griechiſchen Grammatiken ein Proteus, der in den verſchiedenſten Geſtalten erſcheint und überall herbeigerufen wird, wo ein Hiatus an den Wortgrenzen oder innerhalb der Worte zu verhindern iſt, ein wunderbares Weſen, das bald Hauch, bald Buchſtabe, und nach Belieben wieder keins von beiden, alle Rollen übernehmen muß, die das Syſtem des Grammatikers ihm aufnöthigt. Und doch iſt dies Digamma, wie ſchon ſein urſprünglicher Name bezeugt, gar nichts als ein Vau, das in der Griechiſchen Sprache und zwar zuerſt in der Joniſchen Mundart ſich verflüchtigte, gerade wie die Griechiſche Sprache auch den entſprechenden Halbvocal der Urſprache, das j, verloren hat. Daß dies Vau auch γ bedeutet und z. B. *Ϝοῖνος*, vinum, γοῖνος gelautet habe, beruht einzig und allein darauf, daß Heſychios — wie Bentley ſchon geſehen hat — viele Wörter, die er mit dem Digamma bezeichnet fand, aus Mangel eines andern Platzes, beim Gamma unterbringen zu können geglaubt hat. Wie leicht dies Vau in die zunächſt ſtehende media β übergehen konnte, iſt von ſelbſt klar; doch darf dieſer Uebergang nicht ſo promiscue den Doriern und Aeolern zugeſchrieben werden, ſondern die Sache verhält ſich ſo, daß die Aeoler von Lesbos in der Zeit ihrer Lyriker das *F* vor einem Vocal feſthielten, vor ϱ aber in β verwandelten, die Dorier des Peloponnes aber — etwa ſeit der Zeit der Perſerkriege — das *F* vor Vocalen am Wortanfange in β umbildeten. Was aber andererſeits die Verwandlung des *F* in einen vocaliſchen Laut betrifft, ſo gibt der Verf. eine Bemerkung von Herrn Fr. W. Reimnitz wieder, deſſen inhaltreiches Büchlein „Syſtem der griechiſchen Declination" er mit Recht viel zu Rathe gezogen hat, daß nämlich das Digamma nach einem Vocal ſich ſowohl am Wortende als in der Mitte des Worts vor einem Conſonanten in der Form υ jederzeit erhalten hat: eine Bemerkung, mit deren Hülfe die ganze Theorie des Digamma ſich ſehr befriedigend ergänzen und abrunden läßt. Eine Verwirrung in den Beiſpielen Z. 9. 10 und den Druckfehler Z. 19 ἐλαύσω für ἐλαύνω wünſchten wir am Ende des Bandes angezeigt.

Das zweite Kapitel „Wandel der Sprachlaute" faßt nach der Anſicht des Rec. zu heterogene Dinge zuſammen, indem erſtens von einem Wandel der Vocale in den verſchiedenen Mundarten, dann von der Veränderung derſelben durch Contraction, Eliſion u. dgl. ge-

ſprochen wird. Nun iſt aber der Wandel der Vocale in den Mundarten, zumal wenn man dabei vom Attiſchen oder gewöhnlichen Dialect ausgeht, gar nicht als eine Verwandlung, ſondern nur als ein Verhältniß zu faſſen und hat nichts gemein mit Veränderungen, die ſich in dem hiſtoriſchen Gange der Sprache ereignet hatten und bei den Griechen fortwährend ereigneten. Auch wird der Verf. ſein wiſſenſchaftliches Bewußtſein ſchwerlich durch die Art ganz befriedigt fühlen, wie er, nach Anderer Vorgange, die dialectiſchen Verhältniſſe angegeben hat: „α geht in ε über, ε in ο, ο in ε, α in ο, doriſch, äoliſch, ioniſch," und dann einzelne Beiſpiele, meiſt ohne Hinweiſung auf die einzelnen Schriftſteller, wo ſich die Erſcheinung findet; ob z. B. ein Dorismus aus Epicharm, oder Pindar, oder der Lakoniſchen Mundart, ein Aeolismus aus den Lesbiſchen Lyrikern oder Böotien ſtammt, und auch ohne hinlängliche Erwägung der euphoniſchen Einwirkungen, unter denen der Vocal ſeine Geſtalt veränderte. Ref. würde zuerſt, was er bei dem Verf. vermißt, die allgemeinen Richtungen der Dialecte angegeben haben, z. B. daß der Joniſch-Attiſche in der Behandlung der Vocale immer aufwärts, von dem Grundlaute *A* nach dem *E* und *I* und von *O* nach *Υ* hinſtrebt, alſo aus ᾰ oft ε, aus ᾱ meiſt η macht, die Dehnung von ε in ει, ebenſo die von ο in ου den gleichartigen in η und ω vorzieht, das urſprüngliche u meiſt in υ (ü) verwandelt hat; dagegen der Doriſche Dialect die Vocale entweder auf ihrer urſprünglichen Höhe feſthält, oder noch gegen das α herabſteigt. Die Erſcheinungen, die bei dieſen Dialecten nicht in den eben angegebenen Richtungen liegen, ſind ſo vereinzelt, daß von ihnen beſſer bei den euphoniſchen Verhältniſſen, unter denen ſie ſich gebildet haben, die Rede ſein kann, z. B. wie neben dem gewöhnlichen ἑβδομήκοντα im (Italiotiſchen) Dorismus ἑβδεμήκοντα, und ebenda neben ὄντες — ἔντες vorkommen konnte.

Dann würde vor allem nöthig ſein, die Ausdehnung und Allgemeinheit einer ſolchen dialectiſchen Beſonderheit zu beſtimmen, oder mit andern Worten die Kraft zu meſſen, mit der die Neigung eines Volksſtamms zu gewiſſen Lauten ſich unter verſchiedenen euphoniſchen Verhältniſſen behauptet, worin bis jetzt noch wenig geleiſtet iſt. So vermiſſen wir in der bisherigen Grammatik ganz eine allgemeine Auskunft darüber, wie weit bei den Joniern und hernach im ausgebildeten Attiſchen Dialect die Verwandlung des langen α in η geht, worüber auch in dieſem Werke § **19** und **257** zu wenig geſagt wird. Die andern Grammatiker ſuchen davon gewöhnlich bei der erſten Declination Rechenſchaft zu geben, ob hier die Endung ᾱ oder η zu

wählen ſei, aber dies iſt nur ein einzelner Fall einer Erſcheinung, die durch die ganze Sprache geht. Eine umfaſſende Unterſuchung über den Gegenſtand würde wohl darauf hinausführen, daß in den Fällen, in denen der Joniſche und der Attiſche Dialect α feſthält, theils Contractionen des α aus αα und αε (bei den Attikern auch aus αο und οα) Statt finden, theils Verlängerungen des α durch Ausfall eines ν vor σ, theils Dehnungen des α vor einer liquida, theils ein Einfluß angränzender Vocale und liquidae, welcher freilich im Attiſchen Dialect viel ausgedehnter iſt als im epiſchen und Joniſchen, aber in dieſen doch auch in ſo weit ſich findet, daß man die gemeinſame Grundlage eines euphoniſchen Bedürfniſſes nicht verkennen kann. Und zwar iſt es nicht bloß das Vorausgehen eines Vocals, eines ρ und in nicht wenigen Fällen auch eines λ, ſondern auch das unmittelbare Nachfolgen eines Vocals, beſonders eines O=Lautes, ſo wie des ρ und λ, ja mitunter auch der andern liquidae, welches ein urſprüngliches langes α verhindert hat zum η zu werden. Unter den Fällen, die dann noch übrig bleiben, iſt beſonders die bei den Athenern in volksmäßigem Gebrauch ſehr beliebte Endung ᾱξ, gen. ᾱκος (φένᾱκες, θαλάμᾱκες, λάβρᾱκες u. dgl.) und einiges Verwandte nachzuholen.

Die Contraction theilt der Verf. in die eigentliche und uneigentliche; zu jener rechnet er Fälle wie τείχει, zu dieſer τιμῶμεν, τιμῶ, τίμα, τιμᾷ, weil in dieſen Fällen die beiden contrahirten Laute nicht als Theile des Diphthongs kenntlich bleiben. Indeß bezieht ſich dieſer Unterſchied eigentlich mehr auf die Schrift als die Sprache ſelbſt, da z. B. das ω ſchwerlich denſelben Klang hatte, wenn es aus αω und wenn es aus οω contrahirt war, ſondern im erſten Fall gewiß etwas von dem A=Laute hören ließ. Die Contractionen der verſchiedenen Dialecte werden etwas in Bauſch und Bogen abgehandelt, und in der That kann auch Viel davon bei den contrahirten Formen der Conjugation und Declination genauer beſtimmt werden, wenn nur überhaupt erſt an dieſer Stelle das Syſtem der Contraction mit Rückſicht auf die Neigungen der verſchiedenen Mundarten nachgewieſen iſt. Man wird indeß unmöglich dahin gelangen, den contrahirten Laut als ein nothwendiges Ergebniß des Zuſammentreffens zweier beſtimmten Vocale zu faſſen, wenn man nicht die Einwirkung von zwei verſchiedenen Principien von einander trennt. Denn neben dem phonetiſchen Principe, wonach die Laute als organiſche Functionen mit einer Art phyſiſcher Nothwendigkeit zuſammenwachſen, wirkt auf die Contraction ſehr mannigfach das grammatiſche Syſtem der

Sprache ein: bald durch den höhern grammatiſchen Werth, der einem Laute vor dem andern gegeben wird, wie die Contractionen *ἁπλᾶ*, *λεονταῖ*, *χρυσᾶ* nur durch das Prävaliren der Caſusendungen erklärt werden können, da ſie nach rein phonetiſchem Princip *ἁπλῶ*, *λεοντῆ*, *χρυσῆ* lauten müßten; bald durch eine Art Anziehung, die eine entſprechende grammatiſche Form auf die zu contrahirende ausübt, wie z. B. aus *ἱππότεω* das Attiſche *ἱππότου* nur durch den Einfluß der zweiten Declination, und aus *ἀληθέας*, *μείζονας*, *πόλεας*, *ἀληθεῖς*, *μείζους*, *πόλεις* nur durch die Analogie des Nominativs und Accuſativs geworden iſt. Eben ſo wichtig iſt dies bei der Kraſis, deren Form im Attiſchen Dialect häufig durch das Prävaliren des Hauptworts vor dem Artikel oder der copulativen Partikel beſtimmt wird, wo die andern Dialecte ſie ganz nach den phonetiſchen Bedingungen geſtalten. So verhält ſich das Attiſche *ἅνήρ* zu *ὦνήρ*, welches Joniſch und Doriſch iſt; und daſſelbe Verfahren zeigt ſich ſehr auffallend in den Attiſchen Kraſen *κεἰς*, *κἶσος*, *χὐπηρεσία* u. dgl.

Wir übergehen den übrigen Inhalt des Kapitels, welches auch von der Synizeſe und Eliſion und der Zulaſſung des Hiatus ſo wie von den Mitteln ihn zu vermeiden handelt, um dafür noch einige Lücken anzudeuten, welche die Lehre von den Vocalen in dieſer wie in andern Griechiſchen Grammatiken auszufüllen läßt, wenn ſie einer wiſſenſchaftlichen Sprachkunde als Grundlage dienen ſoll.

Erſtens iſt zur Lehre von der Dehnung oder Verſtärkung der Vocale zwar Einiges von dem Verf. bei dem Wandel der Vocale in den verſchiedenen Mundarten, ſo wie ſpäter bei der Formenlehre, bemerkt worden: aber es iſt durchaus nöthig, an dieſer Stelle die verſchiedenen Arten der Dehnung vollſtändig zu zergliedern, um hernach das Geſetzmäßige in der Anwendung derſelben auf eine conſequente Art nachweiſen zu können. Wenn wir dabei beſonders den Standpunkt des Joniſch-Attiſchen Dialects feſthalten: ſo müſſen wir vier verſchiedene Arten von Dehnung unterſcheiden, die Ref. hier angeben will, ohne jedoch auf alle Fragen, die die Claſſificirung der einzelnen Fälle betreffen, dabei eingehen zu können. Die erſte, wobei alle Vocale aus kurzen lange werden, ohne ihre Qualität zu verändern, nur daß für *α* das Joniſche *η* geſetzt wird. Dieſe hat für den innern Zuſammenhang der Sprache am wenigſten zu bedeuten, ſie tritt meiſtentheils um der Euphonie willen ein, oder um das Gleichgewicht der Sylben herzuſtellen, da wo der Sprachgeiſt aus gewiſſen architectoniſchen Principien eine Verſtärkung einer Sylbe verlangt. Die zweite iſt diejenige, wo die andern Vocale ebenſo bleiben, nur daß

ε und ο eine Stufe hinanſteigen und zu ει und ου werden. Hierbei iſt meiſt eine liquida im Spiele; es gehören dahin theils die Fälle, wo ein ausgefallenes ν vor σ oder ein σ nach einer liquida (wie in den Aoriſten der verba liquida) durch Dehnung erſetzt wird, theils die Dehnung des ε und ο vor liquidis, dem σ und Vocalen, die man meiſt der epiſchen Poeſie zuſchreibt, wiewohl ſie nichts weniger als eine Licenz der Dichterſprache, ſondern in der Volksſprache begründet (daher oft auch ſo feſt geworden, daß die andere Form darüber ſich verloren hat) und durch beſtimmte Geſetze beſchränkt war. Der Verf. bemerkt ein ſehr wichtiges Geſetz der letztern Art (§ 21, 18. A. 2) daß nämlich das aus ε abgelautete ο dieſe Dehnung nicht zuläßt, alſo aus δόμος, πόνος, στόλος nicht δοῦμος, ποῦνος, στοῦλος werden kann. Die dritte Dehnung beſteht eigentlich in einer Vorſchiebung des ε-Lautes, wodurch aus α—η (Doriſch ᾱ), aus ι—ει, aus υ—ευ wird, dagegen ε und ο ſie gar nicht zulaſſen: dieſe iſt ein wichtiges Princip der Tempus- und damit zuſammenhängenden Nominalbildung, welches mit dem Ablaute des Vocals ε in ο auf gleicher Linie ſteht und dieſelbe Function verrichtet. Während dieſe dritte Art der Dehnung in dem urſprünglichen Perfect (dem ſogenannten perfectum secundum) allein zur Anwendung kommt, alternirt ſie in der Verſtärkung der Präſentia mit einer vierten Art der Dehnung, welche durch ein nachtretendes ι geſchieht und aus α, ε, ι, υ — αι, ει, ῑ und ῡ (für υι) macht, und zwar nach dem Geſetze, daß jene dritte vor jeder muta, die vierte vor den liquidis und Vocalen eintritt. Von dieſen Dehnungen iſt wenigſtens die dritte als ein uraltes Princip der Formenbildung in den indogermaniſchen Sprachen nachzuweiſen; ſie entſpricht der Vorſchiebung eines ă im Indiſchen, welche unter dem Namen Guna bekannt iſt, und iſt mit großem Rechte, wie dem Ref. dünkt, in der Gothiſchen Präſensverſtärkung von i in ei (d. h. der Ausſprache nach î) und u in iu wieder erkannt worden — da ja dem Griechiſchen ε auch ſonſt in der Regel im Sanſcrit a, im Gothiſchen i entſpricht (vgl. Bopp Vergleichende Grammatik § 27). Der Verf. gedenkt natürlich dieſer Dehnungen bei der Conjugation, aber würde ſeiner Darſtellung derſelben viel mehr Klarheit haben geben können, wenn er ſich auf dieſe verſchiedene Arten von Dehnung als auf beſtimmte und bekannte Operationen der Griechiſchen Sprache hätte zurück beziehen können. Der Rec. unterſcheidet übrigens noch eine fünfte Art von Dehnung, die den Vocalen α und ο ein ι hinzufügt und die in der Reduplication der Intenſiva μαιμάσσω, ποιφύσσω (eigentlich für πυιφύσσω nach einem Geſetz der Euphonie)

vor Muta ſo wie vor Liquida, als eine epiſche Dehnung aber nur vor Vocalen und am Schluſſe einiger Partikeln gefunden wird.

Nicht minder wichtig iſt es für den ganzen Zuſammenhang der Griechiſchen Grammatik, die qualitativen Veränderungen, welche die Vocale erleiden, genau zu beſtimmen und nach ihren Gründen zu ſcheiden. Theils iſt dieſer Grund ein euphoniſcher und liegt alſo in der Einwirkung anderer Laute; theils haben ſie eine grammatiſche Bedeutung und gehen von dem Beſtreben aus, die Faſſung des Begriffs zu ändern. Die Veränderungen der erſten Art ſind meiſt Wirkungen der **liquidae**. Man kann durch ſehr viele Beiſpiele darthun, daß die beiden **liquidae** *ϱ* und *λ* (in gewiſſen Fällen wohl auch *μ* und *ν*) eine Kraft haben, ſowohl ein folgendes als ein vorhergehendes *ε* in *α* zu verwandeln. Dahin gehören z. B. die Aoriſte *ἔτραπον*, *ἐδάϱην*, *ἐκλάπην*, *ἐστάλην* (deren Regel der Rec. durch die Wahl der Beiſpiele anzudeuten ſucht), wo der Verf. **§ 157, 1.** das *α* als einen grammatiſchen Umlaut anſieht, in Uebereinſtimmung mit andern neuen Sprachforſchern, die zum Theil auch dies *α* des Aoriſts als das urſprüngliche Sanſkritiſche ă und das *ε* des Präſens als eine ſpätere Veränderung faſſen wollen. Wären dieſe Anſichten richtig, ſo müßte das *α* ſich auch zwiſchen **mutis** finden und z. B. ein *ἔτακον* und *ἐψάγην* nachzuweiſen ſein, deren Bildung von den Wurzeln *TEK* und *ΨΕΓ* ganz jener Analogie folgen würde. Da dies nicht der Fall iſt, ſo iſt gewiß der eigentliche Grund der Veränderung nur in euphoniſchen Verhältniſſen zu ſuchen, wenn auch der Geiſt der Sprache, welcher einen kleinen Unterſchied für Imperfect und Aoriſt ſuchte, dieſer euphoniſchen Nebenform alsdann eine grammatiſche Bedeutung beigelegt hat. Noch augenſcheinlicher iſt der Einfluß, den die andern beiden **liquidae** *μ* und *ν*, die letztere beſonders mit folgendem T-Laut, auf ein vorhergehendes *ε* ausüben, um es in den dunklern Laut *ο* zu verwandeln. Dieſer Einfluß, der ſich auch in der Lateiniſchen und den Germaniſchen Sprachen nachweiſen läßt, betrifft indeß in der Regel nur die ſchwächſte Art des *ε*, den Bindelaut einer Wurzel oder eines Stammes mit der Flexion. Ein ſolcher Bindelaut iſt namentlich das *ε* zwiſchen dem Verbalſtamme und den Perſonalendungen, die urſprünglich *μι*, *σι*, *τι* u. ſ. w. lauteten, welches *ε* daher vor jedem *μ* und *ν* zum *ο* geworden iſt (*ομαι*, *εσαι*, *εται*, *όμεϑον*, *εσϑον*, *εσϑον*, *όμεϑα*, *εσϑε*, *ονται*, um ſtatt der abgeſtumpften Endungen des Activs die vollſtändig erhaltenen des Paſſivs zu ſetzen); während das radicale *ε* in der Conjugation auf *μι* dieſem euphoniſchen Einfluß widerſteht und ſich wie das *α*, *ο*, *ι*, und *υ*

immer in ſeiner Reinheit, zum Theil mit der Dehnung der erſten Klaſſe, behauptet (εμαι, εσαι, εται u. ſ. w.). Von dieſer Widerſtandsfähigkeit der radicalen Vocale und von der Wandelbarkeit des Bindelauts ε, die alsdann auch zur Abſtumpfung der Endungen die Veranlaſſung gab, geht der ganze Unterſchied der Conjugationen auf μι und ω im Griechiſchen aus; und wir glauben, daß der Verf., der ſich § **117** mit der Wirkung des μ und ν auf das ε bekannt zeigt, ſeiner Darſtellung der Conjugation einen noch höhern Grad von Klarheit verliehen haben würde, wenn er ſchon in der Lautlehre den Grund dazu gelegt hätte. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß die oben erwähnten Beiſpiele eines ε für ο in dem Doriſchen Dialect Unteritaliens, ἔντας und ἑβδεμήκοντα, hier ebenfalls ihre Stelle finden; das ε iſt auch hier das urſprüngliche und das ο die euphoniſche Veränderung des Bindelauts unter dem Einfluß von μ und ντ.

Von allen dieſen euphoniſchen Einwirkungen iſt der grammatiſche, für ſich ſinn- und bedeutungsvolle Ablaut genau zu unterſcheiden. Wir wünſchten, daß der Verf., wo er dieſe Erſcheinung erwähnt (§ **156**), den Terminus der Grimmſchen Grammatik (die darin wohl als Geſetzgeberin geachtet zu werden verdient) feſt gehalten und nicht unter dem Ausdrucke „Umlautung" gar ſehr verſchiedene Erſcheinungen befaßt hätte, wie die Dehnung in λήθω, die euphoniſche Veränderung in ἔτραπον und Anderes. Der Ablaut der Griechiſchen Sprache iſt im Ganzen beſchränkt auf die Verwandlung des ε in ο und ſtreift nur bisweilen in das α hinüber, ſo daß auch dies zum ο wird. Er durchdringt aber auch ſo die urſprüngliche (ſtarke) Conjugation der Griechiſchen Sprache und eine bedeutende Maſſe von Nominalbildungen, die es der Mühe verlohnte zuſammen zu ſtellen und genau von den Wortbildungen zu trennen, die den Ablaut nicht zulaſſen. Daß dies Lautverhältniß ε zu ο dem Gothiſchen **i** zu **a** entſpreche, auf welchem der Ablaut der deutſchen Conjugation beruht, kann wohl keinem Zweifel unterliegen; und ganz conſequent ſteht der Präſensverſtärkung **ei** (welches für **ii** ſteht) der Ablaut **ai** gegenüber, wie im Griechiſchen dem ει das οι, z. B. in **leiba, láif**, welches völlig dem λείπω, λέλοιπα entſpricht. Die Präſensverſtärkung **iu** aber, mit dem Ablaut **au** (in der **IX.** Conjug. bei Grimm), müßte im Griechiſchen ευ mit dem Ablaute ου lauten, indeß hat ſich dies in der Conjugation nur in dem epiſchen εἰλήλουθα erhalten, und φεύγω, πέφευγα gibt nur unvollkommen das Gothiſche **thliuha, thlauh**, wieder, dagegen hat die Nominalbildung den urſprünglichen Ablaut noch ganz richtig in σπεύδω, σπουδὴ, in κε-

λεύϑω ἀκόλουϑος bewahrt. Es iſt merkwürdig, wie dieſes kräftige Princip der Flexion und Derivation ſich nur in occidentaliſchen Zweigen der Indo-Germaniſchen Sprachen erhalten hat, im Orient aber, ſo viel bis jetzt bemerkt worden, ſich nirgends findet. Denn wenn ein vortrefflicher Sprachforſcher (Bopp Vergleich. Gramm. § 26 ff.) verſucht, den Ablaut jener Sprachen aus dem Sanſcritiſchen Guna abzuleiten, ſo zeigen ſich dagegen auf dem Boden der Griechiſchen Sprache Guna und Ablaut als ganz verſchiedene Dinge, wie ſchon aus dieſen und den obigen Andeutungen über das eine und das andere zu entnehmen iſt. So vollkommen auch das Sanſcritiſche vēda (aus vaïda entſtanden), von der Wurzel vid, und das Gothiſche vait (ich weiß) von vit übereinzuſtimmen ſcheinen: ſo iſt doch dies genaue Entſprechen der Vocale nur ſcheinbar, denn vait vereinigt wirklich, wie das Griechiſche *Ϝοῖδα* Dehnung und Ablaut, während in vēda (vaïda) der Ablaut völlig verloren und nur die Dehnung übrig geblieben iſt, gerade als wenn man im Griechiſchen von der Wurzel *Ϝιδ* das Perfect nicht *Ϝοῖδα* ſondern *Ϝεῖδα* gebildet hätte, wie es ſich ja auch, neben dem ablautenden Indicativ, in den übrigen Modis unabgelautet vorfindet.

Noch eine dritte Lehre, die in dieſem Fundamentaltheile eine Stelle verlangt, iſt die von der Schwächung der Vocale, welche freilich zu ihrer Begründung erſt eine Unterſuchung über die relative Stärke der einzelnen Vocale vorausſetzt. Im Griechiſchen würde dieſe gewiß ergeben (wie ſchon alte Grammatiker geſehen haben), daß das ε von allen Vocalen der ſchwächſte war und daher alle andern Vocale, durch eilige Ausſprache, beſonders vor Vocalen, zu einem ε werden können, wodurch namentlich die Subſtantiva der dritten Declination auf ος purum im Genitiv im Joniſchen und Attiſchen, zum Theil auch in den andern Dialecten, ihre Form erhalten haben. Man vergleiche, um den Uebergang der ſämmtlichen Vocale α, ι, ο und υ in ε zu überſehen, *κτέρεα*, *πόλεϊ*, *γένεος*, *ἡδέων*. Der Verf. berührt dieſe Erſcheinung § 286 ff. öfter, jedoch ohne ſie im Allgemeinen zu characteriſiren; auch nimmt er in *γένος*, *γένεος* einen Uebergang von ε in ο, ſtatt des umgekehrten, an, wogegen deutliche Analogieen der Lateiniſchen Sprache zeugen, die nach ſichern Zeugniſſen aus genusis erſt genoris und daraus alsdann generis gemacht hat. Im Ganzen genommen hat indeß dieſe Schwächung auf die Form der Lateiniſchen Sprache, in der das a durch e in i übergeht, einen viel tiefer greifenden Einfluß ausgeübt als in der Griechiſchen, die ſich gerade durch große Treue und Feinheit in der Be-

wahrung der mannigfachſten vocaliſchen Laute, wir wagen zu ſagen, vor allen ihren Schweſterſprachen auszeichnet.

Der Wandel der Conſonanten iſt auf ähnliche Weiſe, wie der der Vocale, in zwei Abſchnitten, erſt in Beziehung auf die Mundarten, dann auf Flexion und Ableitung, behandelt. In Beziehung auf den erſten wiederholen wir die bei den Vocalen ausgeſprochenen Wünſche; der zweite zeichnet ſich durch Klarheit und Umſicht vor den meiſten andern Behandlungen deſſelben Gegenſtandes aus. Wir fügen nur wenige einzelne Bemerkungen bei. Bei dem Uebergange eines urſprünglichen τ in σ, welcher dem Joniſchen und Attiſchen Dialect angehört, konnte der Einfluß eines darauf folgenden ι oder υ bemerkt werden, der in faſt allen Fällen (δίδωσι, τύπτουσι, εἴκοσι, φύσις, πλούσιος, θανάσιμος, Ποσιδήϊον) Statt findet, und von deſſen entſcheidender Wirkung man ſich beſonders überzeugt, wenn man verwandte Formen, in denen die Vertauſchung des τ mit σ nicht Statt gefunden hat, wie δίδοται, φύτωρ, πλοῦτος damit zuſammenhält. Der Mund der Jonier iſt hierbei offenbar von derſelben natürlichen Neigung der Articulations-Organe geleitet worden, die in der Römiſchen und den Romaniſchen Sprachen aus ti zi und ſpäter si gemacht hat. Hiernach kann auch kein Zweifel ſein, daß aus dem urſprünglichen und Doriſchen τύπτοντι das Joniſche τύπτουσι bloß durch Verwandlung des τ in σ und die dadurch nothwendig gewordene Ausſtoßung des ν, an deſſen Stelle die Dehnung der zweiten Art eintrat, geworden iſt, nicht aber durch Einſchiebung eines σ vermittelſt einer Form τύπτοντσι, aus welcher der Verf. § 54, 6 τύπτουσι ableiten will. Jedoch erkennt der Vf. ſelbſt S. 101 dieß τύπτοντσι nach Bopp's Anleitung als eine „wahrhaft monſtröſe Form," und wird daher gern zugeben, daß die obige Regel nicht auf das Zuſammentreffen von ντσ, ſondern nur von νσ zu ſtellen war. Freilich bedarf ſie dann einer näher begränzenden Beſtimmung, da die Verbindung νσ zwar im Joniſchen und Attiſchen Dialect, mit Ausnahme der Compoſita mit Präpoſitionen, ſehr ſelten zugelaſſen wird, aber die Sprache ihr auf ſehr verſchiedene Weiſe, mit Berückſichtigung der jedesmaligen Umſtände, auszuweichen weiß. Man kann in der That nachweiſen, daß ενς im Griechiſchen auf ſieben verſchiedene Weiſen verändert worden iſt, in εις, εσσ, εσ, ειν, ην, ενν, ενες.

Das dritte Kapitel der Fundamental-Lehre dieſer Grammatik handelt von den Sylben, und zwar hauptſächlich von der Quantität und den Accenten. Von beiden Lehren ſcheint uns nur ſo viel in dieſen Abſchnitt zu gehören, als ſich aus phonetiſchen Principen ab-

leiten läßt; die ſpeciellen Regeln, wenn α, ι, υ in den vorletzten Silben lang oder kurz ſind, können viel beſſer mit der Flexions- und Wortbildungslehre verbunden werden, ſo daß bei der Entwickelung jeder Form auch gleich ihre Quantität angegeben wird. Wenigſtens läßt ſich die Quantität nicht wiſſenſchaftlich begründen, wenn nicht die Natur der Silbe im Zuſammenhange der grammatiſchen Entwickelung möglichſt aufgeklärt iſt. Auch hat der Verf. bei der Accentuation alle Regeln, die mit der Wortbildung und Flexion zuſammenhängen, dem zweiten Theile aufgehoben; und es iſt gewiß das Zweckmäßigſte, die Rückſicht auf Accente immer gleichmäßig neben der auf die Formenlehre fortzuführen. So durfte wohl ein tief begründetes Geſetz der Griechiſchen Sprache gleich bei den allgemeinſten Bemerkungen über Verbum und Nomen erwähnt werden, daß nämlich das Verbum auch im Joniſch-Attiſchen Dialect ſich die urſprüngliche (Aeoliſche) Accentuation bewahrt hat, wonach der Accent ſo weit zurückgeht, als es die allgemeinen formalen Geſetze geſtatten, ohne an eine beſtimmte Silbe gebunden zu ſein: das Nomen aber (worunter Particip und Infinitiv mit gerechnet werden) allein einen an eine beſtimmte Silbe gehefteten, fixen Accent hat, der ſeinem ihm durch die Wortbildung angewieſenen Sitze ſo treu zu bleiben ſucht, als es eben wieder jene allgemeinen Geſetze geſtatten. Wie ſehr dieſe Starrheit und jene freie Beweglichkeit des Accents mit der Natur des Verbum und Nomen zuſammenhängen, ließe ſich leicht darthun. Einzelne Abweichungen zu erklären kann natürlich hier nicht unſer Geſchäft ſein; zur Begründung im Allgemeinen brauchen wir nur auf Göttlings ſinnvolles Werk, die Allgemeine Lehre vom Accent der griechiſchen Sprache (1835) zu verweiſen, wo S. 43. 109. im Weſen daſſelbe, wenn auch in anderer Form, vorgetragen wird.

Nachdem wir den Raum, den dieſe Recenſion in Anſpruch nehmen darf, ganz auf die Fundamental-Lehre verwandt haben, können wir über die andern Haupttheile nur ſo viel hinzufügen, daß dieſe mit bei weitem größerer Vollſtändigkeit und wiſſenſchaftlicher Ergründung bearbeitet ſind. Insbeſondere iſt die Syntax, auf die der Vf. offenbar am früheſten ein genaueres Studium gerichtet hat, großentheils aus den Ergebniſſen eigener Lectüre und Forſchung, mit Benutzung der ſpeciellen Arbeiten der Neuern, theils über einzelne Partieen der Griechiſchen Syntax, theils zur philoſophiſchen Begründung der Satzlehre überhaupt, ausgearbeitet und ſtellt ſich neben die Werke von Matthiä und Bernhardy als ein ſelbſtändiges und

manchen eigenthümlichen Vorzug entwickelnden Werk. Dieſe Begünſtigung der Syntax kann nicht anders als für die weitere Ausbildung des ganzen Werks zu einer wiſſenſchaftlichen Sprachkunde die beſten Hoffnungen erwecken; denn ſo natürlich auch für den Unterricht der Weg von der Lautlehre zur Formenlehre und von dieſer zur Syntax iſt, ſo findet doch für die zergliedernde Forſchung eben ſo wohl der umgekehrte Weg Statt; und eine befriedigende Formenlehre, die die Formen nach ihrer urſprünglichen Bedeutung ordnet und hiſtoriſch entwickelt, kann nicht ohne Kenntniß der Entwickelung des Satzes, aus welchem als dem Erſten, dem urſprünglichen geiſtigen Einen und Ganzen der Sprache, alle grammatiſchen Formen ſich wie Stamm und Blätter aus dem Keim entfaltet haben, und wiederum die Lautverhältniſſe in ihrem geſchichtlichen Leben nicht ohne eindringende Erforſchung der Flexionslehre und Wortbildung, mit Inbegriff des ganzen lexikaliſchen Materials der Sprache, erfaßt werden. Wir dürfen daher erwarten, daß bei erneuerter Bearbeitung dieſes Werks, nach einem durchaus wiſſenſchaftlichen und von aller Rückſicht auf das praktiſche Erlernen frei gemachten Plane, auch die Fundamental-Lehre in der Vollſtändigkeit und dem innern Zuſammenhange ſich darſtellen werde, die das Ziel und Streben des ganzen Werkes iſt.

De lingua Sabina scripsit Jacobus Henop, Dr. phil. Praefatus est Dr. G. F. Grotefend, Lycei Hannoverani Director. **Altona. 55 Seiten in 8.**

Dieſe kleine für die Sprachkunde Italiens nicht unwichtige Schrift iſt, nach einer literariſchen Einleitung, in folgende fünf Kapitel getheilt. I. de singularum literarum apud Sabinos ratione. II. de lingua Graeca et Sabina cognata. III. Quaeritur, quem locum inter reliquas Italiae linguas tenuerit Sabina. A. de ratione, quae linguae Tuscae et Sabinae intercessit. B. de lingua Sabina et Umbrica cognata. C. de linguae Oscae et Sabinae ratione. IV. de linguae Latinae et Sabinae ratione. V. de fontibus, quibus utendum est in hac quaestione. Accedit recensus verborum Sabinorum.

Der gelehrte Vorredner bemerkt mit vollem Rechte, daß das letzte Kapitel beſſer vorangeſtellt worden wäre; wenigſtens iſt, außer

einigen wenigen Nachrichten alter Schriftſteller, hauptſächlich des Varro — der das Sabiniſche noch recht genau kannte, wiewohl der Verf. es mit Niebuhr für eine damals bereits ausgeſtorbene Sprache hält — das kleine Vocabularium, welches im fünften Kapitel aufgeſtellt wird, die Grundlage aller Kenntniſſe und Einſichten in die Sabiniſche Sprache. Der Verf. hat die Localnamen Sabiniſcher Städte, Flüſſe, Berge u. ſ. w. in dieſe Liſte nicht aufgenommen, und wir möchten ihn darum kaum tadeln, da es ſich meiſt ſchwer nachweiſen laſſen wird, ob ſie urſprünglich den Sabinern oder den Aboriginern, welche früher einen großen Theil des Sabinerlandes inne hatten, oder andern benachbarten Stämmen angehören. Es ſind darunter mehrere, die aus lateiniſchen Wurzeln gebildet ſind, wie Interamna (am Nar), Ficulnea, **arva rosea**, die Thaugefilde bei Reate, Amiternum (d. i. **Amb-Aternum**, um den vorbeifließenden Aternus); aber zum Theil können dies Ueberſetzungen der Sabiniſchen Ausdrücke ſein, zum Theil iſt man wenigſtens der echt Sabiniſchen Form nicht ſicher. Wenn der Name von Amiternum, dem Urſitze des Sabiniſchen Volkes nach Cato, Sabiniſch iſt, ſo iſt nicht bloß die im Lateiniſchen inſeparable Präpoſition **amb**, ſondern auch die Schwächung des **a** in **i** in der Compoſition den Sabinern vindicirt; indem **Ambiternum** zu **Aternus** ſich verhält, wie **ambigo** zu **ago**. Ein Localname, den der Verfaſſer gelegentlich S. **39** berührt, iſt Interocrium oder Interocreä im Thale des Velinus zwiſchen zwei ſteilen Jochen des Apenninus-Gebirges; es iſt wohl ſicher, daß der Name, den ſchwerlich erſt die Römer der Stadt gegeben haben, von dem Worte **ocris**, ſ. v. w. **mons confragosus**, das Feſtus aus den älteſten Lateiniſchen Dichtern anführt, herkommt. Localnamen derſelben Wurzel finden ſich auch in Umbrien; und bekanntlich iſt daſſelbe Wort ὄκρις auch griechiſch in der verwandten Bedeutung einer rauhen Hervorragung. Hr. Dir. Grotefend macht auf die vielen Deminutiva nach Art der Lateiniſchen aufmerkſam, die in Sabiniſchen Ortsnamen vorkommen; doch könnten dieſe von den Aboriginern abgeleitet werden, da nach Dionyſ. Hal. **I, 14.** Trebula, Vesbula (oder Sueſſula), Meſula, Corſula (Carſulä), Cutilia ſämmtlich Anlagen dieſes Volksſtammes im **Reatinus ager** waren. Dagegen führt Herr Henop eine Anzahl Vornamen und gentiliciſche **Nomina** als Sabiniſch an, von denen wenigſtens der größte Theil durch Zeugniſſe geſichert wird; zu den letzteren fügt der gelehrte Vorredner noch die **Vespasii** aus **Sueton. Vesp. 1.** hinzu. Nur möchten wir uns hierbei ausbedingen, daß man die gentiliciſche Form auf

ius nicht ſelbſt mit zu dem Eigenthume der Sabiniſchen Sprache rechnen möge. Es war eine Eigenthümlichkeit der Latiner, daß ſie die gens durch eine characteriſtiſche Form des nomen, in ius, bezeichneten, die Sabiner thaten dies eben ſo wenig, wie die Etrusker und Griechen. Die Valerier werden von einem Sabiner, Valeſus, die Claudier von Atta Clauſus abgeleitet, als Begleiter des Königs Titus Tatius wird Tallus Tyrannus genannt (Dionyſ. Hal. II, 46.) die Pomponier auf einen Sohn des Numa Pompo zurückgeführt (Plut. Numa 21) u. m. dgl. Julius Paris in der Epit. Valerii de nominibus führt zwar mehrere Sabiner mit zwei Namen an, Pictilianus Lavicanus, Albus Juniſillaticus, wie man bei ihm lieſt, aber es zeigt ſich darin keine gentiliciſche Form. In den Namen Titus Tatius und Mettus Curtius muß man alſo ſchon eine bedeutende Römiſche Umbildung annehmen. Unter den ſich von Sabinern ableitenden Römiſchen Geſchlechtern durfte eine Mamercia gens auch nicht mit einem Fragezeichen aufgeführt werden; Plutarch macht mit ſeiner gewöhnlichen Unkunde der Römiſchen Verhältniſſe an einer Stelle (Numa 21) Mamercier aus den Mamerkern, die er an einer andern (ebendaſ. 8) als einen bloßen Zweig der Aemilier erkennt, die ſich von dem Sabiniſchen Numa ableiteten. Da wir zu der Liſte der Sabiniſchen nomina appellativa, welche der Verf. aufſtellt, nichts hinzuzufügen haben, gehen wir gleich zu den Lautgeſetzen über, welche daraus abgeleitet werden.

Daß hierbei manche allgemeine Bemerkung nur aus ſehr wenigen Beiſpielen abgezogen wird, liegt in der Natur der Sache; doch ſcheint uns der Verf. öfter die Römiſche Ueberlieferung allzu getreu zu nehmen und dadurch das Sabiniſche zu ſehr mit dem Altlateiniſchen zu identificiren. So ſtellt er S. 13 das Geſetz auf: Sabini prisci diphthongo ai utebantur, quae postea in ae transiit; und begründet es dadurch, daß die von den Sabinern abſtammenden Aemilier früher Aimilii geheißen; aber wenn auch die Aemilia gens im Ganzen Sabiniſch war (was noch nicht hinlänglich ſicher ſcheint): ſo würde es ſich immer noch fragen, in wiefern Aimilius die echte Sabiniſche Form darſtellt. Schätzbar iſt die Vergleichung des Gentil-Namens Aemilius mit dem Albaniſchen Amulius (wovon auch Silius Ital. VIII, 295. den erſteren ableitet) des Caelius mit dem Etruskiſchen Cale; ſie ſcheint darauf zu führen, daß im alten Latein ſich hin und wieder etwas Aehnliches wie der Umlaut des Deutſchen (palc pl. pelkî) ereignet hat. Am merkwürdigſten bleibt immer die häufige Anwendung des Lautes f im Sabiniſchen, theils an Stellen,

wo auch das Latein ein f zeigt, theils an ſolchen, wo hier ein h eintrat, wie in **fasena** für **harena**, **arena**, **fedus** für **haedus**, **fircus** für **hircus**, wovon gewiß der **Fircellius Reatinus** bei Varro, aber ſchwerlich der **mons Fiscellus** ſeinen Namen hat, da hier eine andere Etymologie näher liegt. Das Wort **fircus**, welches ſtets Bock bedeutet, vermiſcht der Verf., S. 18. 39., ohne hinlänglichen Grund mit **hirpus** oder **irpus**, welches in der Bedeutung Wolf mehrere Male bei Sabelliſchen Stämmen erwähnt wird. Dies **irpus** geht offenbar auf die Urform des Wortes in den Indogermaniſchen Sprachen zurück, die im Indiſchen **wrikas**, im Litthauiſchen **wilkas**, im Gothiſchen **vulfs**, lautend ſich auch als **wirpus** faſſen läßt (vgl. J. Grimm, Reinhart Fuchs, S. XXIV), und muß auf anderem Wege nach Italien gelangt ſein, als das Lateiniſche **lupus**, welches dem Griechiſchen *λύκος* am nächſten ſteht, wiewohl auch dies augenſcheinlich aus jener vollſtändigern Urform, durch Vertauſchung des r und l, wie in den Germaniſchen und Lettiſchen Sprachen, und durch Abwerfung des w hervorgegangen iſt. Was übrigens jenes Sabiniſche auch in das alte Latein eingedrungene f für h anlangt: ſo bemerken wir, daß es nirgends der urſprüngliche Laut, ſondern eine ſo zu ſagen unorganiſche Verſchiebung eines Kehllauts in einen Lippenlaut iſt, indem die andern indogermaniſchen Sprachen, wo ſie entſprechende Formen aufbewahrt haben, ſtets den Kehllaut feſthalten. So iſt **hordeum** oder **fordeum**, griechiſch *κριθή* (ſtatt *ΧΡΙΘΗ*), unſer Gerſte, **hostis** (**fostis**) Gaſt, **hedus** (**fedus**) wohl das deutſche Geiß. In **fel**, *χολή*, Galle, iſt das h, welches die Regel im Latein verlangt, ganz durch f verdrängt worden. — Wir heben noch die Bemerkung hervor, daß die Sabiniſche Sprache ſehr oft, ja wohl immer, ein h zwiſchen Vocalen feſt gehalten hat, wo es urſprünglich vorhanden war, aber im Lateiniſchen in r verwandelt worden iſt, wie in **fasena**, **ausum**, **Auselius**, **Volesus** für **arena**, **aurum**, **Aurelius**, **Valerius**. Die Form **Auselius**, mit der Erklärung, welche Feſtus davon gibt: **Aureliam familiam ex Sabinis oriundam a Sole dictam putant, quod ei publice sit datus locus, in quo sacra faceret Soli, qui ex hoc Auselii dicebantur** möchte auf denſelben Schluß führen, wie das eben behandelte **irpus**, aber nach einer etwas anderen Entwickelung, als der Verf. S. **30** verſucht. Man kommt, wenn man das urgriechiſche *ΗΑFΕΛΙΟΣ* (gleich *ΣΑFΕΛΙΟΣ*, da *Η* für *Σ* ſteht), das Lateiniſche **sol** (contrahirt aus **saul**), das Lithauiſche **saule**, das Gothiſche **sáuil** genau vergleicht, auf eine Urform des Namens **SAUEL** zurück, von

dem das Sabiniſche AUSEL durch eine leichte Verſtellung des S-Lautes ausgegangen iſt, die in der Umſtellung der Liquida in mesene Flusare für mense Flusare in der Sabiniſchen Inſchrift von Amiternum verglichen mit der Altlateiniſchen von Furfo (bei Muratori Thes. p. DLXXXVII, 1.) ihr Analogon findet. Wie nahe oder entfernt damit ausum, das Gold, und ausosa, die ältere Form für aurora (griechiſch *ΑΥΣΩΣ*, *ΑϜΩΣ*, ἠώς, Sanſkr. ushâsa) zuſammen hängen, wagen wir für jetzt nicht zu entſcheiden.

An die Vergleichung der Buchſtaben knüpft der Vf. einen Verſuch über die *Endungen* und *Flexionsformen* der Sabiniſchen Sprache: wozu indeß das Material, welches wir beſitzen, kaum hinreichen möchte. Daß Nero im Sinne von fortis ein Sabiniſches Wort war und dazu ein Femininum im Namen der Göttin Nerio, Gen. Nerienis (wie Anio, Anienis), exiſtirte, berechtigt ſchwerlich zu dem Schluſſe, daß dieſe Endungen in dieſer Form völlig Sabiniſch ſeien. Mit mehr Sicherheit läßt ſich aus Plinius II, c. 103. s. 106. § 230 In Reatino fons Neminie appellatus in Verbindung mit den Inſchriften von Amiternum Mesene flusare poimunies . . . at . rno aunom hiretum und von Milonia im Lande der Marſen, die freilich mehr Lateiniſch als Sabiniſch iſt, abnehmen, daß die Endungen der erſten Declination dem Griechiſchen η, Gen. ης, Dat. ῃ näher geſtanden als dem Lateiniſchen, während bei den Umbrern nur der Dativ, nicht die übrigen Caſus, auf e ausgingen. Aus dem Geſagten erhellt ſchon, daß der Ref. in Uebereinſtimmung mit den Erörterungen des Verf. im *zweiten* Kapitel ſich gegenwärtig von einer weit größeren Verwandtſchaft des Sabiniſchen mit dem Griechiſchen überzeugt hat, als er früher annahm; nur darüber wird die Unterſuchung noch keineswegs geſchloſſen ſein, ob dieſe Aehnlichkeit, wie der Verf. annimmt, auf einem nähern Zuſammenhange der Sabiner mit den Griechen oder auf der allgemeinen Verwandtſchaft der Indogermaniſchen Sprachen beruht.

Der Ref. nimmt mit Hrn. Dir. Grotefend an, daß die Sabiniſche Wurzel von crepusculum und creperus dem Griechiſchen κνέφας entſpricht, und mit Hrn. Prof. Laſſen, daß nero mit dem Griechiſchen ἀνήρ, wo α Vorſchlag und das Indiſche nri (nar) Wurzel iſt, in Laut und Bedeutung übereinſtimmt. Darf man nach dem apokryphiſchen Apulejus vefere und trafere (für vehere und trahere) als Sabiniſch gelten laſſen, ſo mag das Erſtere dem Griechiſchen ὀχέω entſprechen, vorausgeſetzt, daß dies vor Homer *Ϝοχέω* hieß und von ἔχω (Wurzel *ΣΕΧ*) ganz zu trennen iſt; aber trafo

geht das Griechiſche τροχάω gar nichts an, da Ziehen und Laufen ſehr verſchiedene Begriffe ſind. Vesperna wird von Feſtus, s. v. scensas, verglichen mit Paulus s. vv. coena und scensas, nicht als Sabiniſch angeführt, ſondern die Meinung des Grammatikers iſt nur die, daß bei den ältern Römern die Hauptmahlzeiten die Stelle der ſpäteren prandia einnahmen und zur Zeit der coena ehemals das Abendeſſen, vesperna, ſtatt fand. Auch wird man wegen der Uebereinſtimmung des Farneſiſchen Coder des Feſtus mit den Handſchriften des Paulus zugeben müſſen, daß die Sabiniſche Form für coena scensa und nicht scesna war; und an eine Ableitung vom Griechiſchen κοινή kann dabei gar nicht gedacht werden. Dirus, welches nach Servius zu Virgils Aen. III, 235. bei den Sabinern und Umbrern ſo viel als malus bedeutete, hängt in der Wurzel mit δεινός zuſammen. Den geraden Gegenſatz dazu bildet das Sabiniſche ciprum ſ. v. a. bonum, wenn man es von cupere herleiten darf. Wir übergehen andere Punkte zweifelhafterer Entſcheidung und wenden uns zu dem dritten Kapitel. Daß die Sabiniſche Sprache die Tuskiſche mehr äußerlich berührte, als innerlich mit ihr zuſammen hing, daß dagegen zwiſchen dem Umbriſchen und Sabiniſchen eine nahe Verwandtſchaft beſtand und auch das Oskiſche nicht erſt durch die Eroberungen der Sabeller auf dieſen Stamm übergegangen ſei, ſondern von Anfang an von ihrer Sprache nicht ſehr verſchieden geweſen ſei, ſind Sätze von großer Wahrſcheinlichkeit, wiewohl immer die Vergleichung von Sprachen, in denen nur einzelne Punkte in ein helleres Licht geſetzt ſind, viel Mißliches hat. Daß die Sabiner von Haus aus nichts Anders als eine Abtheilung der Umbrer waren, die ſich von Amiternum aus auf die Aboriginer des ager Reatinus warf, iſt überdies die Ueberlieferung des Alterthums, in welcher der Geſchichtſchreiber Umbriens, Zenodotos, mit Cato und Varro ſich ganz gut zur Einſtimmigkeit bringen läßt, wie auch in der ſchätzbaren Monographie von Hrn. Dr. Kämpf: Umbricorum specimen primum, S. 55 ff., geſchehen iſt. Wichtiger bleibt aber immer die Zuſammenſtellung der vereinzelten Ueberreſte der altitaliſchen Idiome mit Sprachen, die in ihrem ganzen Organismus erhalten ſind, daher wir in Bezug auf das Latein uns noch nicht mit dem ſehr unbeſtimmten Urtheile begnügen möchten: Lingua Sabina, quanquam in singulis paululum distans a Lingua Latina, universe huic linguae cognata erat. Freilich wird eine genauere Beſtimmung dadurch ſehr erſchwert, daß ſo viele Sabiniſche Wörter, nach beſtimmten Zeugniſſen, von den Römern auf-

genommen worden ſind und überhaupt auf das ſchon gebildete und für ſich beſtehende Latein keine andere Sprache ſo ſtark eingewirkt hat als die Sabiniſche. Ohne auf weitere Erörterungen einzugehen, erlauben wir uns am Schluſſe die Anſicht auszuſprechen, daß das Sabiniſche mit dem Latein eine Indogermaniſche Schweſterſprache des Griechiſchen zur gemeinſamen Grundlage hat, aber von dem Griechiſchen ſelber nicht ſo ſtark berührt worden iſt, wie das letztere, welches offenbar außer der allgemeinen Familien-Verwandtſchaft bereits in ſehr alter Zeit noch in eine nähere Verſchwiſterung mit der Sprache der Hellenen getreten iſt und eben dadurch mehr Beſtimmtheit der Laute und mehr Bildungsfähigkeit behauptet hat, als jenen Wildlingen des innern Italiens, dem Sabiniſchen und Umbriſchen, zuzuſchreiben iſt.

Rudimenta linguae Umbricae ex inscriptionibus antiquis enodata. Scripsit Dr. G. F. Grotefend, Lycei Hannoverani director. Part. I. auctumno a. 1835. 22 Seiten nebſt einer lithographirten Tafel. II. vere a. 1836. 34 Seiten. III. auct. a. 1836. 28 Seiten. IV. vere a. 1837. 28 S. V. auct. a. 1837. 32 Seiten. Hannover.

Die unter dem Namen der Eugubiniſchen Tafeln bekannten Inſchriften in umbriſcher Sprache ſind wohl das größte Schriftdenkmal, wodurch in einer bekannten oder wenigſtens leicht zu entziffernden Schrift eine unbekannte — oder doch erſt noch zu erforſchende — Sprache erhalten iſt, und ſchon darum des Schweißes der Edlen werth. Nachdem in neuerer Zeit die Unterſuchung über dieſe Denkmäler auf ſolidere Baſen als ihr Lanzi untergelegt hatte zurück geführt und namentlich die irrige Vorausſetzung, daß ſie der etruskiſchen Sprache angehörten, beſeitigt worden war, ſind ſchnell hintereinander mehrere bedeutende Verſuche gemacht worden, dem Verſtändniß derſelben näher zu kommen; Herr Dr. Lepſius hat in der Schrift, womit er die viel verſprechende Laufbahn ſeiner paläographiſchen Studien begonnen, de tabulis Eugubinis Part. I. Berolini 1833, die Geltung der Buchſtaben in beiden Schriftarten, in denen die Tafeln abgefaßt ſind, der Etruskiſchen und Lateiniſchen,

von Neuem unterſucht und namentlich zwei Arten des r in der erſten Schrift, die in der zweiten durch r und rs bezeichnet werden, und zwei verſchiedene s, deren Unterſchied auch die lateiniſche Schrift andeutet, richtig erkannt; und Herr Prof. Laſſen in Bonn im Rheiniſchen Muſeum für Philologie B. I. S. 360. II. S. 141. vom Standpunkte der comparativen Sprachkunde aus über mehrere für die Entzifferung ſehr weſentliche Punkte, namentlich die Lautverhältniſſe und das Syſtem der Declination, ein ſehr erwünſchtes Licht verbreitet. Indeſſen iſt noch immer ſo viel zur Erklärung dieſer Inſchriften zu leiſten übrig, daß man ſich ſehr freuen muß, daß Herr Director Grotefend, von deſſen Entzifferungstalent ſo glänzende Proben auf anderm Felde vorliegen, der umbriſchen Sprache nicht bloß in umfaſſenderen Erörterungen, wie die im Neuen Archiv für Philologie u. Pädagog. 1829. St. 26 ff. begonnenen ſind, ſeine Aufmerkſamkeit zugewandt hat, ſondern ſich auch in dieſen, nach Art von Programmen heraus gegebenen, Abhandlungen die Entzifferung dieſer Urkunden ausſchließlich zur Aufgabe gemacht hat.

Die vorliegenden fünf Abhandlungen ſind nach dem Plane angeordnet, daß die erſte die Fundamente der ganzen Arbeit legen ſoll, indem ſie von der Auffindung der ſieben Tafeln zu Iguvium im alten Umbrien und der Anordnung derſelben, ſo weit dieſe, theils nach den ſich wiederholenden Formen, theils nach paläographiſchen Verſchiedenheiten unter denſelben beſtimmt werden kann, handelt, und hernach die Tafeln ſelbſt in einer für die weitere Unterſuchung vortheilhaften Ordnung abgedruckt gibt, nämlich zuerſt die in lateiniſcher Schrift abgefaßten VI u. VII bei Dempſter (in der Folge VIb. VIa. VIIa. VIIb., wo a die erſte, b die zweite Seite bei Dempſter bezeichnet), dann die in etruskiſcher Schrift, welche in dieſem Abdrucke durch griechiſche Buchſtaben möglichſt genau ausgedrückt wird, III, a. b., mit den ſiebenzehn lateiniſchen Zeilen auf IIIb., II, I, Vb u. Va. Die vierte, auch etruskiſch geſchriebene, Tafel iſt, wegen ihrer nahen Beziehung zur ſechsten und ſiebenten, zu einer Vergleichung im zweiten Hefte aufgehoben; dagegen ſind in der erſten Abhandlung auch die anderen umbriſchen und nahe verwandten Sprachdenkmäler hinzu gefügt.

In der zweiten Abhandlung wird die Vergleichung der vierten Tafel mit der ſechſten und ſiebenten, die ſich wie eine weitere Ausführung zu jener verhalten, auf die Art angeſtellt, daß die entſprechenden Stellen aus VI und VII den Zeilen von IV untergeſetzt werden. Dadurch wird erſtens die Folge der Tafeln und Seiten IVb. a. und

VIb.a.VIIa. vollkommen geſichert, und dann ergeben ſich eine Menge von Schlüſſen über ſynonyme oder wenigſtens ſinnverwandte Ausdrücke und Veränderungen von Lauten und Formen, die in der umbriſchen Sprache eingetreten ſind, welche für die weitere Forſchung von großer Wichtigkeit ſind. Wir wollen, um unſern Leſern einen Begriff von dieſem Verhältniß zu geben, nur wenige Zeilen dieſer vergleichenden Ueberſicht hier mittheilen:

IV, b, 1. *Eστε : πεϱ̀σκλ μ : αFες : ανξεϱιατες : ἐνετου : 2. πεϱ̀ναιες . πȣσναες :*

VI, b, 1. **Este . persclo . aveis . aseriater . enetu . — — — —**

IV, b, 2. *Πϱ̀ε ; Fεϱ̀ες : τϱ̀επλανες.* 3. *IȣFε . Κϱ̀απȣFι : τϱ̀ε βȣφ : φετȣ :*

VI, b, 22. **Pre . vereir . treblaneir. Juve . Garbovei . buf treif . fetu.**

IV, b, 3. *αϱ̀Fια ȣστεντȣ :* 4. *FατȣFα φεϱ̀ινε : φειτου : Fεϱ̀ις : Ⱶινȣ : Ⱶεϱ̀ι : πȣνι :*

VI, b, 56. *arvio . fetu.* **57. heri . vinu . heri . poni .** *fetu.* **vatuo . ferine . fetu.**

IV, b, 5. *ȣκϱ̀ιπεϱ̀ : φισιȣ : τȣταπεϱ̀ : ΙκȣFινα : φειτȣ : σεFȣμ :* 6. *κȣτεφ : πεσνιμȣ : αϱ́επες : αϱ̀Fες*

VI, b, 55. **Ocriper . Fisiu . totaper . Ijovina.** — *tases.* **persnimu. 56. sevom.** — —

Die curſiv gedruckten Worte ſind ſolche, für welche in der etruskiſchen Schrift keine entſprechenden ſich finden. Hinſichtlich der zur Bezeichnung der etruskiſchen Buchſtaben gewählten griechiſchen Zeichen iſt zu bemerken, daß ϱ̀ dem Zeichen ᗡ, ϱ́ dem q in der etruskiſchen Schrift entſpricht; in dem lateiniſchen Alphabet iſt jenes R, dies RS. d, welches im Lateiniſchen einem `S oder auch S entſpricht und von dem Verf. dieſer Abhandlungen durch ξ ausgedrückt wird, kommt in den angeführten Stellen zufälligerweiſe nicht vor. Durch *F* wird das Digamma ℶ im Etruskiſchen, V oder VV im Lateiniſchen ausgedrückt, während φ das etruskiſche 8, in lateiniſcher Schrift *F* iſt. Das Zeichen Ⱶ iſt gewählt, um die ſcharfe Aſpiration, die in etruskiſcher Schrift einem Θ ähnlich ſieht, in der lateiniſchen durch H gegeben wird, auszudrücken. Was aber die abweichenden Formen in beiden Schriftarten anlangt: ſo erklärt ſich ein Theil davon durch die Mangelhaftigkeit des einen und des anderen Alphabets, wovon keins für das umbriſche Idiom vollkommen paßte; beſonders fehlten der etruskiſchen Schrift unter den Vocalen das o,

daher immer u, (V, hier durch ȣ bezeichnet) dafür geſetzt wird, unter den Conſonanten die mediae, daher τρεπλανες für treblaneir, ΚραπȣFι für Garbovei geſchrieben werden mußte. Aber andere Verſchiedenheiten laſſen ſich nicht auf dieſe orthographiſche, ſondern nur auf grammatiſche oder ſprachgeſchichtliche Weiſe erledigen. Dahin gehört die ſehr häufige Abwerfung des m (περσκλȣμ — persclo), der Wechſel von r und s in den Endungen (Fερες vereir, ἀνξεριατες aseriater u. dgl.), womit das rs für σ in πεσνιμον, persnimu, aber auch umgekehrt ρσ für s in Τȣρσκȣμ, Tuscom zu vergleichen iſt, das ei für ε oder auch ι, wie in aveis, Garbovei für αFες, ΚραπȣFι, wovon aber ebenfalls das Gegentheil in fetu für φειτȣ, neben φετȣ, vorkommt, u. a. m. Dem lateiniſchen aseriater entſpricht in etruskiſcher Schrift ανξεριατες; doch hat man von andern Seiten es mit Recht wahrſcheinlicher gefunden, daß der für ξ gehaltene und auch vom Herrn Dir. Grotefend ſo aufgefaßte Buchſtabe des etruskiſchen Alphabets (ein Verticalſtrich mit zwei Querſtrichen) aus dem griechiſchen Z hervor gegangen und für eine beſondere Art des s bei den Umbrern gebraucht worden ſei (ſ. Lepſius in den Annali dell' Instit. T. VIII. p. 164.). Das n vor dieſem S-Laut iſt auf dieſelbe Art wie in τύψας, Ὁρτησιος und dem altrömiſchen cosol, cesor ausgefallen. Vieles in der Orthographie dieſer Tafeln iſt ſo ſchwankend, daß dieſelbe Schrift auf derſelben Tafel die willkürlichſten Abweichungen zeigt, wie man z. B. für totar. Iiovinar. totaper. Iiovina im Etruskiſchen τȣτας : ΙιȣFινας : τȣταπερ. ΙκȣFινα : lieſt, und alſo für den Namen von Iguvium ſelbſt die Schreibung nicht conſtant war. Außer dieſen und ähnlichen Bemerkungen über das Lautſyſtem beider Schriftarten enthält das zweite Heft noch Betrachtungen über die Accente des Umbriſchen, die freilich nur dadurch näher beſtimmt werden könnten, wenn, wie der Verf. annimmt, ein Theil der Formeln in Saturniſchen, nach dem Accent gemeſſenen, Verſen geſchrieben iſt. Viel ſicherer als dieſe Saturniſchen Verſe iſt das Syſtem der Aſſonanzen und Alliterationen, auf welche der Verf. erſt ſpäter, Part. IV. p. 12., aufmerkſam macht. Das merkwürdigſte Beiſpiel iſt die Stelle VI, a, 60. VII, a, 49.: tursitu, tremitu, hondu, holtu, ninctu, nepitu, sonitu, savitu, preplotatu, previlatu, wo die binäre Verbindung der alliterirenden und meiſt auch aſſonirenden Worte den Verfaſſer hätte abhalten ſollen, honduholtu als ein Verbum zu verbinden, wie er in ſeiner ſehr conjecturalen Ueberſetzung, Part. III. p. 25. IV. p. 22. incendio, terrae motu, sideratione, νιφετῷ, nimbosa grandine, to-

nitruum et fulminum saevitia, profluvio aquarum et proflatu turbinum, thut. Auch gibt das zweite Heft ſchon eine Reihe von Erklärungen ſogenannter ſynonymer, d. h. in gleichem oder ähnlichem Zuſammenhange vorkommender, Ausdrücke, worunter indeſſen Vieles iſt, was wenigſtens an dieſer Stelle noch nicht die volle Kraft der Ueberzeugung mit ſich führt.

Das dritte Heft liefert ſchätzbare Erörterungen über den Sinn dieſer Tafeln im Allgemeinen, von dem ſich gar nicht bezweifeln läßt, daß er liturgiſch — im kirchlichen Sinne des Worts — war; Namen von Göttern, Opferthieren, Prieſterſchaften, Geſchlechtern, für die oder von denen geopfert wird, treten aufs deutlichſte hervor. Hr. Dir. Grotefend erläutert dieſe Namen und Formeln mit gelehrter Benutzung der römiſchen Opfergebräuche und der Nachrichten, die man aus Schriftſtellern und Inſchriften über umbriſche Geſchlechter, Landmarken, Culte und dergl. gewinnen kann. Nur wünſchten wir auch hier das Einleuchtende von den zur Ausfüllung allerdings unentbehrlichen Vermuthungen beſtimmter geſchieden und vielleicht auch manche Vermuthung zum Vortheil einer conſequenten Methode unterdrückt. Allerdings geſtattet die ſchwankende Orthographie der Tafeln gar manche Freiheiten in der Erklärung, doch wird wenigſtens fürs Erſte lieber zu wenig als zu viel Gebrauch davon zu machen ſein. Wenn v und f (in etruskiſcher Schrift *F* und *φ*) nach P. III. p. 20. mitunter verwechſelt werden, was ſich aber wohl nur auf wenige eigenthümliche Fälle beſchränkt (deren Nachweiſung wir in Part. II. vermiſſen): ſo darf man deswegen doch noch nicht annehmen, daß ein conſtantes v in umbriſchen Namen dem römiſchen f entſpreche, und Ref. zweifelt daher ſehr, ob die diva Vesuna (I, 2, 11. und in der Inſchrift von Milomo) die lateiniſche Feronia und der Geſchlechtsname *Fεζι*, V, b, 25., das römiſche Fusius oder Furius ſei. Die Anfangsformel Pre vereir (*Πῥε Fεῥες*), und Post vereir oder verir (*Πες Fεῥες*) überſetzt der Verf. auch ante ferias und post ferias, wiewohl er ſelbſt eine Inſchrift aus dem alten Tempel des Clitumnus in Umbrien beibringt: POST VERIAS FEL H. D. L. M., wo veriae fel. von Anderen als sortes felices erklärt wird, da bei den Römern Wahrſager veratores, wie bei den Doriern *καταλαϑισταί*, hießen. Auch paſſen dazu die Beiworte, die in ganz entſprechenden Stellen dem Nomen verir gegeben werden, einmal *τῥεπλανες*, treblaneir, dann *τεσενακες*, tesenocir, endlich *Fε⊦ιες*, vehier, denn da tre oder tri für drei feſt ſteht und tesen wohl als gleichbedeutend mit desen (VII, b, 2) für decem genommen wer-

den kann, vehier aber der Wurzel von viceni mit derſelben Veränderung, die der Verf. auch Part. II. p. 19. annimmt, entſpricht: ſo darf man wohl dieſe von Hrn. Prof. Laſſen erkannten Zahlworte feſt halten und darnach: sortes triplices, decuplas, vicenas überſetzen: obgleich Herr Director Grotefend es vorzieht, dieſe Epitheta von verſchiedenen Arten von Wagen, treblae oder tribulae, thensae, vejae, abzuleiten. Nicht weniger mißlich ſcheint uns die Herleitung des umbriſchen Gottes Vofion von dem Namen Fovius, den das Fabiſche Geſchlecht nach Feſtus bei den Sabinern führte. Was übrigens im umbriſchen Cultus am meiſten als characteriſtiſch hervor tritt, ſind die Namen von Gottheiten, die als Angehörige anderer erſcheinen, etwa wie der genius Jovialis der Etrusker. So erſcheinen in dieſen Tafeln die Tefra Jovia, Treba Jovia, Tursa Jovia, ſo der Serfus Martius, die Prestota Serfia und Tursa Serfia, mit denen unter den bisher bekannten Gottheiten nur die Heres oder Here Martea (Paulus Exc. des Feſtus S. 74. Lind.) genau verglichen werden kann. Häufiger kommen ſolche Namen, wie Heries (Herie) Junonis, Neriene Martis in Anführungen aus alten römiſchen Gebeten vor.

Mit dem vierten Hefte betritt der Verf. den Weg, der allein gerade zum Ziele führen kann (wie er auch ſchon von dem Ref. in ſeinen Etruskern und hernach, mit mehr Benutzung der neueren Hilfsmittel der Sprachvergleichung, von Hrn. Prof. Laſſen eingeſchlagen worden iſt), durch Zuſammenhalten der ähnlichen und entſprechenden Formeln die grammatiſchen Flerionsformen zu gewinnen, von deren Kenntniß die ſyntactiſche Anordnung der Sätze faſt ganz abhängt. Für eine ſolche Arbeit iſt ein ſehr fruchtbares Material in dieſen Tafeln gegeben und darin beſteht — mehr als in der gehofften Ausbeute für religiöſe Alterthümer — ihr Hauptwerth für eine alte Völker- und Cultur-Geſchichte. Beſonders lehrreich ſind die Stellen, in denen eine ganze Reihe von Nomina, die wir ſonſt im Singularis gefunden, in den Pluralis tritt, unter denen wir, mit dem Verf., folgende auszeichnen:

VII, a, 49. Tursa Iovia (ein Göttername) futu fons pacer pase tua pople totar Iovinar, tote Iovine.

VI, a, 61 ff. Serfe Martie Prestota serfia Serfer Martier Tursa Serfia Serfer Martier (drei verſchiedene Götter) fututo foner, pacrer pase vestra pople totar Iiovinar, tote Iiovine, wo es vollkommen klar iſt, daß fututo der Plural von futu, wie estote von esto, iſt — nur daß ſtatt der Wurzel ES die andere FU (ΦΥ) unterliegt — und eben ſo fones der Plu-

ral von fons und pacrer von pacer, nach der Analogie von *μεί-ζονες* zu *μείζων* (ſtatt *ΜΕΙΖΟΝΣ*) und acres zu acer. Ohne gerade mit dem Verf. fons für fovens zu erklären, werden wir doch den Sinn nicht ſehr verfehlen können, wenn wir überſetzen: ſei (ſeid) gnädig, friedlich mit deinem (euerem) Frieden dem Volke der ganzen Mark von Iguvium und der ganzen Mark von Iguvium. Daß pase ſ. v. a. pace iſt, iſt völlig einleuchtend nach der einſichtsvollen Bemerkung von Hrn. Prof. Laſſen, daß die Umbrer ein urſprüngliches c (k) vor dem e oft in s verwandelt haben; ſo lieſt man *Σαζε* für Sancus, *πȣβριζες* ſtatt publicus, desen für decem. In pacer, welches ein von derſelben Wurzel gebildetes Adjectiv ſein muß, kann das folgende r, das in anderen Caſus unmittelbar an das c trat, die Verwandlung in einen Sibilanten gehindert haben. Eine andere Stelle der Art iſt dieſe:

VI, a, 59. (VII, a, 48.) nerf 'sihitu an'sihitu Jovie hostatu anhostatu.

VII, a, 13. (VII, a, 28.) nerus 'sihitir an'sihitir Jovies hostatir anhostatir.

Auch zwiſchen dem lateiniſch und etruskiſch geſchriebenen Texte finden ſich bisweilen dieſelben grammatiſchen Differenzen; ſo entſprechen ſich

IV, a, 29. ***Fεσκλȣ : Fετȣ : ατῤȣ : αλφȣ : πȣνι : φετȣ***

VII, a, 9. veselir. adrir. 26. alfir. poni fetu.

Man kann nicht zweifeln, daß man in dieſen Stellen Dative (oder Ablative), das eine Mal im Singular, das andere Mal im Plural, vor ſich hat: adrir alfir wird mit Sicherheit für atris albis genommen. Was ſich aus ſolchen Vergleichungen mit vollkommener Sicherheit ergibt, iſt die Beugung der Nomina, welche den drei erſten Declinationen im Latein entſpricht, im Singular, ſo daß z. B. in dieſen Paradigmen nichts zweifelhaft iſt:

	I.		II.	III.	
N.	tota	Iiovina	poplus *(populus)*	. . .	nome *(nomen)*
G.	totar	Iiovinar	popler	ocrer	nomner
D.	tote	Iiovine	pople	ocre	nomne
A.	tota(m)	Iiovina(m)	poplo(m)	ocre(m)	nome
Abl.	tota	Iiovina	poplu	ocri	nomne

Man ſieht, daß der Genitiv im Umbriſchen den Characterconſonanten r, wofür in lateiniſcher Schrift s ſteht, durchgängiger feſt gehalten hat, als im Griechiſchen und Latein, und daß dagegen der vorher gehende Vocal in der zweiten Declination eben ſo geſchwächt

worden iſt, wie das o (u) in pigneris ſtatt pignoris. Im Dativ iſt e theils als ſchwächere Form für i eingetreten, theils aus einer Verſchmelzung und Schwächung von αι und οι entſtanden; welche Schwächung noch auffallender wird, wenn bei Adjectiven nach Art der lateiniſchen auf ius die Endung des Dativs, welche ie lauten ſollte, in ei und ι contrahirt wird, z. B. *KραπȣFι*, Grabovei für Grabovie vom Nominativ Grabovius. Der Verf. nimmt noch einen Localis an, der in der erſten Declination vollſtändig toteme Iiovinem, aber verkürzt tote Iiovine lauten ſoll; da dieſe Formen in der That wechſeln, ſo hält es der Ref. für wahrſcheinlicher, daß dies toteme Iiovinem ein Reſt der alten volleren Dativform auf m iſt, welchen die griechiſchen Pronomina ἐμίν, τεΐν und die Pronomina und Adjectiva im Deutſchen behauptet haben. Der Ablativ findet ſich ſelten ohne ein angehängtes per, welches nebſt dem eben ſo gebrauchten co mit vollem Recht für eine angehängte Präpoſition, nach Art von nobiscum, erklärt wird, daß popluper für das Volk, verisco mit Looſen bedeutet. Dabei bleibt ein urſprüngliches s, ohne in r verwandelt zu werden, ähnlich wie im Latein das zwiſchen Vocalen in r übergehende s vor Conſonanten feſtgehalten wird (mus, muris, musculus). Der Pluralis läßt ſich nicht ſo vollſtändig in allen Caſus nachweiſen, doch fehlt wenigſtens zu einem Paradigma der zweiten und dritten Declination nur wenig. Um dabei die Formen der lateiniſchen Tafeln feſt zu halten, würden wir die Beiſpiele etwa ſo wählen:

	III.	II.
N.	fratrer, pacrer	Atiiersior
G.	fratrom	Atiersio(m)
D.	fratrus	Atiersier, Atiersir,
A.	aveis aseriater?	. . . .
Abl.	fratrusper	Atiersier . . . hostatir.

Als Ablativ iſt aber auch das in den Opferformeln ſich immer wiederholende βȣφ, σιφ, τȣρȣφ, *Fιτλȣφ*, *Fιτλαφ*, erkannt worden, und zwar, wenn Ref. ſich recht beſinnt, ſchon von Herrn. Max. Schmidt in einer gelegentlichen Erörterung; in der That läßt ſich das τρεφ βȣφ φετȣ *Μαῤτι ΚραπȣFι* u. dgl. vollkommen mit der altlateiniſchen Ausdrucksweiſe: tribus bubus fac Marti, vergleichen, und wenn man eine Abſtumpfung der Endſilbe annimmt, wie ſie im Umbriſchen ſo häufig iſt, können jene Formen mit bubus, suibus und den Dativen auf obus und abus auf denſelben Grund zurück geführt werden. Indeſſen hindert auch nichts, daß der Accuſativ in

dieſer Redensart mit dem Ablativ wechſelt, und keinen anderen als dieſen Caſus erkennen wir in der Stelle VII, a, 42. pufe abrons facurent, welche den Worten der vierten Tafel a, 33. *πȣφε αῤπȣφ φακȣῤεντ* entſpricht, wo Hr. Dir. Grotefend Part. III. p. 18. ein Adjectiv wie aprugnus annehmen zu müſſen glaubt. Aber ons iſt nach Gründen der Sprachvergleichung die urſprüngliche Form des Accuſativ im Plural der zweiten Declination, wie ans in der erſten, ns, welches die Griechen in *ας* verwandeln, in der dritten Declination; das äoliſche *οις*, das doriſche *ως* und ioniſche *ους* ſind geſetzmäßige Umgeſtaltungen der Grundform ons. Noch gibt der Verf. in dieſem Hefte auch einige Paradigmen der Pronomina totur, erur, esur und der Adjectiva fons, pacer, peracnis, von denen ziemlich viele Formen ſich mit Sicherheit entziffern laſſen.

Die Erörterung des umbriſchen Verbums iſt auf das fünfte Heft aufgeſpart, in welchem der Verf., auf dem bisher gelegten Grunde weiter bauend, nun ſchon eine vollſtändige Ueberſetzung einer der etruskiſchen Tafeln, und zwar der vierten, unternimmt. Wie ſeine Interlinear-Verſion dem Texte Wort für Wort folgt, wollen wir unſern Leſern durch eine Probe deutlich machen, wozu wir gleich die erſten Zeilen der vierten Tafel brauchen, dieſelben, welche oben aus einem anderen Grunde angeführt wurden:

Versio verbalis.

Sectio I, De auguriis in lustro capiendis.

VI, b, 1. sq. *Εϛτε πεῤσκλȣμ αϜες ανξεῤιατες ενετȣ, πεῤναιες, πȣσναες.*
Isto in lustro aves auguriales indagato, priores, posteriores.

De primo sacrificio.

VI, b, 2. *Πῤε Ϝεῤες τῤεπλανες ΙȣϜε ΚῤαπȣϜι τῤε βȣφ φετȣ.*
Ante ferias treblanas Jovi Grabovio tribus bubus facito:

IV, 6, 3 sq. *αῤϜια ȣστεντȣ; ϜατȣϜα φεῤινε φειτȣ; Ⅎεῤις Ϝινο, Ⅎεῤι πȣνι*
arviga immolato; fatua ferina facito: vel vino, vel pane

IV, b, 5 sq. *ȣκῤιπεϱ φισιȣ, τȣταπεῤ ΙκȣϜινα φειτȣ; σεϜȣμ κȣτεφ πεσνιμȣ αῤεπες αῤϜες.*
pro monte Fisio, pro tota Iguvina facito; cum veneratione caute precator pro ardore arvigae.

Die Ausdrücke, die in dieſer Ueberſetzung noch dunkel gelaſſen werden, ſind hernach im Commentare erläutert; **fatua ferina** iſt ſchon früher **Part II. p. 24.** für **caro cruda sine sale**, nach **fatua puls** bei Varro, erklärt worden.

Wir müſſen nun freilich geſtehen, daß dieſer Verſuch einer zuſammenhängenden und vollſtändigen Erklärung von Seiten des Sinnes noch keinesweges befriedigt, wie z. B. gleich der Anfang allzu abgeriſſen erſcheint, da das Befragen der Augural-Vögel mit der Opferhandlung in gar keinen Zuſammenhang gebracht wird: daher wir die ganze Einmiſchung der Auſpicien noch dahin geſtellt ſein laſſen. Hernach befremdet, daß ſtatt der weiteren Ausführung der Vorſchriften über das Stieropfer ein neues Opfer einer **arviga** geboten wird, welche der Verf. für eine **ovis februationis causa libata** hält. Nun kann aber die Wurzel von *ϑστεντϑ* nur **TEN** (das griechiſche *τείνειν* und lateiniſche **tendere**) ſein, da bloß *τϑ* zur Flexion des Imperativs gehört; und da *ϑς* offenbar die Präpoſition **obs** iſt, ſo heißt *ϑστεντϑ:* ſtrecke entgegen, reiche dar. Darnach kann **arvia** wohl nur die **exta** oder Eingeweide bedeuten, welche kunſtmäßig zerlegt und den Göttern dargereicht wurden, man mag nun **arvia** mit **arviga, aries** für verwandt halten, oder eine Compoſition mit der Präpoſition **ar** (für **ad**), die auch in **arfertu** vorkommt, darin wahrnehmen. Merkwürdig iſt es, daß der lateiniſche Text für *αϱϜια ϑστεντϑ* jedesmal (**VI, b, 56. 58. VI, a, 1. 3. 19. 22. 44. 45. VII, a, 4. 7. 41. 53.**) **arvio fetu** hat; doch läßt ſich begreifen, daß man für „bringe die **arvia** dar" auch ſagen konnte „mache ein **arvium.**" Der Singular *αϱφιϑ* (welches dem **arvio** für **arviom** in der lateiniſchen Schrift entſpricht) iſt auch im etruskiſchen Texte nicht ſelten zu finden. Einen Ablativ **arvio** und femininiſch **arvia** an dieſen Stellen anzunehmen, duldet doch die Verbindung mit *ϑστεντϑ* ſchwerlich. Auch gegen die Annahme, daß ein Opfer **vel pane vel vino** gemacht werden konnte, würden ſich wohl gegründete Bedenken erheben. Aber auf jeden Fall iſt es dem Verf. gelungen, den ſyntactiſchen Zuſammenhang an den meiſten Stellen zu beſtimmen und eine Anzahl von Verbalformen mit Sicherheit nachzuweiſen. So könnte gleich in den angeführten Zeilen die Ueberſetzung von *πεσνιμϑ* (auch **persnimu**, auch **persnihimu** geſchrieben) durch **precator** befremden, aber daß **persnimu** ein Imperativ eines Paſſivum oder Deponens ſei, kann man nicht bezweifeln, wenn man die Formen mit **mu** neben denen auf **tu** ganz in einer Reihe und in entſprechenden Zuſammenſtellungen findet. Offenbar verhält ſich **persnimu** zu

deitu der Form nach, wie das altlateiniſche praefamino zu dicito. Eben ſo ſicher iſt fututo als Plural von futu. Schon aus dieſen Imperativen erkennt man ein ähnliches Verhältniß der verſchiedenen, theils contrahirten, theils uncontrahirten Conjugationen wie im Latein, indem neben *τȣ* nach einem Conſonant *ατȣ*, *ετȣ*, *ιτȣ* angetroffen wird. Die übrigen Conjugationsformen ſind nicht ſo klar, wie die Imperative, beſonders weil abgeſtumpfte Endungen mit vollſtändigern ſehr unregelmäßig wechſeln; indeſſen laſſen namentlich die Formeln, worin das früher Geſchehene reſumirt und das Weitere daran angeknüpft wird, mehrere ſowohl ſingulariſche und pluraliſche Verbalflexionen erkennen. Die Formel VII, b, 3. purei subra screhto est, und VI, b, 15. porsei subra screhitor sent geben est und sent als dritte Perſonen des Verbum Sein im Singular und Plural; screhitor iſt scripti nach der zweiten Declination im Umbriſchen, und pusei iſt wie quasi gebildet, indem dem lateiniſchen q des Relativ-Pronomens im Umbriſchen, wie im Oskiſchen, ein p entſpricht. Dem fust, dersicust entſpricht in pluraliſchen Formeln furent, dersicurent, worin Flexionen, wie fuerit, welches ehemals fusit hieß, und fuerint, nicht zu verkennen ſind; darnach überſetzt z. B. der Verf. IV, a, 33. *Πȣφε απϱȣφ φακȣϱεντ* mit Wahrſcheinlichkeit: ex quo apris fecerint. Die zweite Perſon deſſelben Perfects oder Futurum exactum wird in einer Anzahl von rückweiſenden Formeln, wie *Απι Ϝαβινα πȣϱτιυȣς*, *Πȣνε κȣFȣϱτȣς* erkannt, die als Sätze nach der Art von cum feceris gefaßt werden müſſen; auch entſpricht die Endung us ganz dem ust der dritten Perſon. Wenn dazwiſchen *Πȣνε πȣπλȣμ αφεϱȣμ Ϝεϱιες* (IV, a, 10.) gefunden wird, ſo wird dies für ein Präſens im Conjunctiv, wie habiest in der dritten Perſon, zu nehmen, und ein Satz der Art: Quom populum . . . lustres, voraus zu ſetzen ſein, wiewohl der Verfaſſer auch hier ein Perfectum: Postquam populo lustrando satisfeceris überſetzt.

Dieſe Anführungen mögen als Proben einer Arbeit genügen, von der der Verfaſſer zwar ſelbſt Part. IV. p. 4. eingeſteht: In iis, quae adhuc ignoro, aut dies diem docebit, aut acutiores alii alia enodabunt: alius enim alio, ut Ausonii verbis utar, plura invenire potest, nemo omnia, durch die indeß auf jeden Fall die Entzifferung dieſer wichtigen Sprachdenkmäler einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hat.

Ueber die Conjugation auf $\mu\iota$ im Homeriſchen Dialekte von H. L. Ahrens, ph. Dr., Subconrector am Pädagogium zu Ilfeld. Nordhauſen. 36 Seiten in Quart.

Eine geiſtvolle, tief durchgedachte Abhandlung, der wir mehr Leſer wünſchen, als ſie bei der Vereinzelung des Gegenſtandes und der ſtrengen Schlichtheit der Form leicht erhalten wird. Der Verf. hat die Erſcheinungen der Homeriſchen Sprache, welche der Conjugation in $\mu\iota$ angehören, mit großer Vollſtändigkeit geſammelt und ſucht ſie nun, ohne Rückſicht auf die Behandlungsweiſe der gewöhnlichen Grammatik, in ihrem wiſſenſchaftlichen Zuſammenhange aufzuzeigen, nicht dialektiſch entwickelnd, ſondern ſyſtematiſch darſtellend, wobei er ſich genöthigt ſieht, auch manche Begriffe mit anderen Kunſtausdrücken zu bezeichnen, als bisher gebräuchlich geweſen. Man muß daher, um die Abhandlung zu verſtehen, die Kraft der Abſtraction beſitzen, das gewußte Material aus den Formen, in denen man es empfangen, ſich in das Schema des Verf. hinein zu denken, wofür man ſich aber gewiß durch viele tiefere Blicke in den Organismus der Griechiſchen Sprache belohnt finden wird.

Der Verf. hat dabei, wie man an dem ganzen Character der Abhandlung leicht gewahr wird, die Analogieen der älteren Deutſchen Dialecte, ſo wie orientaliſcher Sprachen, wohl im Bewußtſein, aber führt die Forſchung ſelbſt rein auf Griechiſchem Boden durch. „Die Vergleichung der anderen Dialecte," ſagt er ſelbſt, „und der verwandten Sprachen diente mir dabei oft als Leuchte, um in den dunkleren Räumen des Sprachgebäudes mich zurecht zu finden. Doch, meine ich, wenn die Kerzen im Hauſe erſt angezündet ſind, ſo kann man mit Fug und Recht die geborgte Leuchte auslöſchen." Gewiß iſt die Art, wie Jacob Grimm die Vergleichung der fremden Sprachen gleichſam nur zur erweiternden Beſtätigung der auf eigenen Grund und Boden angeſtellten Forſchungen anwendet, auch für das geſchichtliche Studium des Griechiſchen und Latein ſehr zur Nachahmung zu empfehlen.

Des Verfaſſers Darſtellung iſt ſo gedrängt und in ſich geſchloſſen, daß ein ſehr bedeutender Theil davon mitgetheilt werden müßte, um eine Vorſtellung von ſeiner Idee und Methode zu geben. Wir wollen nur einige wenige Punkte ausheben, und zwar gerade ſolche, die wir von unſerm Standpunkte einer erneuerten Ueberlegung des Verfaſſers empfehlen. Hr. Dr. Ahrens iſt mit umfaſſenderen Arbeiten über die Homeriſche Sprache und den urſprünglichen Organismus

des Griechiſchen beſchäftigt, und wird öfter Gelegenheit haben darauf zurück zu kommen.

Die ganze Abhandlung zerfällt, außer einigen einleitenden Andeutungen über die Theorie der geſammten Homeriſchen Conjugation, und Vorbemerkungen zur Conjugation ohne Flexionsvocal oder auf μι — in zwei Abſchnitte: I. Von den Flexionsmitteln, und II. Verzeichniß der Stämme mit ihren Formen. Dazu kommt ein Excurs über einige wichtige Veränderungen der Vocale. Der erſte Satz des erſten Abſchnitts lautet: „Der Moduscharacter des Conjunctiv, welcher unmittelbar an den Stamm gehängt wird, iſt ein veränderlicher kurzer Vocal, nämlich in 1 sg. und 1. 3. pl. o., in den übrigen Perſonen ε. Im Sgl. und im 3. Pl. des Objectiv (Activum) wird dieſer Vocal in η und ω verlängert.“ Der Verf. beweiſt allerdings, daß die Verlängerung ſich nur in den bemerkten Perſonen findet, durch eine Sammlung aller uncontrahirten Beiſpiele, welche von den übrigen Perſonen des Objectiv ſo wie vom Subjectiv (Medium) vorkommen; ſie paſſen alle zu ſeiner Regel, außer ἄλεται Il. φ, 536., welches er darum einer andern Conjugation zuweiſt, als ἄλεται, was zu ἆλτο gehöre. Beachtet man aber, daß die Formen mit der Dehnung doch die zahlreichern und bei weitem die häufigern ſind und namentlich die ſo gewöhnliche 3. Pl. nie auf ουσι ausgeht, wie ſie bei Vorausſetzung eines kurzen Modus-Vocals müßte: ſo wird man die Dehnung doch als die regelmäßige Form, die Verkürzung als die Ausnahme anſehen müſſen. Alle Formen mit dem kurzen Modus-Vocal ſind drei- oder mehrſilbig; die Sprache hat hier einen daktyliſchen oder anapäſtiſchen Fall (ῑο̆με̆ν, ῑο̆με̄ν̄), den die 3. Pſ. Pl. allein nicht gewähren konnte, zu gewinnen geſucht: ſo ſcheint die Verkürzung ſich hier feſt geſetzt zu haben. Der Conjunctiv iſt in der That das eigenthümlichſte und auch wohl das jüngſte Kind der Griechiſchen Sprache, die noch auf Griechiſchem Boden organiſch fortgewachſen zu ſein ſcheint; er beruht auf einer Dehnung des euphoniſch wandelbaren Bindevocals, den die Conjugation auf μι eigentlich gar nicht hat, und kann alſo auch nur auf ſie übertragen worden ſein; da aber hier, wie im Aor. 1. Act., die Dehnung nicht zur Unterſcheidung des Indicativs erforderlich war, ſo konnte die Sprache, wenn ſie ſonſt eine Neigung dazu trieb, ſich hier auch ſchon mit dem kurzen Vocale begnügen.

Anm. 5 ſagt der Verf. bei den Conjunctivformen φθέωμεν, κτέωμεν: „Es ſcheint dieſe Schreibung aber erſt einer jüngern Zeit anzugehören, da εω durchaus nur eine Silbe bildet, ganz wie die

analogen Contractionen des gen. decl. 1. u. ſ. w." Wir zweifeln, ob das Factum die darauf gegründete Vermuthung rechtfertigt. Allerdings hatte die Griechiſche Sprache, wie andere ſtammverwandte, von Haus aus nur Diphthonge, die vom volleren Laute zum dünnern abſteigen; aber wie in den Dialecten der Deutſchen Sprache, ſo haben im Joniſchen daraus ſich zum Theil jene unechten Diphthonge entwickelt, in denen ein dünnerer Laut ſich in den volleren verliert, und der Joniſche Mund hat die mannigfachſte Gelegenheit wahrgenommen, dieſe Neigung zu befriedigen. Die gewöhnliche Grammatik nennt dies eine Synizeſis, nicht erwägend, daß die diphthongiſche Form in Ἀτρείδεω, στέωμεν die urſprüngliche iſt.

Anm. 6. „Die langen Endvocale η, ω verkürzen ſich in der Contraction, z. B. σταίην, δαμείη, γνοίην aus στη, δαμη, γνω (nur zwiſchen ἁλοίη und ἁλῴη iſt Schwanken). Der Grund kann nur in einer uralten (über die Verwandlung von α in η hinausgehenden) Ungenauigkeit der Diphthongenbildung geſucht werden, wornach die natürlichen eigentlichen Diphthongen den etymologiſch richtigern, uneigentlichen vorgezogen wurden." Der Verf. nimmt demgemäß auch ἔσταν, στάντες, als Verkürzung an, und ſieht in βείω, θείω eine Veränderung des langen Vocals η (aus α oder ε) in ει, er ſieht in dem ι einen Erſatz für ein euphoniſch eingeſchobenes Jot und in dem ε, beſonders in βείω, nur einen Reſt alter Orthographie, wornach ε für η ſtand, ſo daß βείω auf βηjω zurück geführt wird. Dieſe Conſequenzen, die das Vertrauen auf die Ueberlieferung der Rhapſoden in den Grundfeſten erſchüttern, müſſen uns einigermaßen mißtrauiſch machen gegen den erſten Schritt, der in der obigen Anm. liegt. Vergleicht man στάντες, βάντες, θέντες, δαμέντες, γνόντες, und ἔσταν, ἔβαν, ἔδαμεν, ἔκνον (Pindar), mit ἔστην, ἔβην, . . . ἐδάμην, ἔγνων und ἔστημεν, ἔβημεν (aber βάτην neben ἐβήτην), ἔθεμεν, ἐδάμημεν, ἔγνωμεν — ſo ſieht man unſers Bedünkens ein Beſtreben, die Formen durch Dehnung zu verſtärken, welches verſchiedene Verbalklaſſen in verſchiedenem Maße ergreift, von manchen Formen aber immer mit Entſchiedenheit abgewieſen wird. Die ſcheinbare Regelloſigkeit in dieſen Dehnungen reducirt ſich darauf, daß der vollere Vocal α mehr Neigung zur Dehnung hat als ε und daß unter den E-Lauten die radicalen viel mehr ihre urſprüngliche Beſchaffenheit behaupten als die der Derivation oder Flexion angehörigen (ein Verhältniß, das man in weiteſter Ausdehnung in den Futuren φιλήσω, σβέσω und Nominalbildungen τίμησις, στάσις, beobachten kann): daher wir ſelbſt die auffallende 3. ps. pl. μιάνθην

gegen die Aenderung in *μίανθεν* ſchützen möchten. Denn abſolute Regeln gibt es gerade in dieſer naturwüchſigen Sprache am wenigſten; Alles erſcheint wie Strebungen organiſcher Kräfte, deren relative Stärke nur an den Erſcheinungen ſelbſt gemeſſen werden kann, die ſie hervorbringen.

§ 6, 9. „Daß die Optative immer *ατο* haben, iſt auch aus der urſprünglichen conſonantiſchen Natur des Moduscharacters *ι* zu erklären. Man hat aber nicht anzunehmen, daß *ν* in *α* verwandelt ſei, ſondern es iſt vielmehr *α* euphoniſch eingeſchoben und darnach *ν* ausgeſtoßen, um die Endung nicht zu ſchwer zu machen.“ Wenn ein Motiv da war, in der Lautverbindung *οιντ* (die einem Griechiſchen Munde allerdings ſchwierig ſein mußte) ein *α* euphoniſch einzuſchieben, ſo kann daſſelbe in Anſpruch genommen werden, um die Verwandlung des *ν* in *α* zu erklären, die man doch zugeben muß, wenn man nicht für ſo viele Fälle den Umweg, den der Verf. einſchlägt, in Anſpruch nehmen will. Hätten die Griechen ſtatt *ποδ-ν* einmal *πόδαν* und nicht geradezu *ποδ-α*, ſtatt *ΕΣ-ν* *ΕΣαν* und nicht geradezu *ΕΣα*, d. i. *ἔα*, gebildet: was in aller Welt konnte ſie bewegen, das ſonſt am Wortende ſo bequeme und in die ſchönſten euphoniſchen Verhältniſſe tretende *ν* wieder abzuwerfen?

Wenn wir in dieſen und einigen anderen Punkten die Geſchichte der Formen von einem andern Geſichtspunkte anſehen als der Verfaſſer: ſo können wir den zweiten Abſchnitt nur als ein ſehr genaues und ſorgfältiges Verzeichniß aller Stämme, in deren Flexion die Geſetze der *Μι*-Conjugation beobachtet werden, uns zu Nutze machen; nur daß wir die Stämme auf *ᾰ* und *η* (aus *α*), auf *ε* und *η* (aus *ε*), nicht ſo trennen können wie der Verfaſſer. Der Verf. weiſt **22** Stämme auf *ᾰ* im Präſens, **5** auf *ε̆*, **2** auf *ŏ*, **1** auf *ῐ*, **26** auf *υ* nach, die auf *η*, aus *α*, kommen nur in Aoriſten vor, eben ſo die auf *η* aus *ε*, ausgenommen in *ἀήμεναι* (wo die Schwäche der Wurzel eine durchgängigere Dehnung veranlaßt hat, als bei *τίθημι*) und in *δίζηαι*. *Αἴνημι* aus Heſiod ſteht hier ohne Begründung, doch denkt der Verf. dabei gewiß an die Aeoliſche Conjugation in *μι*, welche die Dehnung eben ſo durchführte, wie die gemeine in den Aoriſten des Paſſiv auf *θην* und *ην*. Von den Stämmen auf *ω* werden auch nur Aoriſte, von denen auf *ῡ* nur *ῥῡ* (retten) und Aoriſte, von Stämmen auf Diphthonge *κει* in *κεῖμαι*, und *στευ* in *στεῦται* namhaft gemacht. Dann folgen Stämme auf *σ*, *ἐς* (*εἰμί*), *ἑς* (*εἷμαι*), *ἡς* (*ἧμαι*, wo wir lieber von *Ἑ∆* ausgegangen wären, und das *∆*

bald in eine Dehnung verhüllt, bald von den T-Lauten in ς verwandelt nachgewieſen hätten) und von Stämmen auf andere Conſonanten 2 im Präſens, 16 in Aoriſten.

Ueber ESCIT und verwandte Formen in den zwölf Tafel-Geſetzen.

Unter den nicht zahlreichen Stellen, in denen uns die urſprüngliche Faſſung der zwölf Tafel-Geſetze mit grammatiſcher Genauigkeit überliefert zu ſein ſcheint, ſind mehrere, in denen die Formen des Verbum ſubſtantivum, welche die Zukunft oder bedingte Exiſtenz ausdrücken, einige Schwierigkeit machen. Dieſe zu entfernen und die ächte Lesart herzuſtellen, iſt eine Aufgabe, die bei der großen Wichtigkeit jener Ueberreſte ſich auch die Theilnahme juriſtiſcher Leſer verſprechen darf, auch wenn die Kenntniß des Inhalts dadurch um Nichts gefördert wird. Wir wollen dieſe mit wichtigen Fragen der Sprach-Geſchichte zuſammenhängende Aufgabe hier mit voller Unbefangenheit verfolgen, auch auf die Gefahr, daß das Ergebniß von einer früher geäußerten Anſicht deſſelben Verfaſſers*) abweichend ausfallen ſollte.

Zu dieſem Zwecke wird es nützlich ſein, die Formen des Verbum esse, welche von der Wurzel ES ausgehn, in ihrer primitiven Beſchaffenheit — ſoweit dieſe unſre Sprachkunde erreichen kann — zuſammenzuſtellen: was nach dem gegenwärtigen Stande der comparativen Grammatik mit viel größerer Sicherheit geſchehen kann, als früher.

Praesens indic. Esum (Griechiſch ἔσμι, ſanſcr. ăsmi, Deutſch urſprünglich, nach J. Grimm, isum oder isam), es, est; esumus, estis, esunt. Das Hauptzeugniß für den durchgängigen Anfang mit es iſt das des Varro de L. L. IX. c. 57. § 100.

Praesens conj. Esiem (Griechiſch εἴην, entſtanden aus *ΕΣΙΗΜ*, ſanſcr. sjâm verkürzt aus asjâm) esies, esiet u. ſ. w. Dieſe vollſtändige Form iſt noch nirgends nachgewieſen, indem im Latein, wie im Sanſcrit, frühzeitig das verkürzte siem gebräuchlich geworden iſt, welches ſich in ältern Schriftſtellern und Urkunden an zahlreichen Stellen erhalten hat und noch in Varro's und Cicero's Zeit neben dem contrahirten sim üblich geblieben war.

*) S. Lex dei ed. FR. Blume Exc. XI. p. 164.

Imperf. indic. Esam (Griechiſch mit dem Augment ἦα entſtanden aus *ΗΣΑΜ*, ſanſcr. âsam) esas, esat u. ſ. w. Nur durch die Analogie begründet.

Imperf. conj. Essem in älterer Orthographie esem aus es-sem folgerichtig gebildet.

Futurum. Eso (Griechiſch als Medium ἔσομαι), esis, esit u. ſ. w. Da die Anführung von eso für ero aus den Salier-Geſängen bei Varro de L. L. VII. c. 3. § 26 ſehr zweifelhaft iſt, ſo ſind keine Reſte dieſes Futurums mehr vorhanden, wenn ſie nicht etwa die zwölf Tafeln liefern.

Imperat. Es, esto .... esunto (wofür sunto) Infin. esse aus es-se. Partic. Esens, daraus sens in absens u. dgl. und noch mehr verkürzt ens. Aus einer geſchärften Ausſprache von esens iſt vielleicht essentia geworden.

Außerdem gab es in früheren Zeiten ein Inchoativum des Verbum esse, welches aus es und sco zuſammengeſetzt esco lauten mußte, für das ſehr beſtimmte Zeugniſſe vorliegen. Feſtus im Excerpt des Paulus p. 58 ed. Lind. Escit, erit p. 113. Obescet oberit vel aderit; p. 142 im Excerpt, und vollſtändiger p. 244 (112. Urs) in dem erhaltenen Fragment: Superescit significat supererit. Ennius: Dum quidem unus homo Romanus toga superescit, et Acer (Accius) in Chrysippo: Quin hinc (huic, si?) superescit, Spartam atque Amyclas trado. Daß auch Lucrez ſich dieſer Form bedient hat, iſt bekannt (ſ. I, 612); bei Virgil dagegen Aen. VIII, 64. wird die Emendation Faber's caput urbibus escit, für exit, von den neuern Herausgebern mit Grund verworfen. Die Ueberlieferung der Grammatiker und die angeführten Stellen lehren, daß dies Inchoativum die Stelle eines Futurums einnahm, ähnlich wie andere urſprüngliche Inchoativa, z. B. pasco, cresco, gnosco, ſich ganz an die Stelle der Präſentia drängten.

Die Veränderungen, welche in dieſen urſprünglich ſehr genau zuſammenhängenden Formen Statt gefunden und ſcheinbar ſo disparate Bildungen, wie sum und ero, hervorgebracht haben, ſind von einem doppelten Anlaß ausgegangen. Erſtens von dem Streben, dies Verbum von der allereinfachſten Bedeutung zu verkürzen durch Wegwerfung des radicalen Vocals E. Durch dieſe Aphäreſis, die auch im Sanſcrit und andern Sprachen derſelben Familie gefunden wird, ſind die Formen sum, sumus, sim (siem) sis u. ſ. w. entſtanden. Zweitens iſt die Umgeſtaltung durch eine Conſonanten-Veränderung erfolgt, die im Latein ſehr weit um ſich gegriffen hat,

wodurch ein einfaches S, welches ſich in der Mitte eines Wortes zwiſchen Vocalen befindet, in ein R verwandelt worden iſt. Dieſe Veränderung hat ſich ſoweit erſtreckt, daß in der Lateiniſchen Sprache beinah kein S=Laut zwiſchen Vocalen ſtehen geblieben iſt, der urſprünglich ein reines S geweſen wäre; faſt überall, wo ſich in einem nicht zuſammengeſetzten Worte noch ſpäter ein S zwiſchen Vocalen erhalten hat, läßt ſich die Entſtehung deſſelben aus einem T=Laut, namentlich einer Verbindung wie DT, TT oder aus den Combinationen NS und RS, nachweiſen; woher es auch kommt, daß in ächt Lateiniſchen Worten ein kurzer Vocal vor einem nicht ſchließenden S ſo ſehr ſelten iſt. Immer aber betrifft dieſe durch die ganze Sprache gehende Verwandlung nur das S zwiſchen Vocalen und läßt das S am Anfange der Worte, das mit andern Conſonanten verbundene S, und in der Regel auch das auslautende S unberührt; wenigſtens hängen die Veränderungen, die mit dem Letzten vorgegangen, mit jener allgemeinen Umwandlung nicht unmittelbar zuſammen. Daher z. B. von ros zwar die Caſus roris, rore gebildet wurden, aber ros, roscidus ihr S behielten, ſowie neben Veneris Venus und venustus fortbeſtanden und neben ceperim ſich das alte capsim wenigſtens ſehr lange erhalten konnte. So erklärt ſich vollkommen, warum nur in eram und ero das urſprüngliche S durch R verdrängt wurde und daſſelbe dagegen in es, esto, essem, ſowie in sum, sumus, sim, unangetaſtet blieb. Natürlich iſt es eine ſehr wichtige Frage für die Geſchichte der Lateiniſchen Sprache, in welchem Jahrhundert etwa dieſe bedeutende Erſcheinung eingetreten iſt. Die Beantwortung derſelben wird nur von der ſcrupuloſeſten Behandlung der Denkmäler aus der Zeit der Römiſchen Könige und der erſten Republik zu erwarten ſein, zu der wir hier einen Beitrag liefern, indem wir die folgenden Stellen der zwölf Tafeln nach der Folge, in der ſie bei Dirkſen geordnet ſind, ſo viel wie möglich nach handſchriftlichen Lesarten, zur Ueberſicht zuſammenſtellen.

1. Nach Gellius N. A. XX, 1. Si morbus aevitasve vitium ESTIT, qui in jus vocabit jumentum dato, si nolet arceram ne sternito. ESTIT iſt aus dem Guelferbytanus cod., die alten Ausgaben haben theils extit, theils esset.

2. Nach Ulpian, Fragment des Vatican. Coder tit. 26. § 1. Lex dei tit. 16. cap. 4. § 1. Si intestato moritur, cui suus heres nec EST, agnatus proximus familiam habeto. EST ſteht in der Lex dei; das Vaticaniſche Fragment hat eine Lücke an der Stelle dieſes Wortes, die auf eine minder bekannte Form deutet.

3. Nach Ulpian in der Lex dei tit. 16. cap. 4. § 2. Si agnatus NESCIT, gentiles familiam herescant. NESCIT haben die codices Pithoeanus und Vindobonensis, nec essit die Pariſer Ausgabe von 1586 am Rande, nach den Angaben Blume's S. 143. Herescant habe ich nach Huſchke's Vorſchlag (Studien S. 156. vgl. Rhein. Muſeum für Jurisprudenz Bd. VI. H. 3. S. 280.) geſchrieben, ohne es indeß zum Gegenſtande weiterer Unterſuchung zu machen.

4. Nach dem Auctor ad Herennium I, 13 und Cicero de inventione II, 50. Si furiosus EXISTIT, agnatum gentiliumque in eo pecuniaque ejus potestas esto. EXISTIT iſt aus dem cod. Turicensis bei Orelli; exsistet ſchrieb Erneſti nach Handſchriften im Auctor ad Herennium; est iſt die allgemeine Lesart bei Cicero de invent. In den Tuscul. Quaest. hatten die Quellen: esse incipit, offenbar eine Erklärung, es ſei nun von Cicero ſelbſt oder von einem Abſchreiber.

5. Nach Feſtus s. v. Nec. p. 177 ed. Lindem. (p. 12. Urs.) Ast ei custos NECESCIT. Die Lesart der einzigen Handſchrift, wie der Text des Urſinus und eine vom Herrn Profeſſor Böcking veranſtaltete Collation des Codex zeigt, wiewohl die Anmerkung des Urſinus S. 8 die Lesart ESIT vorauszuſetzen ſcheint.

6. Nach Feſtus s. v. Sarpiuntur p. 267. ed. Lindem. (p. 156. Urs.) Quandoque sarpta donec dempta ERUNT. Lesart des Codex.

7. Nach Macrobius Saturn. 1, 4. Si nox furtum factum SIT, si im aliquis occisit, jure caesus esto. SIT haben die ältern Ausgaben, namentlich die Aldina und Juntina; esit findet ſich ſeit H. Stephanus, ohne daß angegeben wird, aus welcher Quelle.

8. Nach Feſtus s. v. Nec. p. 177 ed. Lindem. (p. 12 Urs.) Si adorat furto, quod nec manifestum ERIT Lesart der Handſchrift.

9. Nach Cicero de legibus II, 24, 60. Neve aurum addito — quoi auro dentes vincti ESSENT, ast im cum illo sepelire, urereve se fraude esto. ESSENT haben die Handſchriften, escunt iſt zuerſt von Lambin, aber nur am Rande der Ausgabe von 1584, in Vorſchlag gebracht worden.

Hiezu fügen wir einige Stellen aus Cicero's in alterthümliche Sprache gehüllten Geſetzentwürfen, in denen ohne Zweifel viele Reminiscenzen an Ausdrücke der zwölf Tafeln durchklingen. —

Cicero de legibus III, 3, 9. Ast quando duellum gravius discordiaeve civium ESCUNT, oenus ne amplius sex menses, si senatus creverit, idem juris, quod duo consules teneto. ESCUNT iſt Emendation von Lambin, aber ſo gut wie handſchriftliche Lesart, da der cod. 1. Paris. durch escunto, und die Andern durch estunto (escunt o-enus) beſtimmt darauf hinführen.

Die folgende Stelle: ast quando consules magisterve populi nec reliqui magistratus nec escunt etc. übergehe ich wegen der Unſicherheit des Sinnes und Zuſammenhanges und bemerke dagegen, daß die gewöhnliche Form des Futurums erit in dieſen Ciceroniſchen Geſetzen gar nicht ſelten iſt, z. B. III, 4, 10. Ast si quid ERIT, quod extra magistratus coerari oesus sit: qui coeret, populus creato, eique jus coerandi dato; wo escit keine Spur in den Handſchriften für ſich hat. Ebenſo führen im Folgenden die handſchriftlichen Lesarten beſtimmt auf: quod oesus erit.

Ueberblicken wir dieſe Stellen, ſo wird man bei einigen, namentlich n. 1. 4. 5, gleich geſtehen müſſen, daß die handſchriftlichen Lesarten und die Analogie der Ciceroniſchen Stelle auf die Form escit hindrängen. Dagegen kann es ſcheinen, daß in einigen andern Stellen der Conjunctiv in urſprünglicher Formation esiet, esient, nach den Spuren der Handſchriften und dem Zuſammenhange ſeine Stelle finden könne. Doch muß dies ſchon deswegen aufgegeben werden, weil die zwölf Tafeln die Fälle, für welche ſie geſetzliche Beſtimmungen enthalten, ſie mögen durch Conditional- oder Relativ-Sätze bezeichnet werden, immer im Indicativ ausdrücken, es ſei nun das Präſens, oder Perfect, oder Futurum, oder Futurum exactum, welches hiernach in dieſen Geſetzen von dem Perfectum conjunctivi beſtimmt unterſchieden werden muß. Z. B.: Si in jus vocat, ni it . . . ; si calvitur pedemve struit . . . ; proletario jam quoi quis (quiqui civis) volet vindex esto; rem ubi pacunt orato; ni judicatum facit aut quips endo eo in jure vindicit . . . ; si volet suo vivito, ni suo vivit qui emvinctum habebit . . . . . ; si plus minusve secuerunt; uti legassit super pecunia tutelave suae rei, u. dgl. Das Plusquamperfectum Conjunct. bei Plinius N. H. XXVIII, c. 2. s. 4. Qui fruges excantasset und qui malum carmen incantasset, iſt natürlich nur aus der Unbekanntſchaft der Abſchreiber mit den Formen excantassit, incantassit, hervorgegangen. Wenn man aber ferner die Form des Futurums esit für erit in dieſe Fragmente einführen wollte, wie ſchon

mehrere ältere Kritiker gethan haben, ſo würde dann allerdings die handſchriftliche Lesart in den Stellen n. 2 und 7 am Wenigſten Aenderung bedürfen. Dagegen müßte dann nothwendig, da die Formen esit und erit ſich neben einander nicht vertragen, weil ſie verſchiedenen Sprachperioden angehören, die letztere Form in den Stellen n. 6 und 8 in die erſte verwandelt werden. Dies hat nun ſchon an ſich keine große Wahrſcheinlichkeit und wird vollends unrathſam, wenn man die Ciceroniſche Nachbildung jener alten Geſetzſprache vergleicht, in der bereits neben esco das gewöhnliche Futurum ero als völlig ſicher ſtehend bemerkt worden iſt.

Um aber eine völlige Entſcheidung dieſer Frage-Punkte herbeizuführen, wird es zweckmäßig ſein, die Frage in größter Allgemeinheit zu faſſen und ſo zu ſtellen: ob überhaupt angenommen werden dürfe, daß jene bedeutende Veränderung in der Lateiniſchen Sprache, wodurch ſo viele S-Laute in R verwandelt worden ſind, vor oder nach der Zeit der zwölf Tafel-Geſetzgebung eingetreten ſei. Denn daß dieſe Umbildung im Ganzen in einer und derſelben Zeit ſich über die ganze Lateiniſche Sprache verbreitet habe, muß nach der Natur ſolcher Erſcheinungen angenommen werden, die nicht zufällig hie und da eine Wirkung äußern, ſondern, wie Naturgeſetze, Alles ergreifen, was nicht durch eine beſondere Kraft des Widerſtandes ſeine Form behauptet. Nun könnte man, geſtützt auf die Facta, daß der Conſul Papirius vom Jahre d. St. 418 nach Cicero (ad fam. IX, 21) der Erſte war, der ſich nicht mehr Papiſius nannte, ſondern Papirius, und der Conſul Appius Claudius Cäcus vom Jahre 447 der Erſte, der nicht mehr Valeſier und Fuſier, ſondern Valerier und Furier ſagte (nach Pomponius in den Digeſten I, 2. 2. § 26. vgl. K. L. Schneider Grammatik I, 1. S. 340), dieſe Veränderung in der Lateiniſchen Sprache in das fünfte Jahrhundert der Stadt ſetzen, wornach alsdann eine große Menge von Wörtern, die aus ältern Denkmälern, namentlich aus den zwölf Tafeln, angeführt werden, eine andere Geſtalt erhalten müßten, als in der ſie uns überliefert werden. Allein dieſe Eigennamen geſtatten noch keinen ſichern Schluß auf die übrige Sprache; ihre poſitive und gleichſam conventionelle Geltung entzieht ſie, wie zahlloſe Beiſpiele aus allen Sprachen zeigen, bis auf einen gewiſſen Grad dem Strome der ſich lebendig fortbildenden Sprache und verhärtet ſie gegen Eindrücke, welche alle andern, noch bildſameren Beſtandtheile der Sprache erleiden: ſo daß es gar nicht auffallen dürfte, wenn auch jene Gentilnamen dem allgemeinen Geſetze der Umbildung von S in R erſt

mehrere Jahrhunderte ſpäter nachgegeben hätten, als die Appellativa. So erhielt ſich ja das S in **Fusius** bis in die Kaiſerzeiten, wo ſich Fuſius und Aehnliches in Inſchriften findet (Gruter p. **241**. col. 3. cf. p. 838, 4.), und die vom Thau benannten **Rosea arva** am See Velinus behielten beſtändig den Namen, obgleich **ros** (Griechiſch δρόσος, Sanſcrit **râsa**) im Genitiv **rôsis** in **rôris** und das Adjectiv **rōseus** entweder in **roreus** oder **roscidus** übergegangen war (ſ. Feſtus s. v. **Rosea** p. 138. 232. ed. Lindem.). Hiervon abgeſehn findet ſich nirgends eine Anführung eines S zwiſchen Vocalen, welches hernach in R übergegangen, aus einem jüngern Denkmal als der Königs-Zeit. Varro führt in einer freilich lückenhaften Stelle die Lieder der Salier für den Uebergang des S in R an (de L. L. VII, 3. § 26). **Asa** für **ara**, welches von Varro bei Macrobius Sat. III, 2, angeführt wird, bezieht ſich wahrſcheinlich auf das Geſetz des Numa, aus welchem Feſtus in Paulus Excerpten s. v. Pellices p. 121. ed. Lindem. **aram Junonis** und Gellius IV, 3. **aedem Junonis** anführt, welche Abweichung auf eine weniger bekannte obſolete Form hinweiſt. **Lases**, welches Varro de L. L. VI. c. 1. § 2, Quintilian Inst. I, 4, 13 und Feſtus in Paulus Exc. s. v. R. pro S. p. 134 ed. Lindem. anführen, findet ſich in dem ſehr alterthümlichen und offenbar aus der Königs-Zeit ſtammenden Liede der Arvaliſchen Brüder (GAET. MARINI Atti e monumenti dei fratelli Arvali T. II. p. 603). Dagegen wird aus den zwölf Tafeln nirgends eine Stelle um des alterthümlichen S Willen angeführt und unter denen, die uns, freilich nicht immer mit grammatiſcher Genauigkeit, daraus überliefert werden, ſind zu viele Beiſpiele des aus einem ältern S hervorgegangenen R, als daß man den Gedanken: die urſprüngliche Form mit dem S überall herſtellen zu müſſen, längere Zeit ernſthaft verfolgen könnte. Dann würden nämlich in dieſen Fragmenten auch **funeris** nach **pignosa**, **perorant** und **adorat**, nach **os**, **oscen**, **proletarius**, nach **Papisius**, **Pinasius** und dem Oskiſchen **medelix decetasius** ſich das urſprüngliche ihnen angehörende S vindiciren. Auch würden dann ſchwerlich die Formen: **fecerit**, **fuerit**, **defuerit**, **sierit**, zu geſtatten ſein, die ſich erſt entwickelt haben können, als der Gebrauch des S im Futurum exactum auf die Formen beſchränkt worden war, wo es durch unmittelbare Verbindung oder Verſchmelzung mit einem vorhergehenden Conſonanten (**faxit**, **legassit**, **occisit** aus **occid-sit**) der Verwandlung in R widerſtand.

Da die Erſcheinung, von der wir ſprechen, ſich in ihrer allge-

meinſten Form nicht bloß auf die Italiſche Mundart, welche wir das Latein nennen, bezogen, ſondern ſich auch in den verwandten Sprachzweigen begeben hat: ſo könnte man vielleicht durch deren Vergleichung noch mehr Licht zu erhalten hoffen über die Epoche, in welcher dieſe Umwandlung in der Sprache der Römer eintrat. Und zwar iſt es von der dem Latein nahverwandten Sprache der Umbrer klar, daß ſie im Ganzen dieſelbe Einwirkung erfahren, da unter den Eugubiniſchen Tafeln die ſpätern, welche in Lateiniſcher Schrift abgefaßt ſind, in ſehr vielen Worten ein R haben, wo die ältern, deren Schrift eine Abart der Etruskiſchen iſt, das S bewahren. Indeß beziehen ſich doch faſt alle Fälle der Art auf das Ende der Wörter, und es iſt bis jetzt kein Beiſpiel nachgewieſen worden, wo die Umbildung der Umbriſchen Formen der im Latein Vorgegangenen genau entſpräche. Daher wir von der ſehr ſchwierigen Unterſuchung über das Alter jener Umbriſchen Urkunden, mit Rückſicht auf die verſchiedene Schrift derſelben, wenig Vortheil für die Geſchichte der Römiſchen Sprache erwarten dürfen und auch umgekehrt nicht aus der Epoche des Ueberganges von S in R im Latein die Zeitgränze zwiſchen der ältern und jüngern Schriftart auf den Eugubiniſchen Tafeln zu beſtimmen wagen möchten, wie C. R. Lepſius in der ſchätzbaren Schrift De tabulis Eugubinis p. 85 sqq. ſich durch die oben angegebene Epoche der Veränderung der Papiſier und Valeſier in Papirier und Valerier hat bewegen laſſen, das Ende des vierten Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt als dieſe Zeitgränze feſtzuſtellen. Vielmehr möchte die Umwandlung, wodurch ein S zwiſchen Vocalen zum R wurde, auch im Umbriſchen viel älter ſein, als die Abfaſſung der Eugubiniſchen Tafeln überhaupt, indem ſchon in den älteren mit Etruskiſcher Schrift geſchriebenen, eben ſo wie in den jüngeren mit Lateiniſchen Buchſtaben, Plural-Formen nach der Art wie furent, facurent, von fust, facust (d. i. fuerit, fecerit) gefunden werden (ſ. z. B. Dempſter Etruria regalis im erſten Theil, Tab. III, col. a. l. 25. 26. 28), wiewohl auch hier ein urſprüngliches S vorausgeſetzt werden muß. In der Oskiſchen Sprache dagegen hat ſich das S zwiſchen Vocalen, wenigſtens in manchen Fällen, bis in die Römiſche Zeit behauptet.

Kehren wir von dieſer allgemeinen Erörterung zu unſerm Thema zurück: ſo haben wir es auch von dieſer Seite unwahrſcheinlich gefunden, daß die zwölf Tafeln noch Formen, wie esit oder esiet, enthalten haben ſollten. Schon damals muß das S zwiſchen Vocalen im Verbum esse die Form des R angenommen haben, und

nur, wo das S durch Aphäreſis an den Anfang des Wortes trat, oder den Schluß machte, oder durch einen andern Conſonant geſtützt wurde — wie eben in **escit** — kann es ſich behauptet haben. So führt uns freilich dieſe Betrachtung auf den Punkt zurück, auf dem ſchon Urſinus, Lambinus, Cujacius und andere ältere Kritiker ſich befanden, welche in den oben unter **n. 1. 2. 3. 5. 9** angeführten Stellen **escit** hergeſtellt oder behauptet haben (wonach auch die Stellen **n. 4. 7** ſich richten müſſen): aber es iſt doch ein Vortheil, das Ergebniß durch eine methodiſche Prüfung wiedergefunden zu haben, worauf jene Männer ihr gelehrter Takt geführt hatte. Uebrigens möchte ich darum nicht vorſchlagen, dies **escit** auch den Stellen aufzudrängen, welche **erit** ohne eine Spur einer andern Lesart haben (**n. 6. 8.**), da beide Formen, wie in Cicero's Nachbildung, ſo auch in den zwölf Tafeln, neben einander exiſtiren konnten, wiewohl ein Unterſchied des Sprachgebrauches von **esit** und **erit** in den erhaltenen Fragmenten mir nicht erſichtlich iſt.

V.

Zur Griechiſchen Literaturgeſchichte.

Recenſionen und Abhandlungen.

De originibus tragoediae Graecae. Scripsit Guilelmus Schneiderus Doct. phil. et aa. ll. m. praefatus est D. Franciscus Passow. 109 S. 8. Breslau 1817.
De origg. comoediae Graecae disputatio Guil. Schneideri Sem. R. phil. sod. Vratisl. 26 S. 8.

Der Hauptgedanke, den der Verf. in den erſten drei Capiteln „von den dithyrambiſchen, ſatyriſchen und tragiſchen Chören" ausführt, iſt der, daß aus den dithyrambiſchen Chören die Tragödie ſchwerlich hätte entſtehen können, ohne ein Mittelglied, welches der Verf. in den ſatyriſchen Chören ſucht. Den Beweis dazu findet er in dem gänzlich Unmimiſchen des Dithyrambus: denn wie er ſich S. 6 auslàßt, „es ſei ein für allemal geſagt, daß dithyrambiſche Chöre von ihrer Entſtehung an bis auf den Gipfel ihrer Ausbildung nie mimiſch geweſen ſeien (non simulati), die Tragödie dagegen ſtets mimiſch darſtellend, hypokritiſch. Dies iſt es, was von Allen, die die Sache behandelt, Alten und Neuern vernachläſſigt, vorzüglich geholfen hat, die größten Dunkelheiten in dieſer Materie zuwege zu bringen u. ſ. w. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Worte des Verf., die S. 8 faſt eben ſo wiederholt werden, auf einer gründlichen und genauen Forſchung über das Weſen des Dithyrambus beruhen; wünſchenswerth wären in einer Note einige Worte über die Hauptſchwierigkeiten, z. B. jene Stelle des Ariſtoteles, daß die Dithyramben eben deswegen ihr Antiſtrophiſches verloren hätten, weil ſie mimetiſch geworden wären. Denn obgleich hier das Mimetiſche vorzüglich auf die Darſtellung durch beſondere dithyrambiſche Schauſpieler gehen mag (ganz falſch verſteht es Rom. v. Timkowsky von einer Nachahmung des älteſten orgiaſtiſchen Dithyramb): ſo macht es doch der Zuſammenhang der Stelle wahrſcheinlich, daß beſonders dem Tanze und dem Melodiſchen nach die Dithyramben wirklich mimiſch wurden und eben deswegen, weil ſie eine fortſchreitende Handlung vorſtellten, kein Entſprechen der Strophen zuließen. Platos Behauptung, daß der Dithyramb apangel-

tiſch ſei, ginge dann auf die Art des poetiſchen Vortrags; vielleicht daß nichts deſto weniger die Darſtellung wiehernder Roſſe, brüllender Stiere, des brauſenden Meeres, die Plato ſelbſt erwähnt, auf dithyrambiſche Muſik, wie die der kreiſenden Frau auf eine mimiſche Abbildung der Geburt Dionyſos geht. Aehnlich tanzten die Pyrrhichiſten in ſpäterer Zeit nicht mehr Martialiſche, ſondern Bacchiſche Hiſtorien. Dazu mußten die ſchönſten Geſänge genommen werden und Orthiſche Rhythmen, gerade ſolche, wie ſie der alte feierliche Dithyramb Arions brauchte. Und auf ein mimiſches Element im Dithyrambus läßt endlich wohl auch die komiſche Parodie des Tarentiner Strato bei Athenäus ſchließen. Obwohl dies alles nun keineswegs einen unmittelbaren Bezug auf den Dithyramb hat, der der Tragödie vorherging: ſo iſt Rec. doch überzeugt, daß das Mimiſche eben in dem urälteſten enthuſiaſtiſchen Dithyramb, ja in jeder Bacchusfeier ihrer Natur nach liege, in jenem heiligen Taumel, der die Diener des Gottes beſonders im Thebaniſchen Dienſte in ihrer eigenen Einbildung in Bacchen, Satyrn, Silenen verwandelte. Am wahrſcheinlichſten iſt aber der Dithyramb urſprünglich Thebaniſch, wie Dithyrambos ſelbſt ein Böotiſcher Mannsname und Arion von Methymna ein Stammverwandter der Böotier iſt.*)

Daß der Satyriſche Chor auf der andern Seite je Hörner auf den Kopf geſetzt, Ziegenhäute über die Beine gezogen und die Satyrn auf dieſe Weiſe dargeſtellt habe, iſt eine wunderliche Dichtung des Verf., die Alten wiſſen von nichts, als einem Bocksfell um die Lenden geworfen, geſträubtem Haar und dergleichen Dingen, wie ſie die kindliche Phantaſie der frühern Griechen bedurfte, um ſich den Satyr vorzuſtellen. Ueberhaupt kann ſich Rec. den ſatyriſchen Chor kaum als Fortſetzung des dithyrambiſchen vorſtellen; im Gegentheil iſt er nicht einmal davon überzeugt, daß der ſatyriſche Chor der frühern Zeit je Feſtlieder zu Ehren des Gottes geſungen habe. Tänzer und ausgelaſſne Spaßmacher waren dieſe Satyrn allerdings; ihre Scherze mögen zeitig in poſſirliche Fragen und Antworten geſtellt worden ſein, wie die Soldaten bei Römiſchen Triumphen ihre Spottlieder nach Art Pasquin und Marforio's in Wechſelgeſänge gebracht hatten. Allein unter einem Hervorgehn der Tragödie aus dem Satyrſpiel hat ſich Rec. nie mehr zu denken gewußt, als daß das Attiſche Gemüth durch dieſes für jene vorbereitet und aufgeweckt worden ſei; er kann

*) Vergl. Geſch. der griech. Literatur. Thl. 2. S. 29—33. und 288. 289.

daher eine Ableitung der Tragödie ſowohl von dithyrambiſchen als ſatyriſchen Chören zugeben, ohne die einen dieſer Chöre aus den andern entſtehen zu laſſen. —

Das dritte Kapitel enthält überdies Einiges gegen Kanngießers Meinung von einer alten Attiſchen vortheſpiſchen, und Anderer von einer Doriſchen Tragödie. Gegen die Doriſche Erfindung der Tragödie erinnert der Verf., daß Ariſtoteles ſelbſt ihr nicht viel Glauben beizumeſſen ſcheine; als wenn dies von dem Attiſch gebildeten Stagiriten zu erwarten wäre; gegen Epigenes, daß es nur Grammatiker ſeien, die ihn erwähnen; als wenn Grammatikern etwas dran läge, einen Sicyoniſchen Tragöden zu erfinden. Des Verf. Gegendemonſtration iſt folgende: „Satyriſch konnte Epigenes Tragödie nicht ſein, weil wir von ſatyriſchen Chören der Sicyonier nichts wiſſen: ſie hatte alſo gleich von Anfang an einen traurigen Inhalt, auch mußte ſie maskirt ſein. Hätte nun eine ſolche zu Epigenes Zeit ſtattgefunden, ſo hätten die Athener ſie kennen müſſen und wären alsdann ſicher nicht zu den rohen Vorſtellungen des Theſpis zurückgekehrt." Rec. muß geſtehen, daß ihm weder einer dieſer Sätze, noch ihre Schlußfolge einleuchte. Sicyon hatte ohne Zweifel Anfänge von Tragödien, vielleicht frühere und ausgebildetere, als Attika, eben ſo eigenthümlich Sicyoniſche, als jene original Attiſch geweſen ſein können. Hier war früher ein Hauptſitz der Doriſchen Kunſt; auf eigenthümliche Tänze deutet theils das vom Verf. angeführte Epigramm, theils der Aleter, deſſen Athenäus erwähnt; endlich hatte Sicyon ohne Zweifel ſo gut ſatyriſche Chöre, wie das unmittelbar angränzende und ebenfalls Doriſche Phlius, die Vaterſtadt des Pratinas und Ariſtias, Vaters und Sohns, der ausgezeichnetſten und älteſten Satyrſpieler; wie wir desgleichen ein Doriſches Satyrſpiel in der Deimalea finden, einem Lakoniſchen Tanze von Silenen und Satyrn. Endlich ſind jene tragiſchen Chöre des Adraſt, oder unter Kliſthenes des Dionyſos, auf jeden Fall auch dann zu beachten, wenn man zugibt, daß ſie tragiſche Chöre nur bei Herodot, nicht in Sicyon geheißen. Mehr findet ſich indeß für eine alte Doriſche Komödie. Jene Deikeliſten Sparta's, freie Männer und Frauen wie es ſcheint, die, was eben im Leben Lächerliches vorging, in kunſtloſer Rede mimiſch vortrugen, ganz wie es in Syrakus vor Sophrons Zeit geſchehen zu ſein ſcheint, an deren Statt Sparta's Colonie Tarent ſeine Phlyaken, die Rhinthon benutzte, Theben ſeine Ethelonten hatte, waren für Sicyon die Phallophoren, deren Eigenthümlichkeit für ihr Alterthum Bürge iſt. Sie traten ohne Maske auf, über der Stirn ein Pro=

polion von mancherlei Blumen und duftenden Kräutern (vielleicht dem Sicyoniſchen Kranze Jaccha ähnlich, den Athenäus anderswo erwähnt), gekleidet in perſiſche Launaken. So erſchienen ſie chorweis und verſpotteten auseinanderlaufend mit unjungfräulicher Muſe, was ihnen in den Weg kam, unter ihnen der Phallophor, gerade ausſchreitend und mit Ruß beſchmiert. Dieſes Spiel iſt es ohne Zweifel, worauf das Epigramm S. **26** geht, weder Satyriſche Spiele, wie Hermann, noch die eigentliche Komödie, wie unſer Verf. meint.*) Dem ganz ähnlich waren die Spottreden der Aegineten und Epidaurier beim Feſt der Damia und Aureſia, Cerealiſcher Göttinnen; wie überhaupt in die Komödie viel Cerealiſches eingegangen zu ſein ſcheint, wofür die Eleuſiniſchen *γεφυρισμοί*, das *ἐξ ἁμάξης λέγειν*, die alte Jambe und ſelbſt die halb Cerealiſche Natur der Phallika Rec. zu ſprechen ſcheinen. Die Stellen von phallicis privatis (origg. com. S. 14, 15.) möchten wohl eine genauere Prüfung erfordern, als der Verf. ihnen angedeihen läßt, indem die eine nur auf Phallen als Amulete geht, Ariſtoteles Worte gar nichts hierher Gehöriges ſagen und die Art, wie Dicäopolis ſeine Lenäen für ſich begeht, eben recht ſpaßhaft und abſonderlich ſein ſoll.

Nach Ariſtoteles ſchrieben ſich die Megarer die Erfindung der Komödie zu; der Verf., indem er den Namen der Komödie, wiewohl aus ungenügenden Gründen von *κώμη* herleitet, ſcheint ihnen beizuſtimmen, ja die Athener ſelbſt, indem ſie ſie von Staatswegen früher nie als öffentliches Spiel anerkannten; wornach es nicht unmöglich ſcheint, daß das Spiel ſich aus Megara ſelbſt nach Attika hinüber verbreitet habe. Suſarion heißt bald ein Megarer bald ein Ikarier: Rec. hält Ikaria, was Stuart ohne Grund in dem am Hymettus gelegenen Kareia ſucht, jenen in den Anfängen des Dramas vielbedeutenden Ort, wo der erſte Bacchusdienſt eingeführt, der erſte Bock geopfert, der erſte Tragöde und Komöde aufgetreten ſein ſollen, für ein Grenzdorf von Megaris und Attika; wenigſtens gehört es der Aegeiſchen Phyle an, die ſich von Megaris bis zu den Grenzmarken des Aeantiſchen Stammes gegen Brauron und Rhamnus hin erſtreckte, wie ſich aus einzelnen geographiſchen Angaben der Demen leicht nachweiſen ließe. Hier war Kollyttos, Aeſchines tragiſche Bühne; Kollyttos ſtieß unmittelbar mit Melite zuſammen (Hier iſt Kollyttos und da Melite auf den Grenzſäulen bei Strabo), wo ein großes Gebäude

*) Vergl. Dorier, Bd. 2. S. 335—341. 2te Auflage.

zum Einüben der Tragöden beſtimmt war; vielleicht daß dergleichen Oertlichkeiten noch Spuren von alten bacchiſchen Feſtlichkeiten enthielten. — Sehr leicht iſt der Streit zu entſcheiden, ob ein Bock als Preis, oder einer der beim Feſte geſchlachtet wurde, dem Spiele den Namen gegeben habe; aller Wahrſcheinlichkeit nach forderte die alte Sitte, die Siegespreiſe den Göttern zu weihen, die dem Spiele vorſtanden, auch hier, daß der erkämpfte Bock ſogleich dem Bacchus geſchlachtet würde.

Die fünf übrigen Capitel handeln von Theſpis, Phrynichus, Pratinas, Chörilus, Carcinus, Aeſchylus. Daß jenes Fragment bei Clemens Aler., welches auf eine grammatiſch-ſcurriliſche Art die 24 Simonideiſchen Buchſtaben in 4 Worte zwängt, von Theſpis ſei, wird der Verf. ſchwerlich irgend Jemanden überreden; auch der Greis, der bei Ariſtophanes jene alten Weiſen tanzt, mit denen Theſpis wettgekämpft, gibt keinen Schluß auf das Daſein Theſpiſcher Stücke zu Ariſtophanes Zeit; daß Phrynichus Stücke nicht mehr die rohen Verſuche einer Tragödie geweſen ſeien, wie ſie Kanngießer nach ſeiner Art darzuſtellen pflegt, ſcheint der Verf. richtig zu bemerken; gegen die tragiſchen Wagen war auch die wichtige Stelle des Pollur zu benutzen, der ein tiſchähnliches Gerüſt Eleos erwähnt, von welchem ſchon vor Theſpis Zeit ein Einzelner mit dem Chore geſprochen habe. Hier iſt gewiſſermaßen ein ſtehendes Theater, hier auch ein Schauſpieler vor Theſpis gegeben, obgleich die vortheſpiſche Dramenanordnung gänzlich außer Pollux Geſichtskreiſe wie außer unſerm liegt. — Was der Verf. von Chörilus ſagt, geſteht Rec. nicht zu verſtehen. „Choerilus, ſagt er, videtur non solum in tragicam Musam minxisse, sed etiam in epicam.“ Dies an und für ſich, auch weniger petulant ausgedrückt, iſt von einem Dichter jener Zeit undenkbar. „Denn, fährt unſer Verf. fort, Hermeas zu Pl. Phädrus ſtellt Chörilus und Kallimachus dem Homer und Pindar gegenüber, als Dichter, die ohne den Wahnſinn der Muſen gedichtet haben.“ Kann aber über dieſe Stelle ein andrer Zweifel ſtattfinden, als etwa der, ob ſie auf den Jaſſeer Chörilus, Alexanders Begleiter, oder auf den Samiſchen Epiker gehe, der dem Homer in einigen Stellen faſt eben ſo entgegengeſetzt wird und ſeine Perſer ſchwerlich im Drange der Begeiſterung gedichtet hatte? Rec. hält für wahrſcheinlich, daß dieſer Samier im Anfange des Peloponneſiſchen Krieges mit den übrigen Samiern aus Samos verjagt und von Lyſander zurückgeführt wurde; zu Herodot floh er indeß ſchwerlich, der damals in Thurii war; die Nachricht, daß der Dichter der Perſer des Hiſtori-

kers geliebter Knabe geweſen ſei (die man allenfalls auf eine frühere Anweſenheit Herodots zu Samos ziehen könnte) iſt wohl nur ſchlechte Witzelei eines Literators. Auf Suidas Artikel wäre dann nicht viel zu geben, und Chörilus rückte faſt in Antimachus Zeitalter hinab. Auf dieſen Epiker nun geht unzweifelhaft die andre Stelle aus Proklus, „daß dem Chörilus, der damals in Anſehn ſtand, Plato den Antimachus vorgezogen.“ Sollten aber Hr. Sch. blos dieſe zwei Stellen aus den Commentatoren Platos, deren eine ſelbſt Näke's Umſicht entgangen zu ſein ſcheint, bekannt, alle anderen aber unbekannt geweſen ſein? „Daraus erhellt, fährt er nun fort, daß dieſer Chörilus ein ſchlechter Dichter geweſen ſei.“ Könnte es ſchlechte Dichter in jenen Zeiten der jungen Tragödie gegeben haben, ſo würde es in der That hieraus nicht im mindeſten folgen: der Athener Chörilus wird im Gegentheile noch von Alexis dem Komiker als Haupt der Tragödie behandelt; eben derſelbe war nach einem Verſe eines unbekannten Dichters „König unter den Satyrn;“ auf der andern Seite hatte er in ſeiner Alope, die Pauſanias anführt, jener Alope, die ihr eigner Vater Cercyon, der fürchterliche Klopffechter, erſchlug, zur Einleitung in die höchſt tragiſche Geſchichte, die Genealogieen Cercyons und Triptolems auseinandergeſetzt. Man ſieht, daß Chörilus wie Aeſchylus bald Satyrn, bald Heroen vorführte; gewiß ein höchſt merkwürdiger Dichter, der eine gediegenere Behandlung verdiente.

Nachtrag zu der Schrift über die Aeſchyliſche Trilogie nebſt einer Abhandlung über das Satyrſpiel; von Fr. G. Welcker. Frankfurt am Main. 1826. S. 346.

Dieſe Schrift hat, abgeſehen von dem polemiſchen Theil, den wir hier möglichſt beſeitigen werden, einen doppelten Inhalt, indem ſie theils die Hauptidee der frühern, an die ſie ſich anſchließt, die trilogiſche Compoſition der Dramen des Aeſchylos, noch weiter begründet, theils durch genauere Beſtimmung des Begriffs des Satyrſpiels eine weſentliche Ergänzung jenes Werkes liefert. Wir wollen über beides Einiges mittheilen.

Der Beweis, daß die Zuſammenfügung dreier Dramen zu einem Ganzen die bei Aeſchylos herrſchende Kunſtform geweſen, beruht natürlich beim Mangel deutlicher und beſtimmter Zeugniſſe über den Gegenſtand immer auf einer Art Wahrſcheinlichkeitsrechnung.

Eine Trilogie haben wir übrig, aus der wir die Geſetze dieſer Compoſition ungefähr abnehmen können; nun fragt es ſich, ob die andern Stücke, welche vereinzelt auf uns gekommen ſind, und die, deren Inhalt ſich bloß nach dem Titel und einigen Fragmenten errathen läßt, ſich ohne Zwang zu ähnlich beſchaffenen trilogiſchen Ganzen zuſammenreihen laſſen. Dies muß natürlich verſucht und erprobt werden, und kaum wird der Verſuch ohne eine gewiſſe Kühnheit angeſtellt werden können. So müſſen wir wohl überall verfahren, wo die verloren gegangene Kunde von Geſetzen, die einſt einen Stoff regelten, von dem uns nur Reſte geblieben ſind, erneuert werden ſoll. Gelingt der Verſuch im Ganzen, ſo iſt dies ſelbſt dann ein ſtarker Beweis, wenn einige Fälle dabei vorkommen, in denen eine allzu freie Vermuthung Lücken ergänzt hat, ein um ſo ſtärkerer Beweis natürlich, je mehr Fälle auf der andern Seite da ſind, wo unter der Vorausſetzung der Regel die zerſtreuten Theile ſich wie von ſelbſt zu ſchönen Ganzen ordnen. Am entſcheidendſten ſind in der vorliegenden Sache diejenigen Fälle, wo vorhandene Tragödien erſt durch die Annahme einer ſolchen innern Verbindung in ihrer ganzen Anlage und in der Ausführung einzelner Theile richtig gefaßt und verſtanden werden können. Ein Fall von der Art ſcheint beſonders bei den Perſern einzutreten, bei denen Ref. daher etwas länger verweilen will. Was für ein wunderliches Stück ſind doch dieſe Perſer, wenn wir es für ſich allein betrachten. Man hat ihm den Namen einer Tragödie abgeſprochen, und von dieſem Standpunkte nicht ganz mit Unrecht. Ein Chor von Perſiſchen Greiſen drückt Beſorgniſſe über das Schickſal des nach Griechenland abgezogenen Heeres aus; die Königsmutter Atoſſa theilt ihm einen ominöſen Traum mit, er räth ihr, dem Schatten des Dareios zu opfern. Aber gleich kommt ein Bote herein, erzählt das ganze Unglück des Heeres und macht jene Ahnungen und Träume zur Wirklichkeit. Jetzt beſchließt Atoſſa von Neuem, das Todtenopfer darzubringen, und der Chor ruft in feierlichem Geſange den Schatten des weiland großen und weiſen Herrſchers herauf. Dareios erſcheint, erfährt das Geſchehene und prophezeiht dann noch weiteres Verderben. Dann kommt der flüchtige Xerres in kläglichem Aufzuge und führt mit dem Chor einen langen Klagegeſang auf. — Was kann nun als Mittelpunkt und Hauptinhalt eines ſo angelegten Stückes gelten? Daß die Perſer geſchlagen ſind? Dies erfahren wir aber gleich im erſten Theil des Gedichts durch den Boten, und alles Uebrige, alſo der größere Theil des Dramas, würde ſich, nach dieſer Anſicht, ohne ein neues Inter-

eſſe zu gewähren, in unnützer Breite fortſchleppen. Aber es iſt für jeden aufmerkſamen Leſer klar, daß das Hauptgewicht auf der Rede des Dareios liegt, deſſen Erſcheinung gleich von Anfang an motivirt und vorbereitet wird; nur um höchſt Bedeutendes und Merkwürdiges zu ſagen, durfte ein ſolcher Schatten aus der Unterwelt herauf beſchworen werden. Indeſſen haben gerade dieſe Rede, von der doch das Verſtändniß des Ganzen abhängt, manche Neuere durchaus nicht verſtehen wollen. Blomfield z. B. macht Aeſchylos große Vorwürfe darüber, daß er Dareios zuerſt ſich nach dem Geſchehenen erkundigen laſſe, als wiſſe er nichts, und dann das noch Kommende verkündigen, als wiſſe er Alles. Wie groß dieſer Vorwitz iſt, lehrt folgende Erwägung. Es gab in Griechenland Orakel, die man dem Bakis und Muſäos zuſchrieb, daß der Herrſcher des Orients den Hellespont überbrücken und einen großen Zug nach Hellas unternehmen würde, daß ein fremdes Volk das Heiligthum von Delphi plündern und dann untergehen werde, daß die Meder in einer großen Schlacht am Thermodon und Aſopos unterliegen würden, Herod. VII, 6. IX, 42. 43. Wie dieſe Orakel entſtanden waren, geht uns hier wenig an, meiſt betrafen ſie ältere, mythiſche Begebenheiten, wie den Zug der Encheleer (Herod. IX, 42. Eurip. Bacch. g. Ende) und den Amazonenkrieg (vergl. Herodot IX, 43 mit Plutarch Demoſth. 19), und waren durch kleine Veränderungen zeitgemäß umgebildet worden. Genug, man hatte ſolche Orakel und glaubte ſie durch die die großen Zeitbegebenheiten erfüllt. Nun wiſſen wir ferner, daß dieſe Orakel, durch die Peiſiſtratiden und Onomakritos an Xerxes gekommen, nicht ohne Einwirkung auf den Zug geblieben und z. B. auch dem Mardonios bekannt geworden waren (Herodot VII. 6. IX, 42). Aeſchylos konnte ohne Unwahrſcheinlichkeit annehmen, daß ſie auch ſchon dem Dareios bekannt geweſen. Aber obſchon ſie nach Aeſchylos Gedanken wohl den ſtolzen Geiſt des großen Königs gedrückt haben mochten, ſo wußte Dareios doch noch nicht, daß ſie ſo bald eintreffen würden, ſintemal ein Orakel kein chronologiſches Datum zu enthalten pflegt. Jetzt aber, wo er im Allgemeinen die Kunde von dem Zuge und der Niederlage ſeines Sohnes vernommen, da trifft ſeinen Geiſt plötzlich die Gewißheit, daß die Orakel nun bereits, ſchneller als er erwartet, durch Xerxes eigenen Uebermuth erfüllt worden ſind (V. 725 ff.); er beſchreibt nunmehr ſelbſt den Zug mit größerer Ausführlichkeit als er ihm erzählt wurde, und davon ausgehend, daß Götterſprüche nicht theilweiſe, ſondern ganz in Erfüllung gehen (συμβαίνει γὰρ οὐ τὰ μὲν, τὰδ' οὔ), verkündet er auch nun alles

Uebrige, die Plünderung der Heiligthümer und den damit verbundenen Untergang, die Schlacht von Platää, endlich die klägliche Erſcheinung des Xerxes in zerriſſenen Prachtgewändern, welcher dann auch ſogleich, zur Beſtätigung der Orakel, auf die beſchriebene Weiſe eintritt. Hieraus iſt klar, daß der Hauptgedanke des Ganzen der iſt, daß Xerxes Uebermuth und Vermeſſenheit die Götter bewogen, an ihm die alten Schickſalsſprüche zu erfüllen, ein Gedanke, der auch uns, die wir freilich in jenem Treiben der Chresmologen nichts als viel Aberglauben und manche **pia fraus** erblicken können, doch großartig und erhaben und echt tragiſch erſcheinen muß. Nun können wir einen Jeden fragen, ob nicht, wenn dieſer Gedanke in volles Licht geſetzt werden ſollte, von den angeführten Orakeln auch ſchon vorher die Rede ſein mußte, ohne welches in der That die plötzlich einbrechende Rede: φεῦ ταχεῖά γ' ἦλθε χρησμῶν πρᾶξις, manchem Athener, der ſich um Orakelweſen wenig bekümmert hatte, wohl beinahe eben ſo dunkel geblieben ſein möchte, wie dem wackern Blomfield. Auch muß ein echtes Kunſtwerk ſeinen Hauptgedanken wenigſtens durch ſich ſelbſt darlegen und keiner von außen hinzugeführten Erklärung bedürfen; es muß in dieſer Hinſicht den Character der Geſchloſſenheit tragen. Da nun aber das Stück ſelbſt durchaus keine nähere Beſtimmung darüber enthält, ſo muß ſie im vorigen gegeben worden ſein, welches, wie wir wiſſen, Phineus hieß: und wie großes Licht zündet nun die Bemerkung des Verfs. an, daß Phineus auch von Apollonios als Weiſſager geſchildert wird und bei Aeſchylos demnach nicht bloß den Argonauten Richtung und Ziel ihrer Fahrt verkünden, ſondern ihnen auch die zukünftigen Kämpfe der Hellenen mit Aſien prophetiſch erzählen konnte. Dies konnte in der That um ſo leichter geſchehen, da nicht bloß in Griechenland, ſondern, wie wir aus Herodot wiſſen, auch bei den Gelehrten der Perſer und Phönikier die große, obwohl ſeltſame, Idee herrſchte, daß Argonautenzug, Troerkrieg, Perſerkrieg nur einzelne Theile eines beſtändig fortwährenden Kampfes von Europa mit Aſien ſeien, eine Idee, welche die Aeginetiſchen Bildergruppen und viele andere Werke alter Kunſt hervorgebracht hat. Hier hängt nun offenbar davon das genauere Verſtändniß der Tragödie des Aeſchylos in ihrem Mittelpunkt und Grundgedanken ab; und es iſt klar, daß gerade die Trilogie: Phineus, Perſer, Glaukos, die man ſonſt öfter der Annahme eines innern Zuſammenhangs der Stücke entgegengeſtellt hat, jetzt ſehr beſtimmt dafür ſpricht, beſonders ſeit ſo ſehr ſinnreich gezeigt worden iſt, daß der Glaukos ſich auf den Sieg des Gelon über die Karthager am

Himeras bezog und alſo eine natürliche Fortſetzung des vorigen Stücks bildete.*) Daß auch die neulich bekannt gewordene Nachricht von der Trilogie: Edonen, Baſſariden, *Νεανίσκοι*, weit mehr für als gegen innern Zuſammenhang zeugt, behauptet der Verf. mit Recht. Zwei Namen gehören deutlich zuſammen; da aber von Dilogieen Niemand im Alterthum ſpricht und die größte Arrhythmie dadurch entſtehen würde, ſo iſt man berechtigt, die *Νεανίσκοι* auch in Verbindung mit den vorigen zu bringen, um ſo mehr, da ein aus einem andern Sagenkreiſe genommenes Stück weit mehr eines bezeichnenden, den Mythus angebenden, Namens bedurfte als eins, das bloß die vorigen fortſetzt. Der Ref. kann hier von manchen ſchönen Bemerkungen des Verfs. über Aeſchyliſche Mythenverknüpfungen, namentlich über den Thebaniſchen Cyklus, nicht ſo Rechenſchaft geben als er es wohl wünſchte: dagegen will er dem Verf. noch ein dazu gefundenes Paar von Stücken zur Vervollſtändigung, wo möglich, vorlegen. Die Perrhäber oder Perrhäberinnen des Aeſchylos enthielten deutlich die Geſchichte, wie Irion den Eioneus, welcher die Brautgaben für ſeine Tochter fordert, umbringt. Irion herrſchte nämlich zu Gyrton, einer Perrhäbiſchen Stadt, wie man weiß; hier war das Local des Stücks; und einheimiſche Männer oder Frauen bildeten den Chor. Nach Gyrton kommt der die Brautgaben fordernde Eioneus und ſagt in einem erhaltenen Fragment: „Wo ſind die vielen Gaben und das Beutegut, die goldgetriebnen Becher und die ſilbernen?" Denn, wie ein anderes Bruchſtück abnehmen läßt, hatte ihm Irion geſprochen „von ſilbernen Trinkhörnern, die mit goldnen Rändern eingefaßt." Die Ermordung aber beklagte Einer mit den Worten: „Der Güter Trugentwendung bracht' ihm ſchnöden Tod." Hierauf mußte nun offenbar ein Stück folgen, in dem Irions Reinigung durch Zeus dargeſtellt war, und ein ſolches, wiſſen wir, hat Aeſchylos geſchrieben. Ob nun dieſes auch Irions zweiten Frevel enthielt, oder ob dieſer nebſt ſeiner Beſtrafung einem dritten den Inhalt gab, überläßt Ref. der Entſcheidung des Verfaſſers und Anderer; nur ſo viel hält er für gewiß, daß die Geſchichte, welche mit jener Mordthat anhob, nicht eher als mit Irions Beſtrafung aufhören konnte.

Der Begriff des Satyrſpiels hat durch die Entwickelung des Verfs., welche in zehn Capiteln mit großer Conſequenz ununterbrochen fortſchreitet, ohne Zweifel weit mehr Beſtimmtheit gewonnen, als ihm Caſaubo-

---

*) Vergl. Geſch. der Griech. Liter. Thl. 2. S. 82—86.

nus gegeben. Die Satyrn, deren Bild ſich offenbar aus der muthwilligen und ungebundenen Stimmung der ländlichen Dionyſien entwickelte, ſind weder gute noch böſe, ſondern bloß rohe, unnütze, gemüthlos luſtige und meiſt zwecklos bemühte Geſellen. Mit dieſer von der Phantaſie erſchaffenen Satyrwelt bringt das Satyr-Drama Perſonen der heroiſchen Mythologie in Berührung, deren Thaten und Schickſale geeignet waren, den Satyr-Character im Allgemeinen oder nach einer beſondern Seite hin ins Licht zu ſetzen und hervorzuheben. Es erhellt daraus, daß keinesweges alle Heroen und dieſe nicht in allen Lagen geſchickt ſind, mit dieſen Satyrn, die, ſo viel wir wiſſen, immer den Chor bildeten, zuſammengeſtellt zu werden, ſondern beſonders gewiſſe Claſſen, die der Verf. im achten Kapitel ſehr ſchön claſſificirt. Unholde und Barbaren, wie der Kyklop oder Buſiris, ließen ihre Feigheit, ſchöne Heroen oder Heroinnen, die ſich zufällig in die Schaar dieſer Dämonen verirrten, ihre Ueppigkeit, Schlauköpfe, wie Autolykos, ihre gegen Recht und Unrecht gleichgiltige Nichtswürdigkeit hervortreten, der rechte Held des Satyrdrama aber war der mächtige und joviale Eſſer und Zecher Herakles. Immer aber müſſen dieſe Helden in ländlicher Umgebung, in einſam wilder Natur gedacht werden, Satyrn in Lagern oder Paläſten iſt ein Ungedanke. Da dieſe Anſicht aus der Vergleichung der erhaltenen Titel und Fragmente mit dem noch vorhandenen Stücke des Euripides deutlich hervorgeht: ſo kann es Ref. nicht anders als billigen, daß der Verf. manches Stück, bei welchem dieſe Merkmale und Kriterien nicht eintreffen und für deſſen ſatyriſchen Character keine ſichern Beweiſe da ſind, zu dieſer Klaſſe zu rechnen anſteht. Namentlich behauptet er mit Recht, daß ein gewiſſer derber Naturton, eine kräftige und kecke Bezeichnung des Natürlichen, eine kühne Naivetät in Bildern, die von Thieren und andern Gegenſtänden des gemeinen Lebens hergenommen ſind, bei Aeſchylos tragiſche Würde und tragiſches Pathos nicht aufhebt; ja eben dieſer Naturton iſt Aeſchylos Character, und die Erhebung des Gemüths, in der er dichtete und geleſen werden muß, vermochte auch manches ſcheinbar Unedle zu adeln, weil es aus ihr nicht leicht möglich iſt in das Lächerliche zu fallen; dagegen eine vorſätzlich angenommene ſteife Feierlichkeit, wie etwa in der Franzöſiſchen Tragödie, immer nur durch eine dünne Scheidewand von dem Lächerlichen getrennt iſt. Ueber manches einzelne Drama bleibt natürlich der Zweifel ungelöſt; wie denn z. B. Ref. noch nicht davon zurückgebracht iſt, die Karyatiden des Pratinas mit ſo vielen Andern für ein Satyrdrama gelten zu laſſen. Denn da das Feſt von Karyä der

Arkadiſchen Artemis mit Dionyſos gemeinſam war, da Pratinas dieſe Karyatiden mit Dymänen oder Dysmänen (vergl. auch Philargyrius zu Virgils G. II., 487) zuſammenſtellt, die entſchieden Bacchen waren, da in einem Kunſtwerke des Prariteles Thyaden und Karyatiden zuſammen gebildet waren: ſo kann man ſich hier wohl einmal einen aus Karyatiſchen Mädchen und Satyrn gemiſchten Chor denken, wie ja auch die Mänaden auf dem Parnaß nach Ariſtoteles bei Macrobius Satyrn zu ſehen und ihre Stimmen zu hören glaubten. Mit den Torotiden iſt es freilich eine andere Sache, ſo viel Ref. ſieht. Noch iſt es Ref. unklar, warum der Verf. einen gewiſſen innern Zuſammenhang des Drama Satyrikon mit der Trilogie bei Aeſchylos nicht wahrſcheinlicher findet als es nach einigen Stellen ſeiner Schrift ſcheint. Lykurgos in der neu bekannt gewordenen Stelle über dieſe Trilogie ſcheint doch Herrn Wecker ſelbſt Name des Satyrſpiels, und wenn im Proteus die Fabel dargeſtellt war, wie Menelaos nach langem Umherirren von dieſem weiſſagenden Dämon erfuhr, daß er zur Rache ſeines Bruders zu ſpät kommen werde (vergl. Odyſſee 4, 546): ſo konnte hieraus doch wohl ein angemeſſener heiterer Schluß der Oreſteia entſtehen. Den Prometheus Pyrkaeus mit den Perſern in Verbindung zu bringen, iſt freilich ſchwieriger.

Sacra natalitia Friderici VI. . . . . indicit Gr. Guil. Nitzsch Phil. D. Eloqu. et Philol. P. P. O. Praemissa indagandae per Homeri Odysseam interpolationis praeparatio. P. I. 1828. 59 Seiten in 4. Kiel.

Wir können dieſer Abhandlung als einer academiſchen Gelegenheitsſchrift hier ſchwerlich ſo viel Raum vergönnen, als die Wichtigkeit des Gegenſtandes eben ſo wie die Genauigkeit der Behandlung in Anſpruch nimmt. Gewiß iſt dieſe Genauigkeit, auch wenn ſie hin und wieder in Scrupuloſität ausarten ſollte, gerade hier ſehr wohl angebracht, wo es eines Gegengewichtes bedarf gegen die einnehmende und glänzende, aber freilich mitunter etwas leichtfertige Darſtellung, mit der Wolf die Sprünge ſeiner Argumentation und die gewaltſame Benutzung ſeiner Zeugniſſe umkleidete und verdeckte. Freilich waren es, wenn wir uns aufrichtig darüber verſtändigen wollen, nicht dieſe einzelnen Zeugniſſe, auf denen Wolfs Anſicht und Lehre beruhte; es

war ganz etwas Anderes und tiefer Liegendes, die geſammte Grundanſicht der Wolfiſchen Zeit von der Entſtehung poetiſcher Kunſtwerke und von dem Gange, den der menſchliche Geiſt einſchlagen muß, um zu ſolchen zu gelangen, welche ſich in Wolf wie in einem Brennpunkte vereinigte und mit Scharfſinn und Witz vereinigt den Homer in einem ganz neuen Lichte erblicken ließ. Uns nun, den Epigonen jener alten Homeriſchen Streiter, erſcheint dieſe ganze äſthetiſche Anſicht roh, äußerlich, atomiſtiſch; eine andere, die organiſche Entwickelung, hat im Stillen den Platz erobert; und es iſt nun ſehr natürlich, daß, nachdem die innere Kraft und Wirkſamkeit jener Lehre verſchwunden iſt, man auch mit halbem Schrecken gewahr wird, wie ſchwach die äußeren Bollwerke geweſen. Gewiß iſt dies nicht, wie ein ehrwürdiger Veteran unſerer Studien kürzlich geſagt hat, ein bloßer Rückſchritt unſeres an Reactionen reichen Zeitalters (**est vero nostro saeculo proprium et placet retro cedere**), auch werden wir uns ſchwerlich, bei der Bildung einer neuen Anſicht, der zahlreichen Vortheile und Einſichten berauben, welche die Wolfiſche Unterſuchung uns, wenn auch im Allgemeinen unhaltbar, doch im Einzelnen vielfach gewährt hat. — Was Solons und der Peiſiſtratiden gefeierte Verdienſte um Homer anbelangt: ſo ſieht der Verf. in ihren Unternehmungen weit mehr eine politiſche Tendenz als eine rein poetiſche oder äſthetiſche. In der That wird bald Solons bald Peiſiſtratos Antheil an dem Ruhme der Homeriſchen Lieder mit dem Streit der Athener und Megarer über Salamis, der bekanntlich auch mit Homeriſchen oder angeblich Homeriſchen Verſen ausgefochten wurde, in Verbindung gebracht, und wie Homer überhaupt den Athenern gefallen mußte, ſo mußte ſich gewiß auch der Adelſtolz des Neſtoriden Peiſiſtratos durch Ilias und Odyſſee geſchmeichelt fühlen. (Ref. will hier noch darauf aufmerkſam machen, daß in der Behandlung der Sage von dem Salaminiſchen Aias im Homer ſich eine merkwürdige Hinneigung zur Attiſchen Auffaſſungsweiſe zeigt. Zu Pindars Zeit wurden Aias und Telamon allgemein zu den Aeakiden gezählt und von Aegina abgeleitet. Dagegen iſt im Homer, ſo viel ſich Ref. erinnert, keine Spur, daß Aias mit Achill von einem Stamme ſei; nur dieſer heißt der Aeakide, Aias nie. Muß man hierin nicht die Einwirkung einer Sage wahrnehmen, welche Aias von jenem Stamme der Aeakiden ganz abzuſondern und ſeiner urſprünglichen Herkunft nach den Salaminiern und Athenern zu vindiciren ſuchte, einer Sage, wie ſie der Attiſche Pherekydes bei Apollod. III., 12, 6 hat? Daraus erklärt ſich dann auch die Verbindung des Aias mit Meneſtheus bei Homer, von welcher der Verf.

S. 41 ſpricht. Da hätten wir denn wirklich einen Homeros *ἀττικίζων.)* Hiernach ſieht der Verf. in jenen Erzählungen nur die Nachricht, daß die Peiſiſtratiden dafür Sorge trugen, daß der ganze Homer mit allen jenen den Athenern beſonders wohlgefallenden Stücken an den Panathenäen vorgetragen wurde: denn daß jetzt zuerſt die Rhapſoden auf den Einfall gekommen wären, ſich unter einander fortzuſetzen und an einander zu ſchließen, wäre doch im höchſten Grade ſeltſam.

De cyclo epico poetisque cyclicis. Commentatio philologica ab ill. phil. ordine in Ac. Bor. Rhenana praemio ornata. Scripsit Dr. Fr. Wüllner. **1825. 96 S. in 8. Münſter.**

Die Meinung des Verf. über das, was der Kyklos war, finden wir am Deutlichſten in folgenden Worten ausgedrückt: Antiquior Graecia copiam satis magnam epicorum carminum habuit, quae in suo ordine disposita totam fabularem historiam serie continua et naturali complecterentur. Hanc dispositionem illis temporibus admodum difficilem revera factam esse nec probabile nec verisimile videtur. Qui autem carmina illa eorumque argumenta cognita habebat, sane non potuit, quin secundum naturalem fabularum seriem cogitaret ea disposita cyclumque animo suo informaret. Initio igitur cyclus nonnisi mente conceptus exstitit; deinde vero, Grammaticorum aetate, indices eorum carminum, quae cyclum constituebant, sunt confecti. Indicem talem Proclus fecit etc. Alſo hunderte von epiſchen Sängern ſingen, einer vom andern ganz unabhängig, was ſich ihnen darbietet, die mannigfachſten Sagen der Griechiſchen Landſchaften; hernach findet ſich, daß alle oder viele dieſer Gedichte bloß durch die Beſchaffenheit des mythologiſchen Stoffs (welchen Kenner der Mythologie ſchwerlich ſich von Anfang an in ſolchem Zuſammenhange vorſtellen) ein Ganzes bilden, ſo daß es nur einer Aufzählung der Titel in der rechten Folge bedarf, um einen *Κύκλος* daraus zu bilden. Dagegen lehrt indeß ſchon die Vergleichung der Excerpte des Proclus mit den Fragmenten derſelben Gedichte, daß diejenigen, welche den Kyklos zu einer fortlaufenden Erzählung mythiſcher Begebenheiten gemacht haben, wirklich mehr daran thun mußten. In jenen Excerpten ſchließen ſich nämlich die Kypria, Ilias, Aethiopis, kleine Ilias, Ilions Zerſtörung, die Rückfahrten, die Odyſſee und Te-

legonie ſo aneinander, daß das eine Gedicht gerade da den Faden aufnimmt, wo ihn das andere fallen gelaſſen, ſo daß z. B. am Ende der Aethiopis der Streit um Achilleus Waffen entſteht, der in dem Beginn der kleinen Ilias gerichtlich entſchieden wird, am Ende der „Zerſtörung Ilions" Athena auf die Achäer böſe wird und am Anfange der Noſtoi ſie ihren Zorn entgelten läßt. Hingen nun aber wirklich urſprünglich dieſe Gedichte ſo genau aneinander? Schwerlich. Denn auch in der Aethiopis war nach den Schol. zu Pind. Iſthm. **3**, 58 das Urtheil über die Waffen des Achill und der Selbſtmord des Aias enthalten, und wenn die kleine Ilias bloß den Faden der Aethiopis fortführte, konnte ſie kaum den bekannten Anfang haben: *Ἴλιον ἀείδω καὶ Δαρδανίην εὔπωλον.* Auf der andern Seite ging die kleine Ilias weit über die ihr bei Proklus geſteckte Grenze hinaus; man ſieht aus Ariſtot. Poet. **23** und andern Angaben, daß ſie auch die Zerſtörung inbegriffen, die bei Proklus nach Arktinos erzählt wird, während die kleine Ilias von Lesches war. Dieſe unleugbaren Facta, die ſich durch ihren Zuſammenhang ſichern, zeigen, daß dieſe Gedichte ſich in ihrer urſprünglichen Geſtalt keineswegs eben ſo wie in Proklus Auszuge aneinander ſchloſſen. Nur eins bleibt ſicher: die Kypria, die Aethiopis, die Rückfahrten und die Telegonie, und urſprünglich wohl auch die kleine Ilias, lehnten ſich unmittelbar von beiden Seiten an Ilias und Odyſſee an und waren beſtimmt, ſich daran anzulehnen. Denn daß dieſe irgendwie in die Homeriſchen Geſänge hinübergriffen oder zwiſchen ſich und dieſen eine Lücke ließen, widerlegt Alles, was wir von ihnen wiſſen. Die Kyprien ſchloſſen damit, daß Zeus ſich vornahm, durch Achill's Trennung von den Griechen den Troern eine Erleichterung zu ſchaffen; ihr Schluß war ſelbſt ſchon ein Anfang zur Ilias. Daraus folgt aber auch, daß, als die kleinaſiatiſchen Homeriden, um den Ausdruck zu brauchen, dieſe ſchönen Gedichte ſchufen, die Ilias, und als der Trözenier Agias (vergl. Pauſ. I, **2**, **1**) und der Kyrenäer Eugammon die Noſtoi und die Telegonie dichteten, die Odyſſee ziemlich in dem Umfange und der Geſtalt daſtanden, wie wir ſie jetzt haben: eine Folgerung, die man kaum auf irgend eine Weiſe umgehen kann. Die Aethiopis, die den Amazonenkampf enthielt, wurde daher auch von den Rhapſoden unmittelbar an die Ilias angeſungen, wie die Schol. zu Il. **24**, **804** beweiſen: *ὣς οἵγ᾽ ἀμφίεπον τάφον Ἕκτορος ἦλθε δ᾽ Ἀμαζών, Ἄρηος θυγάτηρ μεγαλήτορος ἀνδροφόνοιο.* Dies Anſchließen an die Homeriſchen Geſänge bildet nun den urſprünglichen Kyklos; ſeine Erweiterung aber kann durchaus nicht aus dem Triebe der Sänger ſich unter einander fortzuſetzen oder aus zufälligem

Zuſammenpaſſen, ſondern muß aus der Thätigkeit vielleicht ſchon alter Rhapſoden, beſonders aber ſpäterer Grammatiker abgeleitet werden: welche freilich nie ein rechtes in ſich wohl organiſirtes Ganze hervorbringen konnte. Daß auf dieſe Weiſe am Ende der Kyklos zu einer Liedermaſſe ausgedehnt wurde, die von der Vermählung Himmels und der Erden bis auf Odyſſeus Tod hinabging, wozu natürlich die verſchiedenſten Poeten Stücke beiſteuern mußten, darauf deutet auch Proklus Ausdruck hin: ὁ ἐπικὸς κύκλος ἐκ διαφόρων ποιητῶν συμπληρούμενος. Aus dieſen Angaben, welche natürlich nur die nothdürftigſten Fäden der Unterſuchung enthalten, geht hervor, daß der Ref. der von Hrn. Wüllner aufgeſtellten Anſicht nur eine ſehr bedingte Zuſtimmung geben kann.

De Historia Homeri maximeque de scriptorum carminum aetate meletemata. Scripsit Greg. Guil. Nitzsch, antiqu. liter. in Acad. Kiliensi Professor. Fasciculus prior. 170 Seiten in 4. Hannover.

Kaum läßt uns irgend etwas Einzelnes den Gang unſerer neuern deutſchen Bildung ſo deutlich erkennen, als die Aufnahme, welche Fr. A. Wolfs Gedanken über die Entſtehung der Homeriſchen Gedichte zuerſt und bis auf den heutigen Tag gefunden haben. Man weiß, mit welchem Eifer beſonders die jüngern Zeitgenoſſen von Wolf ſie auffaßten, wie dieſe Gedanken von Manchen bis zu einem Grade ausgedehnt wurden, der Wolf ſelbſt höchſt bedenklich machte. Man hielt die Entſtehung jener großen Ganzen für begreiflicher, wenn man ſie in Stücke theilte, deren einzelne Abfaſſung der rudis antiquitas, die kluge Zuſammenkittung aber einem ſchon raffinirteren Zeitalter zugeſchrieben wurde; man ging ſo weit, die Beſtandtheile von Ilias und Odyſſee gleichſam wie Atome in einem wilden Chaos mannigfacher Poeſieen umherſchwimmen zu laſſen, bis ein ordnender Geiſt ſich ihrer bemächtigt und ſie ſo ſchön verbunden habe. Seit der Zeit hat unſere Auffaſſungsweiſe der Kunſt wie der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, wir dürfen wohl ſagen, ähnliche Fortſchritte gemacht, wie die philoſophiſche Betrachtung der Natur. Man begreift, daß, was wahrhaft als ein Ganzes in ſich zuſammenhängt, nur von einem innern Lebenskeime, welcher das Ganze ſchon dynamiſch in ſich trägt, ausgehen kann; und man erkennt zugleich, nicht durch Anlegung

des Richtſcheits einer einſeitigen Theorie, ſondern durch ein lebendiges Eindringen in jene älteſten Kunſtwerke der Griechenwelt, in ihnen einen organiſchen Zuſammenhang, der alle Theile wie Glieder eines Körpers beherrſcht. Solche Anſichten ſind wohl Vielen gemein; obgleich nur Wenige ſie ſich zu einem klaren Bewußtſein gebracht und ſie vernehmlich ausgeſprochen haben. Unter denen, welche in Schriftwerken den Anſichten Wolfs entgegen getreten ſind, zeichnet ſich der Verf. des vorliegenden Werks eben ſo durch gründliche Gelehrſamkeit, wie durch die prüfende Umſicht und Sorgfalt ſeiner Unterſuchungen aus, welche, zuerſt von der Wolfſchen Hypotheſe ausgehend und ſich an ſie anſchließend, ihn immer mehr zu entgegengeſetzten Anſichten und allmälig zu dem Reſultate geführt haben, daß die beiden Homeriſchen Epopöen jede als ein Ganzes von einem Dichter ſchriftlich verfaßt worden ſeien und ihre Geſtalt ſpäter nur durch Interpolation, nicht durch eine gänzliche Umarbeitung, verändert hätten. Wenn der Ref. nun nach dem Geſagten nicht anſtehen kann, eine zeitgemäße Tendenz in dieſen Unterſuchungen zu erkennen: ſo wird es vielleicht befremden, daß er es doch für ſeine Pflicht hält, mehreren Hauptſätzen des Verfaſſers zu widerſprechen: aber gerade die Kritik eines ſolchen Werkes, welches ſo weit auf einer der früheren entgegen geſetzten Bahn fortſchreitet, muß noch ſorgfältiger im Abdingen des Unerwieſenen, als bereitwillig im Anerkennen des Geleiſteten ſein, zumal wenn die Ausſicht vorhanden, daß man ſich von vielen Seiten dem Unternehmen anſchließen und wohl Mancher die Sache ſchon für entſchieden anſehen werde.

Nicht um einen Auszug des vorliegenden Werkes zu geben, ſondern nur um gleichſam die Unterſuchung bei ihren Spitzen faſſen zu können, drängen wir den Zuſammenhang des Ganzen in dieſe Worte zuſammen: Die Schrift, ſagt Herr Prof. Nitzſch, habe einen doppelten Zweck und Nutzen, indem ſie erſtens beſtimmt ſei, den in Raum oder Zeit Entfernten, was wir denken, zu überliefern; zweitens aber auch für uns ſelbſt zum Feſthalten des Gedachten und zum Erneuern der Erinnerung daran diene, uns gleichſam zu einem andern Gedächtniſſe werde: wozu dann noch als ein dritter Gebrauch, der die andern beiden gewiſſermaßen vereinigt, das Niederſchreiben zum Zwecke des Vorleſens trete. Nun möge immerhin das Schreiben für die Entfernten und Spätern in Griechenland ziemlich ſpät aufgekommen ſein: ſo dürfe und müſſe doch der Gebrauch der Schrift für das Ausarbeiten, die **commentatio**, als viel älter geſetzt werden; und ebenſo ſchließe auch das Uebertragen und Einüben der Poeſieen durch mündliches Vor-

ſagen, das διδάσκειν der Griechen, den Gebrauch der Schrift nicht aus, ſondern fordere ihn vielmehr. Aus einem Mißverſtändniſſe dieſes Lehrens **de scripto** ſeien auch die Erzählungen von Homer und Tyrtäos als Lehrern im Leſen und Schreiben hervorgegangen. Der alte Dichter Archilochos erwähne ſchon den Gebrauch der Skytala, des Briefſtabes, und bald hernach ſeien Leſeſchulen in ganz Griechenland zu finden. Aber auch für den Zweck, Etwas für ferne Zeiten feſtzuhalten, ſei die Schrift früher gebraucht worden als man in neuern Zeiten angenommen, namentlich für die Aufzeichnung von Geſetzen. Daß Geſetze durch Geſang der Jugend eingeübt worden ſeien, ſei eine unzuverläſſige Ueberlieferung einiger Schriftſteller; Clemens von Alexandria, welcher angibt, Terpander habe die Lakedämoniſchen Geſetze in Muſik geſetzt, verwechsle die muſiſchen Nomen, altherkömmliche Geſangsweiſen, mit den politiſchen, und wenn Strabon den Thaletas einen Nomothetiſchen Mann nennt, gehe dies auch nur auf die Anordnung muſikaliſcher Weiſen. Da die Lykurgiſchen Verfaſſungsgeſetze, ῥῆτραι, Vertragsurkunden zwiſchen Volk und Obrigkeit geweſen, ſei auch vorauszuſetzen, daß man ihnen durch Schrift Feſtigkeit zu geben geſucht habe; und der Lykurgiſche Ausſpruch: νόμοις μὴ χρῆσθαι ἐγγράφοις, zeuge nicht für das Gegentheil, indem er ſich nur auf die Geſetze, welche von den Gerichten angewandt wurden, beziehe, da das Richten nach ungeſchriebenem Rechte immer als ein unterſcheidendes Merkmal der Spartaniſchen Rechtspflege angeführt werde. So werde nun auch Strabos Angabe: „die Lokriſche Geſetzgebung des Zaleukos ſei die erſte geſchriebene geweſen,“ näher beſtimmt und bedingt durch die ſpeciellere deſſelben Schriftſtellers: Zaleukos habe zuerſt eine Menge genauer Strafbeſtimmungen aufgezeichnet, während dieſe früher dem Ermeſſen der Richter überlaſſen geweſen ſeien. Auch am Material des Schreibens habe es jenen Zeiten nicht gefehlt; die Felle, διφθέραι, das noch ſpäter in Perſien gewöhnliche Schreibmaterial, habe den weitläuftigſten Aufzeichnungen Raum gegeben; eben ſo hölzerne Tafeln, welche auch unter dem Namen der Skytalen begriffen worden ſeien. Aber auch den Papyrushandel dürfe man in Zeiten lange vor Amaſis hinaufſetzen, in welchen die Griechen durch die Phönicier dieſe Aegyptiſche Waare erhalten konnten. Indeſſen ſei allerdings die größere Verbreitung des Papyrus in Amaſis Zeit die Veranlaſſung geworden, daß man von nun an die früher nur von Einzelnen gebrauchte Schrift für das größere Publikum in Anwendung gebracht habe, und das damit zuſammenfallende Zeitalter des Peiſiſtratos ſei: **non scriptorum librorum, sed vulgo lectorum**

sed editorum, divulgatorum, in bibliothecas congestorum prima aetas. Während man früher nur Verſe für den Vortrag niedergeſchrieben habe: erhebe ſich jetzt die Proſa und reiße ſich auch in den Gegenſtänden gleich von Anfange ſehr von dem mythiſchen Inhalte der Poeſie los. Damals ſeien aber die Homeriſchen Gedichte ſchon in vielen Städten Griechenlands verbreitet geweſen, namentlich in denen, wo Sagen von der Anweſenheit des Dichters ſelbſt vorkommen, wie in Samos, Chios, Smyrna, Jos und Kolophon. — Immer denke man bei Homer in früherer Zeit nur an Ilias und Odyſſee, wenn auch das Verhältniß des Dichters zu dieſen beiden Gedichten verſchieden geweſen zu ſein ſcheine. Denn die Ilias ſei von Homer aus einem früheren Gedichte „**de sola Jovis** *βουλῇ*“ in die große Epopöe von Achilles Zorn und Beruhigung umgebildet, die Odyſſee dagegen vielleicht von demſelben Dichter, aber freier von früheren Vorbildern, gedichtet worden. In den kykliſchen Gedichten ſei großentheils das Beſtreben wahrzunehmen, die Ilias in dem Zuſammenhange des Plans nachzubilden; allein der Nacheifer dieſer Dichter beweiſe durchaus nichts für eine **secta Homerica**, welche eben ſo wenig, wie eine Böotiſche **secta Hesiodi**, etwa aus dem Vorkommen angeblicher Gräber des Homer und Heſiod an verſchiedenen Orten gefolgert werden könne. Ein Geſchlecht von Chios habe, weil viele Rhapſoden der Homeriſchen Gedichte daraus hervorgegangen, die zugleich Hymnen zur Kithar geſungen hätten, den Namen der Homeriden und gewiſſe Vorrechte erhalten. Da aber Kynäthos, welcher Olymp. 69, kurz vor dem Perſerkriege lebte, zu dieſen Homeriden gerechnet werde: ſo ſei nicht daran zu denken, daß dieſe die Homeriſchen Gedichte erſt ausgebildet hätten (wobei auch vom Urſprunge und der Art des Vortrags der Homeriſchen Hymnen gehandelt wird). So wenig zu leugnen ſei, daß die Homeriſchen Gedichte manche Interpolationen erfahren haben: ſo ungerecht ſei es doch, gerade dieſe Homeriden, von denen die treueſte Ueberlieferung derſelben erwartet wurde, ohne nähern Beweis als willkührliche Umbildner der Homeriſchen Gedichte anzuſehen. Dagegen ſei mit Recht aus der Art, wie die Kykliker ſich in ihren Epopöen rings umher an Ilias und Odyſſee anſchließen, gefolgert worden, daß dieſe beiden Gedichte damals ſchon ungefähr in ihrem jetzigen Umfange beſtanden hätten. Zugleich beweiſe die bedeutende Abweichung dieſer Kykliker von Homer in der Auffaſſung der Troiſchen Mythen, daß, wenn die Ilias bedeutende Veränderungen erfahren, dies lange vor den Kyklikern und der Olympiaden-Aera geſchehen ſein müſſe. Wenn man dies Alles zuſammen-

faſſe und bedenke, wie eifrig Homer lange vor Peiſiſtratos in Argos gehört, wie er in der Zeit der Peiſiſtratiden ſchon von dem Rheginer Theagenes commentirt wurde: ſo könne man unmöglich dem Peiſiſtratos die erſte Anordnung der Homeriſchen Gedichte zuſchreiben: ſondern müſſe das Verdienſt dieſes Tyrannen darauf beſchränken, daß er nach Vereinigung verſchiedener Exemplare, welche natürlich manche bedeutende Diſcrepanz darboten, einen zuſammenhängenden Text dieſer Gedichte abſchreiben ließ, von dem dann wieder Abſchriften verbreitet wurden und nach welchem, der Anordnung des Peiſiſtratos oder Hipparchos zufolge, die Rhapſoden an den Panathenäen die Homeriſchen Geſänge richtig und vollſtändig vortragen mußten.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe die Gedankenreihe, welche uns das Ganze zuſammenzuhalten ſcheint, wiederzugeben geſucht haben — wobei freilich manche ſchöne Auseinanderſetzung, welche das gedrängt geſchriebene Buch enthält, kaum durch ein Wort angedeutet werden konnte —: wollen wir verſuchen, einige Bedenken gegen dieſe Sätze in derſelben Ordnung, in welcher ſie hier aufgeſtellt ſind, vorzutragen.

Zuerſt können wir es nicht anders als ſchön finden, daß der Verf. die Forſchung über den Punct, ob Homer geſchrieben habe, mit Auseinanderſetzungen über den Zweck der Schrift im Allgemeinen beginnt: nur wünſchten wir, der Verf. hätte hier ſeinen Standpunct noch höher genommen und die Bedeutung der Schrift für das Leben des Menſchengeſchlechts noch ſchärfer aufgefaßt. Die Schrift, die wir nun freilich mit eben ſolcher Geläufigkeit und demſelben Vergeſſen ihrer Schwierigkeit handhaben wie die Sprache, iſt denn doch eigentlich, und ganz beſonders in ihren Anfängen, eine höchſt unvollkommenes und durch zahlreiche Schwierigkeiten gehemmtes Mittel, den lebendigen Laut, der damit verglichen als eine Sprache des Geiſtes zum Geiſte erſcheint, einigermaßen auszudrücken. Dies arme Surrogat anzuwenden kann beſonders ein ſo hörluſtiges und feinhöriges Volk, als die Griechen waren, zuerſt nur die äußerſte Noth, der dringendſte Zweck bewogen haben, alſo das Streben, Einzelnes, wie Namen, Zahlen, als ein Unwandelbares den fernen Enkeln zu überliefern. Der Gebrauch für die Meditation iſt dagegen, wie uns däucht, durchaus ein Zweites, Nachfolgendes, wozu ſchon eine große Leichtigkeit und Geläufigkeit im Hinwerfen und Auffaſſen der Schrift gehört; zu deren Erwerbung wieder das Vorhandenſein einer Maſſe von fremder Schrift nöthig iſt; wo dieſe nicht Statt findet, iſt doch gewiß das empfindungsvolle Ausſprechen des Worts, zumal wenn dies durch den poetiſchen Rhythmus getragen wird, und das Wiederholen in nicht zu entlegenen Zeit-

räumen, eine weit näher liegende Weiſe des Einprägens, als das Nachleſen des Geſchriebenen. Daß das menſchliche Gedächtniß die dazu nöthige Stärke erreichen könne, iſt ja durch Beiſpiele von viel weniger begabten Völkern, als die Griechen waren, hinlänglich bekannt; und gewiß hat Platon im Phädros Recht zu behaupten, daß es eben die Schrift war, welche durch Mangel an Uebung im Erinnern (*μνήμης ἀμελετησίᾳ*) Schwächung des Gedächtniſſes herbeiführte.

Wie wenig aber Niederſchreiben im Alterthum als ein nothwendiges Stück der Meditation gegolten, zeigt genugſam die Geſchichte der Beredtſamkeit (**pleraeque enim scribuntur orationes habitae jam, non ut habeantur**); und doch kam es gewiß manchem Redner des Alterthums, wie wir von Perikles wiſſen, ſehr darauf an, daß ihm auch im Einzelnen kein unangemeſſenes Wort entſchlüpfe. Eben ſo wie von der Melete möchten wir nun auch von der Didaskalie in ihrem Verhältniſſe zur Schrift urtheilen. Wir mögen einräumen, was keinem Zweifel unterliegt, daß in ſpätern literariſchen Zeiten die Lehrer von Chören häufig die einzuübenden Geſänge geſchrieben vor ſich hatten: aber können doch den durch die geſammte ältere Poeſie der Griechen verbreiteten Gebrauch des Einübens der Geſänge durch perſönliche und mündliche Ueberlieferung des Dichters an die zum Darſteller derſelben beſtimmten Perſonen uns nur dann recht erklären, wenn wir eine Zeit annehmen, in welcher die Mittheilung durch Schrift mühſam und ungewöhnlich war. Obgleich Pindar ohne Zweifel durch die Umſtände häufig gezwungen war, ſeine Lieder bloß geſchrieben zu überſenden: ſo ergriff er es doch mit augenſcheinlicher Befriedigung, wenn er einen muſenkundigen Mann als „den echten Boten, als eine Skytala der Muſen (einen Briefſtab, ohne welchen der Brief unlesbar iſt), als einen ſüßen Miſchkeſſel der herrlichen Geſänge" mitſenden und den darſtellenden Chor durch ein perſönliches Mittelglied ganz nach ſeinem Wunſche einüben konnte (Ol. VI, 91 welche Stelle der Verf. S. 13 nicht ganz recht zu benutzen ſcheint). Daraus, daß Archilochos um Olymp. 25 einen Herold eine Skytala nannte, möchte allerdings mit den alten Grammatikern geſchloſſen werden dürfen, daß der Spartaniſche Gebrauch des mit dem ledernen Riemen umwundenen Stabes — auf welchen einige Worte queer über die Windungen des Riemens ſo geſchrieben waren, daß man ſie nur, wenn der Riemen auf einem völlig gleichen Stabe aufgerollt war, leſen konnte — ſchon in Archilochos Zeit Statt gefunden habe. Dabei wollen wir aber gleich bemerken, daß uns eine andere Bedeutung der Skytala als einer Schrifttafel in einer Lederkapſel durch ein

ἄλλοι δὲ bei den Scholien zu Pind. Ol. VI, 156 zu wenig begründet ſcheint; dieſe *ἄλλοι* ſcheinen dem Ref. bloß einer Etymologie zu Gefallen (*σκυτάλη* von *σκύτινον ἀγγεῖον*) das Ganze erdacht zu haben. Jene Erzählungen von alten Sängern als *γραμμάτων διδασκάλοις* bedeuten natürlich für ſich nichts, und die erſte einigermaßen ſichere Nachricht von Leſeſchulen fällt in das Zeitalter der Sieben Weiſen.

Wir kommen auf das intereſſante und von dem Verf. mit Recht ausführlich behandelte Kapitel von den Geſetzen, aber müſſen auch hier erklären, daß wir, auch nach den ſcharfſinnigen Erörterungen des Verf., an den Zaleukiſchen als den erſten geſchriebenen feſthalten. *Ῥήτρα*, dem Worte nach ein Spruch, hieß in Sparta dasſelbe wie lex, ein Geſetz, auch eine Bill. Der Begriff eines Vertrags wird, ſo viel wir wiſſen, gerade nicht dabei hervorgehoben, öfter aber der des göttlichen Befehls, denn daß die Lykurgiſchen Rhetren als Orakel des Delphiſchen Gottes angeſehen wurden, darf doch gegen Tyrtäos Zeugniß (*Φοίβου ἀκούσαντες Πυθωνόθεν οἴκαδ' ἔνεικαν Μαντείας τε θεοῦ καὶ τελέεντ' ἔπεα* u. ſ. w.) nicht geläugnet werden. Dem ſei nun aber wie ihm wolle, ſo iſt nicht abzuſehen, warum wir uns die Conſtitution Sparta's geſchrieben und auch ſchon als eine papierne Charte dem Volke gegeben denken ſollen, zumal einem Volke, das noch viel ſpäter großentheils des Leſens unkundig war. Wie wir die Spartaner kennen, wiſſen wir ja auch, daß die Geruſie, die Volksverſammlung mit ihren beſtimmten Formen politiſcher Thätigkeit nur einmal im Gang zu ſein brauchten, um Jahrhunderte in demſelben Gleiſe zu bleiben; hätte man bei Dingen, die ſich ſpäteſtens alle Monate wiederholten, über den richtigen Hergang zweifelhaft ſein können: ſo waren ja die Geronten, die Väter der Stadt, in deren Herzen alles alte Recht tiefer geſchrieben war als auf Holz oder Leder, zur Belehrung des Volkes bereit. Wenn eine einzelne Formel, wie die von Plutarch überlieferte Rhetra: „Baue dem Zeus Hellanios und der Athena Hellania ein Heiligthum, theile die Stämme und die Obä" u. ſ. w. aufgezeichnet wurde: ſo geſchah es nur um eine ehrfürchtige Verehrung gegen dieſen Befehl des Gottes auszudrücken (denn dieſer ſpricht hier deutlich zum Geſetzgeber); eine frühe Aufzeichnung iſt allerdings hier wegen der proſaiſchen Faſſung der Stelle wahrſcheinlich, indem der Verſuch ſie metriſch anzuordnen (Hermes XXV, 1. S. 130) mit einem andern Zeugniſſe des Plutarch im Streit liegt und in der Ausführung zu kühn iſt. Aber können wir dies eine Aufzeichnung der Lykurgiſchen Geſetzgebung nennen? Daß

die Diſciplin der Jugend und des Alters, die in Sparta ſo ſehr die Hauptſache des geſammten Staatslebens war, ſich ungeſchrieben durch die ſtrenge öffentliche Zucht und Sitte erhielt, darüber iſt der Verf. mit uns und Andern einverſtanden. Ebenſo iſt es ſicher, daß das Criminalrecht und Privatrecht, nach welchem die Richter Recht ſprachen, ungeſchrieben oder vielmehr nichts anders als die Ueberzeugung der Richter ſelbſt war. Daß aber der alte Grundſatz Sparta's, der mehr ein Symbolum der Verfaſſung überhaupt als ein Geſetz genannt werden kann: *νόμοις μὴ χρῆσθαι ἐγγράφοις*, vorzugsweiſe auf dieſe letzten Theile des Rechts gehe, iſt eine durchaus willkürliche Annahme des Verfaſſers; bei *νόμοι* dachte wohl kein Grieche, beſonders kein Spartaner, ausſchließlich oder auch nur zuerſt an Criminal- und Privatrecht. Als aber hernach die ſich mehr verbreitende Schrift auch für dieſe Zwecke angewandt wurde, war es am natürlichſten, nicht daß der Hergang der Regierung und Volkserziehung, ſondern daß Strafbeſtimmungen und vielleicht einige Anfänge von Privatrecht aufgezeichnet wurden, überhaupt Dinge, die bei ſeltenerem Vorkommen leichter aus der Erinnerung kommen konnten und doch mit völliger Gleichmäßigkeit behandelt werden ſollten. Damit ſtimmt Strabon vollkommen, welcher von den Lokrern in Italien angibt, daß man es für ſicher halte, daß ſie zuerſt geſchriebene Geſetze (*νόμους ἐγγράπτους*) hatten, und eine Seite weiter ſagt, daß in den von Zaleukos entworfenen Geſetzen dieſer Lokrer zuerſt beſtimmte Strafbeſtimmungen vorkamen: woraus man doch nur höchſtens ſo viel ſchließen darf, daß in dieſer erſten ſchriftlichen Geſetzgebung die Strafanſätze einen wichtigen Abſchnitt bildeten, nicht aber, daß es abgeſehen von dieſen Strafbeſtimmungen ſchon früher geſchriebene Geſetze gegeben habe. Auch in der etwas ſpäter eintretenden Drakontiſchen Geſetzgebung, welche ebenfalls ſchriftlich aufgezeichnet wurde, nahm das Strafrecht den Hauptplatz ein; und erſt Solons Legislation ſcheint mit einer Aufzeichnung der geſammten Verfaſſung, wie des **jus sacrum** und **privatum**, verbunden geweſen zu ſein, wozu das Mißtrauen der Volkspartei gegen die Obrigkeiten beſonders hindrängte. — Aber wir haben hier noch eine Frage bei Seite gelaſſen, welche der Verf. mit Recht mit der eben erörterten in Verbindung bringt, die Frage, ob den Ueberlieferungen zu trauen, welche von einer poetiſch-muſicaliſchen Ueberlieferung der Geſetze, namentlich in Doriſchen Staaten, reden. Der Ref. geſteht aufrichtig, keinen Grund zu ſehen, warum das Zeugniß des Clemens, welcher an der Stelle ſo viel, freilich nicht immer gehörig aufgefaßte Gelehrſamkeit zuſammenträgt, zu verwerfen

ſei, vorausgeſetzt, daß man es nicht zu wörtlich und äußerlich nehme. Unter dem *μελοποιεῖν* der Lakedämoniſchen Geſetze, was dem Terpander zugeſchrieben wird, denken wir uns das Verfaſſen kurzer ſingbarer Lieder, in welchen der Hergang der Volksverſammlung und der Rathſitzungen, dann das Leben in Gymnaſien, bei Mahlen und ſonſt nach den Grundſätzen Spartaniſcher Disciplin, eben ſo der Gang des kriegeriſchen Lebens und manches Andere in einem nachdrücklichen und ſpruchartigen Vortrage dargeſtellt war. Der Ton dieſer Lieder möchte mit der politiſchen Elegie und der gnomiſchen Poeſie der Griechen große Verwandtſchaft gehabt haben; nur denken wir uns Alles darin noch enger an die einzelnen Inſtitute des politiſchen und geſelligen Lebens angeknüpft, als es bei Kallinos, Tyrtäos und Theognis der Fall iſt. Setzen wir voraus, daß Alles in dieſen Liedern in ſtrenger Beziehung auf die beſondern Verhältniſſe und Localitäten Sparta's ſtand: ſo wäre auch damit erklärt, warum ſich ſo viel weniger von dieſen Terpandriſchen Liedern als von Tyrtäos Elegieen erhalten hat. Auch Plutarchs Angabe im Agis, daß Terpander und Thaletas mit Lykurgos Geſetzen übereinſtimmend geſungen hätten, wären wir geneigt, etwas ſtrenger zu nehmen als es Herr Nitzſch S. 41 thut; und entſchieden behaupten wir, daß Thaletas bei Strabon ein *μελοποιὸς ἀνὴρ καὶ νομοθετικὸς* nicht deswegen heißt, weil er die Muſik auf eine beſtimmte Weiſe angeordnet (Nitzſch S. 46), ſondern weil ſeine Poeſie und Muſik einen ethiſchen und politiſchen Inhalt hatte und zur Beſchwichtigung innerer Unruhen und Beförderung der Geſetzlichkeit wirkte. Kurz, wir halten auch jetzt noch den Begriff einer politiſchen und die **disciplina morum**, den Haupttheil jener alten Geſetzgebungen, unterſtützenden Poeſie (verwandt mit der religiöſen Poeſie der *καθαρταί*) bei den Doriern feſt.

Wie wir angefangen haben, dem Verf. gleichſam jeden Fuß breit Landes ſtreitig zu machen und die von Fr. A. Wolf ſo weit vorgeſchobenen Truppenmaſſen nur gerade ſo weit zurückzuziehen als uns der Verf. nöthigt: ſo wollen wir auch bei der Unterſuchung über die alten Schreibmaterialien verfahren. Wir geben Steinpfeiler, Erztafeln, Bleiplatten, angeweißte Holztafeln, auch Thonſcherben als den Stoff zu, auf welchen in Griechenland zeitig, wohl manches Jahrhundert vor Solon, geſchrieben werden konnte. Aber aller dieſer Stoff hat etwas Beſchränkendes in ſeiner Art und ſcheint im Ganzen ſich wenig zu literariſchem Gebrauche zu eignen. Weit mehr, geſtehen wir, ſcheinen dazu die *διφθέραι* zu paſſen, welche ſchon in dieſer Periode das ſpätere Pergament, aber gewiß in einer viel unvollkommneren

Art, vorbereiten. Dagegen ſcheint dem Ref. der Gebrauch dieſer Diphtheren in Griechenland immer ſehr beſchränkt und im Ganzen wenig bekannt geweſen zu ſein, wovon doch das Gegentheil zu erwarten wäre, wenn die Homeriſchen Rhapſoden überall ihre ledernen Bücher mit herumgeführt hätten. Herodot gibt nur von den Joniern an, daß ſie die Buchſtaben *Φοινικήϊα* und die Bücher *διφθέρας* nannten, weil ſie ſich in Ermangelung des Papyrus früher ſolcher bedient hätten. Und daß z. B. den Spartanern beſchriebene Diphtheren etwas ſehr Ungewohntes waren, laſſen uns ſelbſt jene ſeltſamen Traditionen abnehmen, die der Verf. zuerſt auf eine ſo überaus ſinnreiche Weiſe aufgelöſt hat. Wir meinen die Erzählungen von den Häuten des Epimenides, Pherekydes und Anthes, welche mit Buchſtaben beſchrieben in Sparta bewahrt wurden, und welche gewiß nichts anders als Diphtheren waren, in der Spartaniſchen Volksſage aber lächerlicher Weiſe für die Häute jener Männer ſelbſt gehalten wurden (ſ. Nitzſch S. 161). Wir ſehen übrigens daraus, daß man ſich der Diphtheren noch nach Olymp. 50, in der Zeit der beginnenden Proſa, in Griechenland bediente; da nun nach Herodot dies *ἐν σπάνι βίβλων*, in Ermangelung des Papyrus, geſchah, ſo muß dies damals noch faſt ganz gefehlt haben; und wir ſehen keinen Grund, warum wir den Papyrus-Handel über die Zeit eines feſten Handelsverkehrs zwiſchen Griechenland und Aegypten, alſo über die des Amaſis, hinaufſchieben ſollten.

Wenn wir bis hieher defenſiv verfahren ſind und die Argumente des Verf. für einen ausgedehnten Gebrauch der Schreibkunſt nach Kräften abgewehrt haben: ſo dürfen wir uns nun wohl erlauben, hier in die Offenſive überzugehen und ſelbſt einige Gründe für die Kargheit und Beſchränktheit aller ſchriftlichen Aufzeichnungen vor dem Zeitalter der Sieben Weiſen und für eine von der Schrift unabhängige Entſtehung der Homeriſchen Gedichte aufzuſtellen. Der Ref. hat ſchon anderwärts (Dorier I. S. 130) ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen, daß einzelne Aufzeichnungen von Namen und Formeln (wie der des Olympiſchen Gottesfriedens) bis zur erſten Olympiade des Koröbos, ja bis zu der des Iphitos (884 v. Chr.) hinaufſteigen möchten; er glaubt mit Ariſtoteles und Eratoſthenes Monumente, wie den Diſkos des Iphitos und die Anagraphe der Lakedämoniſchen Könige, für echt halten zu müſſen. Aber wie wortkarg dieſe Liſten geweſen, dafür iſt dem Ref. das ein Hauptbeweis, daß, während in der Folge der Spartaniſchen Könige bei den alten Schriftſtellern nur geringe Abweichungen vorkommen, Lykurg dagegen

faſt in jedem älteren Zeugniſſe einem andern Könige parallel geſetzt wird. Da wir nun nicht gemeint ſind, den Lykurg überhaupt der Hiſtorie zu entreißen, ſondern vielmehr glauben, daß er wirklich einmal als Prodikos oder Vormund eines Spartaniſchen Königs die Verfaſſung geordnet (nur daß auf ihn als einen gefeierten Namen das Alterthum nach ſeiner Art alles Gleichartige concentrirt hat): ſo folgt, daß in jenen Anagraphen nur gerade die Namen der Könige und nichts weiter ſtanden, weil Lykurgs Zeitalter ſonſt eben ſo übereinſtimmend angegeben werden müßte, wie das eines Soos und Labotas. In welchen Griechiſchen Städten und von welcher Zeit an annaliſtiſche Aufzeichnungen, ὧροι genannt, etwa den annales maximi der Römer vergleichbar, exiſtirt haben mögen, iſt eine ſchwierige Unterſuchung; ſo viel lehrt aber nach der Ueberzeugung des Ref. die ganze Geſtalt der Griechiſchen Geſchichte, daß vor dem Zeitalter der Sieben Weiſen nur ſehr wenig von ſolchen Annalen vorhanden war. Auch die Münzen, deren der Verf. einmal zur Unterſtützung ſeiner Anſichten gedenkt, liefern Beweiſe für den Satz, daß die Schrift ſich erſt langſam ihren Weg gebahnt habe und lange mit einer großen Sparſamkeit angewandt worden ſei. Man erkennt jetzt ziemlich allgemein an, daß Aegina die älteſte Münzſtätte in Griechenland geweſen und Pheidon, um Olympias 8, die erſten Silberſtücke hier habe ſchlagen laſſen. Nun ſind die älteſten von Aegina und andern Prägeorten ſtammenden, in unſern Muſeen erhaltenen Münzen, die wir doch nicht gerade bis zu Pheidon ſelbſt hinaufſchieben dürfen, ſämmtlich ſchriftlos, und es gehen mit den Münzen in Form und Gepräge erſt mancherlei andere Verbeſſerungen vor, ehe allmälig die Schrift eintritt. Und wie ſparſam zuerſt, ein Koppa auf den Korinthiſchen, ein *Θ* auf Thebaniſchen, ein *K* auf andern Böotiſchen, ein *Φ* auf Phliaſiſchen, *EΦ* auf Epheſiſchen, *AΘ* auf Atheniſchen, *ΣΥ* auf Sybaritiſchen, *ΣΙ* auf Siritiſchen Münzen (um Olymp. 50) u. ſ. w. Auch in der ganzen Art, wie die Schrift angebracht und ausgeführt iſt, erkennt man ein illiterates Zeitalter, welches Buchſtaben nicht, wie wir thun, leicht in Menge hinwirft, ſondern einzeln wie kleine Bilder mühſam zu Stande bringt. Daſſelbe gilt von andern Monumenten der alten Schrift; man ſieht deutlich an den älteſten der erhaltenen Inſchriften, wie die Schrift, von der Phöniciſchen ausgehend, Jahrhunderte lang ohne Gewandtheit und mit großem Schwanken in den Formen der Buchſtaben geübt wird, bis endlich ein mehr literates Zeitalter ihr ein allgemeines und dem Helleniſchen Kunſtſinn entſprechendes feſtes Gepräge gibt. Spricht nicht endlich auch die ganze Ein-

richtung des öffentlichen Lebens für die ſpäte Gewöhnung der Griechen an Schriftgebrauch, nicht bloß wenn man Griechenland mit der neuen Zeit, ſondern auch wenn man es mit dem ſpätern Rom zuſammenhält — das viele Ausrufen durch den Herold, wo Anſchläge gebraucht werden konnten; die Wahlen der Magiſtrate durch Bohnen; das Abſtimmen der Richter durch weiße und ſchwarze Steine oder durch lange und kurze Striche auf den Wachstäfelchen, u. dgl. m.? Und würde ſich wohl für eine Kunſt, die das geſellige und geiſtige Leben in allen ſeinen Zweigen durchdrungen hätte, wie bei uns die Schreibekunſt thut, ſo lange ein Name habe halten können, wie *Φοινικήια*, Phöniciſche Zeichen, womit doch die Jonier noch in Herodots Zeit die Buchſtaben benannten und ein Zeugniß ihres fremden Urſprungs ablegten, den man gewiß eher in dem Handelsverkehr der Jonier mit Phönicien als in der ſo räthſelhaften Kadmos-Sage zu ſuchen hat.

Aber ſollte es nicht am Ende auch möglich ſein, aus Homer ſelbſt, aus der Geſtalt ſeines Textes heraus, die Frage zu beantworten, ob unſer Text durch eine fortlaufende Reihe von Abſchriften von einem ſchriftlichen Urtexte des alten Sängers herſtamme, oder zwiſchen der urſprünglichen Abfaſſung und dem Niederſchreiben eine lange Zeit bloß mündlicher Ueberlieferung verfloſſen ſei? Uns bedünkt, daß hier eine größere Evidenz zu erreichen ſei, als durch jene äußeren Zeugniſſe; wobei ſich von ſelbſt verſteht, daß hier kein Anſpruch darauf, eine ſolche zu gewähren, gemacht wird. Aber hat uns nicht ſchon die Geſchichte des Digamma's unvermerkt zu dem Reſultate hingeführt, daß die Homeriſchen Geſänge viel ſpäter aufgeſchrieben, als gedichtet worden ſind? Homer ſprach — wie ausgemacht ſcheint — dieſe Lippen-Aſpirata in vielen Fällen ſo gut wie andere Buchſtaben, und würde ſie alſo, wenn er ſchrieb, eben ſo wie andere geſchrieben haben; auch noch ein Böotiſcher Rhapſod, der natürlich vor Leuten, welche *Ϝαναξ* und nicht *ἄναξ* ſprachen, nicht abſichtlich *ἄναξ* ſingen konnte, bloß um den Vers durch einen Hiatus zu verunſtalten, würde eine ſpeciell für Böoter aufgeſchriebene Ilias auch in der Schrift digammirt haben (was natürlich auf Heſiod und Pindar keine Anwendung leidet). Daß nun aber der ſchriftliche Text der Homeriſchen Geſänge nirgends ein Digamma aufwies, kann ſich wenigſtens der Ref. nicht anders erklären, als daß die Aufzeichnung deſſelben unter den Hiatusliebenden Joniern und in einem Zeitraume anfing, wo bei dieſem Volksſtamme wenigſtens das Digamma ſchon ganz aus dem Munde des Volks verſchwunden war. Ein ähnliches Verhältniß möchte ſich bei genauer Betrachtung auch noch in andern Punkten zwiſchen Laut

und Schrift bei den Homeriſchen Geſängen herausſtellen. So darf es z. B. als ein Grundgeſetz der Homeriſchen Sprache gelten, daß nur die Liquidä und σ eine Gemination zum Zwecke der Verlängerung der vorigen Sylbe dulden; es liegt in der Natur der Mutä, daß ſie ſich dazu nicht hergeben. In den wenigen Fällen aber, wo Mutä verdoppelt werden, bei ἔδδεισεν, ὁππότε und ὅττι, iſt offenbar die Verdoppelung nur ein Surrogat, um eine ganz andere Verſtärkung des Lautes auszudrücken, die bei dem erſten Worte ſchon von Andern in einem früher vorhandenen Digamma nachgewieſen worden iſt, bei den andern aber erſt dann klar werden kann, wenn durch Sprachvergleichung nachgewieſen wird, daß in dieſem π und τ ein rauherer Doppellaut (QV im Latein, HW im Gothiſchen), ſteckt, von welchem in der Homeriſchen Sprache noch ſo viel übrig geweſen ſein muß, um Poſition zu bewirken. Wenn man hier auf der einen Seite die Treue der Rhapſoden bewundern muß, welche die Verſe in ihrer urſprünglichen Geſtalt und Fügung erhielten, während die einzelnen Laute darin ſich änderten: ſo muß man zugleich, bedünkt uns, anerkennen, daß die erſten Niederſchreiber dieſer Geſänge eine Sprache, ſo gut es eben gehen wollte, in Schrift darzuſtellen ſuchten, welche im Munde der Rhapſoden nicht mehr in ihrer primitiven Geſtalt vorhanden war. Ein Umſtand, woraus vielleicht auch das Schwankende in der Homeriſchen Orthographie, namentlich in Betreff der Anwendung von Contraction oder Synizeſe, hergeleitet werden kann.

Und nun dürfen wir vielleicht auch noch den letzten Schritt wagen und unſere Argumentation mit der Behauptung ſchließen, daß ſelbſt die Homeriſche Sprache, wie ſie iſt, für ein illiterates Zeitalter zeugt. Wir können es nur eine Behauptung nennen, für welche allein eine eindringende Erörterung des allgemeinen und nothwendigen Einfluſſes der Schrift auf die Sprache den Beweis liefern könnte; aber die Ueberzeugung des Ref. iſt es, daß dieſe Weichheit, metriſche Fügſamkeit, ja man kann ſagen Flüſſigkeit der Sprache, wie ſie das altgriechiſche Epos, namentlich in den Zerdehnungen der contrahirten Vocale, darlegt, bei einem die poetiſche Thätigkeit, wie unſer Verf. meint, begleitenden Schriftgebrauche nicht hätte beſtehen können. Was im Munde des Menſchen leicht in einander übergleitet und durch zarte Nüancen des Tons verbunden wird, erſcheint in der Schrift als ſchroff von einander abgeſondert, und der mannigfache Wechſel der Formen, welcher dort durch das Einfügen des Worts in den Rhythmus von ſelbſt entſteht und nur als die natürliche Flexibilität der Grundform erſcheint, muß das Auge als eine baare Willkühr frappiren.

Wir müſſen hier es mit der bloßen Andeutung dieſes Gedankens bewenden laſſen und — da wir ſchon nahe daran ſind alle billigen Grenzen dieſer Anzeige zu überſchreiten — die Beſprechung einiger andern Puncte, wie des urſprünglichen Plans der Ilias, der alten Sängerſchulen, des Verhältniſſes der Kykliker zu Homer, bis zur Anzeige eines **fasciculus secundus** dieſer ſo gedankenreichen und anregenden Unterſuchungen verſchieben.

Disputatio literaria inauguralis de Aeschyli Choephoris, deque Electra cum Sophoclis tum Euripidis, quam — pro gradu Doctoratus — in Academia Lugduno-Batava — publico ac solenni examini submittit Io. Vinc. Westrik Berbicensis. **Leyden. 1826. 236 S. in 8.**

Dieſe Schrift erörtert ein Thema, das neuerlich öfter, am anziehendſten von A. W. von Schlegel, behandelt worden iſt, allerdings mit eigenthümlichen Nachdenken, aber doch mit zu viel Breite und einer Umſtändlichkeit, die nur, wenn neue tiefer eindringende Unterſuchungen oder beſonders lichtvolle Blicke in das Weſen der alten Tragödie den Leſer belohnten und anregten — was hier eben nicht der Fall iſt — die Leſer für ſich gewinnen könnte. Zwar unterſcheidet ſich der Verfaſſer von ſeinen nächſten Vorgängern auf eine zur Aufmerkſamkeit anſpornende Weiſe dadurch, daß er gleich in der Einleitung und dann an vielen Stellen der einzelnen Auseinanderſetzungen die Vertheidigung des Euripides übernimmt, aber es ſcheint uns nicht, daß es ihm gelungen ſei, dieſe beſonders glücklich durchzuführen. Wir geben gleich zu, daß Euripides in einem Zeitalter, welches aus der religiöſen und poetiſchen Weltanſchauung des Aeſchyleiſchen herausgetreten war, welches vor allen an rhetoriſchen Künſten Gefallen fand und in dem der Geſchmack an philoſophiſchen Discuſſionen ſich immer mehr verbreitete, auch die Tragödie dem gemäß umbilden mußte; und wir erkennen es bewundernd an, mit welchem Geſchicke Euripides dieſe Umwandlung nach den Forderungen des neuen Zeitgeiſtes ausführte, wie er überall die Tragödie von dem Boden des Religiöſen und Mythiſchen auf den des Natürlichen und Allgemein-Menſchlichen zu verſetzen wußte, wie vortrefflich er zu rühren, wie ſinnreich er zu diſputiren ver-

ſtand. Aber wir können in dem Allen doch nur den Verfall der Tragödie erblicken, den wir noch vollſtändiger überſchauen würden, wenn erſt die Bruchſtücke der Tragiker zwiſchen Euripides und Alexanders Zeit geſammelt und die Geſchichte dieſer ſpätern Tragödie, in der das Rhetoriſche immer mehr vorherrſchend wurde, entwickelt vor uns läge. Der Verf. dieſer Schrift beurtheilt aber den Dichter viel zu wenig aus den Geſetzen ſeiner eigenen Dichtungsgattung und nach dem, was dieſer Gedeihen oder Vernichtung bringen mußte. Wenn z. B. Euripides in vielen ſeiner Tragödien die poſitiven Vorſtellungen von den Göttern auf alle Weiſe zu erſchüttern ſucht: ſo genügt wahrlich nicht die Entgegnung des Verfs., er ſei vielmehr zu loben, daß er thörichte Einbildungen als thöricht dargeſtellt habe (nihil enim est ineptius quam inepta admirari, nihil turpius quam suspicere turpia, p. 5), da ja bekanntlich Euripides, indem er irgend einen Gott oder Heros gegen allgemein angenommene Sätze der Volksreligion ſprechen läßt, dadurch oft auf die ſeltſamſte Weiſe den Boden untergräbt, auf welchem die Fabel des Stückes ſelbſt beruht und die disparateſten Dinge, eine verſtändige Kritik des mythiſchen Glaubens und die Ausbildung einer mythiſchen Dichtung zur Tragödie, ſo zuſammenbringt, daß die eine die andere nothwendig in ihren Wirkungen zerſtören muß.*)

Außer der Einleitung beſteht das vorliegende Buch aus vier Kapiteln, wovon das erſte de trium fabularum argumento, das zweite de trium fabularum universa compositione, das dritte de personarum moribus, das vierte de trium fabularum partibus quibusdam, de poetico ornatu, de digressionibus deque locis insignioribus handelt.

Im erſten Kapitel iſt die mythologiſche Grundlage der drei Tragödien und wie ſie die einzelnen Tragiker verſchieden modificirt haben, im Ganzen richtig vorgetragen, jedoch ganz ohne feinere Unterſuchungen über ſchwierigere Puncte. Als Beiſpiel führen wir den oft beſprochenen Φανοτεὺς ὁ Φωκεὺς in Sophokles Electra an, welcher dort nach dem Vorgeben des verſtellten Oreſtes der Klytämneſtra die Aſche ihres Sohnes zuſendet und als ein mächtiger Bundesgenoß der Klytämneſtra dargeſtellt wird. V. 45. 660. Hier ſchwankt der Verf. zwiſchen der Meinung Erfurdt's, daß dieſer Phanoteus einerlei ſei mit dem Strophios, welcher in dem ſpätern Geſpräch mit der Electra V. 1100 als der genannt wird, welcher ihr die Reſte ihres Bruders

*) Vergl. Geſch. der Griech. Liter. Th. 2. S. 143. 144.

überſende, und der Hermanniſchen, daß Phanoteus, als ein in Phokis gewöhnlicher Name (was gar nicht belegt werden kann), hier irgend einen Phokeiſchen Gaſtfreund der Klytämneſtra bezeichne. (S. 72 u. 109.) Die Sache verhält ſich aber ſo. Phanoteus iſt der ἥρως ἐπώνυμος der Phokeiſchen Stadt Phanoteus oder Panopeus, und wie dieſe Stadt mit Kriſſa, in deſſen Gebiet Delphi lag, nach zahlreichen Traditionen in Streit lag, ſo wurden auch Phanoteus und Kriſos als feindſelige Brüder dargeſtellt. Während nun Kriſos Sohn Strophios und Enkel Pylades immer als Freunde des Agamemnoniſchen Hauſes und der hinterlaſſenen Kinder erſcheinen, iſt es ganz angemeſſen, daß Klytämneſtra nebſt Aegiſth ſich ihre Bundesgenoſſen (δορυξένους) bei dem feindlichen Geſchlecht des Phanoteus ſuchen, der freilich ſelbſt in der Zeit, in welcher die Electra ſpielt, ſchon als ein ſehr greiſer Held gedacht werden muß. Und ſo finden wir eine ausnehmend feine Anwendung mythologiſcher Gelehrſamkeit darin, daß die Fremdlinge, welche Oreſtes Aſche bringen, ſich der Klytämneſtra als von Phanoteus, der Electra aber als von Strophios geſandt ankündigen, indem ſie gerade dann auf die wohlwollendſte Aufnahme rechnen können. Auch in andern Stücken des Sophokles läßt ſich nachweiſen, wie dieſer Dichter, obgleich er viel weniger mythiſchen Stoff in ſeine Tragödien hineinarbeitet als Aeſchylos, doch in einzelnen Zügen ſich als einen tiefen Kenner der verwickelten Sagenkreiſe ſeines Volkes bewährt.

Was alsdann die Auffaſſung der Grundideen in den drei Tragödien betrifft: ſo wird zwar bei Aeſchylos auf die religiöſe Würde und Majeſtät ſeiner Dichtungen aufmerkſam gemacht und dagegen mit Recht bemerkt, daß eine feinere Entwickelung individueller Charactere hier noch ganz fehle. Aber wir vermiſſen hierbei, worauf es hauptſächlich ankommt, die Ausführung, daß eigentlich nur Aeſchylos den Mythus der Oreſtea in ſeinem Zuſammenhange und ſeinen Grundideen auffaſſe und uns die That des Oreſtes als eine zwar ſchreckliche aber nothwendige vor Augen bringe. Um dies völlig zu begreifen, hätte freilich auch dem Verf. etwas mehr von der alten Pflicht der Blutrache, wie ſie von den heroiſchen Zeiten her mit gewiſſen Beſchränkungen auch noch in der Zeit der Tragiker beſtand, gegenwärtig ſein müſſen; er würde dann auch den Delphiſchen Apollon, welcher dem Amt der Blutrache wie dem Rechte der Mordſühne vorſteht, nicht als eine bloße Perſonification des fervor juvenilis in Oreſtes Seele aufgefaßt haben, wie er S. 93 thut.

Ueber Sophokles Electra macht der Verf. manche gute Bemer-

kung und hebt es ſehr richtig hervor, daß überall die Aufmerkſamkeit des Zuhörers faſt ganz für die Entwickelung des Characters und Gemüthes der Electra in Anſpruch genommen werde, dagegen Oreſtes, obwohl die Hauptperſon der Handlung, nur mit den allgemeinſten Umriſſen mehr angedeutet als gezeichnet werde. Nur ſucht der Verf. den Grund davon mit Unrecht darin, daß die Aufgabe, die Oreſtes zu erfüllen gehabt habe, für das menſchliche Gefühl zu empörend geweſen wäre, als daß eine ſolche Perſon in den Vordergrund hätte treten können, denn genau genommen iſt die Sophokleiſche Electra, zumal für ein Weib, kein milderer Character. Aber dem Oreſtes iſt durch die mythiſche Erzählung ſeine Bahn vollſtändig vorgezeichnet, und ſein ganzes Weſen geht in dem Vollbringen ſeines Berufes auf; Electra dagegen, deren Thun nicht dieſer äußern Nothwendigkeit unterliegt, gibt eben dadurch dem zarteren Individualiſiren und Characteriſiren, dem ἠθοποιεῖν, und dem ſorgfältigeren Ausmalen, dem ποικίλλειν, mehr Raum, welches auch die Alten ſchon ſehr wohl als den Hauptvorzug des Sophokles erkannten. Aber man ſieht zugleich, wie Sophokles doch gewiſſermaßen aus dem Mittelpuncte der Tragödie heraustrat und, indem das Weſentlichſte und Erſte bereits vor ihm mit voller Macht des Geiſtes dargeſtellt war, ſich dem Protagoniſten Aeſchylos gleichſam ſelbſt als Deuteragoniſten beiordnete.

Bei Euripides findet nun der Verf. Vieles preiswürdig und ſchöner als bei den Vorgängern, was wir entweder geradezu tadeln, oder doch nur dadurch, daß er ſchon betretenen Wegen ausweichen und dem Geiſte ſeines Zeitalters huldigen mußte, entſchuldigen können. So rühmt Hr. Dr. Weſtrick ſehr, daß Euripides dadurch, daß Electra in ſo unwürdige und niedrige Lage verſetzt und Oreſt als ein verſtoßener und verfolgter Sohn ſelbſt bis zum Hungerleiden gebracht ſei, die Motive der ſchrecklichen Mordthat vermehrte — und doch wird die That dadurch um nichts nothwendiger als bei Aeſchylos, ſondern verliert nur ihren großen und reinen Character; — er rühmt es ferner als Zeichen natürlicher und menſchlicher Empfindung, daß Oreſtes vor der That zaghaft zurückbebe und in ſeiner zaudernden Unentſchloſſenheit ſelbſt auf den Zweifel gerathe, ob ihn nicht unter der Truggeſtalt Apollons ein böſer Dämon, ein ἀλάστωρ, zum Mord der Mutter treibe, — weil nämlich damals eine weichere Humanität an die Stelle einer ſtrengen Geſinnung und einer tiefen Scheu vor heiligen und unabweisbaren Pflichten getreten war, ohne welche (wir mögen über die zum Grunde liegenden Anſichten urtheilen wie wir wollen) doch der ganze Mythus ſeine Bedeutung und Würde verliert —; auch

meint er, daß Euripides das Entſetzen Erregende der That dadurch mildre, daß dem Schickſal am Ende die Schuld des Ganzen beigemeſſen und dadurch von den Perſonen abgewälzt wird — nach einer Anſicht des Schickſals, welche wenigſtens nicht die des Aeſchylos iſt, dem das Schickſal mit der göttlichen Weltordnung und der Antheil eines jeden Individuums daran mit deſſen ganzem Weſen und Character zuſammenfällt. So führt uns Alles zu dem Schluſſe, daß, wenn der Verf. ſeine eigenen Bemerkungen über Euripides weiter verfolgt hätte, er wohl ſelbſt hätte die Ueberzeugung gewinnen müſſen, daß, wenn dieſer Dichter auch durch die glänzendſten Eigenſchaften, beſonders dem modernen Geſchmacke vor allen andern zuſagt, doch vom Standpuncte der antiken Welt aus jede ſeiner Neuerungen als ein Zeichen des innern Verfalls der tragiſchen Poeſie erſcheinen muß und Ariſtophanes und Ariſtoteles Urtheil über Euripides mit Recht von unſern Landsleuten gegen die Anſichten der franzöſiſchen Kunſtrichter wieder zu Ehren gebracht worden iſt.*)

Quaestionum Aristophanearum Specimen I. von Herrn Profeſſor Dr. **Ulrich**. Hamburg.

Dieſe Abhandlung, welche als ein Programm des Johanneums in Hamburg **1832** erſchienen iſt und ohne die von Herrn Director Kraft angefügten Schulnachrichten **41** S. in **4**. beträgt, iſt es ohne Zweifel werth, daß das philologiſche Publikum eine genauere Kenntniß von ihr nehme: um ſo mehr, da der Titel eine Fortſetzung dieſer eben ſo ſorgfältigen wie eigenthümlichen Forſchungen verheißt. Denn welchen raſchen Anlauf auch unſer Zeitalter zu einem hiſtoriſchen Verſtändniß des Ariſtophanes genommen hat: ſo möchten wir doch bis jetzt uns noch in der Vorhalle befinden und ein noch ſorgfältigeres Erwägen aller zur äußeren und inneren Geſchichte Athens gehörigen Data zuſammen genommen mit Ariſtophanes Hindeutungen wird nöthig ſein, ehe der Standpunct überall klar heraustreten kann, von welchem Ariſtophanes geniale Zerrbilder des Attiſchen Staatslebens ſich zugleich als Darſtellungen von innerer Wahrheit, als ernſte dringende Mahnungen an ſeine Mitbürger ergeben. Die vor-

*) Vergl. Geſch. der Griech. Liter. Th. 2. S. 169. 170.

liegende Abhandlung beantwortet eine Vorfrage über Ariſtophanes Ritter. Das ſteht über die Zeit dieſer Komödie feſt, daß ſie Olymp. 88, 4 unter dem Archon Stratokles, am Feſte der Lenäen, gegen den zwanzigſten Gamelion (oder v. Chr. Geb. 424 gegen den zehnten Februar) aufgeführt iſt, als die Athener im vorigen Sommer die Spartiaten auf Sphakteria in ihre Gewalt bekommen und die Unternehmung gegen Korinth und Methana ausgeführt hatten. Da dies nun aber nach der natürlichen Rechnung des Thukydides das ſiebente Jahr des Peloponneſiſchen Krieges iſt, welcher im Frühling 431 (am Ende von Olymp. 87, 1) begann: wie kommt es, daß Ariſtophanes doch in den Rittern V. 793 vom achten Jahre der Kriegsnoth ſpricht? Um dies zu beantworten, beginnt der Verf. eine genaue und für die Bearbeiter der Chronologie des Thukydides und anderer Hiſtoriker wichtige Unterſuchung über die Jahresrechnung derſelben. Thukydides, bemerkt er zuerſt, datirt den Beginn des Krieges eigentlich nicht von dem Ueberfalle Plataä's, welcher noch im Frieden geſchah (zwei Monate vor Ablauf von Olymp. 87, 1), ſondern von dem achtzig Tage ſpäter erfolgten Einfalle des Peloponneſier-Heeres in Attika (im Anfange von Ol. 87, 2), wie ſeine ganze Erzählung beweiſt; und die Worte II, 1, Ἄρχεται δὲ ὁ πόλεμος ἐνθένδε, beziehen ſich daher auch nicht ſpeciell auf die zuerſt folgende Begebenheit, ſondern auf die ganze weitere Entwickelung. Nun rechnet aber Thukydides, obgleich er hie und da Monatsnamen und Magiſtrate einzelner Staaten erwähnt, doch durchaus nicht nach irgend einem bürgerlichen Kalender, ſondern, was für einen Griechen bei den verſchiedenen Einrichtungen zahlloſer einzelner Staaten viel rathſamer war, nach dem natürlichen Jahre und ſucht dieſer Rechnung dabei ſo viel Schärfe zu geben, als ſie bei dem Zwecke allgemeiner Verſtändlichkeit für Jedermann erlangen konnte. Es iſt nämlich kaum zu zweifeln, daß Thukydides θέρος und χειμὼν, die er als Jahreshälften bezeichnet, durch die Zeit der beiden Nachtgleichen geſchieden habe, obgleich er den Tag derſelben präcis zu beſtimmen ſchwerlich die Mittel hatte und auch die Ausdrücke ſelbſt nicht braucht, ſondern dafür nur ſolche wie ἔαρ ἀρχόμενον, μετόπωρον, φθινόπωρον, welche aber durch die Kalender (παραπήγματα) der Aſtronomen Euktemon und Meton ſchon vor Thukydides hiſtoriſcher Arbeit eine präciſere Bedeutung erhalten hatten, als in der ältern Volks- und Dichter-Sprache, worin z. B. der Beginn des Frühjahrs oft mit dem erſten Wiedererwachen der Natur, geraume Zeit vor der Nachtgleiche, zuſammentrifft. So kommt es, daß, obwohl Thukydides die Zeiten ganz durch jedem geläufige und

bekannte Jahresvorgänge beſtimmt, ſeine Angaben doch, neben der ſinnlichen Anſchaulichkeit, ſo viel Schärfe haben, daß ſich die wichtigern Ereigniſſe alle nach Monaten des Julianiſchen Jahres mit großer Sicherheit berechnen laſſen. Damit nun aber Thukydides den Vortheil gewinne, alle Kriegsbegebenheiten nach ſolchen natürlichen, aus Sommern und Wintern beſtehenden Jahren ordnen und den Schluß des Winters mit dem Schluß des Kriegsjahrs identificiren zu können, nimmt er, wie vorher ſchon erwähnt wurde, zur Erzählung der Begebenheiten des erſten Sommers jenen Ueberfall Platää's mit hinzu, wodurch das erſte θέρος in Thukydides Sinn vollſtändiger ausgefüllt wird und die Jahre der Kriegsdauer immerfort als mit den natürlichen zuſammenfallend angeſehen werden konnten. Wodurch nach des Verfs. Anſicht auch die Verwirrung, welche bei Thukyd. V, 20 Statt findet, indem nach dieſer Stelle der Friede des Nikias, 89, 3 am 24. Elapheb. oder 421 am 11. April Julianiſcher Rechnung, ziemlich zehn ganze Jahre nach dem Beginne des Krieges eingetreten ſein ſoll, zwar nicht gerechtfertigt aber erklärt wird, dadurch nämlich, daß Thukydides den Ueberfall Platää's (87, 1 Munychion) verwechſelt habe mit dem achtzig Tage ſpäteren Einfall des Archidamos (87, 2 Hekatombäon). — Hier müſſen wir, zum erſtenmal des Verfs. Deduction unterbrechend, gegen ihn bemerken, daß doch die Worte des Thukydides an der angeführten Stelle: ἡ ἐςβολὴ ἡ ἐς τὴν Ἀττικὴν, nicht nothwendig von dem achtzig Tage nach dem Ueberfall Platää's eintretenden Einmarſch des Archidamos in das innere Attika (II, 19) verſtanden werden müſſen, ſondern eben ſo gut, ja beſſer, auf den Beginn der Belagerung des Attiſchen Grenzcaſtells Oenoe durch die Peloponneſier (II, 18) gedeutet werden können. Hier könnte nun aber wohl der zögernde Archidamos über einen Monat gelegen haben, ſo daß die erſte Ueberſchreitung der Grenze Attika's in den Skirophorion oder ſchon in den Thargelion fiele und, was an den zehn Jahren von dieſer Invaſion bis zum Nikiëiſchen Frieden fehlt, ſich auf weniger als zwei Monate reduciren ließe. Aber auch dies iſt freilich für die wenigen Tage (ὀλίγαι ἡμέραι παρενεγκοῦσαι, Thuk. V, 20), die an den zehn Jahren fehlen ſollen, noch zu viel. Wir ſuchen daher einen zweiten Grund dieſer Irrung noch darin, daß Archidamos Einfall in das innere Attika von den Neuern 87, 2 in den Hekatombäon oder Julius, geſetzt wird, während der Ausdruck, den Thukydides zur calendariſchen Beſtimmung deſſelben braucht, τοῦ σίτου ἀκμάζοντος, während das Korn eben reif wurde, einen halben Monat oder noch weiter zurückweiſt. Wenigſtens glaubt der Ref. aus der Belagerungsgeſchichte

Plataä's (Thuk. II, 71 .. 78) ausrechnen zu können, daß dort der Termin ἀκμάζοντος τοῦ σίτου (II, 79) über hundert Tage vor dem Aufgang des Arktur (II, 78), welcher damals gegen den 20. Sept. Jul. Cal. traf, fallen muß, alſo die Reife des Korns in Attika in den Monat vor dem Solſtitium (ungefähr in den Skirophorion) geſetzt werden muß. Wir wiſſen auch, daß in Böotien die Ernte ſchon nach dem Aufgange der Pleiaden, im Thargelion, anfing: und wiewohl ſie in Attika ſpäter war, kann der Unterſchied doch wohl nicht über einen Monat betragen haben. Hiernach würden ſich die Data ſo ſtellen: 1) Ueberfall Plataä's, Ol. 87, 1 im J. 431 ἅμα τῷ ἦρι ἀρχομένῳ, einige Tage nach dem Frühlings-Aequinoctium (damals den 26. März nach Julian. Calender), im letzten Theile des Mondenmonats (Thuk. II, 4) welcher am 7. April nach Jul. Cal. endete. 2) Vorrücken der Peloponneſier gegen Oenoe, etwa einen Monat ſpäter, gegen Anfang Mai. 3) Einmarſch in das innere Attika, achtzig Tage nach dem erſten Datum, etwa funfzig nach dem zweiten, kurz vor dem Sommerſolſtiz (27. Junius), nach der Mitte des Skirophorion. Und in hinlänglicher Uebereinſtimmung damit der Frieden des Nikias Ol. 89, 3, ἅμα ἦρι, am 24. Elaphebolion, der nach dem Metoniſchen Calender dem 11. April 421 entſpricht, alſo zehn Jahre nach dem Ueberſchreiten der Attiſchen Grenze, mit der Differenz von etwa zwanzig Tagen. Bei dieſer Fixirung der Data bleibt nur noch der Umſtand zu erklären oder zu beſeitigen, daß Thukydides den Atheniſchen Archonten Pythodoros nach dem Ueberfalle Plataä's nur noch zwei Monate ſein Amt führen läßt (ἔτι δύο μῆνας ἄρχοντος), während doch drei volle Monate zwiſchen dem gegebenen Datum (Anfang April) und dem 5. Julius 431 verliefen, mit welchem das Attiſche Jahr des erwähnten Archonten ſchloß. Da dieſer Umſtand aber uns um ſo weniger in jener Berechnung ſtören darf, je beſtimmter Thukydides die Rechnung nach den Magiſtraten einzelner Staaten bei der Ausmeſſung der Dauer des Kriegs als verwirrend abweiſt: ſo müſſen wir wohl annehmen, daß die Attiſchen Archonten in damaliger Zeit ſchon einen Monat vor Ablauf des vollen Jahres durch Nachfolger erſetzt wurden; oder wir würden genöthigt ſein, die Zahl Zwei bei Thukydides für verdorben zu erklären, wie auch wahrſcheinlich aus denſelben Gründen Herr Prof. C. G. Krüger zu Clinton S. 64 für δύο δ' d. i. τέσσαρας (was dem Ref. nach der andern Seite übertrieben ſcheint) zu leſen vorgeſchlagen hat. — Wir haben uns bei dieſem Gegenſtande, freilich einem Cardinalpuncte für die Chronologie der ganzen Zeit, vielleicht zu lange aufgehalten und be-

richten jetzt in aller Kürze, daß der Verf. dieſelbe natürliche Jahres=rechnung auch bei Herodot und Xenophon als durchgängig nachweiſt, wie ſie denn auch bei Schriftſtellern, welche für ganz Griechenland ſchrieben und daher die bürgerlichen Zeitrechnungen der einzelnen Staaten nicht brauchen konnten, ſich ganz natürlich feſtſetzen mußte. Auch haben die Athener ſelbſt die Kriegsjahre auf ſolche Weiſe von Frühjahr zu Frühjahr, ohne Rückſicht auf ihre Archonten, gezählt, wonach Ariſtophanes in ſeinen Acharnern (Ol. 88, 3 an den Lenäen, d. i. 425 im Anfang des Jahrs) zweimal das ſechste Kriegsjahr als das laufende erwähnt.

Ehe nun aber der Verf. zur Löſung der damit ſtreitenden Stelle in den Rittern übergeht, ſchiebt er, ſcheinbar ausweichend, aber dabei ſein Ziel wohl im Auge behaltend, eine Auseinanderſetzung ein über Ariſtophanes Anſichten von dem nach Perikles Plan unternommenen erſten Peloponneſiſchen Kriege (dem ſogenannten Ἀρχιδάμειος πόλεμος), welche uns in hohem Grade treffend ſcheint. Die großartige Stellung, in welche Perikles Athen gebracht hatte, indem dieſer Staat mit gleicher Kühnheit und Rückſichtsloſigkeit alle Inſel= und Küſten=Staaten des Archipelagus unter ſeiner Botmäßigkeit hielt und ſich ſelbſt vom feſten Lande iſolirend ſeinen eigenen Boden den Peloponneſiern preisgab, war ganz dem Intereſſe der Bevölkerung von Attika angemeſſen, welche vom Seeweſen, von Induſtrie und Handel lebte und zugleich auf mannigfache Weiſe von den Tributen der Bundesgenoſſen zehrte, aber ſie war natürlich auf der andern Seite der Ruin der Grundeigenthümer Attikas, zu denen die ſeit früheren Zeiten angeſehenen Familien größtentheils gehörten; es war nach Engliſchen Ausdrücken ein Krieg für den money- und gegen den land-interest. Ariſtophanes aber ſteht ganz auf Seiten des letztern Theils der Attiſchen Bevölkerung, welche dem Ideal von körperlicher und geiſtiger Tüchtigkeit, liberaler Ausbildung, ernſter und gemäßigter Geſinnung, welches er überall erhebt, ungleich näher ſtand, als die vorher bezeichnete Volksmaſſe; überdies erſcheint ihm das den Athenern jetzt verſagte Landleben als die beſte Kräftigung des Geiſtes und Leibes und er nimmt jede Gelegenheit wahr, es mit allen den naiven und lebensfriſchen Reizen auszuſchmücken, welche der Geiſt der Komödie hervorzuheben geſtattete. Auf dieſe Weiſe arbeiteten die meiſten ſeiner während des Archidamiſchen Krieges aufgeführten Stücke der Politik des Nikias und gleichgeſinnter Staatsmänner in die Hände, von den erhaltenen die Acharner, die Ritter und der ſeinem Ziele ſchon ſo nahe ſtehende Friede (während die Weſpen mit den Wolken nur eine

mittelbare Beziehung darauf haben), von den verlornen, dem Inhalte der Bruchſtücke nach, die Kauffahrteiſchiffe (Ὁλκάδες) und die Landleute (Γεωργοί), von welchen Stücken der Verf. geneigt iſt das letztere in daſſelbe Jahr wie die Ritter zu ſetzen.

Indem nun der Verf. dies als ein durchgängiges Beſtreben des Ariſtophanes nachweiſt, erſcheint es ihm und gewiß auch ſeinen Leſern ſehr natürlich, daß ſich dem Dichter die Länge des Krieges, welcher von Seiten der Peloponneſier durch faſt alljährlich wiederholte Verwüſtungen Attika's geführt wurde, während die Bevölkerung Attika's in der Stadt zuſammengedrängt ſich in allen Mauerlöchern einniſten mußte, faſt übermäßig ausdehnte und in dieſer Stimmung Ariſtophanes in der am Anfange angeführten Stelle der Ritter übertreibend das achte für das ſiebente Jahr ſetzen konnte, zumal da doch vorauszuſetzen war, daß, bei der Vereitelung aller Friedenspläne durch Kleon, auch das bevorſtehende Kriegsjahr auf gleiche Weiſe hingehen würde.

Wir pflichten vollkommen dieſem Reſultate der Abhandlung bei, welche übrigens ſehr kunſtreich aus epiſodiſchen Erörterungen zuſammengeflochten iſt, von denen wir nur wenige berühren konnten. Wir wollen hier nur noch einen, neuerlich viel beſprochenen, Punkt erwähnen, hinſichtlich deſſen wir dem Verf. einmal widerſprechen und einmal beiſtimmen müſſen. Die Didaskalie zu den Rittern (ἐδιδάχθη δι' αὐτοῦ τοῦ Ἀριστοφάνους· πρῶτος ἐνίκα) in Verbindung mit der der früheren Acharner (ἐδιδάχθη διὰ Καλλιστράτου· καὶ πρῶτος ἦν) und mit andern ähnlichen faſſen Manche ſo auf, daß damit geſagt ſein ſolle, in den Rittern ſei Ariſtophanes zuerſt als Schauſpieler aufgetreten, in den Acharnern dagegen ſei Kalliſtratos der Hauptacteur geweſen; und der Verf. meint ebenfalls (S. 3. Nr. 4) in den Worten δι' αὐτοῦ eine beſtimmte Beziehung auf Ariſtophanes als Schauſpieler zu erkennen, die doch gar nicht in dieſen Worten ausgedrückt iſt. Der Ref. möchte vielmehr als Grundſatz aufſtellen: Wie die Leiſtungen der dramatiſchen Dichter urſprünglich ganz und gar von dem Geſchäfte der Choraufſteller und Einüber (χοροδιδάσκαλοι) ausgingen: ſo fragte auch jetzo der Attiſche Staat nicht und konnte eigentlich auch nicht fragen, welcher Dichter in ſeinem Studirzimmer eine beſtimmte Tragödie oder Komödie ausgearbeitet habe, ſondern nur, wer ſie dem Chor und den Schauſpielern eingeübt und das Stück auf die Bühne gebracht habe. Nur der Didaskale wurde gekrönt und nur von ihm war überhaupt officiell die Rede. — Daraus folgt aber nach unſerer Meinung nicht, was der neue gelehrte Bearbeiter der **Vita Aristophanis** daraus geſchloſſen hat, daß das Publicum nun auch dieſen

Didaskal für den wirklichen Dichter gehalten habe und daß, wenn z. B. in den Acharnern der Dichter von ſich und ſeinem Aufenthalt in Aegina ſpricht, dies nicht von Ariſtophanes, ſondern von dem Didaskal Kalliſtratos gelte. Der alte Schriftſteller über Aegina, Theagenes, wußte, wohl aus guter Quelle, daß Ariſtophanes Kleruch in Aegina geweſen (Schol. in Plat. Apol. p. 331. Bekk.); und es wäre ja auch ein durchaus unnöthiges Verſteckenſpielen geweſen, wenn Ariſtophanes in Komödien, welche er ſelbſt dichtete — was gewiß auch ſehr bald in Athen verlautete — aber durch ſeine Jugend und andere Umſtände auf die Bühne zu bringen verhindert wurde, perſönliche Anſpielungen, die nur auf den Didaskalen bezogen einen Sinn hatten, hineinzubringen ſich bemüht hätte. Hierin alſo ſind wir völlig derſelben Meinung wie der Verfaſſer (S. 24).*)

De emendatione Theogoniae Hesiodeae libri tres. Scripsit Guil. Jul. Car. Muetzell, Philos. Doctor. **1833. XX. u. 524 Seiten. Leipzig.**

Vorliegendes Werk gehört einer Richtung der philologiſchen Critik an, welche man die hiſtoriſche nennen kann. Man will zuerſt wiſſen, wie die Geſtalt, in welcher der zu behandelnde Schriftſteller vor uns liegt, allmälig geworden iſt, welche Schickſale der Text beſtanden hat, in welchen Schulen und nach welchen Grundſätzen er bearbeitet worden iſt, ehe man beginnt, das Gewebe von Jahrhunderten, in welches mit guten und vernünftigen Gedanken auch immer viel Irrthum und Einſeitigkeit verwebt iſt, wieder aufzuziehen und, indem man denſelben Weg rückwärts verfolgt, der urſprünglichen Geſtalt ſo nah als möglich ſtehen zu bleiben. Nun glauben wir zwar nicht, daß dieſes Verfahren das einzige iſt, welches in der Critik zur Wahrheit führt, da die Abſonderung des Fremdartigen und Herſtellung des Urſprünglichen eben ſo gut von innen heraus, durch Erkenntniß des urſprünglichen Zuſammenhangs und der natürlichen Geſetzmäßigkeit des geiſtigen Products, als von außen herein, durch Entfernung der Zuthaten von Jahrhunderten, bewirkt werden kann: aber auf jeden Fall muß dieſer Weg, wo es nämlich an Mitteln dazu nicht gebricht, auch eingeſchlagen werden, und die größte Evidenz wird nur

*) Vergl. Geſch. der Griech. Liter. Th. 2. S. 214.

in den Fällen erreicht werden können, wo beide Richtungen der Critik ſich begegnen und in einem Punkte zuſammentreffen.

Es iſt bisher, wenigſtens in der claſſiſchen Philologie, kein Buch erſchienen, in welchem die erſtere Art der Critik mit ſolcher Genauigkeit, Sorgfalt und Ausführlichkeit gehandhabt worden wäre, als das vorliegende Werk von Herrn Doctor Mützell. Ein ſtarker Octavband, macht es keinen andern Anſpruch, als eine Vorbereitung und Grundlage zur Verbeſſerung der Theogonie, eines Gedichtes von **1022** Zeilen, zu bilden. Wir müſſen geſtehen, daß uns für dieſen Zweck der Umfang doch unverhältnißmäßig erſcheint und daß nach unſerer Anſicht eine andere Anordnung des Stoffes die Benutzung ſehr erleichtert hätte. Wenigſtens hätte nicht bloß der zukünftige Herausgeber, ſondern auch der Leſer des Heſiod es ungleich bequemer gehabt, wenn, etwa nach einer kurzen Characteriſirung der Herausgeber, Handſchriften, alten Grammatiker in Prolegomenen, ein Text der Theogonie nach einer beſtimmten Handſchrift gegeben worden wäre und Alles, was aus den Quellen und Hülfsmitteln über die Geſtalt des Textes in verſchiedenen Zeiten ermittelt werden kann, gleich in Anmerkungen unter demſelben aufgeführt worden wäre. Indeß, jeder Schriftſteller iſt ſeines Werkes Herr, und der Plan, den unſer Verf. vorgezogen, hat auch wieder ſeine Gründe. Dieſem Plane zufolge werden nach einer Präfation, welche die Hauptergebniſſe der Unterſuchung zuſammenfaßt, im erſten Buche die Ausgaben der Theogonie aufgezählt und beurtheilt, von der Aldina an, welcher der Ruhm der **princeps** noch nicht entriſſen worden iſt, bis auf die neueſte Göttling'ſche Ausgabe. Aus dieſem unläugbaren Factum folgert der Verf. eben ſo richtig, daß zwiſchen der Zeit der alten und echten Critik, welche es mit viel ſtärkeren Discrepanzen im Text der Theogonie zu thun hatte, und der Entſtehungszeit unſerer Handſchriften ein Zeitraum dazwiſchen liegt, in welchem die Theogonie wenig tractirt und abgeſchrieben worden iſt, ſo daß die ſpätere, neue Verbreitung des Gedichts ganz von einer zufällig erhaltenen aber nichts weniger als vorzüglichen Handſchrift ausging. Der Verf. ſucht durch annähernde Schlüſſe wahrſcheinlich zu machen, daß die Geſtalt, in welcher die Handſchriften die Theogonie darbieten, ſich im neunten Jahrhundert in Byzanz gebildet habe, die Quelle derſelben aber ein Exemplar war, welches aus der Alexandriniſchen Schule nach Auguſt ſtammte. Im dritten Buche, dem wichtigſten und intereſſanteſten des Werks, handelt der Verf. vom Gebrauche und Werthe der Grammatiker und der übrigen Schriftſteller, welche die Theogonie anführen, für die

Emendation derſelben. Unter den Grammatikern der beſten Zeit haben Zenodot, jedoch nur nach geringen Spuren, Ariſtophanes, nach zweifelhaftem Schluſſe aus einer Anführung, beſonders aber Ariſtarch, auch (wie es ſcheint) Seleukos der Alexandriner mit der Critik, Andere mehr mit der Erklärung der Theogonie ſich beſchäftigt. Daß die Byzantiniſchen Grammatiker ſich ſchon vor Demetrios Triklinios (im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts) mit der Heſiodiſchen Critik abgegeben, iſt anzunehmen, wenn auch keine beſtimmtere Nachrichten davon vorhanden ſind; dagegen die Vermuthung, daß die polemiſchen und apologetiſchen Beſtrebungen der Chriſten und ihrer heidniſchen Gegner auf die Geſtalt der Theogonie Einfluß gehabt, doch irgend einen factiſchen Halt haben müßte, um glaublich befunden zu werden. Des Joannes Diaconus Heſiodiſche Allegorien ſetzt der Verf., doch ohne völlig entſcheidende Argumente, in das zehnte oder elfte Jahrhundert. Die Scholien, welche wir zur Theogonie noch haben, fließen zwar aus zwei Handſchriften, aber wie der Verf. zeigt, aus einer Quelle, die nur von verſchiedenen Compilatoren verſchieden benutzt worden iſt. Der Hauptheil aber des dritten Buches, und einer der werthvollſten des ganzen vorliegenden Werks, welches damit geſchloſſen wird, iſt eine Zuſammenſtellung der Anführungen und Andeutungen, die ſich in Beziehung auf die Theogonie bei den alten Schriftſtellern finden. Sie beginnt mit dem Namen der Theogonie ſelbſt, der als alte Ueberlieferung geſichert wird, und geht dann auf die Anordnung in einem Buche, welche ebenfalls bei den Alten ſchon vorkommt, und die allgemeinen Zeugniſſe über den Character des Gedichts über, welcher zwar kein critiſches Ergebniß, aber einen intereſſanten Beitrag zur Characteriſirung der verſchiedenen Schulen der epiſchen Poeſie nach den Anſichten der Alten ſelbſt liefern. Es erhellt namentlich, daß nicht bloß das genealogiſche Aneinanderfügen und das catalogenartige Aufzählen, ſondern auch das Herbeiziehen localer Mythen und Culte in die epiſche Darſtellung (Schol. Il. 24, 614) zum Ἡσιόδειος χαρακτὴρ gerechnet wurde. Hierauf folgt ein Kapitel, überſchrieben: De Musis carmen, in welchem die Behauptung durchgeführt wird, daß die erſten 115 Verſe der jetzigen Theogonie den Gelehrten des Alterthums als beſonderes Gedicht bekannt waren. Da die Beurtheilung dieſes Stückes ein Angelpunkt der Heſiodiſchen Critik und für die Anſichten vom alten Epos überhaupt von Wichtigkeit iſt, wollen wir hierbei ſtehen bleiben und von den Argumenten des Verf. etwas ausführlicher Rechenſchaft geben, als es uns bei dem Ganzen des Buches hier geſtattet iſt.

Zuerſt ſtellt der Verf. die Behauptung auf, daß in Epikurs Zeitalter die Theogonie mit V. 116 anfing, indem er ſich dafür auf Sext. Empiricus adv. physicos II, 18 (p. 383, ed. Col. p. 636 ed. Fabr.) beruft. In dieſer Stelle leſen wir indeß nichts, als daß der junge Epikur die Grammatik verlaſſen und ſich zur Philoſophie gewandt haben ſoll, weil ein Grammatiker ihm bei der Auslegung der Stelle *ἤτοι μὲν πρώτιστα χάος γένετ'* auf die Frage: woher nun aber das Chaos, keine Antwort zu geben wußte. Auch Kyrillos adv. Julian. II. p: 53 B. ſpricht in ſo allgemeinen Ausdrücken von der Muſenbegeiſterung, von der getrieben Heſiod die Geſchlechter der Götter beſinge, daß wir es nicht recht faſſen können, welchen Nutzen wir nach dem Verf. aus dieſem Zeugniſſe ziehen ſollen. Themiſtios aber, der Or. XXX, 1, p. 348 ſagt: Heſiod habe ſeine Poeſie *εἰς ἡρώων τε καὶ Μουσῶν ἐπαίνους* getheilt und unter Letzterm den Landbau begriffen, will damit nur den Gegenſatz zwiſchen kriegeriſcher Tüchtigkeit und den friedlichen Künſten, die bei den Alten großentheils *μουσική* hießen, bezeichnen, worauf der ganze Zuſammenhang führt. Von nicht viel größerem Belange ſcheint uns die Stelle des Lucian, wo der Muſentanz im Anfange der Theogonie *ἐν ἀρχῇ τῶν ἐπῶν* geſetzt wird; wenigſtens könnte daraus nur geſchloſſen werden, daß man die Theogonie unter den Heſiodiſchen Liedern zuerſt ſtellte, nicht aber daß man das erwähnte Stück als ein Proömium nicht der Theogonie, ſondern des geſammten Heſiod angeſehen habe. Weit wichtiger iſt das berühmte Zeugniß des Chryſippos bei Galenus de Hippocratis et Platonis dogm. III., 8. p. 349 ff., wo erſt die in der Heſiodiſchen Theogonie erhaltene Erzählung von der Entſtehung der Athena aus der *Μῆτις*, die Zeus in ſich aufgenommen, angegeben wird, dann aber aus einem andern darauf folgenden theogoniſchen Gedichte (*ἐν ταῖς θεογονίαις, ἐν ἑτέροις, ἐν τοῖς μετὰ ταῦτα* ſind die hierher gehörenden Ausdrücke) die Entſtehung der Athena als motivirt durch einen Streit des Zeus und der Hera angeführt und auch das darauf bezügliche Bruchſtück mitgetheilt wird. Hieraus iſt allerdings ſo viel klar, daß es im Alterthum eine Sammlung Heſiodiſcher Poeſieen gab, wo auf unſere Theogonie noch andere theogoniſche Stücke folgten (wofür auch Lobeck Aglaoph. p. 567 einige Zeugniſſe beigebracht hat, die freilich einzeln genommen großen Bedenken Raum geben); aber für die Frage über die Beſtimmung jenes Proömion hat dies doch noch keine unmittelbare Bedeutung. Dagegen wird es nützlich ſein, hier gleich einige andere vom Verf. ſpäter beigebrachte Zeugniſſe anzureihen. Plutarch T. II. p. 743, c.

Fr. erzählt, daß eine Geſellſchaft nach der Libation und dem Päan für die Muſen und den Apollon zur Lyra aus Heſiod die Geſchichte der Geburt der Muſen (*ἐκ τῶν Ἡσιόδου τὰ περὶ τὴν τῶν Μουσῶν γένεσιν*) geſungen habe. Darunter kann kaum etwas Anderes gemeint ſein als das Stück der Theogonie V. 36 bis etwa 67, worin die V. 56—60 die Geburt ſelbſt betreffen; und es iſt dann erſtens bemerkenswerth, daß dies Stück als ein beſonderes Lied geſungen wurde, und dann, daß Plutarch es ſo allgemein *ἐκ τῶν Ἡσιόδου* citirt. Daß aber die Geburt der Muſen ſelbſt in dieſem Hymnus ausführlicher dargeſtellt worden ſei, als wir ſie jetzt haben, würde Ref. nicht mit dem Verf. daraus zu ſchließen wagen, da auch ſchon in dem erhaltenen Stücke hinlänglich die Rede davon iſt. Auch kann das Scholion zu V. 64 *φησὶ γὰρ ὡς ἔστιν ἐν Ἑλικῶνι καὶ Χαρίτων ἱερὸν καὶ Ἱμέρου καὶ Μουσῶν* zu keiner Aenderung in der Stellung dieſer Verſe berechtigen, denn da Heſiod von einem Helikoniſchen Heiligthum dieſer Gottheiten an der Stelle gar nicht ſprechen kann: ſo kann nur gefragt werden, ob das Scholion verdorben oder ein thörichter Schluß aus den Worten des Dichters ſei. Ganz in den Vordergrund aber verdient das Zeugniß des Grammatiker Ariſtophanes geſtellt zu werden, welches der Verf. zu V. 68 aus den Scholien hervorzieht. Ariſtophanes nämlich machte hier darauf aufmerkſam, daß die Muſen hier auf den Olymp hinaufzögen; denn vorher ſei von ihrem Tanze am Orte die Rede geweſen (*ἐπεσημήνατο ταῦτα ὁ Ἀριστοφάνης. νῦν περὶ τῆς ἀνόδου ταῦτά φησι τῆς εἰς τὸν Ὄλυμπον. ὁ πρότερος γὰρ ἦν λόγος αὐτῷ περὶ αὐτῆς ἐν τόπῳ αὐτῶν χορείας*). Die letzten Worte ſcheinen von ſpätern Scholiographen auf eine Art zuſammengezogen zu ſein, daß man Ariſtophanes eigene Worte ſchwerlich wieder herſtellen kann: aber das iſt doch klar, daß nach Ariſtophanes Verſtändniß der Stelle die Muſen von einem andern Orte, an dem ſie getanzt hatten, nach dem Olymp hinaufzogen und zurückkehrten. Dieſer Zuſammenhang iſt aber in unſerm Proömion, wie es vorliegt, nicht vorhanden, wenigſtens ſo verdunkelt, daß man eine andere Geſtalt deſſelben annehmen muß, um erſt recht zu verſtehen, was Ariſtophanes meint.

Und dies iſt die Stelle, an welcher wir die oben angedeutete Ueberzeugung noch unumwundener ausſprechen müſſen, daß nämlich, ſo ſchätzenswerth eine von allem Fremdartigen rein gehaltene diplomatiſche Unterſuchung über irgend einen Text auch ſein mag, doch ein wirklich wiſſenſchaftliches Reſultat, eine wahre Erkenntniß der eigentlichen und urſprünglichen Beſchaffenheit deſſelben nur durch das Zuſam-

menwirken derſelben mit der innern Critik, welche aus dem Texte ſelbſt ſeine Geſchichte entwickelt, erreicht werden kann. Was aber dies Stück der Heſiodiſchen Poeſie anlangt, ſo ſcheinen uns jene ſpärlichen Bruchſtückchen älterer Critik ſelbſt wieder erſt im Zuſammenhange einer in Sinn und Sprache des Proömion eingehenden Critik ihre Bedeutung zu erhalten. Um ſeine Meinung deutlicher zu machen, kann der Ref. nicht anders als den Inhalt dieſes Proömion V. 1 bis 115 zwar nur ſummariſch, aber doch mit möglichſt genauer Bezeichnung der Gedankenverknüpfung, vorlegen: wobei er gleich die Stellen, wo dieſe Verknüpfung fehlt und eine Flicknath, um ſo das Wolfiſche **sutura** zu überſetzen, ſichtbar wird, durch ein Zeichen der Abſonderung hervorheben will.

„Laßt uns den Geſang von den Helikoniſchen Muſen beginnen, die den Helikon inne haben und dort um die Quellen und den Zeus-Altar tanzen. Nach einem Bade in dieſen Quellen und einem Chortanz auf der Berghöhe wandelten ſie in dunkle Luft gehüllt und ſangen Zeus, Hera und das übrige Geſchlecht der Götter. Sie haben den Heſiod den ſchönen Geſang gelehrt, den ſie als trägen Hirten am Helikon fanden, und ihm göttliche Stimme gegeben, um der Götter Geſchlecht zu ſingen, ſie ſelbſt aber immer zuerſt und hinterher [1]). Aber wozu erzähle ich von dieſen ländlichen Scenen [2]) | Auf laßt uns von den Muſen beginnen, welche Zeus durch ihren Geſang erfreuen. Sein Haus lacht, wenn die Stimme der Göttinnen ſich verbreitet. Sie ſingen zuerſt die von Erd' und Himmel ſtammenden und wieder von dieſen entſproſſenen Götter, dann beſonders Zeus, mit dem ſie beginnen und aufhören, dann Menſchen und Giganten. So erfreuen ſie Zeus Sinn, ſie die Töchter des Zeus, welche Mnemoſyme in Pierien geboren. Neun Nächte war Zeus bei ihr; nach Jahresumlauf gebar ſie die neun Töchter, die Geſangliebenden, wenig unter dem höchſten Gipfel des Olympos, wo ſie ihre Chöre und Häuſer haben, neben Himeros und Chariten. Bei den Göttermahlen [3]) aber ſingen ſie mit lieblicher Stimme den Ruhm aller Unſterblichen. | Sie gingen damals [4])

---

[1]) *πρῶτόν τε καὶ ὕστερον* nach den Handſchriften, wofür Wolf *ὕστατον* wollte.

[2]) Ländliche Einfalt, harmloſes Hirtenleben ſcheint in dem ſprichwörtlichen: *ταῦτα περὶ δρῦν ἢ περὶ πέτρην* zu liegen.

[3]) Daß *ἐν θαλίῃς* zum Folgenden gehört, ſcheint mir ſicher, aber der Fehler in dem Verſe noch auf keine ſichere Weiſe gebeſſert. Die ganze Stelle ſcheint durch eine ſpätere Ueberarbeitung gelitten zu haben.

[4]) *αἳ τότ' ἴσαν.* **Quando vero! Ubi primum natae erant. F. A. W.** Aber ſie waren ja auf dem Olymp ſelbſt geboren. Und wenn ſie eben geboren ſchon als Sängerinnen auftraten, mußte dies Wunder ganz anders hervorgehoben werden. Die Frage fordert alſo noch eine andere Löſung.

zum Olymp, der ſchönen Stimme im Geſange ſich erfreuend, zu ihrem Vater zurück, der als Sieger des Kronos durch Blitz und Donner auf dem Olymp herrſcht und den Unſterblichen ihre Ehren vertheilt hat. | Dieſes alſo ſangen die Muſen, die neun Töchter des großen Zeus (hier folgen ihre Namen): unter allen aber iſt Kalliope die angeſehenſte; ſie geht mit den Königen. Wem unter den Königen die Muſen günſtig ſind, dem geben ſie ſanft überredende Worte zur Schlichtung der Rechtſtreite und eine milde göttergleiche Würde in der Verſammlung des Volkes. Von den Muſen ſtammen die Sänger, von Zeus die Könige; ſelig, wen jene lieben, denn ſelbſt wenn einer im Herzen von einem friſchen Leide tief bewegt iſt, vergißt er es ſchnell, ſobald der Diener der Muſen die Thaten der Helden und die ſeligen Götter ſingt. | Seid mir gegrüßt, Kinder des Zeus, gebt mir lieblichen Geſang und verkündet die Geſchlechter der Götter der Reihe nach.

Wenn hier ſchon bei einem flüchtigen Ueberblicke klar iſt, daß dies Proömion durch Wiederholungen auf eine unerträgliche Weiſe überladen iſt und an den bezeichneten Stellen der Zuſammenhang abreißt: ſo muß nun die Frage ſo geſtellt werden, durch welche Annahme dieſe Erſcheinung am einfachſten erklärt werden kann. Und wenn uns, um der Kürze willen, geſtattet wird, die bereits getrennten Stücke ſo zu bezeichnen, daß mit V. 1. *Μουσάων Ἑλικωνιάδων* A, mit V. 36. *Τύνη Μουσάων* B, mit V. 68. *αἳ τότ᾽ ἴσαν* C, mit V. 74. *Ταῦτ᾽ ἄρα Μοῦσαι* D, mit V. 104. *Χαίρετε* E beginnt: ſo kann Ref. ſeine Meinung ſehr einfach ſo ausdrücken, daß A. C. E. das urſprüngliche Proömion der Theogonie bilde, B ein in den Böotiſchen Sängerſchulen als Eingang beliebiger Geſänge gebräuchlicher Muſen-Hymnus, D aber ein Schlußgeſang der Theogonie oder auch — nach Belieben der Sänger — jedes andern Heſiodiſchen Epos war, der in einer grammatiſchen Bearbeitung der Theogonie hier ſeine Stelle erhalten hat. Einige wenige Bemerkungen werden genügen, die Uebereinſtimmung dieſer Stücke mit der ihnen angewieſenen Beſtimmung hervorzuheben.

Was erſtlich das eigentliche Proömion der Theogonie oder A C E betrifft: ſo iſt darin der dem Böotiſchen Sänger ſehr natürliche Gedanke ausgeführt, daß die Muſen, welche ganz Griechenland als die Olympiſchen verehrte, auch den Böotiſchen Helikon inne haben, hier ſich baden und tanzen und nach einem ſolchen Beſuche des Helikon in einer benachbarten Thalſchlucht dem Hirten Heſiodos erſchienen ſeien und ihn zum Sänger geweiht hätten. Sie ſelber aber ſeien dann zum Olympos zu ihrem Vater Zeus gegangen. Dann begrüßt

der Sänger ſie als Kinder des Zeus und bittet ſie, alles das zu verkündigen, was die Theogonie enthält. Dieſer Theil ſtellt ſich faſt ganz als eine Erzählung dar (wobei die Aoriſte V. 7. 8. die vorausliegenden Momente, die Imperfecte V. 10. 68 ff. die Handlungen, wobei die Vorſtellung verweilt, bezeichnen, der Aoriſt ἐδίδαξαν (V. 22) aber und die folgenden das Hauptfactum angeben, auf das ſich der Sänger hier beruft): als eine Erzählung, durch welche das Verhältniß des Böotiſchen Muſenberges mit ſeinen Sängergeſchlechtern zu dem Urheiligthum auf dem Olymp ſehr ſinnreich bezeichnet wird.

Das zweite Stück, B, iſt ein für ſich beſtehender Hymnus, der die Muſen als Olympiſche Sängerinnen, die Zeus im benachbarten Pierien gezeugt, feiert und auf die Theogonie keine ſpecielle Beziehung hat. Denn die darin vorkommende Angabe der Gegenſtände, welche die Muſen beſingen, zuerſt nämlich Geſänge auf alle Götter, Titaniſche und Olympiſche, dann eine ſpecielle Verherrlichung des Zeus, endlich Heroogonieen und Gigantomachieen, geht auf den geſammten epiſchen Stoff, den das Böotiſche Sängergeſchlecht ausbildete, wie auch im Vorigen, V. 38, auf die mantiſchen Lieder dieſer Schule hingedeutet wurde. Dieſer Hymnus war daher vor allen geeignet, nicht bloß ein einzelnes epiſches Lied, ſondern — wie die größeren Homeridiſchen Hymnen — den ganzen Wettkampf Böotiſcher Aöden bei irgend einer Feſtfeier zu eröffnen. Die Einheit dieſes Stücks wird — abgeſehen davon, daß kein Grund vorhanden, es in kleinere zu zerſchneiden — dadurch ſehr wahrſcheinlich, daß eine Idee durch das Ganze geht: die Muſen, des Zeus liebe Töchter, die ihn vor allen Göttern preiſen und ſeine Feſtmahle durch Geſang erheitern.

Aber wie Zeus (V. 48), ſo wurden auch die Muſen (V. 34) nicht bloß zuerſt, ſondern auch nachher beſungen; und wie der Sänger vorher die Muſen bittet zu verkündigen und zu ſingen, was er doch eigentlich ſelbſt ſingen will: ſo konnte er auch hinterher ſeine Rede als Muſengeſang darſtellen. Lieder eines ſolchen Inhalts muß es gegeben haben, und ein ſolches haben wir, nach der vorgetragenen Hypotheſe, in dem mit *Ταῦτ' ἄρα Μοῦσαι ἄειδον* beginnenden Stücke, welche Worte an ihrer jetzigen Stelle gar nichts Rechtes zu bedeuten haben, indem von dem Inhalte der Muſengeſänge im Vorigen gar nicht die Rede geweſen iſt. Für einen Schlußgeſang der bezeichneten Art war aber gewiß Nichts paſſender, als daß der Sänger ſich an die unter der horchenden Menge hervorragenden Fürſten wendete, ihnen zeigte, wie ſehr auch ſie der Muſen bedürften, und ihnen — ein Hauptbeſtreben der Böotiſchen Dichter — Ehrfurcht

vor den Gottheiten des Geſanges und ihren Dienern ans Herz legte. Alles dies iſt ſehr ſchön und geiſtvoll in dem mit D bezeichneten Stücke ausgeführt.

Nach dieſer Nachweiſung der innern Wahrſcheinlichkeit dürfen wir uns auch nun die oben angeführten Andeutungen aus dem Alterthum zu Nutze machen, unter denen die Plutarchiſche Stelle die Annahme eines beſondern Muſen-Hymnus ſehr begünſtigt, Ariſtophanes aber die Behauptung, daß der Zug der Muſen nach dem Olymp ſich an ihren Aufenthalt auf den Helikon angeſchloſſen habe, auf ſehr erwünſchte Weiſe beſtätigt und es wahrſcheinlich macht, daß die früheren Alexandriniſchen Literatoren noch eine Geſtalt der Theogonie vor ſich hatten, in der der Zuſammenhang des Tanzes der Muſen auf dem Helikon und ihrer Rückkehr nach dem Olymp klarer war, als in der heutigen Form derſelben.

Aber viel eindringlicher als jedes äußere Zeugniß ſpricht für die obige Hypotheſe, wie dem Ref. dünkt, der Umſtand, daß ſie zugleich die Erklärung in ſich enthält, wie die Stücke, die nun im Proömion zuſammenſtehen, von ihrer urſprünglichen Stelle entrückt in den Zuſammenhang gekommen ſind, in welchem wir ſie jetzt finden. Denn was erſtens den Schlußgeſang anbetrifft: ſo konnte dieſer am Schluſſe unſerer Theogonie deswegen nicht ſtehen bleiben, weil dieſe überhaupt in ihrer jetzigen Geſtalt nicht eigentlich ſchließt. Nachdem nämlich die Geſchlechter der Götter mit V. 963 abgeſchloſſen ſind, wo nun ehemals jener Schlußhymnus eingetreten ſein kann, fordert in der jetzigen Theogonie der Dichter die Muſen von Neuem auf, ihm in Geſang zu verkündigen, welche Göttinnen mit ſterblichen Männern vermählt göttergleiche Kinder geboren hätten; und es folgt eine, wenn auch ziemlich kurze, doch hinreichende Aufzählung dieſer Göttinnen und der von ihnen geliebten Männer. Dies Stück war offenbar eingeſchoben, um den Uebergang zu dem viel längeren und bedeutenderen Gedichte zu machen, in welchem die Verbindungen ſterblicher Frauen mit Göttern beſungen wurden, das unter dem Namen Eöen oder auch *Κατάλογοι γυναικῶν* (über deren Unterſchied zu handeln hier zu weitläuftig wäre) hinlänglich bekannt iſt. Wir leſen daher auch noch am Ende der Theogonie die Verſe, mit denen dies letztere Gedicht unmittelbar eingeleitet wurde: *Νῦν δὲ γυναικῶν* (d. i. der ſterblichen Frauen) *φῦλον ἀείσατε.* Indeſſen konnte doch auch ſchon das vorhergehende Stück unter *τὰ ἔπη τὰ ἐς τὰς γυναῖκας* begriffen werden; wenigſtens citirt daraus Pauſanias den ſeltenen Mythus von Phaethon, dem Sohne der Eos oder Hemera, im We-

ſentlichen ſo, wie er in eben dieſem Stücke der Theogonie geleſen wird (nur daß bei Pauſanias einige Worte ausgefallen zu ſein ſcheinen, welche die Aphrodite betrafen. Ueber dieſen ganzen Gegenſtand finden wir die Anſichten des Verfs. mit den geäußerten übereinſtimmend, jedoch mit einigen nicht unweſentlichen Verſchiedenheiten. Hr. Mützell nimmt nämlich drei urſprünglich für ſich beſtehende genealogiſche Gedichte Heſiods an: das erſte von den Verbindungen der Göttinnen mit Sterblichen (aber dies nur aus funfzig Verſen beſtehende Stück, wie wir es am Ende der Theogonie haben, iſt ſichtlich nur hinzugefügt, um einen Zuſammenhang mit dem Folgenden zu gewinnen und die Lücke zwiſchen der Theogonie und den Eöen auszufüllen, und es läßt ſich doch auch durch kein deutliches Beiſpiel nachweiſen, daß das Alterthum ein vollſtändigeres Gedicht über dieſen Gegenſtand gehabt, woraus jene funfzig Verſe ein Excerpt ſeien); das zweite von der Liebe der Götter zu ſterblichen Frauen, welches Pauſanias *τὰ εἰς γυναῖκας ᾀδόμενα* nenne und welches nun zunächſt auf die Theogonie gefolgt ſei; das dritte ein großes Gedicht, welches die edelſten Geſchlechter Griechenlands umfaßt und ihren mythiſchen Stammbaum dargelegt habe, ſo aber, daß alle dieſe Geſchlechter von ſterblichen Frauen und Göttern abgeleitet wurden. Dies ſeien die großen Eöen geweſen, auch Katalogos genannt.

Hier ſehen wir nicht recht, warum der Verf. die Eöen nicht lieber auf den Stoff beſchränkt, den alle mit *ἢ οἵη* beginnenden Fragmente, welche noch erhalten ſind (es ſind fünf, ſo viel der Ref. weiß, und ſie betreffen die Koronis, Antiope, Mekionike, Alkmene und Kyrene) übereinſtimmend darlegen, nämlich die Geſchichte ſterblicher Frauen, die von Göttern geliebt wurden: woran ſich freilich auch die Erzählung der Thaten ihrer Söhne, wie bei der Alkmene des Herakles, anknüpfte, aber ſo, daß darin die Mütter eine große Rolle ſpielten, die man namentlich aus dem Stücke der Eöen, welches dem Heſiodiſchen Schilde vorausgeſchickt iſt, und einigen andern auf Alkmene und Herakles bezüglichen Fragmenten ſehr anſchaulich machen kann. Der Ref. würde daher nicht etwa ein kleineres Epos, welches ſich wohl auch erhalten hätte, ſondern die großen und wahrſcheinlich durch eben dieſen großen Umfang untergegangenen Eöen an den Schluß unſerer heutigen Theogonie anknüpfen, bei welcher Anknüpfung die bekannte Einrichtung jenes Epos keine Schwierigkeit macht, indem an jene Worte: *νῦν δὲ γυναικῶν φῦλον ἀείσατε* — ſich ſehr bequem einige Verſe anſchließen konnten, welche einen allgemeinen Preis der Frauen der Vorwelt enthielten, zu denen ſelbſt die Götter von Liebe

bezwungen niederſtiegen, worauf dann das immer wiederkehrende οἵη — ἢ οἵη — ἢ οἵη am Anfange der einzelnen Geſänge ſich zurück bezog.

Um nun aber zu unſerm Thema, dem Proömion der Theogonie, zurückzukehren: ſo iſt klar, daß in einem Corpus der Heſiodiſchen Poeſie, in dem die Eöen gleich an die Theogonie angeknüpft waren (und aus einem ſolchen muß unſere Recenſion der Theogonie abſtammen, nicht aber aus der anders angelegten Sammlung, wo ſich an unſere Theogonie noch mehrere theogoniſche Lieder anknüpften), jener Schlußhymnus ſeine Stelle verlaſſen und, wenn man ihn in Zuſammenhang bringen wollte, in das Proömion hineingezwängt werden mußte. Und nun wollte man auch jenen allgemeinen Muſen-Hymnus nicht abgeſondert für ſich ſtehen laſſen, ſondern vereinigte Alles, was ſich auf Lob und Preis der Muſen bezog, ſo gut es eben gehen wollte, in dieſem Theile der Theogonie.*)

Wir wollen das Urtheil über die Probabilität dieſer Entſtehungs-Geſchichte des Proömion Andern und namentlich dem Verf. des vorliegenden Buches ſelbſt überlaſſen und uns dabei nur vor jeder Verwechſelung dieſer Anſicht mit der bekannten Theorie der Interpolation und Verſchmelzung verſchiedener Recenſionen im Heſiod verwahren, in deren Beurtheilung der Ref. dem Verfaſſer vollkommen beiſtimmt. Ueber die neuliche Anwendung dieſer Theorie auf den Heſiodiſchen Schild wird der Ref. anderswo zu reden die Gelegenheit ſuchen; hier nur einige Worte zum Schluſſe über den Erfolg dieſes Verfahrens im Proömion der Theogonie. Dieſe Interpolations-Theorie verlangt von uns, drei Dinge anzunehmen, von denen das erſte möglich, obwohl unbewieſen, das zweite im hohen Grade unwahrſcheinlich, das dritte geradezu widerſinnig iſt, nämlich daß erſtens verſchiedene Dichter die Theogonie durch Zufügungen und Aenderungen dem jedesmaligen Zwecke und ihrer Laune gemäß umgearbeitet hätten, zweitens alle oder viele ſolche Formen niedergeſchrieben und in Handſchriften aufbewahrt ſein ſollen und endlich drittens, daß gewiſſe Abſchreiber ſich die thörichte und undankbare Mühe gemacht hätten, dieſe verſchiedenen Bearbeitungen ſo mit einander zu verſchmelzen, daß ſie die beſondern Verſe und Stücke einer jeden zu einem Geſammttext zuſammentrugen, woraus denn namentlich die Geſtalt unſers Proömion entſtanden ſein ſoll. Nach dieſen

*) Vergl. Geſch. der Griech. Liter. Thl. 1. S. 164 u. d. flg.

Vorausſetzungen werden nun aus dem Proömion der Theogonie ſieben verſchiedene gemacht (man könnte, da dies zerſtückelnde Verfahren gar keine Grenze in ſich hat, eben ſo gut vierzehn machen); aber ſeltſamer Weiſe nicht etwa ſo, daß das Unzuſammenhängende der Gedanken dabei vermieden und entfernt wird, ſondern ſo, daß weit mehr davon hereinkommt, als darin war, und auch der wirkliche Zuſammenhang, den der Kritiker nämlich zu durchdenken verſäumt hat, zerſtört wird. So wird in dem erſten dieſer angeblichen Proömien V. **1** unmittelbar mit **22—52** verbunden, d. h. es wird Heſiods Dichterweihe erzählt, ohne die ſchöne Motivirung durch den Beſuch der Olympiſchen Muſen auf dem Helikon und ihren nächtlichen Zug. Im zweiten wird an V. **4** ſogleich V. **11** angeknüpft, ſo daß die Muſen um die Helikoniſche Quelle und den Altar des Zeus tanzend die Götter beſingen, was gegen die Sitten jener früheren Zeit iſt, wo noch nicht dieſelben Perſonen zugleich zu ſingen und zu tanzen pflegen, wie beim ſpätern Chor. Im dritten Proömion wird *ταῦτ' ἄρα Μοῦσαι ἄειδον* V. **75** angeknüpft an die Aufzählung der Götter, die die Muſen im Geſange preiſen (V. **11—21**), ohne daß man durch dieſe Aufzählung erfährt, was die Muſen zum Preiſe dieſer Götter geſungen hätten. Im vierten wird *αἵ τότ' ἴσαν* V. **68** unmittelbar hinter die Erzählung von der Geburt der Muſen V. **53—64** geſtellt, ſo daß die eben erſt auf dem Olymp gebornen Muſen nach dem Olympos wandeln und dabei die Erde von dem mächtigen Geſange und zugleich von dem Tactſchritte der wandelnden Füße (der Kinderfüßchen?) erſchallen laſſen. Und ſo in allen übrigen, ſo daß wohl deutlich genug iſt, daß, wenn wir dieſe ſieben Proömien hätten, wir ſie alleſammt benutzen müßten, um einen vernünftigen und eines alten epiſchen Sängers würdigen Zuſammenhang herzuſtellen, nicht aber, daß es der neuen Philologie, wie Manche geglaubt haben, gelungen wäre, hier die Lieder ſieben weiſer Meiſter im Geſange zu entdecken, aus denen ſpätere Abſchreiber durch ein rohes Aneinanderflicken unſer — bei aller Ueberladenheit immer noch ungleich beſſeres — Proömion zuſammengeſtellt hätten.

De Lycurgi oratoris vita et rebus gestis dissertatio. Scripsit ad summos in Philosophia honores rite impetrandos D. A. F. Nissen. Kiel. 1833. 100 S. in 8.

Nachdem die eine Rede, welche uns von dem Redner Lykurg, einem der wackerſten Männer des Attiſchen Alterthums, übrig iſt, in neueren Zeiten faſt unverhältnißmäßig oft bearbeitet worden iſt, wendet ſich das philologiſche Intereſſe mit Vorliebe den übrigen Bruchſtücken und Nachrichten zu, die von Lykurg und über ihn ſich jetzt noch auffinden laſſen. Als Verſuch einer Lebensbeſchreibung des Lykurg iſt, nach einer kürzern Abhandlung von Herrn Director Blume in einem Programm des Potsdamer Gymnaſiums, zuerſt dieſe umfaſſendere Schrift erſchienen, deren Verf. auch unſer gelehrter Mitbürger, aber erſt nach der Zeit geworden iſt, da er ſchon dieſe Schrift abgefaßt hatte. Und man wird ihm ſchwerlich das Zeugniß verſagen können, daß ſeine Schrift mit gründlicher Kenntniß und beſonnener Ueberlegung verfaßt ſei, wenn ſie auch weniger unabhängige Wege der Forſchung einſchlägt, als die der Vorgänger, welche einzelne Puncte aus dem Leben Lykurgs bearbeitet haben, mit einer nicht immer gleich fruchtbringenden Kritik begleitet.

Die Schrift zerfällt, nach einem **Prooemium**, welches von den Quellen zur Biographie des Lykurg handelt, in ſechs Abſchnitte (deren Abtheilung indeß nur in dem am Schluſſe hinzugefügten **Argumentum** bemerkt iſt). 1. Lykurgs Abkunft und chronologiſche Beſtimmungen ſeines Lebens. 2. Lykurgs Charakter. 3. Seine politiſchen Unternehmungen und Finanzverwaltung. 4. Lykurg als Redner. 5. Seine Volksbeſchlüſſe und Geſetze. 6. Seine letzten Schickſale.

Ueber das Geſchlecht der Butaden, aus welchem Lykurg entſproſſen war, wollen wir hier kurz ſein. Seit der Ref. in ſeiner Schrift **de sacris et aede Minervae Poliadis**, auf welche der Vrf. beſonders Rückſicht nimmt, die genauere Unterſuchung über den Stammbaum dieſes Geſchlechts angeregt hat, hat Böckh im **Corp. Inscr. Graec. T. I. p. 441** meiſt zum Theil aus neuen Hilfsmitteln, ihm für die ſpätern Zeiten, wo die Butaden mit den Lykomeden in Verbindung treten, bedeutende Erweiterungen verſchafft. Auch Hr. **Dr.** Boßler hat in ſeiner nützlichen und ſchätzbaren Schrift **de gentibus et familiis Atticae sacerdotalibus (Darmst. 1833)**, deren Fortſetzung und Vollendung wir ſehr wünſchen, den Butadiſchen

Stammbaum mit ſelbſtſtändiger Forſchung auf eine befriedigende Weiſe angeordnet. Den Zweifel des Verfs., ob die Prieſterin der Pallas Polias ohne Mann leben mußte, löſt die Stelle Plutarch Numa 9, aus welcher beſtimmt hervorgeht, daß ſie weder Jungfrau noch verheirathet, ſondern eine Wittwe ſein mußte; und ebenſo erledigt ſich die Schwierigkeit, die Hr. Dr. Niſſen darin findet, daß Lykurgs Großvater auf Befehl der Dreißigmänner umgebracht und doch in den öffentlichen Begräbniſſen des Kerameikos beſtattet ſei, dadurch, daß bekanntlich die Beiſetzung der Aſchen=Urne in beſtimmte Monumente oft weit ſpäter erfolgte, als die Verbrennung des Leichnams und Sammlung der Ueberreſte, alſo auch dieſem älteren Lykurg die Ehre einer öffentlichen Beſtattung recht wohl nach der Befreiung Athens durch die von Phyle erwieſen worden ſein kann.

Wir gehen gleich zu einer Hauptfrage über, welche nicht bloß für Lykurgs Lebensgeſchichte, ſondern für die geſammte Kenntniß Athens in Philipps und Alexanders Zeit von Wichtigkeit iſt: in welche Zeit nämlich eigentlich Lykurgs Finanzverwaltung trifft. Der Verf. erörtert erſt ſorgfältig, was indeß kaum noch der Erörterung bedurfte, daß die drei Pentaeteriden, welche Lykurg, nach ſichern Quellen den Finanzen Athens vorſtand, mit den zwölf Jahren, welche Diodor dafür angibt, völlig einerlei ſind, indem die Pentaeteride, nach Griechiſchem Sprachgebrauch, überhaupt einen vierjährigen Zeitraum, und zwar, wie Böckh gezeigt, für die Atheniſche Verwaltung die vier Jahre von einem großen Panathenaiſchen Feſte bis zum andern, bezeichnete. (Vgl. Schömann in der Halliſchen A. L. Z. 1826. Thl. III. S. 556). Eben ſo gewiß iſt es, daß Lykurg von dieſen zwölf Jahren nur vier das Amt eines *ταμίας ἐπὶ διοικήσεως* in eignem Namen verwaltete, die übrige Zeit aber das Volk veranlaßte, Freunde von ihm zu Schatzmeiſtern der Verwaltung zu wählen, welche ihm die eigentliche Oberaufſicht über die Geſchäfte überließen. Wiewohl das nicht ſo geſchehen ſein kann, daß das Volk ihm anheim geſtellt hätte, wen er von ſeinen Freunden wollte vorzuſchieben, wie der Verf. S. 11 annimmt; vielmehr forderte die Verfaſſung durchaus, daß ein beſtimmter *ταμίας* ernannt würde. Was nun aber die Zeit anlangt, in welche dieſe zwölf Jahre fallen, ſo ſtimmt der Verf. ganz für die Beſtimmung von Böckh, nach der ſie entweder von Olymp. 109, 3 bis 112, 3, oder von 110, 3 bis 113, 3 zu rechnen ſind. Er bemerkt ganz richtig, daß bis gegen Olymp. 109, 3 Athens Finanzen, nach Demoſthenes Klagen, zu ſehr in Unordnung erſcheinen, als daß man darin ſchon die wohlthätigen Wirkungen der trefflichen Verwaltung des Lykurg er=

kennen könnte. Auch vertrage ſich die Geſandtſchaft nach dem Peloponnes, welche Lykurg in Verbindung mit Demoſthenes und Andern Olymp. 109, 2 übernahm, nicht mit ſeinem Amte als Schatzmeiſter der Verwaltung, welches der Natur der Sache und beſtimmten Zeugniſſen nach ſeine beſtändige Anweſenheit zu Athen verlangte.

Von den beiden Annahmen aber, zwiſchen denen Böckh der ferneren Unterſuchung noch die Wahl läßt, glaubt der Verf. ſich für die, nach welcher Lykurgs Verwaltung von 109, 3 bis 112, 3 dauerte, entſcheiden und die andere mit Beſtimmtheit verwerfen zu müſſen. Seine Gründe ſind, daß Lykurg vor Ablauf der ſpätern Epoche (Olymp. 112, 3) ſchon geſtorben ſein müſſe, indem von ihm keine Rede erwähnt werde, welche nach beſtimmten chronologiſchen Daten ſpäter als Olymp. 113, 3 falle, und insbeſondere Lykurg in der Geſchichte des Harpalos, in welche faſt alle damaligen Redner Athens, und nicht zu ihrer Ehre, mit Ausnahme des Hyperides, verflochten waren, gar nicht genannt, ſondern vielmehr im Leben des Hyperides bei Plutarch beſtimmt als damals bereits unter den Todten erwähnt werde (p. 848 f. ed. Francof. p. 270 ed. Hutten.). Der erſte Punkt kann indeß, bei der geringen Anzahl der chronologiſch beſtimmten Reden des Lykurg, keine bedeutende Probabilität dafür ergeben, daß Lykurg bald nach der letzten, deren Zeit wir kennen, geſtorben ſei. Und aus dem zweiten Datum läßt ſich immer nur folgern, daß Lykurg vor der Anklage der Harpaliſchen Redner (Olymp. 113, 4 am Ende des Jahrs) geſtorben ſei; und man braucht deswegen das Argument gar nicht aufzugeben, welches Böckh aus dem dritten Pſeudo-Demoſtheniſchen Briefe gezogen hat, deſſen Verfaſſer davon ausgeht, daß Demoſthenes in ſeinem Exil, in das er wegen des Harpaliſchen Prozeſſes am Anfang von Ol. 114, 1 (d. h. um die Mitte von 324 v. Chr.) ging, ſich durch ein Schreiben an den Staat Athen der Söhne des Lykurgos angenommen habe, die die Athener nach dem Tode ihres Vaters, von deſſen Gegnern aufgewiegelt, ins Gefängniß geworfen hatten. Vergl. auch die X Oratt. Vitae bei Plutarch p. 254 Hutten. Vielmehr ſcheint dieſe Einkerkerung der Söhne des Lykurg gleichzeitig mit dem Harpaliſchen Proceſſe geſchehen zu ſein, ſo daß Demoſthenes, der während dieſes ſchlimmen Handels für ſein eigenes Haupt zu ſorgen hatte, nicht eher als im Exil Zeit fand, ſich für die Nachgelaſſenen ſeines Freundes und Genoſſen in der Verwaltung Athens zu verwenden. Auf keinen Fall liegt in jenen Angaben ein Gegenbeweis gegen die Annahme, daß Lykurgos das Amt ἐπὶ διοικήσεως bis 113, 3 verwaltet und zum Beweiſe ſeiner ſtrengen Recht-

lichkeit, theils in einer öffentlichen Verhandlung im Metroon und Buleuterion, theils durch eine zu Jedermans Prüfung aufgeſtellte, auf Stein verzeichnete Ueberſicht ſeiner Verwaltung (ἀναγραφὴ πάντων ὧν διῴκησεν), dem Volke eine freiwillige und außerordentliche Rechenſchaft abgelegt habe (von welcher ἀναγραφὴ wir aller Wahrſcheinlichkeit nach ein von Böckh glücklich erkanntes Stück übrig haben, Corp. inscr. n. 157).

Wenn nun ferner der Verf. für ſeine Meinung anführt, daß von Olymp. 109, 3 an die Macht der Athener einen deutlichen Aufſchwung nehme, quum jam non luderent in bello contra Philippum gerendo, sed acerrimum studium ponere coepissent, ſo weiß der Ref. dies damit nicht zu vereinigen, daß von Ol. 108, 2 am Ende bis in die Mitte von 110, 1 völliger Friede zwiſchen Philipp und den Athenern herrſchte und eine energiſche Thätigkeit für den Krieg in Athen erſt am Ende von 110, 2 begann, da Philippos Elateia beſetzte. Noch weniger aber ſpricht das letzte Argument: quod Philochorus (fragm. 76. Siebelis) navalis et armamentarii aedificationem, quam Lycurgus perpetravit, d i l a t a m esse narravit anno 339 a. C. n. s. Ol. 110, 2, für des Verfs. Meinung, ſondern vielmehr entſchieden dagegen. Um dies zu zeigen, wird es nöthig ſein, die S. 46 ff. ausführlicher entwickelte Anſicht des Verfs. über dieſe Bauten des Lykurgos im Zuſammenhange zu prüfen. Hier nimmt nämlich Hr. Dr. Niſſen an, daß die νεώσοικοι oder Docks im Peiräeus (eigentlich große Gebäude, in denen die ſämmtlichen Schiffe gegen Wind und Wetter bedeckt und geſchützt ſtanden), nachdem die dreißig Tyrannen ſie auf den Abbruch verkauft hatten, von Eubulos dem Anaphlyſtier neu gebaut und von Lykurg hergeſtellt und ſo vergrößert worden ſeien, daß 400 Trieren darin Platz hatten; von dem damit verbundenen See-Arſenal (σκευοθήκη oder ὁπλοθήκη) aber Philon den Grund gelegt, Eubulos es alsdann erweitert und Lykurgos es nach Olymp. 110, 2 vollendet und mit den nöthigen Vorräthen ausgerüſtet habe. Hierbei bedürfen mehrere Puncte der Berichtigung. Sicher iſt, nach der Hauptſtelle des Aeſchines gegen Kteſiphon §. 25, daß in dem letzten Decennium vor der Schlacht von Chäronea die Vorſteher des Theorikon oder der öffentlichen Geldvertheilungen für die Feſte, wegen des Vertrauens, welches das Volk dem Eubulos von Anaphlyſtos ſchenkte, faſt die ganze Verwaltung in die Hände bekommen hatten und namentlich auch die Aufſicht über die Werfte führten und das See-Arſenal bauten (σκευοθήκην ᾠκοδόμουν). Aeſchines benutzt dieſen Umſtand an jener Stelle,

um die Verantwortlichkeit zu ſteigern, die auf Demoſthenes als einen der Vorſteher des Theorikon in der Zeit, da Kteſiphon ihn zu kränzen vorſchlug (Ol. **110, 3**), geruht habe, und es erhellt aus dieſem Zuſammenhange aufs klarſte, daß Ol. **110, 3** die Vorſteher des Theorikon, und nicht Lykurgos, den Bau des Arſenals beaufſichtigten. Daß Eubulos aber in derſelben Amtsführung auch die Docks des Peiräeus angelegt habe, wird nach der Zuſammenſtellung des Deinarch gegen Demoſth. §. **96** wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, wo der Redner in Bezug auf Demoſthenes fragt: „welche Trieren ſind wohl auf ſeine Veranlaſſung gebaut worden, wie unter Eubulos, oder welche Schiffshäuſer ſind unter ſeiner Verwaltung entſtanden?" Daß aber Eubulos das eine oder das andere Werk vollendet habe, wird nirgends angegeben und verträgt ſich auch gar nicht mit dem beſtimmten Zeugniß des erhaltenen Volksbeſchluſſes zu Ehren des Lykurg, deſſen betreffende Stelle ſo zu ſchreiben und zu interpungiren iſt: *ἡμίεργα παραλαβὼν τούς τε νεωςοίκους καὶ τὴν σκευοθήκην καὶ τὸ θέατρον τὸ Διονυσιακὸν ἐξειργάσατο καὶ ἐπετέλεσε, καὶ τό τε στάδιον τὸ Παναθηναϊκὸν καὶ τὸ γυμνάσιον τὸ Λύκειον κατεσκεύασε*, wie der Ref., in Bezug auf die Aeußerungen des Verfs. S. **50. 52**, von Neuem zu erinnern veranlaßt wird. Der Ref. verſetzt dabei das *καὶ*, das vor *τὸ Λύκειον* ſteht, vor *τό τε στάδιον*, gewiß die leichteſte Aenderung, da *τὸ κατὰ Λύκειον*, wie von Andern neuerdings vorgeſchlagen iſt, ſich mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht wohl vertragen möchte. Was aber den Philon anlangt, den der Verf. als erſten Gründer der *σκευοθήκη* nennt, ſo wiſſen wir vielmehr durch Cicero, daß Philon nach Vollendung dieſes Werks dem Volke ausführliche Rechenſchaft darüber ablegte, und in Vitruv's Zeit exiſtirte noch eine Schrift des Philon über dieſen Bau; auch heißt dies viel bewunderte Bauwerk bei den Alten öfter das Arſenal des Philon. Wir kennen aber dieſen Philon, aus eben dieſer Vorrede des Vitruv zum ſiebenten Buch, auch als den Vollender des Eleuſiniſchen Weihetempels in der Zeit des Phalareer Demetrios (nach Ol. **115, 4**), wonach ſein Zeitalter nicht vor Alexander zu ſetzen iſt und durch ein erwünſchtes Zuſammentreffen aller Umſtände außer Zweifel geſetzt wird, daß Philon eben der Architect geweſen iſt, dem Lykurg als Schatzmeiſter der Verwaltung jenen wichtigen Bau aufgetragen hat.

Der Ref. erwartete, daß Hr. Dr. Niſſen bei dieſer Frage auch den Holländiſchen Gelehrten, J. Bake, erwähnen würde, der in einer ausführlichen Recenſion in der **Bibliotheca critica nova Vol. V.**

p. 456 sqq. die Ergebniſſe von Böckh's Unterſuchungen über Lykurgos Verwaltung beſtritten und die Meinung zu begründen geſucht hat, daß Lykurg als Schatzmeiſter der Verwaltung oder, was einerlei damit ſei, Aufſeher des Theorikon's zwölf Jahre, aber nicht hinter einander, ſondern unterbrochen, den Finanzen Athens vorgeſtanden habe und die Abrechnung im Corp. Inscr. n. 157 nur zum Theil von ihm, zum Theil aber von Andern herrühre. Wir übergehen dabei die Bemerkungen, welche die oben erwähnte Rechenſchaft des Lykurg vor ſeinem Tode betreffen, in der Bake nur darum Vieles unbegreiflich findet, weil er ſie für eine regelmäßige εὐθύνη nimmt, was ſie nicht ſein konnte und ſollte (vgl. Meier Attiſcher Proceß S. 223). und eben ſo die folgenden Einwendungen in Bezug auf das δερματικὸν (die Einnahme von den Häuten der Opferthiere), die bei einer ſorgfältigen Erwägung der Probabilität ganz anders ausgefallen wären, und wollen hier nur nach dem Grunde fragen, um deſſentwillen Bake den Schatzmeiſter der Verwaltung mit dem Aufſeher des Theorikon identificirt. Dieſer Grund liegt faſt allein in der Stelle des Aeſchines, aus der indeſſen nur dies erhellt, daß von Eubulos an bis Olymp. 110, 2 eine über ihre eigentlichen Grenzen weit ausgedehnte Gewalt der Theorikon-Vorſteher beſtanden habe. Als Aeſchines die Rede hielt (Olymp. 112, 3), war dieſe weitere Ausdehnung auf jeden Fall ſchon lange vorüber und Aeſchines muß ſie den Athenern erſt in Erinnerung bringen, um daraus ein Argument gegen Demoſthenes entnehmen zu können. Es erhellt daher aus der Stelle des Aeſchines gerade das Gegentheil von dem, was Hr. Prof. Bake daraus erweiſen wollte, nämlich die Unmöglichkeit, daß noch um Olymp. 112 der Schatzmeiſter der Verwaltung und die Vorſteher des Theorikon (deren Mehrzahl nach Aeſchines und Pollux VIII, 99 nicht zu leugnen iſt) dieſelben Behörden geweſen ſein könnten. Wenn aber Plutarch von Demades in Beziehung auf Olymp. 112, 2 ſagt, daß er damals die Einkünfte des Staats unter ſich gehabt habe, ſo läßt ſich das doch auf keine Weiſe mit Lykurgs zwölfjähriger Verwaltung vereinigen, außer ſo, daß man es als hyperboliſche Bezeichnung des Theoriken-Amts nimmt, welches auch damals noch den Ueberſchuß aus der Verwaltungscaſſe erhalten haben muß, da kein neuer Schatz daraus gegründet wurde. Auch ſtimmt dies ganz gut mit der dort erzählten Geſchichte, wo Demades die Athener von einer Unternehmung gegen Alexander dadurch abbringt, das er ihnen bemerklich macht, wie in dieſem Falle das Geld, das ſie an den bevorſtehenden Choen vertrinken ſollten, auf die Ausrüſtung der Flotte verwandt

werden müſſe. Denn daß Lykurgs Verwaltung ein ununterbrochenes Ganzes bildete und alſo Ol. 112, 2 im Gange geweſen ſein muß — von welchem Datum man auch ausgehe — läßt ſich doch nach den Worten der Vitae X Oratt. „Er war Schatzmeiſter drei Pentaeteriden hindurch, zuerſt in eigner Perſon, dann unter fremden Namen, und war mit der Verwaltung beſchäftigt ohne Unterlaß, des Sommers und Winters" kaum bezweifeln.

Wir verbinden hiermit die Anzeige einer vorzüglichen Schrift, die noch zu einigen weitern Bemerkungen über dieſen wichtigen Punct der Atheniſchen Geſchichte Veranlaſſung geben kann:

Lycurgi deperditarum orationum fragmenta collegit, disposuit, illustravit Frider. Gustav. Kiesslingius, Ph. D. Aa. Ll. M. superiorum ordinum in gymnasio Cizensi praeceptor. Praecedit vita Lycurgi, quae Plutarcho tribuitur. XVI und 128 S. in 8. Halle.

Da Nachrichten über die einzelnen Reden zu erörtern an dieſer Stelle unſere Abſicht nicht ſein kann, wollen wir das Thema feſthalten, das wir bei der Schrift des Hrn. Dr. Niſſen aufgenommen haben, und den Abſchnitt, welcher: IX. *Ἀπολογισμὸς ὧν πεπολίτευται.* X. *Περὶ διοικήσεως* überſchrieben iſt, S. 69—90, mit beſonderer Rückſicht auf die Zeit der Lykurgiſchen Verwaltung prüfen. Die erſtere unter dieſen beiden Reden wird von Hrn. Kießling für einerlei gehalten mit einer Rede *ὑπὲρ τῶν εὐθυνῶν*, welche Suidas erwähnt und die durch Deinarchos Rede: *Κατὰ Λυκούργου εὔθυναι*, veranlaßt worden zu ſein ſcheint; jedoch ſcheint der Ausdruck: *ἀπολογισμὸς ὧν πεπολίτευται* mehr auf eine allgemeine Rechenſchaft über die Maximen der ganzen Verwaltung, wie ſie Lykurg freiwillig vor ſeinem Ende gab, als auf eine für eine einzelne Amtsführung abgelegte *εὐθύνη* zu gehen. Auch beruht die Rede *ὑπὲρ τῶν εὐθυνῶν* nur auf einer von Hrn. Pinzger vorgeſchlagenen Interpunction bei Suidas, wo *ἀπολογία πρὸς τὸν αὐτὸν* und *ὑπὲρ τῶν εὐθυνῶν* durch ein Kolon getrennt werden ſoll, ſchwerlich richtig, da *ὑπὲρ τῶν εὐθυνῶν* ſich recht gut mit *ἀπολογία* verbindet (eine Vertheidigungsrede wegen der Euthyne), aber für ſich nicht eine Rede bei der Rechenſchaftsleiſtung (*ἐν εὐθύναις*) heißen kann. Nachdem der Verf. hierauf die Fragmente dieſer Rede angeführt, die außer dem oben berühr-

ten δερματικὸν meiſt das Bau- und Schiffsweſen der Athener, namentlich die νεώρια καὶ νεώσοικοι, betreffen, ſucht er die Veranlaſſung der andern Rede περὶ διοικήσεως nachzuweiſen, die nach ihm nicht in den Vorwürfen des Meneſächmos, die dieſer feindſelige Staatsmann und Financier dem Lykurg noch kurz vor ſeinem Tode machte, gelegen haben kann, weil Lykurg, der kein Talent zu improviſiren hatte, damals ſchwerlich eine ordentliche Rede gehalten haben könne. Dies Argument würde, wenn es ſchlagend wäre, allerdings auch die obige Annahme über den ἀπολογισμὸς des Lykurg treffen: aber was dem Lykurg an leichtem Fluß unvorbereiteter Rede abging, erſetzte, bei dieſem Gegenſtande, reichlich ſeine Geſchäftskunde, die kein Athener in dem Grade beſeſſen haben kann. Dabei geht der Verf. auf die Frage über die drei Pentaeteriden der Lykurgiſchen Verwaltung ein, und indem er, mit Böckh, gegen Hrn. Pinzger, annimmt, daß Lykurg erſt nach Ablauf dieſer ganzen Zeit geſtorben ſei, beſtreitet er doch die Anſetzung derſelben von Olymp. **109, 3** oder **110, 3** bis **112, 3** oder **113, 3**. Wir übergehen dabei ſolche Bemerkungen, welche in dieſer Anzeige bereits aus andern Schriften angeführt und erledigt ſind und heben nur einiges dem Verfaſſer Eigenthümliche hervor. Die Zeit des Baues des See-Arſenals will Hr. Dr. Kießling nicht als ein Argument für die Zeitbeſtimmung ſeines Amts ἐπὶ διοικήσεως gelten laſſen, weil es vielmehr wahrſcheinlich ſei, daß jene Bauten dem Lykurg, unter dem Namen eines ἐπιστάτης δημοσίων ἔργων, aufgetragen worden ſeien, als er die erſte Pentaeteride hindurch Athens Finanzen zur Zufriedenheit des Volks verwaltet hatte. Allein der erhaltene Volksbeſchluß und der Verf. der X Oratt. Vitae ſprechen von keinem beſondern Amte, wodurch Lykurg den öffentlichen Bauten vorgeſetzt wurde, und aus Hyperides Stelle bei Apſines in den Aldiniſchen Rhetoren I. p. 708 (welche Stelle der Verf. S. 71 auch erwähnt): οὗτος ἐβίω μὲν σωφρόνως, ταχθεὶς δὲ ἐπὶ τῇ διοικήσει τῶν χρημάτων εὗρε πόρους, ᾠκοδόμησε δὲ τὸ θέατρον, τὸ ᾠδεῖον, νεώρια, τριήρεις, ἐποιήσατο λιμένας, erhellt, daß alle dieſe Unternehmungen zu Lykurgs Amt ἐπὶ διοικήσεως gehörten, und es geht daraus wenigſtens mit großer Wahrſcheinlichkeit hervor, daß die διοίκησις mit der Aufſicht über die Bauten zugleich in ſeine Hände kam, alſo nicht vor Ol. **110, 2**. Das Argument, welches der Verf. aus Plutarchs ſchon oben berührter Angabe über Demades: ὅτε τὰς προσόδους εἶχεν ὑφ' ἑαυτῷ τῆς πόλεως entnimmt, zerſtört er ſelbſt durch den weitern Gang ſeiner Argumentation. Wenn nämlich jene Stelle den Demades wirklich als ταμίας ἐπὶ διοικήσεως bezeichnen ſoll, ſo müßte er dies

von Ol. **111, 3** an geweſen ſein, denn jene Stelle bezieht ſich auf **112, 2**, und eine Pentaeteris ſcheint wenigſtens damals die regelmäßige Zeit dieſes Amts geweſen zu ſein. Nun war es aber nicht Demades, ſondern Meneſächmos, der auf Lykurgos unmittelbar folgte, wie der Verfaſſer ſelbſt, nach Böckh's Vorgange, aus Dionyſios T. V. p. 660. R. erweiſt. Dieſem würde alſo die Zeit von Ol. **110, 3** an zuzutheilen ſein. Folglich fiele Lykurgs Verwaltung ganz in die Zeit vor der Schlacht von Chäronea, wo doch wahrhaftig Demoſthenes Schilderungen dem Zuſtande Athens unter Lykurgs Verwaltung nach dem Bilde, das uns davon überliefert wird, auf eine ſolche Weiſe widerſprechen, daß eins mit dem andern nicht beſtehen kann. Wenn alſo der Verf. beſcheiden zum Schluſſe ſagt, er habe dies nur ausgeführt, ut posse impugnari conjecturam illam ostenderet pro virium modulo, ſo würde ihn eine nur um ein Weniges ſtringentere Beweisführung gerade dahin geführt haben, non posse impugnari conjecturam illam. Ungefähr dieſelbe Folgerung macht, wie der Ref. ſieht, auch Herr Prof. Weſtermann in der Zeitſchr. f. Alterth. 1834, Nro. 14. Dagegen hat neuerlich ein anderer jüngerer Schriftſteller Lhardy De Demade, oratore Atheniensi p. 31 ff. alles Ernſtes behauptet, daß Demades von Olymp. **110, 3** bis **113, 3** ταμίας ἐπὶ διοικήσεως geweſen ſei, in welchem Falle Lykurg ſeine Verwaltung ſogar ſchon **106, 3** angefangen haben müßte, das heißt, gerade in derſelben Zeit, wo Eubulos als Theoriken-Vorſteher ziemlich die ganze διοίκησις an ſich geriſſen hatte.

Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libros novem Graece versos a Philone Byblio edidit Latinaque versione donavit F. Wagenfeld. **1837. 205 S. in 8. Bremen.**

Wir dürfen das gelehrte Publicum im Allgemeinen mit der bisherigen Geſchichte des neuen Sanchuniathon bekannt voraus ſetzen. Denn bei der großen Merkwürdigkeit des Fundes, der zu den allerwichtigſten unſers Jahrhunderts gerechnet werden mußte, wenn er ſich als echt bewährte, haben ſowohl gelehrte Zeitſchriften, als auch namentlich die politiſchen Zeitungen, die Lage der Sache von den erſten dunkeln Gerüchten über den portugieſiſchen Codex bis zu den dringend-

ſten Aufforderungen an den Herausgeber, ſich vor dem Publicum zu rechtfertigen, bereits zur allgemeinen Kunde gebracht. Die Summe aller bisherigen Verhandlungen über die Sache läßt ſich auf die beiden Hauptpunkte zurück führen, daß einerſeits der Vorläufer des Werkes ſelbſt, den Herr Fr. Wagenfeld im vorigen Jahre unter dem Titel: „Sanchuniathon's Urgeſchichte der Phönicier, in einem Auszuge aus der wieder aufgefundenen Handſchrift“ durch die Hahn'ſche Hofbuchhandlung zu Hannover erſcheinen ließ, in ſeinem Inhalte ſich ſo ſchön an das bisher von den Phöniciern Bekannte anſchmiegte und dabei doch auch wieder ein ſo originelles Gepräge, eine ſolche Friſche und Naivetät der Auffaſſung und Darſtellung zeigte, daß viele Gelehrte von verſchiedenen Fächern kaum an eine Erfindung glauben konnten; andererſeits aber ſehr bald eine ſolche Menge von Umſtänden zuſammen kamen, um die Falſchheit aller Angaben des Hrn. Wagenfeld über die Herkunft und Schickſale der Handſchrift ins Licht zu ſetzen, daß die Vertheidiger der Echtheit ſich nur noch mit der Annahme helfen konnten: Der Herausgeber habe Gründe, die wahre Geſchichte der Handſchrift in ein myſteriöſes Dunkel zu hüllen. Dieſe bedenklichen Umſtände ſind am vollſtändigſten erörtert in einer kleinen Schrift, welche ebenfalls in der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung im vorigen Jahre erſchienen iſt: „Die Sanchuniathoniſche Streitfrage nach ungedruckten Briefen gewürdigt von Dr. C. L. Grotefend.“

Gegenwärtig iſt es nicht mehr nöthig, auf irgend eine Beweisführung dieſer Art einzugehen, da die Handſchrift ſelbſt in reinlichem Abdrucke vor uns liegt und daraus allein ſich die Frage über die Echtheit vollkommen entſcheiden laſſen muß.

Wir wollen unſere vorläufige Prüfung, mit der wir durchaus keiner umſtändlicheren Unterſuchung den Weg vertreten wollen, auf drei leichte Proben beſchränken, an denen die Echtheit des Originals ſich erweiſen muß: 1) wie ſtimmt der vollſtändige Sanchuniathon, oder vielmehr Philo von Byblus, mit dem bisher bekannten Excerpte aus dem erſten Buche des Philo bei Euſebius überein? 2) wie ſtimmt der griechiſche Ausdruck des Wagenfeld'ſchen Philo mit der Sprache, wie man ſie etwa von dem Helleniſirten Byblier des zweiten Jahrhunderts v. Chr. erwarten kann? 3) wie ſtimmt die neue Publication zu den Angaben, die Hr. Wagenfeld früher über den Codex mitgetheilt hat?

Die Uebereinſtimmung des neuen Philo mit dem bei Euſebius iſt in der That ſo groß, als man ſie nur wünſchen könnte, vielleicht in manchen äußeren und zufälligen Dingen nur zu groß. Alle ausgezogenen Stellen aus dem erſten Buche des Philo bei Euſebius (an

deren Echtheit bekanntlich mehrere Gelehrte gezweifelt haben und noch zweifeln) finden ſich hier wörtlich wieder, nur daß an den Stellen, wo Euſebius eine Auslaſſung ausdrücklich bemerkt, ſich jedesmal ein Satz eingeſchoben findet. Auch die Form des Ausdrucks iſt dabei ganz dieſelbe geblieben und gerade wie bei Euſebius aus directer und obliquer Rede gemiſcht, wiewohl man erwarten ſollte, Alles in directer Weiſe vorgetragen zu finden. Euſebius ſagt nämlich, Praepar. Evang. I. p. 23. ed. Rob. Steph., am Ende des Philoniſchen Proömion ſo: *Ταῦτα κατὰ προοίμιον ὁ Φίλων διαστειλάμενος ἑξῆς ἀπάρχεται τῆς τοῦ Σαγχουνιάθωνος ἑρμηνείας, ὡδέπως τὴν Φοινικικὴν ἐκτιθέμενος θεολογίαν*, und fährt unmittelbar fort: *Τὴν τῶν ὅλων ἀρχὴν ὑποτίθεται ἀέρα ζοφώδη καὶ πνευματώδη ἢ πνοὴν ἀέρος ζοφώδους καὶ χάος θολερὸν ἐρεβῶδες· ταῦτα δὲ εἶναι ἄπειρα καὶ διὰ πολὺν αἰῶνα μὴ ἔχειν πέρας. Ὅτε δὲ, φησὶν, ἠράσθη τὸ πνεῦμα τῶν ἰδίων ἀρχῶν, καὶ ἐγένετο σύγκρασις, ἡ πλοκὴ ἐκείνη ἐκλήθη πόθος.* Hier verlangt doch wohl Conſtruction und Zuſammenhang, *ὑποτίθεται* auf den Philo als Subject zu beziehen und die erſten beiden Sätze alſo für eine Inhaltsangabe in indirecter Rede zu nehmen, zumal da das *φησὶν* nach *ὅτε δὲ* eine deutliche Anzeige enthält, daß erſt jetzt die directe Rede des Schriftſtellers beginne. Nach dem Wagenfeld'ſchen Drucke ſollen wir aber glauben, daß Philo ſelbſt, gerade ſo wie Euſebius, geſchrieben habe: *Τὴν τῶν ὅλων ἀρχὴν ὑποτίθεται* u. ſ. w., indem nämlich Hr. Wagenfeld annimmt, daß das Subject, der *ὑποτιθέμενος*, Sanchuniathon, ſei, was nach den angeführten Worten ganz unſtatthaft iſt. Auch leuchtet, wenn man den Zuſammenhang erwägt, der Grund ein, warum Euſebius die erſten Sätze in obliquer Rede referirt und dann erſt in directe Ausdrucksweiſe übergeht, er will nämlich, nach dem Zweck und Plan dieſer ganzen Erörterung, beſonders die Sätze der Phöniciſchen Theologie hervor heben, aus denen die atheiſtiſche Richtung derſelben deutlich hervorgeht. — Noch in einem andern Punkte finden wir bei äußerer Uebereinſtimmung eine weſentliche Discrepanz zwiſchen dem Philo beim Euſebius und dem neu herausgegebenen. In dieſem neuen Drucke wird nämlich dem ganzen Werke des Sanchuniathon unter dem Titel *Φίλωνος προοίμιον* eine Vorrede vorgeſetzt; Euſebius dagegen behandelt daſſelbe Stück nur als Proömion des erſten Buches (*κατὰ τὸ προοίμιον τοῦ πρώτου συγγράμματος*). Dieſe Abweichung könnte gleichgiltig ſcheinen, wenn ſie nicht mit einem andern weit größeren Widerſpruche zuſammenhinge. Bei Euſebius iſt nämlich in dieſem Proömion bloß von den Quellen der

Götterlehre die Rede, eben weil dieſe allein im erſten Buche abgehandelt wurde, und der Taautes oder Thoyt wird nur als Gewährsmann für die Urweſen und die Schöpfungsgeſchichte (*τὰ ἐξ ἀρχῆς, ἀφ' οὗ τὰ πάντα συνέστη*) angeführt. Hr. Wagenfeld dagegen bringt die Anführung des Taautes in einen ſolchen Zuſammenhang, daß er ganz gegen Philo's oder wenigſtens Euſebius Meinung als Quelle der ganzen Phöniciſchen Geſchichte daſteht, indem er den bibliſchen Hiſtoriker ungefähr ſo ſagen läßt: „Die Geſchichte der Vergangenheit zu kennen iſt ſehr nützlich. Deßwegen gab Adonilibnas, König von Byblos, dem Sanchuniathon den Auftrag, die alten Schriften darüber zu durchforſchen. Er aber forſchte mit großer Mühe den Schriften des Taautes nach, indem er wußte, daß er der Erfinder der Schreibkunſt geweſen." Aber wie kann denn der Erfinder der Schreibkunſt, der nach Philo ein Zeitgenoß von Uranos und Kronos und dabei ein ſterbliches Weſen war, wie alle dieſe ſogenannten Götter, als Hauptgewährsmann für die Phöniciſche Geſchichte aufgeführt werden? Dieſe inneren Discrepanzen, die wir wohl als Mißverſtändniſſe des Herausgebers qualificiren dürfen, ſind indeß für die Echtheit des Werks kaum ſo gefährlich, als die genaue Uebereinſtimmung in der ganzen Geſtalt des Textes. Der Text des Philo iſt bei Hrn. Wagenfeld (abgeſehen von einer Umſtellung und einigen kleinen Aenderungen, zu denen der Zuſammenhang nöthigen konnte) ganz derſelbe wie bei Euſebius, ohne alle Varianten, wie man ſie doch bei einer ſo dunkeln und von barbariſchen Worten angefüllten Schrift erwarten ſollte, ja offenbare Fehler der Ausgaben des Euſebius und beſonders des Abdruckes, den J. C. Orelli unter dem Titel: **Sanchoniathonis Berytii quae feruntur fragmenta, Lips. 1826**, von den Excerpten aus Philo veranſtaltet hat, ſind auf den neuen Text übergegangen. Wir führen Einiges davon an. S. **2** iſt: *Καὶ ἀπὸ τοῦδε ὥσπερ κρηπῖδα βαλλόμενος*, bei Rob. Stephanus, Orelli und eben ſo bei Wgf. als Anfang eines neuen Satzes bezeichnet; aber *καὶ . . . . βαλλόμενος* iſt an das vorige *εἰδὼς* zu knüpfen und auf das Subject „Sanchuniathon" zu beziehen. Ebenda ſteht bei Wgf.: *ὃν Αἰγύπτιοι μὲν ἐκάλεσαν Θωὺθ, Ἀλεξανδρεῖς δὲ Θώθ*, und dagegen von demſelben Gotte S. **16.**: *ὃν Αἰγύπτιοι μὲν Θωώθ, Ἀλεξανδρεῖς δὲ Θωὺθ*, beides genau nach dem gewöhnlichen Texte des Euſebius, und doch kann Philo ſich nicht ſelbſt auf dieſe Weiſe widerſprochen haben. S. **24** erzählt der neue Philo, wie bei Euſebius, daß Kronos (Ilos) zur Verſöhnung ſeines Vaters Uranos ſeinen einzigen Sohn ὁλοκαρποῖ. Aber die Sache verlangt ὁλοκαυτοῖ, da er ihn als

Opferthier verbrannte, wie die Phönicier und Karthager noch ſpäter thaten; ὁλοκαρποῦν bedeutet aber nur ein Opfer an Früchten darbringen. Philo identificirte in ſeinem Werke über die Juden, wovon wir einige Stellen bei Euſebius Praep. Evang. I. p. 26 haben, dies Opfer mit dem des Abraham und beſchrieb es ganz wie ein Thieropfer. S. 16, Z. 3. nennt der Philo des Hrn. Wgf. zwei Jünglinge νεανίδας δύο, wie auch bei Euſebius in der Ausgabe von Stephanus und bei Orelli für νεανίας ſteht. Dies iſt hinterher als Druckfehler bemerkt worden. Ein anderer Druckfehler, welcher der Orelli'ſchen Ausgabe eigenthümlich iſt, S. 40 εἴρασται für εἴργασται, findet ſich gerade eben ſo bei Wgf. S. 28, Z. 12. Dieſer iſt nicht unter den Erratis aufgeführt worden. Solche Umſtände, ſo geringfügig ſie ſind, ergeben doch mit vollkommner Evidenz, daß wenigſtens das erſte Buch des Wagenfeld'ſchen Philo nicht aus einem alten Manuſcripte, ſondern aus dem Euſebius, und zwar gerade aus den daraus ausgezogenen Sanchuniathonis fragmenta ed. J. C. Orellius, abgeſchrieben iſt.

Die zweite βάσανος, die wir anwenden wollten, wird dadurch etwas ſchwieriger gemacht, daß der Stil des Euſebiſchen Philo ſelbſt von einem reinen und claſſiſchen Griechiſch ſehr verſchieden iſt und viele ſeltſame und abenteuerliche Ausdrücke enthält. Man könnte es daher auch für möglich halten, daß Philo, wie er bei Hrn. Wagenfeld gleich im erſten Satze thut: ἑαυτοὺς ὑπὲρ τοῦ κοινοῦ καθιερευσάντων παραδείγματα (Beiſpiele von ſolchen, die ſich für den Staat aufopferten), geſagt habe, ſo wenig der Ausdruck auch ſonſt Griechiſch klingt. Aber gewiß ſchrieb Philo nicht, wie S. 6, Z. 5 geleſen wird, διαφθαρόντες für διαφθείραντες, und daß dies hinterher unter den Erratis bemerkt wird, kann doch nur ſo erklärt werden, daß der Herausg. ſelbſt den Sprachfehler gewahr geworden iſt. Eben ſo ſind bei allem Bemühen des Herausg., ſich an den Sprachgebrauch der ſpäteren Hiſtoriker getreu anzuſchließen, manche Fehler im Gebrauch der Tempora untergelaufen. So iſt das Futurum unrichtig in dem Satze S. 32, Z. 7. 8 τῆς δ' ὀργῆς παύσοιντο ἂν οἱ ἡμῶν θεοὶ (ſollte heißen οἱ θεοὶ ἡμῶν oder ἡμῶν οἱ θεοὶ), εἰ τοὺς ταύρους καθαιρήσειν διδοῖτέ μοι ſtatt παύσαιντο und καθελεῖν, das Perfect S. 52, Z. 7, v. u.: οἱ γὰρ ἄλλοι ἐκ τῶν αὐτοχθόνων γεγαμήκασι γυναῖκας in der Erzählung für ἔγημαν, der Aoriſt S. 54, Z. 1, v. u.: ὅτε παῖς ἔτι ὢν διατριβὴν ἔτυχον ποιησάμενος, für ποιούμενος. Auch im Gebrauche der Partikeln iſt manche Unrichtigkeit zu bemerken, wenn wir auch auf Kleinigkeiten kein Gewicht legen,

die — wie die vielen Accentfehler — bei der Abſchrift des Codex hineingebracht worden ſein könnten.

Außerdem wollten wir noch die früheren Angaben des Herausg. über die angebliche Handſchrift aus Portugal mit dem jetzt erſchienenen Texte vergleichen. Nach einem Briefe von Hrn. Wagenfeld, welchen Hr. Dr. Grotefend in der angeführten Schrift S. 9 hat abdrucken laſſen, beſteht die Handſchrift aus 127 großen Quartſeiten, welche theils 25, theils 35 Reihen (sic) enthalten, alſo nach einem mittleren Anſchlage aus 3810 Zeilen. Nun enthält das Facſimile, welches dem Auszuge beigegeben war, 10 Zeilen, welche im jetzt herausgegebenen Texte 15 Zeilen anfüllen. Hiernach müßte der Codex in dieſem Drucke ungefähr 5715 Zeilen betragen. Nun beſteht aber das vorliegende Buch nur aus 205 Seiten, von denen bloß 102 Seiten Griechiſchen Text geben, da dem Griechiſchen eine lateiniſche Ueberſetzung gegenübergeſtellt iſt. Die Seiten halten, wenn ſie voll ſind, 28 Zeilen. Folglich haben wir, ſtatt der verheißenen 5715 Zeilen, nur 2856, kaum die Hälfte, bekommen. Oder enthält etwa der Codex des Hrn. Wagenfeld auch die lateiniſche Ueberſetzung?

Wir wollen nun nicht weiter auf andere Beweiſe der Unechtheit eingehen, die ſich etwa aus dem Inhalte und der Anlage des Werkes (namentlich wenn man ſie mit den Angaben des Porphyrius bei Euſebius vergleicht) ermitteln laſſen würden. Wir fürchten, für manche kritiſche Leſer ſchon zu umſtändlich und weitläuftig in der Beweisführung einer Sache geweſen zu ſein, die für jeden des Griechiſchen kundigen Leſer nach der Lectüre weniger Seiten klar ſein wird. Ein viel angenehmeres Geſchäft iſt, nach Beſeitigung dieſer Frage, das Buch als eine ſchriftſtelleriſche Leiſtung des Hrn. Wagenfeld zu nehmen und allein nach dieſem Maßſtabe zu beurtheilen. Von dieſem Geſichtspunkte aus wird kein unbefangener Leſer dem Verf. eine gewiſſe Bewunderung verſagen können. Seine Schreibart im Griechiſchen iſt, abgeſehen von manchen grammatiſchen Fehlern der bezeichneten Art, leicht, fließend, in Einem Stile und Character durchgeführt. Ebenſo iſt in der ganzen Art der Geſchichtſchreibung, welche der Verf. dem Philo geliehen, ein Zuſammenhang, eine Haltung, die auf den erſten Anblick ſehr für das Werk einnimmt. Die chronikenartige Grundlage wird durch die eingeſtreuten Wundermährchen und novellenartigen Geſchichtchen angenehm belebt; man kann ſich vorſtellen, daß ein phöniciſcher Hiſtoriker wirklich ſo geſchrieben hätte. Nur erlauben wir uns dabei zu bemerken, daß Hr. Wagenfeld immer mehr den alten Sanchuniathon, den er in das ſechste Jahrhundert v. Chr.

ſetzt, als den Euſebiſchen Philo, im Auge gehabt hat und in ſeiner phöniciſchen Hiſtoriographie den bekannten und vollkommen klaren Character des letzteren, der den alten Sanchuniathon benutzt haben kann, aber ihn dann gewiß vielfach verändert und umgedeutet hat, nicht mit hinlänglicher Conſequenz durchführt. Dieſer Philo verfährt nämlich in ſeiner Kosmogonie ganz atomiſtiſch und in der Theogonie im Geiſte des Alexandriniſchen Mythen-Pragmatismus, alles Wunderbare, Dämoniſche in eine gewöhnliche Geſchichte von Erfindungen, erſten Culturanfängen, kühnen Unternehmungen einer rohen Urzeit umdeutend; er iſt von Haus aus ein entſchiedener Atheiſt, der die Elemente und den menſchlichen Verſtand an die Stelle der Götter ſetzt und wird eben deßwegen von Euſebius als Zeuge gegen die heidniſchen Religionen zu Hülfe gerufen. Nun faßt zwar der Herausg. auch den phöniciſchen Gott Melikarthos in dieſem pragmatiſirenden Geiſte auf, aber läßt dabei doch, um das Wunderbare zu erhöhen, den Glauben an wirkliche Götter auf eine ganz unphiloniſche Weiſe durchſchimmern, wie wenn Melikarthos in einer wohlerfundenen Erzählung zu den Gipfeln des Libanon in Erſiphonien (d. h. etwa dem Montblanc), wo die Götter wohnen, gelangt und ſie dort anbetet. Ebenſo dichtet Hr. Wagenfeld, daß Kronos, als die Menſchen böſe wurden, in den Himmel aufgeſtiegen ſei und die Erde den Giganten, den Enakim und andern Unholden überlaſſen habe; aber nach Philo iſt Kronos, der Gründer und Beherrſcher von Byblos, ein ganz menſchliches Weſen, wie auch ſein Vater Uranos nicht etwa der Himmel ſelbſt iſt, ſondern nur nach ihm, wegen ſeiner Schönheit, das Element über uns, *τὸ ὑπὲρ ἡμᾶς στοιχεῖον*, Himmel genannt worden iſt. Wenn wir uns aber dadurch nicht ſtören laſſen, iſt die Geſchichte von Melikarthos trefflich erſonnen. Man weiß, wie allgemein die eingeſtreuten Bruchſtücke phöniciſcher Poeſie gefallen und das Urtheil beſtochen haben. Ebenſo viel Geiſt und Phantaſie zeigt ſich in der Geſchichte von Amorius und ſeinem Sohne Sidim, von der Belagerung der Stadt Berytos durch die Byblier, die ſich um das angebliche Sprichwort *ὅτι οἱ Βηρύτιοι κόπρον νομίζουσι χρυσόν*, dreht, von dem Spiele der Tyrier mit *σπυραθία* und *βόλβιτος* auf der Inſel des Rhachios und den Schwänken der phöniciſchen Studenten in dem Paideuterion bei Sidon, in welche der Verf. geradezu eine Novelle aus Bocaccio eingemiſcht hat. Man weiß oft nicht, was bewundernswürdiger ſei, der Geiſt alter, griechiſch-orientaliſcher Hiſtoriographie, den der Verf. in vielen Erzählungen ſo wohl zu treffen gewußt hat, oder die heitere Laune, die in den Dichtungen des erfindungsreichen

Verſ. herrſcht und die grade am meiſten geeignet war, einen blendenden Schein der Echtheit über das Ganze zu verbreiten. "Ἴσκεν ψεύδεα πολλὰ λέγων ἐτύμοισιν ὁμοῖα!

Wir ſchließen mit dem aufrichtigen Wunſche, der Verſ. des neuen Sanchuniathon möge die ſchönen Naturgaben und gelehrten Kenntniſſe, von denen er einen ſo glänzenden Beweis abgelegt hat, von nun an im Dienſte der Wiſſenſchaft zu einer für Andere nützlicheren und für ihn ſelbſt ehrenvolleren Thätigkeit anwenden.

***Commentationum de reliquiis comoediae Atticae antiquae libri duo. Scripſit Theodorus Bergk, philoſophiae Dr. scholae Latinae Halenſis collaborator.* XXXII. u. 440 Seiten in 8. Leipzig.**

Dies durch Scharfſinn und Gelehrſamkeit gleich ausgezeichnete Buch gehört ſeinem Hauptinhalte nach einer Gattung von Forſchungen an, die in unſerer Zeit von verſchiedenen Seiten und mit verſchiedenem Glücke, bald in mehr äſthetiſcher bald in ſtreng philologiſcher Weiſe, mit mehr oder weniger Apparat von Gelehrſamkeit und mehr oder weniger natürlichem Sinne für den Character der alten Poeſie, unternommen werden. Sie gehen auf eine Herſtellung der alten Attiſchen Komödie aus ihren Reſten und Trümmern aus und wollen neben den erhaltenen Komödien des Ariſtophanes, die freilich auch noch für das rechte Verſtändniß und die wahre Würdigung eine große Aufgabe ſind, auch die Werke ſeiner zahlreichen Zeitgenoſſen und Nebenbuhler auf der komiſchen Bühne in ein ſolches Licht ſtellen, daß bei möglichſt vielen die Zeitbeziehungen, die Intentionen, die Grundgedanken und damit zugleich der Geiſt und die Richtung ihrer Urheber ſich aufſchließen.

Wir können nicht bergen, welchen Schwierigkeiten und Bedenken dies Unternehmen unterliegt. Eine alte Komödie auch nur in den allerallgemeinſten Umriſſen herzuſtellen, iſt nur unter weit ſeltnern Conjuncturen, bei dem glücklichen Zuſammentreffen von weit mehr gegebenen Puncten möglich, als bei einer Tragödie. Wie vieles ergibt bei einer Tragödie ſchon der Titel, der auf einen in der Regel bekannten Mythus hinweiſt, was bei den Comödien aus dem bloßen Namen des Stückes unmöglich errathen werden kann. Stellen wir uns vor, daß wir von Ariſtophanes Weſpen oder Fröſchen nur die

Titel und ein paar Verſe, die um ſprachlicher Eigenheiten oder antiquariſcher Details willen herausgegriffen wären, beſäßen, wer würde wohl nachweiſen können, daß der Dichter es in jenem Stücke mit der Atheniſchen Richter-Manie, in dieſem mit Aeſchylos und Euripides zu thun habe? Hier kann man oft am meiſten fehl ſchießen, wenn man recht entſchieden meint das Ziel zu treffen, wie wenn Einer etwa behauptet, die Pelarger des Ariſtophanes müßten Pelasger und keine Störche ſein, weil ſich über die Störche keine Komödie machen laſſe. Was Ariſtophanes die ἰδέαι und ἐπίνοιαι ſeiner Komödien nennt, iſt eine viel zu geniale Conception einer feſſelloſen Laune, als daß man ſo muthwillige und flüchtige Geſchöpfe mit dem ſchwerfälligen Apparate einiger literariſchen und hiſtoriſchen Notizen und eines nüchternen Räſonnements darüber einfangen könnte.

Zu dieſen Betrachtungen gibt, wie wir nicht leugnen können, auch das vorliegende Werk mitunter Gelegenheit, indem auch Hr. Dr. Bergk die Intention des Dichters oft auf zu unmittelbare Weiſe in gerader Linie aus Namen und einzelnen Aeußerungen nachzuweiſen ſucht, ohne die kecken Sprünge der erfindungsreichen Laune des Komikers dabei hinlänglich zu berechnen, oder vielmehr ihre Unberechenbarkeit in Betracht zu ziehen. Jedoch begnügt ſich der Verf. doch auch meiſt damit, daß er den Gegenſtand, die Seite des Attiſchen Lebens, worauf die Komödie ſich bezieht, nachzuweiſen ſucht, und wenn er dabei nicht immer gerade das Ziel getroffen haben ſollte, ſo müſſen wir uns doch des Anlaſſes freuen, der eine Anzahl trefflicher Erörterungen über Attiſche Geſchichte und Alterthümer, verbunden mit literariſchen, ſprachlichen und metriſchen Bemerkungen, voll eigenthümlicher Gelehrſamkeit, hervorgerufen hat. Die Gelehrſamkeit des Verf. iſt allezeit echt aus den Quellen geſchöpft, ein voller Strom von Erinnerungen und Sammlungen aus eigener fleißiger und angeſpannter Lectüre der Atheniſchen Schriftſteller, und wenn der Verf. es ſich dabei oft bequemer machen und ſich auf neuere Werke beziehen konnte, in denen der Gegenſtand bereits in allen weſentlichen Puncten erledigt war, ſo iſt ſein Fehler wenigſtens nicht von der Art, daß er viele Andere zur Nachahmung verführen wird.

Von den zwei Büchern, aus denen dieſe Commentationen beſtehen, iſt das erſte ganz dem Kratinos, dem gewaltigen, mächtig begeiſterten Vorgänger des Ariſtophanes, das zweite in verſchiedenen Kapiteln verſchiedenen Dichtern der alten Comödie gewidmet. Wir wollen nicht lange bei den allgemeinen Vorausſetzungen des Verf. über die Zwecke der alten Komödie verweilen, die ſich an ſolchen

Ausdrücken leicht erkennen laſſen: sic cum ludicris miscuit seria, ut et vulgus haberet qui delectaretur, et qui plus ingenio valerent, ipsam veritatem, quae ex omnibus fabularum partibus perluceret, mente et cogitatione comprehenderent: aber müſſen doch bemerken, wie ſchwer ſich die Realität der alten Komödie mit dieſen Erwartungen in Einklang bringen laſſe. Wie die alte Komödie als Theil des Komos beim Volke ſchon die ausgelaſſenſte Stimmung und eine allgemein verbreitete trunkene Luſtigkeit vorausſetzte: ſo war es ihre Aufgabe, ihr Geſetz, den niederen ſinnlichen Neigungen freien Zügel ſchießen zu laſſen und allen Vorſtellungen der Art ſich mit Behagen hinzugeben. Die muthwilligen, frechen, alle von den Athenern ſonſt in Ehren gehaltenen Begriffe von Sitte und Anſtand verletzenden Darſtellungen der Art in bloße Einkleidungen ernſter Moral aufzulöſen, möchte ein hartes Stück Arbeit ſein, das ſo leicht Niemand durchführen wird und gegen das der einfache natürliche Sinn ſich am Heftigſten ſträuben wird. Darin müſſen wir dem neuen geiſtvollen Ueberſetzer des Ariſtophanes vollkommen beipflichten und können ſeiner Oppoſition mit der geſchraubten, ſublimen und verkünſtelten Manier, die in der Erklärung des Ariſtophanes einzureißen anfing, nur den beſten Erfolg wünſchen. Nur dies bedingen wir aus, daß wie jeder echte Spaß einen tiefer liegenden Ernſt, jeder wirklich treffende Spott gegen das Häßliche eine Vorſtellung vom Schönen zur Baſis haben muß: ſo auch in Ariſtophanes muthwilligſten Erfindungen durch den komiſchen Rauſch immer die Züge eines ſittlich ernſten, patriotiſchen Gemüths hindurch leuchten, das dem ſinnlichen Behagen und der tollen Luſt des Feſtes ſich hingebend doch ſeinen übermüthigen Spott nur an dem ausläßt, was es wirklich des Spottes werth achtete. Nie hat Ariſtophanes, ſo weit wir ſeinen Intentionen folgen können, mit Bewußtſein ſein ernſthaft abgelegtes Verſprechen gebrochen *μὴ κωμῳδήσειν τὰ δίκαια*.

Um aber auf Kratinos zurück zu kommen, ſo behandelt der Verf. zuerſt das Stück Ἀρχίλοχοι. Er nimmt gewiß mit vollem Rechte an, daß dieſer Name den Chor bezeichnete — dies muß man nach der Analogie, die Ariſtophanes gewährt, als Regel bei den pluraliſchen Titeln von Komödien vorausſetzen — und bemerkt, daß Archilochos Name typiſch geworden war für einen ſchmähſüchtigen, giftigen Tadler. Er weiſt gewiß mit Recht die Vorſtellung zurück, daß Archilochos ſelbſt in Kratinos Stück verſpottet worden ſei, und ſucht als Abſicht des Dichters nachzuweiſen, ut vivida Archilochi poetae imago ante oculos poneretur, sub qua specie ipse, (Cratinus)

quid sentiret, libere profiteretur. Doch läßt ſich die ganze Beziehung auf den Dichter Archĭlŏchos bei dem pluraliſchen Gebrauche nicht recht feſt halten, da man nicht begreift, wie der Dichter er ſelbſt bleiben und doch durch eine Mehrheit dargeſtellt werden konnte; der Chor muß alſo wohl ſchmähſüchtige Satiriker ganz im Allgemeinen dargeſtellt haben: aber worauf ſich deren Tadelſucht bezog, bleibt im Dunkeln. Das bedeutendſte Fragment, aus dem der Verf. mit Recht auf die Zeit bald nach Kimons Tode ſchließt, gibt darüber keine Auskunft. Ein anderes Fragment enthält eine deutliche Nachbildung eines Archilochiſchen Gedichts (*Ἐρασμονίδη Βάθιππε*); der Verf. nimmt mit Wahrſcheinlichkeit an, daß dieſer Ton an mehreren Stellen angeſchlagen worden ſei, und eignet die bekannten Verſe *Μητίοχος μὲν γάρ στρατηγεῖ* u. ſ. w., die Plutarch ohne Namen des Dichters und des Stücks anführt, den Archilochoi des Kratinos zu — da ſie entſchieden dem Archilochos nachgebildet ſind. Die verſchiedenen Geſchäfte, die darin dieſem Metiochos, einem der Genoſſen der Perikleiſchen Staatsverwaltung, beigelegt werden, erläutert der Verf. ſehr gelehrt; nur wird in Betreff der Teichopöen und Hodopöen Einiges zu berichtigen ſein. Die Theoriken-Vorſteher unter Eubulos hatten nicht die Geſchäfte der Apodekten, Hodopöen ꝛc. als beſondere Nebenämter, die zufällig in ihrer Perſon zuſammenfielen, ſondern verwalteten qua Theoriken-Vorſteher damals alle dieſe Dinge; und Lykurg und Demoſthenes hatten mit dem Mauerbaue in ganz verſchiedenen Functionen zu thun, jener vom Volke zum Oberaufſeher der Rüſtungen zum Kriege (wahrſcheinlich Ol. 111, 1) ernannt, dieſer als einer der von den Phylen (am Ende von Ol. 110, 2) erwählten zehn Teichopöen. In den nachgeahmten Verſen des Archilochos ändert der Verf. ſehr kühn: *Λεωφίλῳ δὲ πάντ᾽ ἀνῷκται*; kann das überlieferte *πάντα κεῖτει* nicht ſtehen bleiben, ſo würde *πάντ᾽ ἀνεῖται* weit näher liegen, was auch, wenn der Ref. nicht irrt, bereits in Vorſchlag gebracht worden iſt.

Im zweiten Capitel werden die *Βουκόλοι* und *Δηλιάδες* behandelt. Ueber jene iſt die wichtigſte, aber freilich zugleich ſehr räthſelhafte Notiz die Gloſſe des Heſych: *Πυρπερέγχει Κρατῖνος ἀπὸ διθυράμβου ἐν Βουκόλοις ἀρξάμενος, ἐπειδὴ χορὸν οὐκ ἔλαβεν, περὶ τοῦ ἄρχοντος ἔστιν οὗ ἠτήρει.* Hr. Dr. B. verbeſſert ſinnreich *Πῦρ πυρὶ ἔγχει*, und alsdann *παρὰ τοῦ ἄρχοντος παρ᾽ οὗ ᾐτήκει*, und erklärt: Kratinos habe früher vom Archonten keinen Chor bekommen und nun in den Bukoloi, wo er einen bekommen, ihn mit dithyrambiſchem Ungeſtüm in die Orcheſtra ſtürzen und den

Archon mit den Worten angreifen laſſen: „Gieße Feuer in's Feuer," d. h. vertreibe Schmähung mit Schmähung. Die Conjectur πῦρ πυρί, ſtatt des von Caſaubonus vorgeſchlagenen πῦρ πῦρ, ſcheint ſehr glücklich; aber gegen die Auslegung haben wir einige Bedenken. Der Grammatiker, der uns die Sache überliefert, motivirt offenbar den ganz ungewöhnlichen Umſtand, daß dieſe Komödie mit einem Dithyramb anfing, dadurch, daß der Dichter vom Archonten keinen Chor dafür erhalten hatte. Dies hinderte nämlich nicht, daß ein freiwilliger Choreg dafür auftrat (wie in alten Zeiten nach Ariſtot. Poet. 15); dieſer gab aber nur die Koſten für einen kykliſchen oder dithyrambiſchen Chor her, der offenbar viel wohlfeiler als ein komiſcher war (wie man aus Lyſias ἀπολ. δωροδ. § 2 abnehmen kann). Ferner kann „gieße Feuer in's Feuer" wohl nicht heißen **contumeliam contumelia propelles**, ſondern es muß heißen, wie auch die Alten die ſprichwörtliche Redensart auslegen „das Schlimme ſchlimmer machen": es muß das Gegentheil von Waſſer ins Feuer gießen ſein (ſ. auch Pindar Nem. 1, 24). Der Archont muß alſo wohl durch ſeine Chorverweigerung ein Uebel noch ärger gemacht, etwa Kratinos Satire, die er unterdrücken wollte, recht gegen ſich entflammt haben. Darnach möchte Heſychius Gloſſe mit geringeren Veränderungen ſo zu ſchreiben ſein: *Πῦρ πυρὶ ἔγχει· Κρατῖνος ἀπὸ διθυράμβου ἐν Βουκόλοις ἀρξάμενος, ἐπειδὴ χορὸν οὐκ ἔλαβεν· περὶ τοῦ ἄρχοντός ἐστιν, ὃν ᾐτήκει* (**de archonte dictum est, a quo chorum petierat**). Freilich bleibt auch ſo die Gloſſe des Heſych nur ein magerer Abriß einer ausführlichern Erörterung, der vielen Fragen und Zweifeln Raum gibt.

Gewiß hat der Verf. vollkommnes Recht darin, zu behaupten, daß mit dieſer Beſchwerde auch der Vorwurf zuſammenhing, den Kratin in demſelben Stücke (nach Athen. XIV. S. 638 f.) dem Archon machte, daß er dem Sophokles den Chor verweigert und ihn dem Sohne des Kleomachos gegeben, der nicht werth ſei, einen Chor für das weinerlich üppige Weiberfeſt der Adonien mit Geſängen auszuſtatten. Herr Dr. Bergk ſchreibt in dieſer Stelle mit Recht *τῷ Κλεομάχου*, da in dem gleich folgenden Fragment aus den Horen des Kratin ὁ *Κλεομάχου* die handſchriftliche Lesart iſt: aber ob er eben ſo richtig dieſen Sohn des Kleomachos für einerlei mit Gneſippos hält und die von Caſaubonus vor *Σκώπτει δὲ αὐτὸν* angenommene Lücke wieder verwirft, iſt dem Zweifel mehr unterworfen. Ohne eine Lücke iſt die ganze Erörterung des Athenäos unbegreiflich; er hat des Gneſippos bloß als eines Dichters ſcherzhafter Liedchen gedacht und

nichts davon geſagt, daß er Sohn des Kleomachos geweſen, und nun ſoll man von ſelbſt errathen, daß der Sohn des Kleomachos, der hernach als tragiſcher Dichter aufgeführt wird, einerlei mit dem Gneſippos ſei. Wenn aber die Lücke ſtattfindet, ſo kann hier ein ganz anderer Name geſtanden haben, und wir dürfen uns wenigſtens die Vermuthung erlauben, daß der erotiſche Dichter Kleomenes, der in dem erſten Fragment mit Gneſipp verbunden wird, hier näher als Tragiker bezeichnet worden ſei, da *Κλεομένης ὁ Κλεομάχου* der Attiſchen Weiſe der Namengebung ſehr gut entſpricht.

Im dritten Kapitel wird eine etwas künſtliche Hypotheſe über Kratinos entlaufene Frauen (*Δραπέτιδες*) aufgeſtellt. Der Verf. geht davon aus, daß in dieſem Stücke Kratinos viel zu ſchaffen hatte mit dem damals berühmten und einflußreichen Orakelprieſter Lampon und dieſer Lampon bei der Colonie nach Thurii (*Θουριόμαντις*) eine bedeutende Rolle ſpielte. Nun ſeien viele Athener, denen es in der Heimath ſchlecht ging, dahin geflohen, dieſe habe Kratin als flüchtige Weiber dargeſtellt, weil in Thurii eine Sybaritiſche Weichlichkeit geherrſcht habe. Gegen dieſe Combination möchten ſich mehrere Bedenken aufſtellen laſſen, insbeſondere dies, daß *δραπέτης*, das einen Ausreißer bedeutet, der ſeinem Herrn oder ſeinem Dienſte entläuft, doch ſchwerlich dieſe nach Thurii zuſammenſtrömende Volksmaſſe bezeichnen kann. Wir wiſſen in der That von dieſem Chore der Drapatiden nichts, als daß ihn Jemand anredete. „Wes Landes Kinder kann ich euch, ihr Mädchen, mit Recht nennen,“ und das genügt nicht, um eine beſtimmte Vorſtellung zu begründen. Dabei gibt aber der gelehrte Verf. ſehr gründliche Erörterungen über die Colonie von Thurii in Verbindung mit dem Samiſchen Kriege, deren Ergebniſſe ſich in folgende Zahlen faſſen laſſen. Ol. 83, 3 erſte Colonie nach Thurii; Ol. 84, 1 zweite, nach Vertreibung der Sybariten. Thukydides, Mileſias Sohn, Theilnehmer der Colonie Ol. 83, 3: derſelbe durch den Oſtrakismus vertrieben Ol. 84, 1. Erſter Samiſcher Krieg, wobei Sophokles Strateg war Ol. 84, 4; zweiter Kriegszug, wobei der aus dem Exil zurückgerufene Thukydides, 85, 1. Die Unterſcheidung der beiden Colonien iſt wohl begründet und auch von andern Seiten in neueſter Zeit vorgeſchlagen und gebilligt worden; die andern Beſtimmungen ſchlagen in eine bekannte und vielfach hin und her gezogene Streitfrage ein, die wir hier nicht wieder aufnehmen können. Wir begnügen uns zu bemerken, daß der Verf. willkürlich *τὸν πρὸς Ἀναίαν (Ἀναίους) πόλεμον* für denjenigen Zug nimmt, wodurch die Demokratie in Samos eingeſetzt wurde; viel natürlicher heißt ſo

der Krieg gegen die Samiſchen Oligarchen, welche zu Anäa, einer Samiſchen Niederlaſſung auf dem Feſtlande, von wo ſie mit den Perſern ſich in Verbindung geſetzt, den Ausgangspunkt ihrer Operationen gegen den Demos von Samos und die Athener hatten. Es war ganz fein von den Athenern, wenn man dieſen Krieg nicht als einen Kampf mit Samos gelten ließ — die Samier waren ja als demokratiſches Volk gute Freunde der Athener — ſondern ihn den Krieg gegen die von Anäa nannte, als einen bekannten Sitz vertriebener und mit den Perſern verſchworner Oligarchen.

Von dem Inhalte der folgenden Kapitel werden wir uns mit kürzeren Angaben begnügen. Das vierte Kapitel handelt von den Eumeniden, Euniden, Threſſä und Empipramenoi des Kratin. Von den Eumeniden, müſſen wir geſtehen, bleibt doch immer die Exiſtenz ſehr zweifelhaft; und insbeſondere iſt es hart, das Fragment Τέκτονες εὐπαλάμων ὕμνων, das ſo ſchön auf die amtlichen Hymnenſänger Athens, die Euniden, paßt, ihnen entreißen zu ſollen. Die nicht lange nach Ol. 84, 1 aufgeführten Θρᾶτται werden ſchön auf die Thrakiſche Religion der Bendis und überhaupt auf die in Athen einreißende Manie fremder Culte bezogen; die Erörterungen des Verf. ſind ein trefflicher Beitrag zur Religions- und Culturgeſchichte Athens, wenn auch Einzelnes darin ſich nicht halten laſſen wird, wie die Meinung, daß der Dialog von Platons Republik Ol. 83, 4 gehalten zu denken ſei. Sehr ſchön iſt der Aufſchluß, den der Verf. über die Ἐμπιπράμενοι oder Ἰδαῖοι gibt; es waren Weichlinge im Dienſte der großen Mutter, die ſich alle Haare am Leibe abſengten und dabei ſelbſt in Brand geriethen. Man kann ſich den tollen Spaß nach Ariſtophanes Thesmophoriazuſen ziemlich vorſtellen, die jenem Stücke des Kratinos theilweiſe nachgebildet waren.

Das fünfte Kapitel behandelt die Kleobulinen und die *Μαλθακοί*. Die Beziehung des erſtern Stücks auf die Rhodiſche Räthſeldichterin Kleobuline iſt im Ganzen, ſo wie bei einigen einzelnen Fragmenten, klar; nur würden wir ſie nicht ſo auffaſſen, wie der Verf. S. 116: **Cratinus . . . videtur Cleobulinam una cum sociis mulieribus in scenam induxisse**, ſondern auch die Kleobulinen, wie die Archilochos, als Gattungsname erklären, als eine allgemeine Bezeichnung von Frauen, die darauf erpicht waren, Räthſel aufzugeben und zu löſen. Doch war dies ſchwerlich die verſpottete Narrheit ſelbſt, ſondern nur eine Veranlaſſung, um ſie hervorzuziehen.

Das ſechste Kapitel betrifft die Geſetze, die Ulyſſes und die Panoptä.

Siebentes Kapitel. Die Plutoi, Pytine, Trophonios.

In dem erſten Stücke wollen ſich die Schilderungen des goldenen Zeitalters und der Lakedämoniſchen Lebensweiſe noch nicht recht zu einem Bilde vereinigen. Das zweite iſt unter allen Stücken des Kratinos das bekannteſte, ein glänzender Beweis der genialen und liebenswürdigen Laune des greiſen Dichters. Im Trophonios wurde nach dem Verf. dieſe den Athenern fremde Böotiſche Superſtition verhöhnt: ſicher iſt, daß der Cultus dieſes chthoniſchen Gottes und der mit ihm verbundenen Horkyna-Hekate darin ſehr ausführlich dargeſtellt wurde. Der Hekate gehören die τρῖγλαι an (die Beziehung des Namens auf die Dreizahl hat kürzlich Raoul-Rochette im **Journal des Savans 1836. p. 78** treffend hervorgehoben), die der Held des Stückes ihrer Heiligkeit wegen nicht mehr zu eſſen wagt.

Achtes Kapitel. Ueber die Cheironen. Man muß ſich unter dieſem Stücke etwas beſonders Schönes und Großes vorſtellen, da Kratin ſelbſt verſicherte zwei Jahre daran gearbeitet zu haben, aber man muß auch um deſto mehr beklagen, daß der Plan des Drama in eine ſolche Dunkelheit gehüllt iſt. Der Chor der Cheironen pries die alte gute Zeit; von Perikles war Viel als einem mächtigen Tyrannen Athens die Rede: der Geſetzgeber Solon trat auf — durch eine Todtencitation, wie der Verf. annimmt —: aber das genügt noch lange nicht, um von der gewiß ſehr grandioſen Compoſition des Stückes ſich den hinlänglichen Begriff zu machen. So viel iſt aber klar, daß dieſe Cheironen, von der mythiſchen Wurzel losgeriſſen, mitten in die Gegenwart des Dichters hineingezogen waren und alſo eben ſo allgemein und begriffsartig zu nehmen ſind als die Archilochoi, Kleobulinä, Panoptä u. ſ. w. Bei den Odyſſeis war es anders, dieſe waren, ſo viel man ſieht, wirklich die Genoſſen des Odyſſeus.

Das zweite Buch enthält in gedrängter Zuſammenſtellung ſehr viel neue eigenthümliche Forſchungen, indem der Verf. bei jedem Komiker nur die Punkte herausgreift, die er in ein neues Licht ſtellen zu können glaubt. So behandelt er in Kap. 1) den Krates, 2) Pherekrates, 3) Hermipp und Teleklides, 4) Eupolis, 5) Phrynichos und Archipp, 6) Platon, 7) Theopomp, 8) Ameipſias, Metagenes, Nikophon, Ariſtonymos, Philyllios, Diokles, Sannyrion, Epilykos. Der eigenthümlichſte Geiſt unter dieſen Dichtern, der am meiſten aus der Bahn der andern heraustrat, war unſtreitig Krates; der Verf. führt von ihm das Bild weiter aus, das Herr Dir. Meineke in den Hauptzügen treffend entworfen hatte. Bei Eupolis ſuchte der Ref. nach einer umſtändlichern Entwickelung über die Anlage der Δῆμοι, die noch keineswegs

durch die neüeren Arbeiten in ein befriedigendes Licht geſetzt iſt; aber Herr Dr. Bergk begnügt ſich hier mit einigen Bemerkungen über einzelne Punkte. Gewiß war Myronides in dieſem Stücke nicht ſelbſt aus der Unterwelt heraufgeführt, ſondern holte vielmehr, als der letzte vom Stamme der alten Staatsmänner und Feldherrn, ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen aus dem Hades; ſonſt konnte er dem Perikles nicht auf die Art, wie es aus Plutarch bekannt iſt, über die Entartung und Schwäche der jüngern Generation Auskunft geben.

Index praelectionum . . . in universitate Friderica Wilhelmia Rhenana per menses aestivos anni MDCCCXXXVIII . . . . habendarum. — Bonnae, XII. u. 17 Seiten in 4.

Ueber die erſten zehn Bücher der Ilias. Geleſen in der Academie der Wiſſenſchaften von Karl Lachmann. Berlin 1838. 23 Seiten in 4.

Die Anzeige dieſer beiden kleinen Schriften, und darunter eines Lections-Catalogs, bedarf keiner von perſönlichen Umſtänden hergenommenen Entſchuldigung, wie z. B., daß der Lections-Catalog der Bonner Univerſität vom Sommer 1838 zu den letzten Arbeiten des trefflichen Näke gehört, in der er den Tod ſeines Collegen Heinrich mit der ihm eigenen einfachen Herzlichkeit und Wärme der Sprache beklagt, wohl nicht ahnend, wie bald ihm ſelbſt beſtimmt ſei ἐπισπεῖν αἴσιμον ἦμαρ. Vielmehr liegt eine genügende Rechtfertigung in dem Inhalte der beiden kleinen Schriften, der für die Homeriſche Frage, um den Ausdruck zu brauchen, deren Entwickelung unſere Anzeigen immer zu verfolgen geſucht haben, ein eigenthümliches Intereſſe hat, theils an ſich, theils durch das merkwürdige Zuſammentreffen zwei ſcharfſinniger Philologen in ziemlich denſelben Ergebniſſen der Unterſuchung über die erſten Bücher der Ilias. Selbſt wenn dieſe Reſultate noch dem Zweifel unterliegen und ſogar von einem andern Standpunkte aus verworfen werden ſollten: muß man aus dieſem Zuſammentreffen doch ſchließen, daß die Beſchaffenheit dieſer Bücher und ein kritiſches Raiſonnement darüber mit einer gewiſſen Nothwendigkeit zu dieſen Schlüſſen geführt hat.

Wir wollen dieſe Ergebniſſe zuerſt möglichſt überſichtlich in einer tabellariſchen Form ohne alle Begründung vorlegen und dann über das Verfahren, welches dabei zum Grunde liegt, einige Bemerkungen hinzufügen.

Nach Herrn Prof. Lachmann ſind die erſten zehn Bücher der Ilias aus folgenden einzelnen Liedern entſtanden:

Erſtes, Il. I, 1—347, mit zwei Fortſetzungen, a) 430—492, b) 348—429 und 493—611.

Zweites, II, 1 — III, 14, mit bedeutenden Interpolationen, II, 53—86, 278—332 und anderen.

Der Katalog ein beſonderes Lied von willkürlicher Stelle.

Drittes, III, 15—461, mit Interpolation alles deſſen, was die Helena und den Priamos angeht.

Viertes, IV, 1—421.

Fünftes, IV, 422 — VI, 1 oder 4.

Sechstes, VI, 2 oder 5 — VII, 312. Hinter dieſem ein Stück VII, 313 — VIII, 252, eingeſchoben, um das Folgende vorzubereiten ſtatt des echten Anfangs, im „elendeſten Nachahmerſtil.“

Siebentes, VIII, 253—484.

Achtes, VIII, 485—714, im Tone der ſpätern Nachdichtung.

Neuntes, X, 1—579.

Näke hat ſeine Unterſuchungen nur auf die erſten beiden Bücher erſtreckt, oder wenigſtens nicht mehr davon bekannt gemacht.

Ein Lied, die μῆνις, Il. I, 1—348, 430—492.

Zweites, die Rache, τιμή, τίμησις, 349—429, 493—611, mit fehlendem Anfange.

Drittes, II, 1—483, διάπειρα, mit einigen interpolirten Verſen.

Um dieſe Liederabtheilung einigermaßen prüfend oder mit andern Vorſtellungen vergleichen zu können, wird man wohl zuerſt nach dem Verhältniß fragen müſſen, in welchem die Lieder von Anfang an zu einander geſtanden haben ſollen. Hr. Prof. Lachmann wird zwar vielleicht die Voranſtellung dieſer Frage nicht billigen, weil er eben nur die Abſchnitte auffinden und, wie er ſelbſt ſagt, die Manieren der epiſchen Poeſie lernen wolle. Indeß zweifeln wir einerſeits, ob ein in der höhern Kritik ſo vielfach verſuchter Philologe ſich wirklich von jeder poſitiven Vorſtellung frei halten könne, und dann würden wir dem Verf. auch dieſe Unbefangenheit nicht einmal zum Verdienſte anrechnen. Beobachtung des Disparaten in der bisherigen Geſtalt und die Bildung einer Geſtalt im Geiſte, in welcher das Disparate ver-

ſchwindet, müſſen in der Kritik immer Hand in Hand gehen; und kann hier die Bildung einer ſolchen Geſtalt ſtehen bleiben bei der Annahme einzelner Lieder, ohne über deren Verhältniß zu einander etwas feſt zu ſetzen? Auch kann man Hrn. Prof. Lachmann's Anſicht ziemlich errathen. Die hinteren Stücke des erſten Buches werden direct als Fortſetzungen des vordern bezeichnet, und wenn das zweite Lied auch nicht ſo genannt wird, ſo nimmt doch der Verf. Beziehungen deſſelben auf das erſte Buch an, aber ſo ſchwache, „daß der Inhalt deſſelben dem Dichter nicht ſehr lebendig vorzuſchweben ſcheint.“ Wir werden wohl der Meinung des Verf. am nächſten kommen, wenn wir voraus-ſetzen, daß dieſe Art von Fortſetzung überall angenommen wird, wo nicht eine andere Vorſtellung angezeigt wird. Ausdrücklicher äußert ſich Näke über das Stück des erſten Buchs, das bei ihm das zweite Lied, bei Hrn. Prof. Lachmann eine Fortſetzung des erſten heißt, indem er von dieſem Gedichte ſagt: Quod qui fecit, . . . ante oculos *Μῆνιν* habens, Ultionem attexturus . . . . ab Ira tantum in eo recessit, quod ipso non curat narratum in Ira reditum Ulyssis, deinde quod . . . non curat de Junone et Minerva in Ira tradita.

Hierbei wollen wir zunächſt ſtehen bleiben. Die Sache iſt die, daß während Achills Wortwechſel mit Agamemnon Athena vom Olymp herabkommt, um Achilles Zorn zu dämpfen, und nach erreichter Abſicht nach dem Olymp und zu den andern Göttern zurückkehrt; Achill aber läßt ſich hierauf die Briſeis ohne Widerſtand entreißen und ſetzt ſich ans Ufer, ſeine Mutter viel anrufend, bis ſie aus dem Meeresgrunde zu ihm kommt und ſeine Klagen anhört: worauf ſie ihm erwiedert, daß Zeus geſtern mit allen Göttern nach dem Okeanos zum Mahle der Aethiopen gegangen ſei, aber am zwölften Tage wieder nach dem Olymp kommen werde; dann werde ſie ihm ihr Anliegen offenbaren und die Rache ihres Sohnes von ihm verlangen. Hier haben ſich ſchon alte Grammatiker daran geſtoßen und es iſt daſſelbe ein Hauptpunkt für unſere Kritiker, daß, wenn alle Götter geſtern vom Olymp nach dem Okeanos gegangen, Athena nicht heute vom Olymp nach der Ebene von Troja herab kommen könne. Indeſſen nehmen doch dieſelben an, daß der Fortſetzer, der das Geſpräch der Thetis mit Achill gedichtet, das erſte Stück vor ſich gehabt und den Widerſpruch nur nicht gemerkt oder nicht beachtet habe. Dadurch iſt aber die Frage nicht beantwortet, ſondern ihre Beantwortung nur hinausgeſchoben, wie die alten Griechen, im Zeitalter der epiſchen Dichtung ſelbſt, ſich dieſe Schwierigkeit gelöſt haben; und die For-

ſchung muß ſich von Rechts wegen zunächſt darauf wenden, wie der alte Sänger, den wir vorläufig den Fortſetzer nennen wollen (an deſſen Stelle man aber leicht auch einen unabhängigen Sänger ſetzen kann), dieſen Widerſpruch rechtfertigen konnte. Denn mit dem bloßen **non curare** iſt doch zu wenig geſagt.

Dürfen wir nun dieſem Fortſetzer unſere Sprache zur Vertheidigung leihen, ſo würde er erſtens fragen, wo er geſagt habe, daß Thetis dem Achill an demſelben Tage noch erſchienen ſei, da er gar nicht angegeben habe, wie lange das *πολλὰ δὲ μητρὶ φίλῃ ἠρήσατο* gedauert habe. Ferner würde er leugnen, daß „alle Götter" (*ϑεοὶ δ' ἅμα πάντες ἕποντο*) alle ohne Ausnahme ſeien, da jedenfalls Thetis und Nereus (**318**) nicht mitgegangen ſind und er ſich deswegen die ganze übrige Welt nicht ohne Götter gedacht habe, was ja, conſequent verfolgt, zu den ſchrecklichſten Folgerungen für einen alten Griechen geführt haben würde. Auch ſeien zwar die Titanen von Zeus in den Tartaros geſtoßen, aber doch ſehr viele über der Erde geblieben, und die ſieben Helden von Theben nicht überall, wo ſie die ſieben genannt werden, wirklich in der Siebenzahl vorhanden geweſen. Die Hauptſache aber wird wohl die ſein, daß verſchiedene Erfindungen, die der Dichter an verſchiedenen Stelleu braucht, nicht haarſcharf an einander gepaßt werden dürfen, wenn der Dichter nicht ſelbſt ſie in einer Vorſtellung verbindet. Sonſt möchte leicht, bei ſtrenger Conſequenzenziehung und mit einiger Dialectik, das ganze Gerüſt der Ilias und jedes ähnlichen Epos, beſonders in ſeinen auf die Götter bezüglichen Theilen, über den Haufen zu werfen ſein.

Beide Kritiker ſtimmen ferner darin überein, daß ſie an die Worte *ἡ δ' ἀέκουσ' ἅμα τοῖσι γυνὴ κίεν*, V. **348** nicht *Αὐτὰρ 'Αχιλλεὺς*, ſondern *Αὐτὰρ 'Οδυσσεὺς* aus V. **430** anknüpfen: was der alte Sänger darum ſo leicht gemacht hat, weil er, wie uns bedünkt, Achilles und Odyſſeus verſchiedenes Beginnen durch gleichen Anfang der beiden Erzählungen in Sprachform und Rhythmus recht deutlich trennen und als gleichzeitige Ereigniſſe gegenüberſtellen wollte. Dem Ref. ſcheint die doppelte Erzählung, die der Dichter hier fortführt, der Vorſtellung der Entzweiung, die im Achäiſchen Heere eingetreten war, ganz angemeſſen zu ſein und die eigenthümliche Complication durch die eigenthümliche Situation gerechtfertigt zu werden. Das Ankommen des Odyſſeus in dem ziemlich entfernten Chryſe tritt übrigens beſſer erſt dort ein, wo ſich inzwiſchen ſchon mehr in Troas ereignet hat, als die Sühnung des Heers und die Abholung der Briſeis von Achill, und wo die Abfahrt dem Hörer nicht mehr in der friſcheſten

Erinnerung iſt. Die Worte V. 491 οὔτε ποτ' εἰς ἀγορὴν πωλέσκετο . . . οὔτε ποτ' ἐς πόλεμον, an denen man auch Anſtoß genommen hat, auf Achills Vorhaben im Allgemeinen zu beziehen, ſcheint uns ebenſo wenig Schwierigkeit zu machen, als die δυωδεκάτη ἠὼς ἐκ τοῖο V. 493 von da zu zählen, wo die zwölf Tage eben anfangen.

Dagegen erſcheint dem Ref. ein Punct für die Beurtheilung des erſten Buchs ſehr wichtig, den er in beiden Abhandlungen vergebens geſucht hat, das Verhältniß von Il. I, 508—510 zu XV, 598. Dort nämlich bittet Thetis nichts, als daß Zeus ihrem Sohne Ehre gewähre und ſo lange den Troern Sieg geben möge, bis ſie den Achill ehren (was eigentlich ſchon durch die Geſandtſchaft Il. IX. geſchieht). Hier ſagt der Dichter, daß Zeus geſtrebt habe, dem Hector Ruhm zu verleihen, damit er Feuer in die Schiffe der Achäer würfe und der Thetis vermeſſene Bitte ganz erfüllte (Θέτιδος δ' ἐξαίσιον ἀρὴν πᾶσαν ἐπικρήνειεν). Dies kann doch in der That nur ſo viel heißen, daß Thetis in ihren Bitten ſo weit gegangen ſei, den Brand der Achäiſchen Schiffe zu verlangen; und Zeus läßt nun auch wirklich ein Schiff in Brand ſetzen, damit Alles erfüllt werde, was er ihr zugeſagt hat.

Ueber das zweite Buch finden wir einige treffende, wenigſtens unſerer Ueberzeugung ganz zuſagende Bemerkungen in beiden Abhandlungen. Näke hebt hervor, daß die Hauptſache des Buches die διάπειρα, die Verſuchung des Heeres durch Agamemnon, ſei. Lachmann ſagt S. 8: „Die Darſtellung hat etwas beſonders Alterthümliches, indem das Innerliche, die Gedanken und Abſichten, verſchwiegen werden und der Erfolg plötzlich hervortritt. Zeus will den Achäern ſchaden, darum heißt er ſie zum Kampfe rüſten: er ſpricht aber nicht aus, wie ihnen der Kampf ſolle verderblich werden. Agamemnon thut nicht nach dem Befehle des Gottes, ſondern er klagt und reizt ſie zur Flucht: daß er auf ihren Muth rechnend das Gegentheil erwartet, wird kaum angedeutet." Vollkommen wahr; nur möchte ich das Verſchweigen der Intentionen nicht gerade als alterthümliches Colorit der Darſtellung anſehen; es liegt eine eigene ſcheinbar treuherzige Schalkhaftigkeit darin. Agamemnon iſt Gegenſtand eines Betrugs, den ihm Zeus ſpielt, einer ἀπάτη Διός; ohne dieſen Betrug zu ahnen, will er ſelbſt betrügen; er fängt mit übermäßiger Schlauigkeit an, das Volk der Achäer zur Abfahrt anzuſpornen, während er einen Ausbruch ihrer Kriegsluſt erwartet; aber aus ſeinem Scherz wird Ernſt; ſie wären auf und davon gegangen und Ilion wäre gegen das Schickſal

unerobert geblieben, wenn nicht Odyſſeus, der Agamemnons Abſicht aus dem Rathe der Fürſten kannte, ſie zurück gehalten hätte. So bildet dieſe Scene, in der Betrügerei und Betrogenwerden ſich labyrinthiſch durchkreuzen, eine der heiterſten Darſtellungen der Homeriſchen Gedichte, zu der das Nichtverrathen der Intentionen und die ſcheinbare Ernſthaftigkeit des Tons weſentlich gehören; ſie kann auch nur für dieſe Stelle gedichtet ſein, denn wenn auch, wie der Verf. ſagt, die Beziehungen auf das erſte Buch ſchwach ſind, ſo macht doch der ganze Geſang ſeine Wirkung nur unter der Beleuchtung, die der vorher gegangene Entſchluß des Zeus, die Achäer zu verderben, darüber verbreitet.

Die *βουλὴ γερόντων*, V. 53—86, iſt gewiß keine vorzügliche Partie des Buchs; aber ſehr zu zweifeln iſt, ob die Erzählung ohne Beziehung auf einen Rath der Fürſten, welchem Agamemnon ſeine Abſicht eröffnet hat, beſtehen kann, und ob ſich nach der ganzen Einrichtung der Erzählung mehr Bedeutung in die Verhandlungen jenes Rathes legen ließ, als vom Dichter geſchehen iſt. Doch ſcheint uns auf jeden Fall hier viel mehr Grund zum Anſtoß zu ſein, als bei V. 278—332, welche der Verf. „nicht ohne den Beifall feinerer Leſer" verworfen zu haben hofft.

Von größerer Wichtigkeit für die Oeconomie der Ilias im Ganzen iſt das von Hrn. Profeſſor Lachmann S. 20 berührte Verhältniß von Il. II, 110 ff. und IX, 17 ff., wo Agamemnon in der trübſten Stimmung mit denſelben Worten den Fürſten der Achäer wirklich zur Flucht räth, mit denen er in der obigen Stelle, kurze Zeit vorher, das Heer in Verſuchung geführt hatte. Daß beides nicht in einem Plane gelegen haben kann, iſt wohl klar, ſo wenig auch ein äußerer in die Augen fallender Widerſpruch ſtattfindet; aber ſicher iſt, daß alle Wirkung von IX, 17 zu Grunde geht, wenn man an II, 110 dabei denkt. — Hr. Prof. Lachmann, der gegen Buch IX ſehr eingenommen iſt, baſirt hauptſächlich darauf ſein verwerfendes Urtheil darüber. Stellt man indeß die Frage ſo, ob es wahrſcheinlicher ſei, daß die angegebenen Verſe zuerſt in ernſthafter Meinung oder als bloßes Vorgeben in der Ilias vorgekommen ſeien, ſo wird das Erſtere ſich wohl viel eher faſſen und begreifen laſſen. Aus Buch IX konnte der heitere, treuherzig-muthwillige Geiſt eines Homeriden den Stoff zu II ſchöpfen; aber wenn Buch II vorhanden war, konnte jene Stelle ſelbſt von einem ſo unverſtändigen Dichter, als der Verf. hier annimmt, kaum noch hinzu gedichtet werden.

Die Helena und den Priamos im dritten Buche möchten wir

uns nicht nehmen laſſen, am wenigſten die ſchöne Teichoſkopie. Daß Priamos herbeigerufen wird, ὄφρ' ὅρκια τάμνῃ αὐτὸς (nämlich im Gegenſatze der übermüthigen Söhne), und doch hernach Agamemnon den Prieſter des Bundesopfers macht, iſt nach dem Verfaſſer ein Widerſpruch; aber ὅρκια πιστὰ τάμνειν iſt bei Homer ſchon im metaphoriſchen Sinne üblich: einen Bund ſchließen. Wenn es z. B. **Il. XIX, 191** heißt: ὅρκια πιστὰ τάμωνεν, iſt doch darum nicht die Meinung, daß Beide Opferthiere ſchlachten; es iſt genug, daß es für Beide geſchieht.

Das Stück von **Il. VII, 313 — VIII, 252**, verdient wohl den Vorwurf eines gewiſſen Gedränges und Durcheinanders von Begebenheiten, aber ob dies ſo planlos iſt, wie der Verf. glaubt, erſcheint von anderem Standpunkte aus ſehr zweifelhaft. Es iſt klar, daß erſt von **Il. VIII, 5** Zeus Ernſt macht, ſeinen Rathſchluß zu erfüllen, und daß die Erbauung der Feſte ohne Opfer an die Götter, **VII, 450**, an dieſen Ort geſtellt iſt, um die Achäer in größere Schuld fallen zu laſſen. Die Partieen, in denen die Troer im Vortheil ſind, haben in der Ilias im Ganzen weniger Maſſe und Harmonie, als ἀριστεῖαι der griechiſchen Helden, da der Sänger unverkennbar, da wo dem Plane nach die Troer ſiegen ſollen, theils durch ſein Nationalgefühl, theils durch Sagen von Achäiſchen Heldenthaten, denen er gern ihren Platz verſchaffen will, in der Durchführung aufgehalten wird. Einige Verwirrung, können wir nicht umhin zu bemerken, bringt auch erſt der Verfaſſer hinein, z. B. wenn er ſagt, „die Achäer werden faſt in Ilios eingeſperrt wie Lämmer, **Θ, 130**; Hector zündet ihnen faſt die Schiffe an, **Θ, 217**.“ Nicht die Achäer, ſondern natürlich die Troer wären faſt nach Ilios zurück gedrängt und eingeſperrt worden, wie der ganze Zuſammenhang lehrt, wenn Zeus nicht noch zur rechten Zeit ſeinen Blitz dazwiſchen geſandt hätte.

Wir wollen aber lieber, ſtatt im Einzelnen zu dingen und zu mäkeln, unſere Meinung über die ganze Frage, wenn auch eben nur als Meinung, ausſprechen. Die Thatſache, welche die beiden oben genannten Gelehrten zu der Anſicht von einzelnen Liedern gebracht oder darin beſtärkt hat, iſt in der That vorhanden; man vermißt wirklich in dieſer vordern Partie der Ilias (an der Wolf freilich am Wenigſten Anſtoß nahm) an vielen Stellen gegenſeitige Beziehungen der einzelnen Theile auf einander, da wo ſie dem vergleichenden und reflectirenden Verſtande gleich einfallen; erſt gegen die Mitte der Ilias, wo Alles ſich enger zuſammen ſchließt und ein deutlicher Cauſalnexus und zugleich eine faſt dramatiſche Spannung die Ereigniſſe zuſammen-

hält, tritt auch ein deutlicheres Bewußtſein der Einheit ein. Aber iſt nicht eben dieſe lockere Zuſammenfügung, die ſich in das Einzelne verſenkende Phantaſie und der Mangel einer darüber ſchwebenden Reflection, echt epiſch und für jene Epoche des menſchlichen Geiſtes characteriſtiſch, die überhaupt das Allgemeine faſt nur im Beſondern hatte? Eine Stärke der Reflexion, die mit der Verſenkung in die einzelne Anſchauung immer auch das Bewußtſein des Verhältniſſes zu andern Theilen vereinigt, iſt bei den Griechen gewiß erſt viel ſpäter erwachſen: aber ſie war auch nicht von nöthen, um eine Reihe theils vorbereitender, theils beruhigender Handlungen und Gemälde um den Mittelpunkt einer großen Haupthandlung zu gruppiren.

Aber wir geben Hrn. Profeſſor Lachmann und den Philologen derſelben Anſicht in Beziehung auf den vordern Theil der Ilias noch mehr zu. Daß dieſer Theil des Gedichts weit über ſein Verhältniß gewachſen iſt, kann Niemandem leicht entgehen. Der Rathſchluß des Zeus fordert zu ſeiner Erfüllung Niederlagen der Achäer; dieſe Niederlagen treten um ſo mehr als Werk des Zeus hervor, wenn die Achäer erſt ſiegen und dabei eine überwiegende Heldenkraft entwickeln; auch wächſt durch dieſe Hemmungen die Spannung, mit der man der Erfüllung von Zeus Rathſchluß entgegen ſieht; aber daß dieſe Wechſelfälle des Schlachtenſchickſals ſich bis über die Mitte hinziehen, daß Hera erſt XV, 49 ff. in Zeus Abſichten eingeweiht wird, und zwar ſie von den Göttern zuerſt (denn VIII, 475. 476 iſt ſchon deswegen unecht), geht über alles Ebenmaß hinaus. Die urſprüngliche Entwickelung dieſes Rathſchluſſes wird raſcher und ſtraffer dem Ziele entgegen gegangen ſein, mit beſtimmterer Anzeige des Ziels, ohne die heitern Scenen des zweiten Buchs und ſo manchen andern Auswuchs. Buch X, die Doloneia, iſt nach klarer und glaubwürdiger Ueberlielieferung urſprünglich ein abgeſondertes Werk geweſen, aber, wohl zu bemerken, für dieſe beſtimmte Stelle gedichtet, um die ſonſt ſchon fertige Ilias zu erweitern, daher man ſie ganz heraus ſchneiden kann, ohne daß Narben von dem Schnitte zurück bleiben; eben ſo verhalten ſich der Achäiſche Schiffscatalog und der noch ſpätere (erſt nach dem Kyprien gedichtete) Troiſche: wie viel kann nun auf dieſelbe Weiſe hinein gedichtet ſein, als die Ilias noch ſo zu ſagen flüſſiger und in ihrer Form noch weniger conſolidirt war.*)

Dieſe Vorſtellungsweiſe vermag ſich von den in den obigen Ab-

*) Vergl. Geſch. der Griech. Liter. Th. 1. S. 81—93.

handlungen vorgetragenen Unterſcheidungen und Athetesen anzueignen, was ſie eben nach andern Gründen als haltbar erkannt, und wird, wie uns bedünkt, leichter dahin kommen, die Geſtalt der ganzen Ilias zu begreifen und die einzelnen Incohärenzen zu erklären, als die Annahme von einzelnen Liedern, von denen immer eins das andere fortſetzen ſollte.

Was für eine Art Drama waren „die Heloten?"

In Herodians Schriften fand ſich, wie Euſtathios zum zweiten Geſange der Ilias S. **297** der Röm. Ausgabe angibt, daß die Heloten auf Tänaron ein Satyrſpiel waren, *ὅτι Εἵλωτες οἱ ἐπὶ Ταινάρῳ Σάτυροι.* Das iſt offenbar das Stück, aus welchem Herodianos *περὶ μονήρους λέξεως* S. **10** Z. **34** in W. Dindorfs **Grammatici Graeci** das Fragment: *τεμενοποτιδᾶ ποντίῳ* (wahrſcheinlich *τέμενος Ποτίδα ποντίω*) und S. **26** Z. **29** ein anderes ſchwer verſtändliches anführt, in welchem das ſeltne Wort *αἰσχοῦν* vorkam. Der Verfaſſer beider Fragmente wird, wie Bloch auch in der zweiten Stelle glücklich herausgeleſen hat, *ὁ τοὺς Εἵλωτας* (*πεποιηκώς*) genannt. Daß es aber die Heloten auf Tänaron ſind, nimmt man ſchon aus der Erwähnung des heiligen Bezirks des Meerherrſchers Poſeidon ab.

Nun ſteht in den Scholien zu Ariſtophanes Rittern v. **1225**, wo der Demos zn Kleon ſagt: *ὦ μιαρὲ, κλέπτων δή με ταῦτ' ἐξηπάτας; ἐγὼ δέ τυ ἐστεφάνιξα κἀδωρησάμαν*, der Dichter ahme in der Doriſch geſchriebenen Stelle die Heloten nach, wenn ſie den Poſeidon kränzen, *μιμεῖται δὲ τοὺς Εἵλωτας, ὅταν στεφανῶσι τὸν Ποσειδῶνα* (wie für *τοὺς ἥλωτας* zu ſchreiben iſt). Schwerlich wird hier Jemand einen Vers aus jenen auf Tänaron ſpielenden, ſich um den Cultus des Poſeidon bewegenden Drama verkennen: beſonders da die Erklärung „der Demos ſpreche Doriſch, um auf Kleons *δωροδοκία* anzuſpielen," doch gar zu froſtig und gezwungen heraus kommt. Dann erhellt zugleich, daß das Stück älter iſt als Ol. 88, 4.

Derſelbe Dichter, *ὁ τοὺς Εἵλωτας ποιήσας*, wird von Athenäos B. IX, S. **400**, c. in einer Unterſuchung über Dialect mit den unattiſchen Schriftſtellern Epicharm und Herodot zuſammengeſtellt. Aber ein bedeutenderes Fragment iſt das, welches derſelbe Athenäos **XIV, 638** mittheilt und welches jetzt ſo geſchrieben wird:

Τὰ Στησιχόρου τε καὶ Ἀλκμᾶνος Σιμωνίδου τε
Ἀρχαῖον ἀειδέν· ὁ δὲ Γνήσιππος ἔστ᾽ ἀκούειν,
Ὃς νυκτερίν᾽ εὗρε μυχοῖς ἀείσματ᾽ ἐκκαλεῖσθαι
Γυναῖκας ἔχοντας ἰαμβύκην τε καὶ τρίγωνον.[1])

In dieſer Klage, daß die alte edle Lyrik verſtumme und die Buhlerliedchen des Gneſippos, deſſen auch die alten Komiker Chionides und Kratinos gedenken, überall ertönen, befremdet der undoriſche Dialect, da etwa nur das durch Conjectur hineingebrachte *ἀειδὲν* dem Dorismus angehört; es ſcheint indeß, daß, wenn in dieſem Drama auch ſonſt der Doriſche Dialect herrſchte, in dieſen Archilochiſchen Aſynarteten, der den weichlichen zerfließenden Rhythmen angemeſſenere Joniſche ſtattfinden mußte.

Räthſelhaft wird nun aber die ganze Sache beſonders dadurch, daß Athenäos, der auch an dieſer Stelle den Dichter bloß durch *ὁ τοὺς Εἵλωτας πεποιηκώς* bezeichnet, IV, 138 den Eupolis als Verfaſſer eines Stücks „Heloten" nennt, aus dem er die Stelle anführt: *καὶ γένηται τοῖςδε σάμερον κοπίς*. Auch hier iſt der Dialect Doriſch und die Kopis, ein lakoniſches Mahl, deutet wieder, wie der Name des Stückes, auf das Local des Drama, ſo daß es ſchwer wird zu glauben, daß dieſe Heloten von denen auf Tänaron verſchieden geweſen ſeien. Die auf Tänaron aber waren nach Herodian ein Satyrſpiel. Freilich hat auch dies ſeine Schwierigkeiten. Die Heloten können nichts Anderes als der Chor des Stücks geweſen ſein. Waren ſie nun etwa ſelbſt als Satyre coſtümirt, wozu Sparta's Leibeigene durch ihre Poſſentänze (*μόθων*) und ländliche Dionyſien geeignet waren? Waren vielleicht Heloten mit Satyrn im Chore vermiſcht, etwa wie Karyatiden mit Satyrn zuſammen den Chor eines Satyrdramas gebildet zu haben ſcheinen? Aber, wenn es ein Satyrdrama war, welcher mythologiſche Gegenſtand vertrug einen Chor von Heloten? Oder ſollte man ein Satyrdrama annehmen, welches in der geſchichtlichen Zeit ſpielt? Das *ἄγος Ταινάριον* würde doch wohl ſehr wenig zum Gegenſtande einer ſolchen Darſtellung paſſen. Und wenn es ein Satyrdrama war: wie kann der Komiker Eupolis als Verfaſſer deſſelben genannt werden, da ein Hinübergreifen des Komikers in das Reich der tragiſchen Muſe, welcher das Satyrſpiel gehört, beſonders in dieſen Zeiten etwas ganz Unerhörtes iſt?

---

[1]) Dieſe Conſtruction iſt freilich der von Kleine, **Fragm. Stesich. p. 10**, gemachten weit vorzuziehen; unangenehm iſt nur, daß dabei das ſehr paſſende *μοιχοῖς* durch *μυχοῖς* verdrängt werden mußte.

Ich geſtehe, daß ich dieſe und andere Fragen mir viel leichter vorlegen als löſen kann, und da doch die nähere Beſtimmung dieſes ſeltſamen Dramas nicht unwichtig ſcheint, darf ich vielleicht hoffen, einen der Gelehrten, welche die Geſchichte des griechiſchen Theaters genauer erforſcht haben, hierdurch zur Mittheilung entſcheidender Data oder Combinationen zu veranlaſſen.

Ueber den Zuſammenhang des Kommos in Aeſchylos Choephoren v. 304 bis 471.

Den Antrieb zu dieſer Mittheilung hat mir ein Programm von Hrn. Dr. Ahrens in Ilefeld gegeben, für welches ich zugleich durch meine Bemerkungen eine größere Aufmerkſamkeit gewinnen möchte, als ſolchen Schulſchriften von Seiten des gelehrten Publikums gewöhnlich zu Theil wird. Es iſt zu Oſtern **1832** erſchienen und handelt **de causis quibusdam Aeschyli nondum satis emendati**[1]). Theils iſt in dieſem Programme eine Emendation mitgetheilt, welche zu einleuchtend iſt, um irgend einer Rechtfertigung zu bedürfen, nämlich **v. 418** *νόμοις ἰηλεμιστρίας*, wo man bisher *νόμοισι πολεμιστρίας* las, durch welche Verbeſſerung, wie mir ſcheint, das Haupthinderniß entfernt wird, welches ſo lange dem Eindringen in den Zuſammenhang des ganzen Kommos und einer geordneten Interpretation entgegenſtand. Theils verſucht auch Hr. Dr. Ahrens, den dramatiſchen Zuſammenhang, den er in dieſem Kommos wahrgenommen, darzulegen und eine neue Anordnung der Strophen, welche er zu dieſem Zwecke für nöthig hält, geltend zu machen: worin ich zwar dem Verf. des Programms nicht nachfolgen kann, aber bei der Eigenthümlichkeit und dem Scharfſinn, womit jene Anſicht durchgeführt iſt, doppelten Antrieb fand, meine eigenen Gedanken über den Gegenſtand von Neuem zu prüfen und zu einem feſten Reſultate durchzubilden. Gewiß iſt es für die Wiederauffindung der Compoſitionsgeſetze, welche in den Griechiſchen Tragödien liegen, von der größten Wichtigkeit, daß beſonders die umfaſſenden Geſangmaſſen, welche Aeſchylos hat, ſeine

---

[1]) Die einzelnen Capitel, welche dieſe **causas** entwickeln, haben die Ueberſchriften: **C. 1. Meliorum librorum lectio in nonnullis locis restituitur. C. 2. Duo Aeschyli cantica sententiarum ordinis ratione habita emendantur. (Choeph. v. 417 sqq. Suppl. v. 625 sqq). C. 3. Aeschyleum in oratione et metris usum accuratius observatum emendationes suppeditare.**

Staſima und Kommoi, analyſirt und gewiſſe Grundſätze daraus entwickelt werden, welche dann auch bei der kritiſchen Behandlung der ſchwierigeren, und bei der Lichtung und Klärung derer, welche durch die Zeit ganz verworren und verwildert ſind, von heilſamem Einfluſſe ſein werden. Ohne Zweifel wird man bei ſolchem Beſtreben oft, wo man jetzt nur regelloſe Laute der Empfindung, buntgemiſchte Ausbrüche von Affecten ſieht, einen ſehr wohl angelegten, zu einem nothwendigen Abſchluſſe hinausgeführten Gang von Vorſtellungen und Gefühlen entdecken. Wenn auch bei der ſehr verſchiedenen Art, wie dieſe Geſänge in das Ganze der Tragödien eingreifen, ihre Anlage ungleich verſchiedener ſein muß, als in Pindar's Epinikien: ſo wird doch die Entwickelung der Pindariſchen Kunſt, welche man nun als faſt vollendet anſehen kann, dabei zum Muſter dienen können, und es wird unſern Leſern lieb ſein zu hören, daß Diſſen auch an dieſer kleinen Unterſuchung freundſchaftlich Theil genommen, an mehreren Puncten auf das Rechte hingewieſen und dem Reſultat im Ganzen ſeine Beiſtimmung gegeben hat. Ehe ich dieſes Vorwort ſchließe, darf ich nicht vergeſſen zu bemerken, daß mir nun auch Hermanns Septem aperta operta apud Aeschylum im vierten Bande ſeiner Opuscula bekannt geworden ſind, aus welchen erhellt, daß Hermann ebenfalls jene vortreffliche Emendation νόμοις ἰηλεμιστρίας gemacht hat. Aber wie ſeltſam! Während diejenige Auslegung der Stelle, worin dieſe Worte vorkommen, welche die beſchriebenen heftigen Handbewegungen auf die an Agamemnon verübte Mordthat der Klytämneſtra bezieht, bisher nur an der Lesart πολεμιστρίας einen Halt hatte, indem ſonſt in der ganzen Stelle nur von der Leichenklage die Rede iſt, bleibt Herrmann auch nach der Hinwegſchaffung dieſes Anhalts bei der Erklärung von den feroces ictus Clytaemnestrae und beraubt ſich dadurch, aufrichtig geſprochen, aller Frucht, die von der Emendation für das Verſtändniß des ganzen Kommos zu ziehen war. So wird auch den Kritikern, wie den Dichtern nach Plato, Manches θείᾳ μοίρᾳ, ohne das höhere Bewußtſein der Gründe und des Weſens der Dinge, zu Theil.

Um zuerſt einen Blick auf das Ganze der Tragödie zu werfen: ſo zerfallen die Choephoren oder die Tragödie von Oreſtes Rache, den Prolog abgerechnet, in vier Abtheilungen oder ἐπεισόδια, welche durch die Parodos des Chors: Ἰαλτὸς ἐκ δόμων ἔβην v. 22., und durch die drei Staſima: Πολλὰ μὲν γᾶ τρέφει v. 578. Νῦν παραι-

τουμένῃ v. 772. Ἔμολε μὲν Δίκα v. 923, begränzt werden. In jedem dieſer vier Abſchnitte finden wir, nach dem Geſetze der alten Tragödie, eine andere Gruppe von handelnden Perſonen; jede bildet einen weſentlichen Fortſchritt in dem Gange der Handlung. Die erſte Abtheilung begreift die Todtenſpende und Klage an Agamemnons Grabe, womit auf eine ſehr innige Weiſe der Plan der Rache verbunden wird; die zweite die vom Chor unterſtützte Ausführung der liſtigen Anſchläge des Oreſt, die dritte die Ermordung der beiden Schuldigen, die vierte Oreſtes Rechtfertigung und die Erſcheinung der Erinnyen. Daß der erſte Act ſich ganz um das Grab des Agamemnon bewegt und die Todtenſpende die Haupthandlung deſſelben iſt, erhellt auch daraus, daß nach dem Kommos, deſſen Erklärung wir unternommen haben, Oreſtes erſt die Frage aufwirft, wie denn Klytämneſtra darauf gekommen ſei, dieſe Choen zu ſenden, wobei er durch den unglückweiſſagenden Traum, der die Veranlaſſung dazu gegeben, das erſte glückliche Vorzeichen für ſein Unternehmen erhält. Man muß daher Alles, was in dieſem Act am Grabe Agamemnons geſchieht, in einem Zuſammenhange faſſen, welcher durch die unerwartete Ankunft des Oreſtes unterbrochen, aber alsdann mit höherem Pathos wieder aufgenommen wird. Der Chor hatte gleich in der Parodos ausgeſprochen, daß das Bemühen der Klytämneſtra, durch dieſe Choen den Mord zu ſühnen, ein vergebliches ſein werde, und alsdann in dem darauf folgenden Dialog durch ſeinen Rath die Elektra bewogen, dieſe Choen im entgegengeſetzten Sinne, als in welchem ſie geſandt worden, für die Sache der Feinde der beiden Herrſcher darzubringen. Während des Ausgießens der Choen fordert Elektra den Chor auf, eine Todtenklage, einen Päan des Todten, anzuſtimmen: worauf das kurze Lied geſungen wird, welches weder eine Staſimon noch ein Kommos, ſondern ein wenig entwickelter Wehe- und Hilferuf des Chors iſt,[1]) den ich eben deswegen auch nicht in Antiſtrophen zwängen, ſondern etwa ſo anordnen und einrichten möchte:

Ἵετε δάκρυ καναχὲς ὀλόμενον ὀλομένῳ δεσπότᾳ
Πρὸς ἔρυμα τόδε κακῶν, κεδνῶν τ' ἀπότροπον,
Ἄγος ἀπεύχετον, κεχυμένων χοᾶν.
Κλύε δέ μοι, κλύε, σέβας ὦ δέσποτ', ἐξ ἀμαυρᾶς φρενός.
Ὀτοτοτοτοτοτοτοῖ· ἰώ·

[1]) Es iſt, in anderm Sinne, darauf anzuwenden, was von dem Melidarion in den Trachinierinnen v. 216. Ἀείρομ' οὐδ' ἀπώσομαι die Scholien ſagen: οὐκ ἔστι στάσιμον, ἀλλ' ὑπὸ τῆς ἡδονῆς ὀρχοῦνται.

Τίς δοροσθενὴς ἀνὴρ
'Αναλυτὴρ δόμων, Σκυθικά τ' ἐν χεροῖν παλίντονα
'Εν ἔργῳ βέλη 'πιπάλλων ῎Αρης
Σχέδιά τ' αὐτόκωπα νωμῶν βέλη;

Die Choephoren fordern in dieſem Liede ſich auf, während der Weihegüſſe ihre Thränen auf das Grab fließen zu laſſen, welches „ein Bollwerk für das Unheil, eine Abwehr gegen das Heil, eine hinweg=zubeſchwörende Sühnſchuld“ genannt wird. Sie flehen den todten Herrſcher an, ſie mit dem nachtumſchatteten Sinne zu vernehmen. Die folgenden Verſe kann ich nur als einen Ruf nach Rache verſtehen; der Chor verlangt zum Umſturz des Tyrannenhauſes einen ſpeergewaltigen Mann, einen ſowohl aus der Ferne mit dem nach beiden Seiten bieg=ſamen Skythiſchen Bogen, als auch in der Nähe mit dem Schwerdte kämpfenden Kriegsgott. Obgleich nun dieſer Ruf für die Zuſchauer, welche von der Nähe des Oreſtes und Pylades wußten, doppelt ſinn=voll war: ſo erſcheint er doch wunderbar abgebrochen und das kurze Lied im Verhältniß zu dem, was Elektra gefordert, höchſt unvollſtän=dig, und man wird zu der Annahme genöthigt, daß die weitere Aus=führung der Todtenklage hier dadurch abgeſchnitten werde, daß Elektra bei der Grabſpende ſehr bald die Locke des Oreſtes erblickt und den Chor darauf aufmerkſam macht. Hierauf folgt ſehr bald Oreſtes Er=ſcheinung, die Erkennungsſcene zwiſchen den Geſchwiſtern und Oreſtes Erklärung über ſeine Sendung durch den Pythiſchen Apollon; dann beginnt ſogleich der große von den Geſchwiſtern und dem Chor ge=meinſchaftlich ausgeführte Threnos, der hiernach als die weitere Fort=ſetzung der Choenhandlung zu faſſen iſt, die in einem ſo entgegenge=ſetzten Sinne ausgeführt wird, als in dem ſie unternommen worden war. Durch die einem Todten geſpendeten Choen wird nach altem Glauben der in der Unterwelt gefangene Geiſt gleichſam lebendig; er nähert ſich der Oberwelt und tritt in Verkehr mit ſeinen Angehörigen: daher nun jetzt, nachdem die Choen auf das Grab ausgegoſſen ſind, Agamemnon mit größerer Lebhaftigkeit angerufen, beſchworen und als Helfer bei dem Werke der Rache an's Licht emporgerufen wird. So knüpft ſich alſo Alles an die von der Klytämneſtra geſandten Choen an; ſie ſind die eigentliche, ſichtlich hervortretende Handlung dieſes erſten Acts der Tragödie. Während aber dieſe Handlung der Todtenehre vollbracht wird, ſchreitet zugleich die Haupthandlung des ganzen Dramas, die Rache, vorwärts, und dieſer Kommos enthält ſelbſt ein bedeutendes Moment dieſes Fortſchritts, indem Oreſtes daraus zur Rachethat ungleich entſchloſſener hervorgeht, als wir ihn vorher

fanden. Denn wenn er auch vorher ſchon die Rache für ſeine Pflicht erklärte, hauptſächlich um des Pythiſchen Orakels willen: ſo war doch noch kein volles Vertrauen auf glückliche Vollbringung in ihm; nach dem Kommos aber ſagt Elektra mit Grund zu ihm, daß er in ſeinem Gemüthe zur That feſt geworden ſei (*ἐπειδὴ δρᾶν κατώρθωσαι φρενί* v. 505). Darin wird überhaupt ein Unterſchied zwiſchen den die Acte der alten Tragödie trennenden *στασίμοις* und den in dieſelben eingewebten *κομμοῖς* beſtehen, daß jene dazu da ſind, die Handlung in einen erhebenden Gedanken, eine Empfindung aufzulöſen und der Seele dadurch mitten in dem bewegten Fortſchritte die nöthige Sammlung zu gewähren, dieſe aber, mehr dramatiſch, ſelbſt in die Bewegung eingreifen, einen Entſchluß, eine Handlung hervorrufen, verzögern, zur Reife bringen, überhaupt ein weſentliches Moment in der dramatiſchen Entwickelung bilden. Eine gewiſſe Aehnlichkeit, welche Manches zu erläutern dienen kann, mit unſerm Kommos hat der Grabgeſang der Perſer bei Aeſchylos, welcher anfängt *Ἦ ῥ' ἀΐει μου μακαρίτας* v. 625. Auch dieſer iſt kein Staſimon, ſondern ſteht mitten in dem zweiten Akte der Perſer, welcher die durch die Erſcheinung des Boten unterbrochene Handlung der Choen enthält; der Chor begleitet dieſe von der Atoſſa dargebrachten Choen mit einem *ὕμνος ἀνακλητήριος*, einem Beſchwörungsliede, durch welches Dareios perſönlich und ſichtbar hervorgerufen wird (während der Kommos der Choephoren nur den dämoniſchen Beiſtand des mächtigen Schatten gewinnen will); dies iſt aber dort ebenfalls ein ſehr weſentlicher Fortſchritt der Tragödie, indem um die Verkündigungen des heraufgeſtiegenen Dareios ſich der ganze trilogiſche Zuſammenhang dieſer Tragödie dreht, welchen Zuſammenhang eine eindringende Betrachtung auch der Perſer für ſich allein nicht mehr verkennen kann.[1])

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen will ich zunächſt den ganzen Kommos herſchreiben, ſo abgetheilt und verbeſſert, wie es mir Sinn und Zuſammenhang zu fordern ſcheinen, wobei freilich einige Stellen, was die beſtimmten Worte betrifft, noch ſehr zweifelhaft gelaſſen werden müſſen:

Anapäſten des Chors.

'Αλλ' ὦ μεγάλαι Μοῖραι, Διόθεν τῇδε τελευτᾶν, ᾗ τὸ δίκαιον μεταβαίνει·

---

[1]) Ich drücke mich deswegen auf dieſe Weiſe aus, weil Hermann in den Opuscul. T. IV. p. 255 ſagt: **Neque enim opus esse arbitror, quae de horum argumentorum cohaerentia prolata sunt refutare.**

'Αντὶ μὲν ἐχθρᾶς γλώσσης ἐχθρὰ γλῶσσα τελείσθω, τοὐφειλόμενον πράσσουσα Δίκη μέγ' ἀϋτεῖ·
'Αντὶ δὲ πληγῆς φονίας φονίαν πληγὴν τινέτω, δράσαντι παθεῖν τριγέρων μῦθος τάδε φωνεῖ.

Oreſtes.

στρ. α'. Ὦ πάτερ αἰνόπατερ, τί σοι φάμενος ἢ τί ῥέξας
Τύχοιμ' ἂν ἕκαθεν οὐρίσας, ἔνθα σ' ἔχουσιν εὐναί;
Σκότῳ φάος ἰσόμοιρον; χάριτες δ' ὁμοίως
Κέκληται γόος εὐκλεὴς προσθοδόμοις 'Ατρείδαις;

Chor.

στρ. β'. Τέκνον, φρόνημα τοῦ θανόντος οὐ δαμάζει
Πυρὸς μαλερὰ γνάθος, φαίνει δ' ὕστερον ὀργάς.
'Οτοτύζεται δ' ὁ θνήσκων,
'Αναφαίνεται δ' ὁ βλάπτων.
Πατέρων τε καὶ τεκόντων
Γόος ἔνδικον ματεύει ῥοπὰν [1]) ἀμφιλαφὴς ταραχθείς.

Elektra.

ἀντ. α'. Κλῦθί νυν, ὦ πάτερ, ἐν μέρει πολυδάκρυτα πένθη.
Δίπαις τοί σ' ἐπιτύμβιος Θρῆνος ἀναστενάζει.
Τάφος δ' ἱκέτας, δέδεκται φυγάδας θ' ὁμοίως.
Τί τῶνδ' εὖ; τί δ' ἄτερ κακῶν; οὐκ ἀτρίακτος ἄτα;

Anapäſten des Chors.

'Αλλ' ἔτ' ἂν ἐκ τῶνδε θεὸς χρῄζων Θείη κελάδους εὐφθογγοτέρους.
'Αντὶ δὲ Θρήνων ἐπιτυμβιδίων Παίων μελάθροις ἐν βασιλείοις νεοκρᾶτα φίλον κομίσειεν.

Oreſtes.

στρ. γ'. Εἰ γὰρ ὑπ' 'Ιλίῳ πρός τινος Λυκίων, πάτερ,
Δορίτμητος κατηναρίσθης·
Λιπὼν ἂν εὔκλειαν ἐν δόμοισι
Τέκνων τ' ἐν κελεύθοις ἐπίστρεπτον αἰῶ,[2])
Πολύχωστον ἂν εἶχες τάφον διαποντίου γᾶς
Δώμασιν εὐφόρητον —

Chor.

ἀντ. β'. Φίλος φίλοισι τοῖς ἐκεῖ καλῶς θανοῦσι,
Κατὰ χθονὸς ἐμπρέπων σεμνότιμος ἀνάκτωρ,

---

[1]) ἔνδικος ματεύει τὸ πᾶν die Handſchrift, ῥοπὰν hat Lachmann gefunden.
[2]) κτίσσας am Ende dieſes Verſes habe ich mit Ahrens p. 16 als Gloſſem getilgt. Αἰῶ iſt ebenda als Aeſchyleiſche Form nachgewieſen.

Πρόπολός τε τῶν μεγίστων
Χθονίων ἐκεῖ τυράννων.
Βασιλεὺς γὰρ ἦς, ὄφρ᾽ ἔζης,
Μόριμον λάχος πιπλάντων χεροῖν πεισιβρότῳ τε βάκτρῳ.

Elektra.

ἀντ. γ′ Μηδ᾽ ὑπὸ Τρωΐας τείχεσι φθίμενος, πάτερ,
Μετ᾽ ἄλλων δουρικμῆτι λαῷ
Παρὰ Σκαμάνδρου πόρον τεθάφθαι·[1])
Πάρος δ᾽ οἱ κτανόντες νιν οὕτως δαμῆναι,
Θανατηφόρον αἶσαν πρόσω τινὰ πυνθάνεσθαι
Τῶνδε πόνων ἄπειρον!

Anapäſten des Chors.

Ταῦτα μὲν, ὦ παῖ, κρείσσονα χρυσοῦ, μεγάλης δὲ τύχης καὶ ὑπερβορέου μείζονα φωνεῖς.
᾽Αλλὰ διπλῆς γὰρ τῆςδε μαράγνης δοῦπος ἱκνεῖται· τῶν μὲν ἀρωγοὶ κατὰ γῆς ἤδη·
Τῶν δὲ κρατούντων χέρες οὐχ ὅσιαι στυγερῶν τούτων· παισὶ δὲ μᾶλλον γεγένηνται·[2])

Elektra.

στρ. δ′. Τοῦθ᾽ ὃ[3]) διαμπερὲς οὖς ἵκεθ᾽ ἅπερ τε βέλος,
Ζεῦ, Ζεῦ κάτωθεν ἀμπέμπων
῾Υστερόποινον ἄταν βροτῶν τλήμονι καὶ πανούργῳ
Χειρὶ, τοκεῦσι δόμοις[4]) τελειοῦσθαι.[5])

Chor.

στρ. ε′. ᾽Εφυμνῆσαι γένοιτό μοι
Πευκήεντ᾽ ὀλολυγμὸν ἀνδρὸς
Θεινομένου γυναικὸς τ᾽ ὀλλυμένας· τί γὰρ κεύθω φρενὸς οὖρον[6]) ἔμπας;

---

[1]) τεθάφθαι habe ich für τέθαψαι nach Ahrens geſchrieben und halte eben ſo die Conſtruction für einen **Nominativ. cum Infinitiv.**, den Inf. πυνθάνεσθαι aber für abhängig von οὕτως δαμῆναι.

[2]) γεγένηνται habe ich für γεγένηται geſchrieben. Die Erklärung unten.

[3]) Τοῦθ᾽ ὃ habe ich für τοῦτο in den Text geſetzt.

[4]) ΔΟΜΟΙΣ habe ich für ΔΟΜΩιΣ — in den Handſchriften geſchrieben. Τοκεῖς δόμοι für Elternhaus bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

[5]) Die Aenderung τελειοῦσθαι für τελεῖται wird bloß durch das Metrum der Antiſtrophe, nach der angenommenen Lesart, gerechtfertigt; ſonſt wäre τελεῖσθαι zu ſchreiben.

[6]) ΟΥΡΟΝ habe ich für ΘΕΙΟΝ geſchrieben und nach ἔμπας interpungirt.

Ποτᾶται, πάροιθεν δὲ πρώρας
Δριμὺς ἄηται καρδίας θυμὸς, ἔγκοτον στύγος.

Oreſtes.

ἀντ. δ'. Καὶ πότ' ἂν ἀμφιθαλὴς Ζεὺς ἐπὶ χεῖρα βάλοι,
Φεῦ, φεῦ, κάρανα δαΐξας;
Πιστὰ γένοιτο χώρα· δίκανδ' ἐξ ἀδίκων ἀπαιτῶ.
Κλῦτε δὲ, τὰ χθονίων τε τιμᾶτε.[1])

Anapäſten des Chors.

Ἀλλὰ νόμος μὲν φονίας σταγόνας χυμένας ἐς πέδον ἄλλο προςαιτεῖν αἷμα. βοᾷ γὰρ λοιγὸν Ἐρινὺς
Παρὰ τῶν προτέρων φθιμένων ἄτην ἑτέραν ἐπάγουσαν ἐπ' ἄτῃ.

Elektra.

στρ. ς'. Ποῖ ποῖ δὴ, νερτέρων τυραννίδες;
Ἴδετε πολυκρατεῖς Ἀραὶ τῶν φθιτῶν.
Ἴδεσθ' Ἀτρειδᾶν τὰ λοίπ' ἀμηχάνως
Ἔχοντα καὶ δωμάτων ἄτιμα πᾶ τις τράποιτ' ἂν, ὦ Ζεῦ;

Chor.

ἀντ. ε'. Πέπαλται δ' αὖτέ μοι φίλον
Κέαρ, τόνδε κλύουσαν οἶκτον.
Καὶ τότε μὲν δύςελπις, σπλάγχνα δέ μου κελαινοῦται πρὸς ἔπος κλυούσῃ.
Ὅταν δ' αὖτ' ἐπαλκῆ σ' ὁρῶμεν,[2])
Θάρσει ἀπεστάτησ' ἄχος πρὸς τὸ φαίνεσθαι καλῶς.

Oreſtes.

ἀντ. ς'. Τί δ' ἂν τλάντες[3]) τύχοιμεν; ἢ τά περ
Πάθομεν ἄχεα πρός γε τῶν τεκομένων
Πάρεστι σαίνειν; Τὰ δ' οὔτι θέλγεται·
Λύκος γὰρ ὥστ' ὠμόφρων ἄσαντος ἐκ ματρός ἐστι θυμός.

Chor.[4]) Jamben.

Ἔκοψα κομμὸν Ἄριον, ἔν τε Κισσίας
Νόμοις ἰηλεμιστρίας[5])

---

[1]) *TETIMATE* iſt ein Vorſchlag für das von den Handſchriften gegebene *TETIMENAI*.

[2]) Die Handſchriften haben hier und im Folgenden ἐπαλκὲς θραρέα πέστασεν ἄχος oder ähnlich. Was hier daraus gemacht iſt, iſt dem Sinne nach wohl richtig den Worten nach zweifelhaft. Zweifelhaft iſt auch das φαίνεσθαι.

[3]) *ΤΛΑΝΤΕΣ* habe ich für das *ΠΑΝΤΕΣ* der Handſchriften geſchrieben und die Interpunction im Folgenden geändert.

[4]) Hier ſteht ſonſt Elektra.

[5]) Ἔκοψα mit dem **Cod. Medic.** — ἔν τε nach Hermann. — Ἄριον und ἰηλεμιστρίας mit Hermann und Ahrens.

'Απρικτόπληκτα πολυπλάνητά[1]) τ' ἦν ἰδεῖν
'Επασσυτεροτριβῆ τὰ χερὸς ὀρέγματα
"Ανωθεν ἀνέκαθεν. κτύπω δ' ἐπεῤῥόθει[2])
Κροτητὸν ἀμὸν καὶ πανάθλιον κάρα.

Elektra.[3])

στρ. ζ'. 'Ιὼ, δαΐα πάντολμε μῆτερ,
Δαΐαις ἐν ἐκφοραῖς
"Ανευ πολιτᾶν ἄνακτ', ἄνευ δὲ πενθημάτων
"Ετλης ἀνοίμωκτον ἄνδρα θάψαι.

Oreſtes.

στρ. η'. Τὸ πᾶν ἀτίμως ἔλεξας, οἴμοι.
Πατρὸς δ' ἀτίμωσιν ἆρα τίσει
῞Εκατι μὲν δαιμόνων,
῞Εκατι δ' ἀμᾶν χερῶν.
"Επειτ' ἐγὼ νοσφίσας ὀλοίμαν.

Chor.[4])

ἀντ. η'. 'Εμασχαλίσθη δ' ἔθ', ὡς τόδ' εἰδῇς·
"Επρασσε δ' ἅπερ νιν, ὧδε θάπτει,
Μόρον κτίσαι[5]) μωμένα
"Αφερτον αἰῶνι σῷ.
Κλύεις πατρῴους δύας ἀτίμους.

Elektra, Jamben.

Λέγεις πατρῷον μόρον. ἐγὼ δ' ἀπεστάτουν
"Ατιμος οὐδὲν ἀξία.
Μυχοῖ[6]) δ' ἄφερκτος, πολοσίνου κυνὸς δίκαν,
'Ετοιμότερα γέλωτος ἀνέφερον λίβη,
Χαίρουσα πολύδακρυν γόον κεκρυμμένα.
Τοιαῦτ' ἀκούων ἐν φρεσὶν σαῖσιν[7]) γράφου

---

[1]) ἀπρικτόπληκτα πολυπλάνητα nach Lachmann. ἀπριγδόπληκτα bei Hermann halte ich nicht für richtig gebildet.

[2]) ἐπεῤῥόθει mit Heath für ἐπιῤῥοθεῖ.

[3]) Hier wird gewöhnlich keine Trennung der Perſonen gemacht.

[4]) Wie oben, ſteht hier ſonſt für den Chor Elektra, deren Namen hernach vor λέγεις fehlt.

[5]) κτίσαι habe ich mit Stanley für das κτεῖναι der Handſchriften geſetzt, ohne es für richtig zu halten.

[6]) μυχοῖ habe ich für μυχοῦ geſchrieben, welches gerade den umgekehrten Sinn geben würde.

[7]) σαῖσιν hat Seidler eingefügt, da die Handſchriften dem Trimeter einen Fuß fehlen laſſen.

Chor.[1])

ἀντ. ζ΄. Δι᾽ ὤτων δὲ συντέτραινε μῦθον
Ἡσύχῳ φρενῶν βάσει.
Τὰ μὲν γὰρ οὕτως ἔχει· τὰ δ᾽ αὐτὸς ὄργα[2]) μαθεῖν.
Πρέπει δ᾽ ἀκάμπτῳ μένει καθήκειν.

Oreſtes.

στρ. θ΄. Σέ τοι λέγω, ξυγγενοῦ, πάτερ, φίλοις·

Elektra.

Ἐγὼ δ᾽ ἐπιφθέγγομαι κεκλαυμένα.

Chor.

Στάσις δὲ πάγκοινος ὧδ᾽ ἐπιῤῥοθεῖ,
Ἄκουσον ἐς φάος μολὼν,
Ξὺν δὲ γενοῦ πρὸς ἐχθρούς.

Oreſtes.

ἀντ. θ΄. Ἄρης Ἄρει ξυμβάλοι, Δίκα Δίκᾳ.

Elektra.

Ἰὼ θεοὶ, κραίνετ᾽ ἐνδίκως δίκας.

Chor.

Τρόμος μ᾽ ὑφέρπει κλύουσαν εὐγμάτων.
Τὸ μόρσιμον μένει πάλαι
Εὐχομένοις δ᾽ ἂν ἔλθοι.

Oreſtes und Elektra.[3])

στρ. ι΄. Ὦ πόνος ἐγγενὴς καὶ παράμουσος ἄτης αἱματόεσσα πλαγά.
Ἰὼ δύστον᾽ ἄφερτα κήδη· ἰὼ δυςκατάπαυστον ἄλγος.

Chor.

ἀντ. ι΄. Δώμασιν ἔμμοτον τῶνδ᾽, ἑκὰς, οὐδ᾽ ἀπ᾽ ἄλλων ἔκτοθεν,
ἀλλ᾽ ἀπ᾽ αὐτῶν·
Διώκειν ἔριν αἱματηράν. θεῶν τῶν κατὰ γᾶς ὅδ᾽ ὕμνος.

Anapäſten des Chors.

Ἀλλὰ κλύοντες, Μάκαρες χθόνιοι, τῆσδε κατευχῆς πέμπετ᾽ ἀρωγὴν παισὶν προφρόνως ἐπὶ νίκην.

Zunächſt iſt die metriſche Anordnung dieſes Kommos zu erwägen, welche nicht ohne Einfluß auf die Erklärung bleiben kann. Denn da nicht die Geſammtheit dieſer zehn Strophen und Antiſtrophen durch wechſelſeitiges Herübergreifen zu einem Ganzen verflochten erſcheint, ſondern ſich gewiſſe Ruhepunkte finden, wodurch verſchiedene

---

[1]) Auch hier fehlt gewöhnlich die Ueberſchrift.
[2]) ὄργα mit Pauw für ὀργᾷ.
[3]) Sonſt wird der ganze noch übrige Theil des Kommos dem Chor gegeben.

Syſteme gebildet werden, ſo wird anzunehmen ſein, daß innerhalb des Kommos Veränderungen in der Stellung der Perſonen gegen einander, in der Gruppirung der Geſchwiſter und Choephoren eintraten, welche zugleich den Gang der Gedanken und Empfindungen beſtimmen mußten. Nun zerfällt das Ganze in fünf Syſteme, welche an Ausdehnung durchgängig abnehmen. Sie ſind hinſichtlich der Stellung der Strophen und Antiſtrophen und deren Vertheilung an die Perſonen ganz ſymmetriſch angeordnet, denn die Unregelmäßigkeit, welche im dritten Syſteme ſtören könnte, verſchwindet dadurch, daß man die beiden iambiſchen Parthieen, wovon jede aus fünf Trimetern mit einem eingeſchobenen Dimeter beſteht, als ungleichartig von den eigentlich meliſchen Stücken abſondert.

Syſtem I.

Anap.	α΄.	β΄.	α΄.	Anap.	γ΄.	β΄.	γ΄.	Anap.
Chor.	Oreſt.	Chor.	Elektra.	Chor.	Oreſt.	Chor.	Elektra.	Chor.

Syſtem II.

δ΄.	ε΄.	δ΄.	Anap.	ς΄.	ε΄.	ς΄.
Elektra.	Chor.	Oreſt.	Chor.	Elektra.	Chor.	Oreſt.

Syſtem III.

Jamben.	ζ΄.	η΄.	η΄.	Jamben.	ζ΄.
Chor.	Elektra.	Oreſt.	Chor.	Elektra.	Chor.

Syſtem IV.

	θ΄		θ΄.		
Oreſt.	Elektra.	Chor.	Oreſt.	Elektra.	Chor.

Syſtem V.

ι΄.		ι΄.
Oreſt.	Elektra.	Choros.

Anapäſten des Chors.

Dieſen fünf metriſchen Syſtemen entſprechen die Abtheilungen, welche ſich aus dem Inhalte ergeben.

Erſte Abtheilung: Der eigentliche Threnos oder die Klage am Grabe, durch welche das jammervolle Schickſal des Agamemnoniſchen Hauſes zum Bewußtſein gebracht und alles Fol-

gende motivirt wird. Die beiden Kinder des Agamemnon ſtehen einander gegenüber, ihre Geſänge entſprechen ſich antiſtrophiſch. Wahrſcheinlich haben ſie ihren Platz rechts und links vom Grabe, in der Orcheſtra. So um das Grab herumſtehend ſieht man ſie auf einer Atheniſchen Vaſe bei Clarke Travels P. II. Sect. III, pl. 1. Oreſtes, der männliche Erbe des Todten, iſt gleichſam der Hauptleidtragende; er beginnt daher den Klagegeſang.

Eine bloße Einleitung des ganzen Kommos bilden die Anapäſten, bei denen ſich der Chor wahrſcheinlich dem Grabe näherte. Sie fordern von den Mören gerechte Vergeltung der blutigen That.

Oreſtes fragt, unentſchloſſen, zweifelnd, durch welches Wort, durch welche That er vom Vater aus dem Grabe Gunſt und Beiſtand erhalten könne. Ob auch die Welt des Lichtes mit der Nacht der Unterwelt zuſammenhange, die Leichenklage dem Hingegangenen noch als ein Werk der Liebe und Huld gelte?

Der Chor verſichert ihn des Fortbeſtehens des Verſtorbenen, inſonderheit ſeines Rachegefühls auch nach den Flammen des Rogus. Die Leichenklage mit heftigem Schlagen beider Hände erhoben, führe eine gerechte Kataſtrophe, ἔνδικον ῥοπάν, herbei.

Elektra erhebt von der andern Seite des Tumulus ihre Klage. Sie hebt beſonders die Hilfloſigkeit und Rathloſigkeit der Geſchwiſter hervor.

Der Chor, in Anapäſten: Der Gott könne nach ſeinem Willen noch einmal fröhlichere Lieder herbeiführen; Apollon Päon dem Agamemnoniſchen Hauſe nach der Leichenklage den Trank, womit die Trauer geſchloſſen und das Leben neu begrüßt wird (νεοκρᾶτα), gewähren.

Oreſtes wendet ſeine Gedanken beſtimmter zu dem Begrabenen. Wieviel beſſer, wenn du im Heldenkampfe gefallen unter einem hohen Tumulus überſeeiſchen Landes lägeſt, der dem Hauſe nicht eine Laſt des Jammers wäre (δώμασιν εὐφόρητον)!

Der Chor verfolgt die Vorſtellung des ehrenvoll erſchlagenen Agamemnon: er denkt ihn ſich als einen auch in der Unterwelt unter ſeinen treuen Kampfgenoſſen noch immer herrſchenden, als König waltenden Heerführer.

Elektra wünſcht, weiblicher geſinnt, daß Agamemnon auch nicht in Troja mit den andern Heerſchaaren begraben liegen möge. Eher ſollten die Mörder ſo gebändigt worden ſein, daß man in der Ferne in ſorgloſer Ruhe ihr Todesgeſchick vernommen hätte!

Der Chor, in Anapäſten, weiſt dieſe zu ſchönen Träume ab. Aber ſchon dringe die Todtenklage der Geſchwiſter in die Tiefe

und Helfer ſteigen für die Kinder hervor, indem dieſe allein die Todtenklage mit reinen, religiöſen Händen vollführen könnten, was den Herrſchern (welche eigentlich die Choen geſandt hatten) nicht möglich ſei.

Hiermit Abſchluß des eigentlichen Threnos. Oreſtes und Elektra erſcheinen dabei von Leid und Jammer tief ergriffen; zuerſt ihre Rath- und Hilfloſigkeit, dann die Vorſtellung des in der Heimath erſchlagenen Agamemnon und alles Jammervolle und Drückende, was ſich daran anknüpft, beſchäftigt ihre Gemüther. Der Chor nimmt an der Klage keinen thätigen Antheil, daher nur von einer διπλῆ μαράγνη, einen doppelten Planctus, die Rede iſt; er fordert indeß die Geſchwiſter zu dieſer Ehre des Todten auf und erhebt ihr Gemüth zur Ausſicht in eine beſſere Zukunft. Dadurch aber, daß der Chor durch dieſe Todtenfeier den Rachegeiſt des Agamemnon ſchon aus der Unterwelt heraufgezogen ſieht, bahnt er den Uebergang zu dem zweiten Theile des Kommos.

Zweite Abtheilung. Der Ruf der Rache. Die beiden Kinder ſcheinen dieſelbe Stellung zu behaupten; nur beginnt jetzt nicht Oreſtes, ſondern Elektra, in deren Gemüthe ein noch glühenderes Verlangen nach Rache für den Vater iſt.

Elektra betet, daß das Wort, welches ihr Ohr wie ein Geſchoß getroffen habe: Hilfe aus der Unterwelt, Zeus, der Sender der Ate aus der Tiefe, an dem Elternhauſe in Erfüllung gehen laſſen möge.

Der Chor wünſcht offen und geradezu bei Aegiſths und Klytämneſtras Erwürgung (wie bei dem Fällen eines Opferthiers) den Ololygmos anſtimmen zu dürfen. Er mache kein Hehl aus der Richtung ſeiner Empfindungen; die Fahrt ſeines Schiffes lenke der tief eingewurzelte bittre Haß.

Oreſt, der noch immer nicht zu eigner That entſchloſſen ſcheint, fragt: wann der oben und unten waltende Zeus (dies ſcheint ἀμφιθαλὴς hier zu bezeichnen) die Frevler treffen möge. Dann werde das Land Frieden haben. Er verlange Buße von den Ungerechten, Ehre für die Todten.

Chor: Für Mord gehöre Mord nach altem Recht.

Elektra: Sie weiß nicht, wohin die Nächte der Unterwelt das Schickſal lenken wollen und fordert die Arä der Todten, die aus Agamemnons Sterbeflüchen emporſteigenden Rachegeiſter, auf, den verſtoßenen Reſt des Atridengeſchlechts aus ſeinem Jammer zu retten.

Chor: Er ſchwanke hin und her, im Innern zertheilt und zerriſſen, voll von Jammer und Beſorgniß, wenn er Elektra's Klagen

höre; wenn er aber auf den kraftvollen heldenmüthigen Oreſtes ſchaue, hege er Vertrauen und gute Hoffnung.

Oreſt, noch immer überlegend, ob es vielleicht einen Ausweg geben könne, fragt, ob man die von der Mutter über die Kinder verhängte Noth durch Unterwürfigkeit zu mildern hoffen könne. Aber das Gemüth der Mutter ſei keiner Milderung fähig.

Man bemerke wohl, wie die Weisheit des Dichters mit den Gedanken und Motiven haushält und jedes für ſeinen Platz aufſpart. Von dem durch Oreſtes ſelbſt zu vollführenden Morde iſt noch nicht die Rede, wiewohl er Allen im Sinn liegt; beide Kinder fragen nur immer, wie der aus der Tiefe heraufbeſchworene Rachegeiſt die Frevler treffen möge. Mit mehr Abſicht und Bewußtſein weiß indeß der Chor die Gedanken immer mehr auf die Nothwendigkeit der zu vollführenden Mordthat zu lenken. Doch iſt auch Oreſtes nahe daran, die Unmöglichkeit eines andern Auswegs zu erkennen.

Dritte Abtheilung: Hier tritt offenbar ein großer Wendepunkt ein. Wir finden nicht mehr wie früher Anapäſten eingeſtreut. Dafür ſingt der Chor, etwa auf eine dem Recitativ ähnliche Weiſe, Jamben, welche nur durch die vielen Auflöſungen und einen eingemiſchten Dimeter ſich von den Verſen des Dialogs unterſcheiden. Auch dieſe Jamben ſind antiſtrophiſch angeordnet; aber bei den Jamben ſowohl wie in dem ganzen dritten Syſtem entſpricht nicht mehr der Chor ſich ſelbſt und Oreſtes der Elektra, ſondern die Geſchwiſter ſind mit dem Chor in antiſtrophiſchem Verhältniß. Wenigſtens wüßte ich mit Rückſicht auf den Sinn kein anderes antiſtrophiches Verhältniß durchzuführen als eben dieſes. Es muß alſo nun eine weſentliche Veränderung in der Gruppirung der Perſonen ſtattgefunden haben; ich glaube, daß Abtheilungen des Chors oder einzelne Choreuten jetzt eine ſolche Stellung angenommen haben, daß ſie der Elektra und dem Oreſt gegenüber ſtehen. Die Stellung ſcheint ſo gewählt worden zu ſein, daß Oreſtes von beiden Seiten gleichſam bedrängt und beſtürmt erſchien. Genaueres vorzeichnen zu wollen, möchte ich nicht wagen, obgleich man ſich mit einiger Phantaſie die Gruppirung wohl ausmalen kann. Die erwähnten Jamben aber — ein Versmaß, welches ſich ganz beſonders zu einer mit Zorn und Grimm vorgetragenen Erzählung eignet — haben die Abſicht, Oreſtes noch nicht ganz entſchiedenes Gemüth durch die Erzählung von Begebenheiten, welche bis dahin in dem Verlaufe der Trilogie noch nicht berührt worden waren, aufzureizen und zur grimmigen That zu ſtacheln. Von Agamemnons Ermordung im Bade wird Oreſtes als

unterrichtet angenommen, wie es die Zuhörer ſind, auf welche bei der Wahl deſſen, was geſagt und was verſchwiegen werden ſoll, natürlich auch Rückſicht zu nehmen war. Daß aber Agamemnon nicht die gehörige Todtenehre erhalten, hatte die Rede der Klytämneſtra im Agamemnon v. 1534 (οὐχ ὑπὸ κλαυθμῶν τῶν ἐξ οἴκων; leider iſt die Stelle lückenhaft) nur angedeutet; jetzt erſt erfahren wir den genaueren Vorgang. Wer aus den Alten weiß, wie eine ſchmähliche Beſtattung ihnen ein größeres Unheil ſchien, als ein jammervoller Tod, wird auch begreifen, wie weiſe Aeſchylos dieſe Erzählung von der Beſtattung bis hierher aufgeſpart, wo es darauf ankommt, Oreſtes Zorn gegen Klytämneſtra aufs Höchſte zu ſteigern und die Blutrache ihm als doppelte Pflicht erſcheinen zu laſſen. Auch wird Oreſtes dadurch unmittelbar zum Entſchluſſe gedrängt, und die ganze dritte Abtheilung des Kommos iſt nichts Anderes als: Oreſtes entſchiedener Entſchluß, das Werk der Rache zu vollführen.

Doch iſt vor der Betrachtung des Einzelnen noch die Beantwortung der Frage nöthig, mit der man bis ſich jetzt wenig beſchäftigt hat: in welchem Verhältniſſe wir uns überhaupt den Chor der Choephoren zu dem Herrſcherhauſe des Agamemnon denken ſollen. Daß es Sklavinnen, δμωαὶ γυναῖκες, ſind, iſt bekannt; dabei denkt man aber in heroiſcher Zeit zunächſt an Kriegsgefangene; in den Häuſern der Eroberer Troja's, beſonders des Agamemnon, an gefangene, als Beute vertheilte Troerinnen. Die Troiſchen Sclavinnen der Atriden waren durch das Epos, auch wohl ſchon durch die Tragödie, ſo bekannt, daß Aeſchylos ſeine Zuhörer kaum darüber zu belehren nöthig hatte, daß er ſich unter dieſen dienſtbaren Frauen Troerinnen denke; und gewiß deuteten einige Details ihrer Trauertracht, ihrer φάρη μελάγχιμα, auf orientaliſche Nationalität. Daß ſie von einer ἀνάγκα ἀμφίπτολις reden, wodurch ſie in die Knechtſchaft gekommen (v. 73) deute ich auch auf die Umringung und Erſtürmung Trojas; und vorzüglich ſchön mußte ſich im Munde von Trojanerinnen der letzte Geſang des Choephoren-Chors ausnehmen:

Ἔμολε μὲν δίκα Πριαμίδαις χρόνῳ, βαρύδικος ποινά.
Ἔμολε δ' ἐς δόμον τὸν Ἀγαμέμνονος u. ſ. w.

Dieſer Trojaniſche Chor nun ſchildert, in der erſten iambiſchen Partie, wie er mit der leidenſchaftlichen und ungemäßigten Trauer, womit der Orient ſeine Könige zu ehren pflegte, den Planctus an Agamemnons Grabe ausgeführt habe. — Klytämneſtra nämlich hatte die Tochter und die dem Hauſe verwandten Frauen, welche auch in Athen nach Soloniſchem Rechte die heilige Pflicht der Todten-

klage hatten, davon zurückgehalten. Iphigenia, die geopferte Tochter, ſprach ſie mit bitterm Hohne, werde dem Ermordeten in der Unterwelt zuerſt entgegenkommen und ihn dort begrüßen. Dagegen hatte die gefangenen Frauen, die Agamemnon als Beute mitgebracht, Niemand gehindert, ihrem Herrn und der zugleich gemordeten Mitſklavin Kaſſandra die traurige Pflicht zu leiſten. An dieſen Planctus, an die heftige Trauer, welche damals ſie, die fremden barbariſchen Frauen, an den Tag gelegt, erinnern ſie jetzt, wo alle alten Schmerzen wieder aufleben: wie wenig aber dieſe Trauer eine des Argiviſchen Herrſchers würdige Todtenklage war, das konnte nicht von dem Chor der Sklavinnen, ſondern nur von den Kindern des Agamemnon gehörig ausgeſprochen werden.

Daher nun Elektra den Gedankengang aufnimmt und mit geſteigertem Affect in lyriſchen Maßen ausführt: wie die feindſelige Mutter den erſchlagenen Mann ohne Trauerbezeugung der Familie und der Mitbürger unter Begleitung fremder Frauen von feindlichem Stamme habe hinaustragen laſſen.

Oreſtes wird davon ſogleich heftig ergriffen und verſichert, daß dieſe Entehrung des Vaters die Mutter kraft der Götterhilfe und ſeiner eigenen Hände büßen ſolle; dann möge ihn, den Thäter, immerhin der Tod treffen.

Der Chor fügt hinzu, wie Klytämneſtra die Leiche auch noch durch Verſtümmelung, durch das *μασχαλίζειν*, *ἀκρωτηριάζειν*, geſchändet habe. Dies *μασχαλίζειν*, wodurch man den Fluch von dem Thäter abwenden, die That *ἀφοσιοῦσθαι*, wollte, fand am natürlichſten nach dem Hinaustragen der Leiche, der *ἐκφορὰ*, und vor der eigentlichen Beſtattung ſtatt, die auch in Griechenland mit der glebae iniectio begann; daher auch davon nur der Chor der Choephoren Zeuge ſein konnte. So wie hier, folgt auch bei Apollonios Rhod. IV, 480 das Begraben auf die Verſtümmelung des ermordeten Abſyrtos; während Sophokles, Electra v. 445, anzunehmen ſcheint, daß Agamemnons Leichnam gleich nach der That im Badegemache, vor der funeris elatio, verſtümmelt worden ſei.

Elektra erzählt in einer iambiſchen Partie, welche der Form und dem Inhalte nach der vorerwähnten genau entſpricht, wie ſie bei dieſer Beſtattung auf ſchimpfliche Weiſe ausgeſchloſſen, im Innern der Gynäkonitis (*μυχοί*) eingeſperrt, einem gefährlichen Hunde gleich behandelt worden ſei, aber deſſenungeachtet, während man ihr die Trauer verſagt, doch nur an thränenvollem Aechzen ihre Freude gehabt habe.

Der Chor fordert den Oreſtes auf, dies wohl in ſich aufzunehmen. So ſtehe es damit; das Andere — was das Schickſal noch verborgen habe — ſolle er ſelbſt kennen zu lernen ſtreben und mit unbeugſamen Sinne durchdringen.

Vierte Abtheilung: Oreſt im Verein mit Elektra und dem Chor ruft den Vater zum Streitgenoſſen in dem Kampfe mit den Mördern herauf; der Mord ſolle nun mit dem Morde zuſammentreffen. Der Chor ahnet, inneren Schauders voll, Gewährung des Wunſches. — Hierbei entſpricht, zum erſten Mal in dieſem Kommos, jede Stimme ſich ſelbſt; wahrſcheinlich bewegen ſich die Geſchwiſter mit leidenſchaftlicher Gebehrde um das Grab. Der Chor aber ſingt, wie aus den Worten στάσις πάγκοινος hervorgeht, mit allen Stimmen, was bisher in dieſem Kommos noch nicht der Fall geweſen zu ſein ſcheint. Um ſo größer war der dadurch hervorgebrachte Eindruck: und um ſo beſtimmter wurde der Inhalt dieſer Abtheilung als das Ziel des Ganzen bezeichnet.

Fünfte Abtheilung: Während die Geſchwiſter die ſchreckliche Pflicht, die auf ihnen liegt, und das Jammervolle ihres Schickſals beklagen, erkennt der Chor darin die nothwendige Natur der dem Hauſe durch ſich ſelbſt geſchlagenen, immer weiter freſſenden Eiterwunde, daß der Streit durch Blut verfolgt werden müſſe. — Auch hier iſt die Stellung der Perſonen eigenthümlich, indem die Geſchwiſter zuſammen dem Chor entſprechen, wenn ſie nicht vielleicht in dieſer letzten Abtheilung ſich dem Chor angeſchloſſen und ihre Stimmen mit denen des Chors vereinigt haben.

In den Anapäſten, welche den Kommos abſchließen, wird der Hauptgedanke, auf den das Ganze hinzielt, wiederholt: die Unterirdiſchen möchten dem Oreſtes im Kampfe mit den Mördern beiſtehen.

Es iſt kaum nöthig, noch einen Blick rückwärts zu werfen, um gewahr zu werden, wie genau, bei aller leidenſchaftlichen Bewegung, der Fortſchritt und wie zweckmäßig die Gliederung dieſes Gedichtes iſt, wie namentlich immer der vorhergehende Theil den folgenden motivirt und durch die natürlichſten Uebergänge herbeiführt. Die Klage um das eigene und des Vaters Geſchick (1) begründet den Ruf um Rache, der ſo lange mit Unentſchloſſenheit gepaart iſt (2), bis Oreſtes durch die Erzählung ihm noch unbekannter Frevel gegen ſeinen Vater aufgereizt (3) den erhabenen Schatten entſchieden zur Theilnahme an dem Kampfe mit den Mördern aufruft (4): worauf, um dem erſchütterten Gemüthe die rechte Stimmung wieder zu geben, nur noch nöthig war, daß der beſchloſſene Mord als nothwendiges Schickſal des

Hauſes gefaßt und anerkannt wurde (5). Dadurch erhält auch dieſer Kommos für ſich einen poetiſch befriedigenden Schluß; denn nachdem in den vorhergehenden Abtheilungen die Entwickelung dramatiſch fortgeſchritten und der Entſchluß des Mordes zur Reife gediehen war, wird nun dieſer Entſchluß ſelbſt als Frucht des alten Schickſals des Hauſes, als ein Zeichen des Waltens der unterirdiſchen Götter in dem Atriden-Geſchlechte aufgefaßt und dadurch an die Stelle leidenſchaftlicher Aufregung eine erhabenere Betrachtung der Dinge geſetzt. — Während hiernach Umſtellungen von Strophen oder größeren Partheien unnütz und dem Zuſammenhange des Ganzen ſogar nachtheilig erſcheinen müſſen: werden dagegen die Aenderungen, welche wir in der Vertheilung der Geſänge unter die Perſonen vorzunehmen durch den Gedankengang bewogen wurden, wohl auch noch durch die ſchöne Durchführung der Charaktere beſtätigt, welche wir dadurch offenbar gewinnen. Oreſtes, auf deſſen Händen die That liegt, erſcheint mit Recht ſchwankend, überlegend; obwohl er den Threnos begonnen, tritt er nachher mehr zurück, erſcheint mehr von Außen in Bewegung geſetzt und afficirt, bis er am Anfange des vierten Theils zum feſten Entſchluſſe gelangt und alsbald auch den Vorrang, den er vorher aufgegeben, ſich von Neuem vindicirt. Elektra, deren tiefes Gemüth Aeſchylos ſchon in den Hauptzügen dem Sophokles vorgezeichnet hat, ſie die tägliche Wahrnehmerin und Dulderin aller der Trübſal und Unwürdigkeit, von welcher Oreſtes mehr nur den Ruf vernommen, erſcheint in ihren Klageu heftiger, ungeſtümer und auf weibliche Weiſe noch mehr von Haß und Bitterkeit durchdrungen. Der Chor, wiewohl nur durch das Recht des Krieges dem Atridenhauſe unterthan, doch voll von Anhänglichkeit an den mächtigen und edlen Kriegsfürſten und ſein verwaiſtes Geſchlecht, überſchaut die Schickſale des Hauſes mit mehr Faſſung und Beſonnenheit als die Geſchwiſter und lenkt daher, während die Andern mehr dem Sturm ihrer Gefühle folgen, mit entſchiedener Abſicht den Gang der Gedanken und Entſchlüſſe zu dem Ziele, welches ſie zuletzt erreichen.

Scholien zu den im Rheiniſchen Muſeum Jahrg. IV. H. III. S. 393 ff. von Herrn Dr. Dübner herausgegebnen Verſen des Tzetzes über die verſchiedenen Dichtungsgattungen.

Es iſt zwar eine geringe Freude, ſich zum Commentator eines ſo albernen und unwiſſenden Schriftſtellers zu machen als Joannes Tzetzes iſt; indeß muß ein Alterthumsforſcher wohl öfter einen großen Schutthaufen durchwühlen, um einige kleine Bruchſtücke zu finden, die für die Wiederherſtellung des Baues der antiken Welt brauchbar ſcheinen. Dieſe Hoffnung wird uns auch bei der Analyſe der neulich zum erſtenmal herausgegebnen Verſe des Tzetzes nicht im Stiche laſſen, indem dieſe neben vielen oberflächlichen und verkehrten Angaben doch auch einige ſchätzbare Winke aus ältern Literatoren enthalten, namentlich für die Oekonomie und Technik der alten Tragödie, worüber wir für unſer philologiſches Bedürfniß viel zu wenig Notizen aus dem Alterthum haben. Ich werde in den folgenden Bemerkungen mir erlauben, Erklärung, Kritik des Textes und Beurtheilung der Angaben des Tzetzes zu verbinden, aber dabei nur auf Sinn und Zuſammenhang des Ganzen mein Augenmerk richten und manche Fehler des Textes nicht berühren, zu deren ſichrer Verbeſſerung eine genauere Kenntniß der ſehr disharmoniſch zuſammengeſetzten Ausdrucksweiſe des Tzetzes, ſo wie der Freiheiten ſeines Versbau's, gehört. Der Vers, in dem dieſe literariſchen Erörterungen, ſo wie der ſchon früher herausgegebene Anhang zu den Chiliaden, geſchrieben ſind, iſt der bekannte Byzantiniſche Senar, deſſen ſich nicht die damalige Volkspoeſie, ſondern die Gelehrten (wenn man ſie ſo nennen darf) der Zeit bedienten, in welchen η und ω immer lang, ε und ο kurz, α, ι und υ aber nach Belieben lang und kurz ſind, wenn ſie nicht durch Poſition lang werden, und in der Regel der Vers nur zwölf Silben haben darf, wobei indeß einige Unregelmäßigkeiten mit unterlaufen, die vielleicht noch eine nähere Beſtimmung zulaſſen.

Tzetzes theilt zuerſt die ganze Poeſie in acht Gattungen, welche er in den Verſen 7 bis 11 zuſammenfaßt und alsdann einzeln beſchreibt. Es ſind Lyrik, Komödie, Tragödie, Drama Satyrikon, Monodie, Dithyramb, Jambos und *ποιητικὸν πᾶν ἀνώνυμον γένος*, mit welchem Ausdrucke ſonderbarer Weiſe das Epos bezeichnet wird. Daß dieſe Eintheilung nicht etwa von gelehrten Literatoren des Alexandriniſchen Zeitalters herſtamme, bedarf keines Beweiſes; ſie übergeht wichtige Gattungen mit Stillſchweigen, wie die Elegie und das

Epigramm, und rechnet dagegen die Monodie, welche dem Drama angehört, als eine beſondere Gattung. Was von der Lyrik im Allgemeinen geſagt wird, V. 15—17, und ſich auch in den Prolegomenen des Iſaak Tzetzes zum Lykophron findet, ſollte vom Dithyramb geſagt ſein; ſowohl die fünfzig Choreuten als die Stellung im Kreiſe und der Siegespreis der Ochſen gehen nur den kykliſchen Chor der Dithyrambopöen an, wofür es nicht nöthig iſt, die bekannten Belege von Neuem anzuführen. Den Namen der Komödie leitet Tzetzes, wie ſchlechte Etymologen öfter thun, zugleich von drei Worten ab, nämlich von *κῶμα, κώμη* und *κῶμος*, und macht daraus eine Geſchichte, wie arme Leute in Attika, die von den Vornehmen unterdrückt worden wären, ihre Beſchwerden in der Zeit des Schlafes, *κῶμα*, in den Landorten, *κῶμαι*, ausgerufen hätten und daraus auf Befehl des Rathes eine Luſtbarkeit zur Erheiterung der Trinkgelage, *κῶμοι*, gemacht worden wäre. Doch iſt auch dieſe ſchlechte Erfindung, die offenbar keinen andern Zweck und Grund hat, als drei Etymologieen mit einander auszuſöhnen, von Thomas Magiſter in dem Leben des Ariſtophanes p. XV. Küſter, und von dem Schriftſteller von der Komödie ebenda p. XII. ſo wie in Bekkers Anecd. Gr. T. II. p. 748 angenommen worden. Daß *τρυγῳδία* der urſprüngliche Name für alle drei Gattungen, Tragödie, Komödie und Satyrdrama geweſen (V. 57), beruht nur darauf, daß manche auch *τραγῳδία* von *τρυγῳδία* herleiteten, wie Tzetzes hernach (V. 119) ſelbſt thut und vor ihm auch beſſere Schriftſteller gethan haben, wie Athenäos II. S. 40 b. Euanthios de trag. et com. Thesaur. Ant. Graec. VIII. p. 1683 b und Diomedes p. 484 Putſch. Dagegen braucht Ariſtophanes öfter, wie bekannt iſt, den Namen *τρυγῳδία* und *χορὸς τρυγῳδῶν* für Komödie und komiſchen Chor auf eine Weiſe, daß der Ausdruck als durchaus unzweideutig erſcheint; man kann nach ſeinem Gebrauche der Benennung nicht zweifeln, daß der „Hefengeſang“ eine ſpottende Benennung der Komödie und keiner andern Gattung war. Die Uebertragung des Namens der *τρυγῳδία* auf die Tragödie gehört erſt einer Zeit und Richtung an, in der man die Geſchichte der Tragödie nicht nach hiſtoriſchen Erinnerungen, ſondern nach ſcheinbar natürlichen Vorausſetzungen und ſeichten Etymologieen geſtaltete. Ich muß geſtehen, daß ich Alles zu den Erfindungen dieſer Zeit rechne, ohne ſelbſt die Verſe der Ars poetica des Horaz (274 f.) im Geringſten davon auszunehmen, wobei eine ländliche Aufführung und ein heiter komiſcher Charakter der älteſten Attiſchen Tragödie angenommen wird. Die Ueberlieferungen, welche die Farbe beſtimmter,

localer Erinnerung tragen, führen nach meiner Meinung alle dahin, daß die Tragödie von Anfang an an das Lenäon in der Stadt geknüpft war und mit Cultusgebräuchen des Lenäenfeſtes zuſammenhing, welche denen der Trieteriken und Omophagien in andern Gegenden von Griechenland nahe verwandt waren. Etwas Wildes und Groteskes, wie es den Bacchiſchen Feierlichkeiten dieſer Art zukommt, lag gewiß im Charakter des Spieles: daraus mag man ſpäter auf bäueriſche Rohheit und Luſtigkeit geſchloſſen haben. Die Zeugniſſe, welche von einer ländlichen Tragödie reden, können zum Theil ſchon aus ſich ſelbſt des Irrthums überführt werden, wie namentlich das bekannte Epigramm des Dioskorides (Anthol. Palat. VII, 410):

Θέσπις ὅδε, τραγικὴν ὃς ἀνέπλασε πρῶτος ἀοιδὴν
κωμήταις νεαρὰς καινοτομῶν χάριτας,
Βάκχος ὅτε τριττυῖ κατάγοι χορόν, ᾧ τράγος ἆθλον,
χὠττικὸς ἦν σύκων ἄῤῥιχος ἆθλον ἔτι.

Wenn hier *τριττυῖ* aus der Lesart der Handſchrift *τριτθὺν* von Welcker im Nachtrage zu der Schrift über die Aeſchyl. Trilogie S. **246** richtig hergeſtellt worden iſt — wie ich meine, daß es am Tage liegt — und wenn Dioskorides dieſe Trittyen-Chöre bei der Tragödie des Theſpis wirklich aus der Ueberlieferung geſchöpft hat, ſo widerlegt er damit ſelbſt ſchon die Annahme, daß Theſpis ſein neues Lied für die Landbewohner, *κωμῆται* oder eigentlich *δημόται*, von Attika gedichtet habe. Denn von den Trittyen iſt bekannt, daß mit dieſem Namen die urſprünglichen Phratrien als Drittel der vier alten Phylen, die in der Zeit des Theſpis noch beſtanden, bezeichnet wurden. Dieſe Phylen und Phratrien entſprachen aber durchaus nicht der Eintheilung des Landes in die Diſtrikte der Demen, indem ſie allein auf die Geſchlechterverfaſſung und nicht auf die Wohnorte der Bürger gegründet waren. Es iſt nach Allem, was wir über die ältere Phyleneintheilung von Athen wiſſen, undenkbar, daß die Trittyen beſtimmte Landorte zu Verſammlungsorten gehabt haben ſollten, wo ſie für ſich ihre Feſte gefeiert hätten, ſondern, wenn die Trittyen zuſammenkamen und Chöre für ſich ausrüſteten, wie es hernach die zehn Phylen des Kleiſthenes thaten, ſo konnte dies nur in der Stadt Athen geſchehn. Auch iſt es in der That ſehr glaublich, daß die Chöre an den Lenäen und andern Feſten, die ſpäter von den zehn Phylen geſtellt wurden, vor Kleiſthenes eine Sache der zwölf Trittyen und nicht der vier Phylen waren, da die allgemeine Uebung der Tanzkunſt und des Geſanges mehr den frühern als den ſpätern Zeiten angehört und, wenn nur vier Chöre geſtellt worden wären, zu wenige Bürger zur Dar-

ſtellung ihrer orcheſtiſchen und muſiſchen Kunſtfertigkeit gekommen wären. So iſt alſo die Erwähnung der Trittyen ganz an ihrem Orte; dagegen ſind die Züge aus dem Landleben, welche Dioskorides damit verbindet, der Bock als Preis (nicht als Opfer) und der Korb mit Feigen als ein zweiter Preis, offenbare Uebertragungen von den Urſprüngen der Komödie, die den ländlichen Dionyſien angehören, wie die zum Theil wörtliche Uebereinſtimmung beweiſt, die zwiſchen dem Epigramm des Dioskorides und der Epoche der Pariſchen Marmor-Chronik (39) ſtattfindet, welche von der Erfindung der Komödie durch Suſarion handelt: *Ἀφ' οὗ ἐν Ἀθήναις κωμῳδῶν χορὸς ηὑρέθη* (nach Böckhs Herſtellung), *στησάντων αὐτὸν τῶν Ἰκαριέων, εὑρόντος Σουσαρίωνος, καὶ ἆθλον ἐτέθη πρῶτον ἰσχάδων ἄρσιχος καὶ οἴνου ἀμφορεύς.*

Ich kehre zu Tzetzes zurück, der nach einem Verſuche, die ſittlichen Zwecke der Tragödie und Komödie nachzuweiſen, in der Art, wie er die drei Gattungen der Komödie unterſcheidet, eine enorme Unwiſſenheit an den Tag legt, von der man ihn auch durch keine Beſſerung des Textes befreien kann. Daß Ariſtophanes zur mittlern Komödie gerechnet wird, in welcher der Tadel verſteckt gegeben worden ſei, konnte Tzetzes nur ſagen, wenn er kein Stück des Komikers geleſen hatte; man würde ihm zu viel Ehre anthun, wenn man annähme, er habe dabei etwa den Aeoloſikon des komiſchen Dichters vor Augen gehabt; vielmehr hat er nur die Angaben, die ſich in ſehr verwandter Art in den Scholien zum **Dionys. Thrax**, in Bekkers **Anecd. Gr. II. p. 749**, bei dem Andronikos *περὶ τάξεως ποιητῶν* (Bekker's **Anecd. Gr. III. p. 1461**) und dem Anonymos bei Küſter **p. XXI.** finden, durch Flüchtigkeit und Unkunde in Verwirrung gebracht. Dieſelbe gänzliche Unbekanntſchaft mit Ariſtophanes geht auch weiterhin aus den Bemerkungen des Tzetzes über die Parabaſe hervor.

Im Folgenden iſt der Sinn etwas durch eine unrichtige Interpunktion verdunkelt. Die Verſe **97 — 109** hängen ſo zuſammen:

Τούτοις δὲ κοινὸν, τοῖς τρισὶ χοροστάταις,

nämlich dem tragiſchen, komiſchen und Satyr-Dichter,

ἐν τετραγώνῳ τῇ στάσει καθεστάναι,
τράγον τε πρὸς δώρημα τῆς νίκης φέρειν,
καὶ δημοσίαν τὴν τροφὴν ἐσχηκέναι,
μιμητικῶς τε πάντα δρᾷν τῇ θυμέλῃ,
ὅθενπερ ἐσχήκασι κλῆσιν δραμάτων·
(μίμους γὰρ ἐκτρέφοντες ἄνδρας θυμέλης
μιμητικοῖς ἔπραττον ἅπαντα τρόποις

ἀνδρῶν, γυναικῶν ἐκμιμούμενοι θέας)
ταῦτα τὰ κοινὰ τῶνδε καὶ μεμιγμένα.
Διαφορὰν μάνθανε τῆς κωμῳδίας,
ἧς εἰκοσιτέσσαρες οἱ χορεργάται,
ἑκκαίδεκα δὲ σατύρων, τραγῳδίας.

Daß der Chor des Dramas ein viereckter war, bemerkt Tzetzes auch in den Prolegomenen zum Lykophron p. 1 P., ſo wie das Etymol. M. p. 764. Bekkers Anecd. Gr. p. 746, und Andere; und gewiß war dies einer der weſentlichſten Punkte zur Beſtimmung der Beſchaffenheit und der Bewegungen dieſes Chors, nur daß es dem dramatiſchen Chore nicht ſo ausſchließlich zukam, als Tzetzes glaubt (vgl. V. 16), da die Chöre der Lakoniſten nach Athenäos V. p. 181 c. auch viereckige und doch gewiß keine dramatiſchen waren. Woher alsdann Tzetzes die Angabe eines tragiſchen und Satyr-Chors von ſechszehn Choreuten habe, iſt ſchwer zu ſagen; alle andern Nachrichten, die in G. C. W. Schneiders Attiſchem Theaterweſen Anm. 142 am Vollſtändigſten zuſammenſtehen, wiſſen nur von den Zahlen zwölf, vierzehn und funfzehn, und Tzetzes ſelbſt hat in den angeführten Prolegomenen die Vierzehnzahl für die Tragödie und das Satyrdrama angenommen, da es keinem Zweifel unterliegt, daß dort *ΙΑ* aus einer Verderbung von *ΙΔ* hervorgegangen iſt. Vielleicht hat Jemand geglaubt zur Funfzehnzahl noch den darin ſchon enthaltenen Hegemon addiren zu müſſen; oder der Ausdruck τετράγωνος χορὸς iſt ſo verſtanden worden, als forderte ein ſolcher Chor immer gerade eine quadratiſche Zahl von Choreuten.

Die ferneren Bemerkungen des Tzetzes über den Unterſchied der drei Hauptgattungen des Dramas enthalten faſt nur Angaben, die ſchon früher vorgekommen ſind. So iſt auch die Entſtehung der Komödie von Neuem eben ſo, wie oben V. 26 ff., angegeben, nur kürzer, daher kein Zweifel ſein kann, daß V. 117, wie V. 40, κώμοις παρ' αὐτοῖς καὶ πότοις Διονύσου zu ſchreiben iſt.

Daß Tzetzes aus der Monodie eine beſondere Art von Poeſie macht, läßt ſich von keiner Seite her rechtfertigen. Denn die Monodieen, welche im Drama von der Bühne geſungen werden und einen Theil der Geſänge ἀπὸ σκηνῆς bilden, können nicht als eine beſondere Dichtungsgattung angeſehen werden; auf dieſe deutet aber Tzetzes mit den Worten hin:

γίνωσκε κυρίαν δὲ τὴν μονῳδίαν,
ὃ πανμόνος λέγῃ τις ἐν θρηνῳδίαις,

wo für das ſeltſame ὃ πανμόνος — ὅταν μόνος zu ſchreiben iſt.

Was aber Tzetzes eine Monodie κατὰ παράχρησιν nennt, nämlich ein Drama wie Lykophrons Alexandra, daraus kann offenbar keine beſondre von der Tragödie verſchiedene Gattung gemacht werden. Doch iſt ſchon darauf aufmerkſam gemacht worden (von Welcker, im Muſeum IV, III. S. 409), daß der oben ſchon angeführte Grammatiker Andronikos, aus deſſen Schrift περὶ τάξεως ποιητῶν Bekker, **Anecd. Gr. III p. 1461.** Einiges mitgetheilt hat, dieſelbe Definition der Monodie gibt.

Was Tzetzes über die Dithyramben und Jamben ſagt, iſt nicht aus der ſchlechteſten Quelle geſchöpft, aber enthält doch nur bekannte Sachen. Von der elendeſten Beſchaffenheit iſt dagegen das Stück über das ἀνώνυμον γένος, worunter das Epos verſtanden wird. Hier wird es auch ſehr wahrſcheinlich, daß Tzetzes den erwähnten Andronikos ausgeſchrieben, beſonders aus ſeinen Worten V. 169: λέξιν τε ποιὰν ἱστορικήν τε φράσιν. Hier iſt das unbeſtimmte ποιάν auf eine ganz alberne Weiſe gebraucht, während es bei dem Andronikos nur eine Ankündigung näherer Beſtimmungen enthält: eine gewiſſe Ausdrucksweiſe, nämlich eine heroiſche, würdevolle und dem heroiſchen Metrum angemeſſene u. ſ. w. Die Worte ſind: καὶ ποιὰ λέξις, ἤτοι ἡρωικὴ καὶ ἀξιωματικὴ καὶ τῷ ἡρωικῷ μέτρῳ ἁρμόζουσα, ἀλλ' οὐ κατατετριμμένη καὶ χθαμαλή. Zugleich ſieht man durch die Vergleichung dieſer Stelle, woher das ποιητικὸν ἀνώνυμον γένος des Tzetzes ſtammt, nämlich aus dem Gebrauche mancher Grammatiker in Byzanz, nicht bloß den Homer den ποιητὴς vorzugsweiſe zu nennen, ſondern die epiſchen Dichter überhaupt ſchlechtweg als ποιηταὶ zu bezeichnen und auf dieſe Weiſe die Poeten den Tragikern, Jambographen u. a. gegenüberzuſtellen. Auch in den Prolegomenen zum Lykophron heißen die Epiker κατ' ἐξοχὴν ποιηταί.

Von dem zweiten Abſchnitt der Jamben des Tzetzes, welcher ſpeciell von der Komödie handelt, iſt nach der großen Unbekanntſchaft mit dieſem Zweige der Literatur, die Tzetzes ſchon oben an den Tag gelegt, wenig zu erwarten. Er will angeben, wie viele Theile die Komödie habe, und in wieviel Stücke die Parabaſe zerfalle (καὶ παραβάσεως ὁπόσα τὰ μέρη iſt zu ſchreiben, ohne τῆς und δὲ, vgl. V. 19). Die Theile der Komödie werden nach einer bekannten Abtheilung ſo angegeben: der Prolog bis zum Einzug des Chors; die Chorlieder; die Epeiſodien zwiſchen den Chorliedern; die Exodos nachher. An dem Ausdrucke in V. 14, 15 ἐπείσοδος τρίτον δέ· τί δὲ τυγχάνει; λόγος μεταξὺ πλὴν μελῶν χοροῦ δύο iſt kein Anſtoß zu nehmen; Tzetzes verbindet auch in dem Abſchn. über die Tragödie

V. 23 μεταξὺ πλήν. Weit weniger gelingt es unſerm Grammatikos, mit der Eintheilung der Parabaſe ins Reine zu kommen. Bekanntlich ſind die ſieben Stücke, in welche eine vollſtändige Parabaſe zerfällt, das κομμάτιον, die eigentliche παράβασις, das μακρὸν oder πνῖγος, das μέλος, das ἐπίῤῥημα, das μέλος ἀντίστροφον und ἀντεπίῤῥημα. Man kann dieſe ſieben Stücke mit Fug in zwei Maſſen theilen, die erſte aus κομμάτιον; παράβασις und πνῖγος beſtehend, bei welcher der Chor ſeine Stellung der Bühne gegenüber verläßt und nach einem kurzen Marſche an einen Platz gelangt, wo er ſich mit dem Angeſicht gegen die Zuſchauer aufſtellt; dieſe Ortsveränderung benutzt der Dichter der Komödie, um dabei den Chor von den Verhältniſſen und Abſichten des Dichters reden und das Publikum über ſeine Intentionen aufklären zu laſſen. Die andere Maſſe, beſtehend aus μέλος oder στροφὴ, ἐπίῤῥημα, μέλος ἀντίστρ. und ἀντεπίῤῥημα, enthält das, was der Chor in ſeiner neuen Stellung gegen die Zuſchauer hin ausſpricht, worin, zwiſchen lyriſchen Ergüſſen zum Ruhm und Heil der Stadt, politiſche Mahnungen und Rathſchläge die Hauptſtelle einnehmen. Die beiden Maſſen konnten ſogar von einander durch einen Zwiſchenakt getrennt werden, wie es bekanntlich in Ariſtophanes Frieden und auf eine ziemlich ähnliche Weiſe in den Fröſchen geſchieht, wo die Geſänge des Chors und Vorträge des Koryphäos vor der Scene zwiſchen Dionyſos, Xanthias und Aeakos den erſten Theil der Parabaſe bilden und die übrige Parabaſe erſt nach jener Scene eintritt. Freilich weicht hier die erſte Maſſe ſowohl hinſichtlich des Kommation als des Pnigos von der gewöhnlichen Form ab: allein Ariſtophanes geſtattet ſich auch ſonſt freie und mannigfaltige Variationen der Grundform in der Parabaſe, und der Charakter des anapäſtiſchen Hauptſtücks ſtimmt doch mit der παράβασις im engern Sinne zu gut überein, als daß ich mit Genelli, Theater zu Athen S. 292, und Kolſter de parabasi vet. com. p. 30 urtheilen möchte, daß den Fröſchen die erſte Hälfte der Parabaſis gänzlich fehle.*)

Es möge erlaubt ſein, bei dieſer Veranlaſſung noch etwas näher in die Anlage der Parabaſe und was damit zuſammenhängt in Ariſtophanes Fröſchen einzugehn, da vielleicht daraus einiges Licht für die Geſchichte der Komödie überhaupt gewonnen werden kann. Es iſt nach den Andeutungen der alten Erklärer nicht zu zweifeln, daß in

*) Vergl. Geſch. der Griech. Liter. Th. 1. S. 208—210.

dieſem Drama vor V. **334**: *Ἴακχ᾽ ὦ πολυτίμητ᾽ ἐν ἕδραις ἐνθάδε ναίων*, kein Chor ſichtbar wurde, indem die Fröſche als ein *παραχορήγημα* von dem hernach auftretenden, aber jetzt noch hinter oder unter der Bühne verſteckten Chor ungeſehen dargeſtellt wurden.*) Das Lied, womit nun der Chor von V. **334** an auftritt, muß demnach eigentlich eine Parodos des Chors genannt werden, den Definitionen zufolge, welche die Alten von der Parodos geben und die wir hernach genauer erörtern wollen. Auf der andern Seite hat dieſer Chorgeſang oder vielmehr Complexus von Chorgeſängen, ſowohl in ſeiner ſehr mannigfachen Compoſition und metriſchen Beſchaffenheit als auch in ſeinem Inhalte, ſehr viel Abweichendes von andern parodiſchen Chorgeſängen in der Komödie, und man merkt ſchon daran, daß er noch eine andere Beſtimmung erfüllen ſoll, als die einer gewöhnlichen Parodos. Der Chor beginnt mit einem antiſtrophiſchen Liede in weichem Joniſchem Versmaß, worin Jakchos angerufen wird, den fröhlichen ausgelaſſenenen Chortanz der Myſten, der alle Sorge und Bekümmerniß entferne, anzuführen. Dann gebietet er, durch den Mund des Koryphäos ohne Zweifel, in anapäſtiſchen Tetrametern allen Ungeweihten, welche die Orgien der Muſen nicht geſchaut haben oder Böſes gegen das Vaterlaud im Sinne haben, ſich hinwegzubegeben, und fordert ſich ſelbſt in freien anapäſtiſchen Verſen, welche wieder antiſtrophiſch geordnet ſind, auf, die blumigen Wieſen zu betreten und dort zu ſpotten und die Soteira zu feiern. Hernach ſingt der Chor nach Aufforderungen, die natürlich auch von dem Koryphäos

*) Ich verweiſe darüber auf Meiers **de Aristoph. Ranis Commentatio prima (Ind. schol. in Univ. Hal. per hiemem 1836—37) p. IX.** Die Schreibfehler der Scholien: *παρηγορήματα*, und im **Cod. Rav.** *παραχορήματα* zeigen deutlich auf *παραχορηγήματα* hin und geben kein Recht, mit G. C. W. Schneider, das Attiſche Theaterweſen S. **126**, vom *παραχορήγημα* und *παρασκήνιον* das *παρηγόρημα* als ein Drittes zu unterſcheiden. Sondern *παραχορήγημα* heißt wohl Alles, was von Chorperſonen außer ihren gewöhnlichen Funktionen geleiſtet wird, es ſei, daß ſie Perſonen der Bühne oder einen andern nicht erſcheinenden Chor erſetzen. Da der Chor in ſeiner eigentlichen Rolle in den Fröſchen noch nicht erſchienen iſt, ſo lange man die Stimmen der Fröſche hört, ſo konnten recht gut die gewöhnlichen vier und zwanzig Choreuten dazu gebraucht werden, und es bedurfte alſo dazu keines außerordentlichen Aufwandes des Choregen. Ebenſo iſt es in dieſer Beziehung in Ariſtophanes Frieden, wo der Chor als ſolcher erſt V. **301** auftritt, offenbar zum Theil aus dem Grunde, damit die Stimmen einiger Choreuten vorher benutzt werden konnten, um V. **114—148** die im Hauſe verborgenen Töchter der Trygäos darzuſtellen. Der Scholiaſt nennt auch dieſes Stück *παραχορηγήματα*, wie W. Dindorf mit vollem Recht für *παραχωρήματα* geſchrieben hat.

(oder zwei Koryphäen) geſprochen werden, ein antiſtrophiſches Liedchen auf die Demeter als die Königin der heiligen Orgien und ein anderes in drei iambiſchen Strophen auf den Jakchos als Führer des Chors. Jene wird gebeten, zu bewirken, daß der Chor nach vielem Scherz und Spott, nach vielen lächerlichen und ernſthaften Reden als Sieger gekränzt werden möge; dieſer, daß er den Chor geleiten möge, er habe ja auch um des lächerlichen und prunkloſen Ausſehens willen (ἐπὶ γέλωτι κἀπ' εὐτελείᾳ) dem Chor aufgeſchlitzte Sandalen und Kleider, die das Nackte durchblicken laſſen, gegeben. Hierauf geht der Chor unmittelbar, wie er es eben vorhergeſagt, zur Verſpottung einzelner Individuen über und verhöhnt in fünf kleinen Strophen von iambiſchem Versmaße den unächten Bürger und Demagogen Archedemos, den Pathicus Kleiſthenes und den Kallias. Nach einem kurzen Geſpräch, das in denſelben Strophen auf komiſche Weiſe fortgeführt wird, und worin der Chor den Dionyſos zur Thüre des Pluton zurecht weiſt, fordert zuerſt der Koryphäos und dann der Chor ſelber in einem antiſtrophiſchen Liede ſich von Neuem auf, die blumigen Wieſen zu betreten, worauf den Geweihten und Frommen das heiterſte Leben beſchieden ſei. — Fragt man, warum gerade dieſer Chor mit einem ſolchen Complex verſchiedenartiger Lieder und Reden auftritt: ſo kann der Grund wohl nur in der beſondern Bedeutung des Chors in den Fröſchen geſucht werden. Es braucht aber wohl keines Beweiſes, ſondern nur eines Fingerzeigs, daß die Rolle der ſeligen Eingeweihten, die dieſer Chor ſpielt, nichts iſt als eine Maske, die er nach der Laune des Dichters bald vorhält bald auf die Seite ſchiebt, ſeine eigentliche Bedeutung aber die des komiſchen Chors überhaupt iſt. Die Orgien, in die er geweiht iſt, ſind die der Muſen; ſeine Luſt und Ausgelaſſenheit iſt die Freiheit des komiſchen Theaters; Jakchos iſt Dionyſos als Gott der Komödie, und der Sieg, um den der Chor die Demeter anfleht, iſt der Preis, der dem beſten Chor der Komödie ertheilt werden ſollte. Am deutlichſten wird dies in den anapäſtiſchen Tetrametern ausgeſprochen, worin derjenige aus dem Kreiſe der Eingeweihten weggewieſen wird, der nicht in den bacchiſchen Geheimdienſt des ſtierverſchlingenden Kratinos — eine Hindeutung auf die myſtiſchen Omophagien des Dionyſos Bakcheios — aufgenommen worden; aber auch die andern Abtheilungen dieſer Reihe von Liedern ſind mit Anſpielungen der Art durchzogen, und namentlich wird Dionyſos in den Verſen von den aufgeſchlitzten Sandalen und Kleidungen der Chortänzer offenbar als der Gott, von dem die ganze Einrichtung der Komödie und ſo auch das Coſtüm des Chors

in höchſter Inſtanz ausgegangen, bezeichnet. Zwar haben ſchon alte Erklärer in der Stelle eine Anſpielung auf die durch die damaligen Zeitumſtände herbeigeführte Sparſamkeit der Choregen in der Ausrüſtung des Chors geſucht; allein ein ſolcher Tadel würde ſich gar nicht mit dem Hauptgedanken des ganzen Liedes, daß Dionyſos ſelbſt die Luſt und Freiheit der Komödie begründet habe, in Uebereinſtimmung bringen laſſen. — Indem nun alſo Ariſtophanes den Chor, den er in dieſem Stücke einführt, überhaupt als den komiſchen Chor darſtellen will, kann er dies gewiß auf keine beſſere Weiſe erreichen, als daß er ihn ſo daherziehn und ſolche Lieder ſingen läßt, wie ſie dem komiſchen Chor beſonders zukommen und für ihn eigenlich charakteriſtiſch ſind, und auf dieſe Weiſe gleichſam eine lyriſche Urkomödie durch den Chor aufführt, wie ſie in den Feſtgebräuchen des Dionyſos- und Demeter-Cults gegeben war und fortwährend die ſanctionirte Grundlage der dramatiſchen Komödie bildete. Denn in der That iſt dieſes Stück der Fröſche noch ein vollſtändigeres Nachbild jener älteſten Komödie, als ſelbſt der phalliſche Geſang, den Dikäopolis an ſeinen ländlichen Dionyſien in den Acharnern V. 263 anſtimmt. Hier haben wir eben nur das *φαλλικὸν ᾆσμα*, an welches ſich die Komodia anſchloß; in den Fröſchen aber wird recht deutlich, wie ſich an ſolche luſtige Hymnen zu Ehren des Dionyſos und verwandter Götter auch gleich Verſpottungen einzelner Individuen anknüpfen konnten, gerade ſo wie die Phallophoren nach Athenäos XIV p. 622 zuerſt den Bakchos begrüßten und dann vorlaufend die, welche ſie ſich dazu auserſehn hatten, verhöhnten, und wie die Weiberchöre der Aegineten im Dienſt der Damia und Aureſia nach Herodot V, 83 andere Weiber mit Spottreden neckten: Gebräuche, wie ſie nicht bloß der Komödie, ſondern ſchon viel früher in Paros den Jamben des Archilochos ihre Entſtehung gegeben hatten. Wir ſehen alſo, wie in den Fröſchen der Chor auf eine ſolche Weiſe auftritt, daß man den ganzen Charakter des komiſchen Chors ſchlechthin, in ſeiner ungebundenen Freiheit und zügelloſen Luſtigkeit, welcher aber doch die Beziehung auf die Religion zugleich einen Schimmer von Heiligkeit verleiht, darin erkennen ſoll, während dagegen in den andern Dramen des Ariſtophanes der Chor bei ſeinem Auftreten ſogleich einen ſpeciellen, durch die Handlung des Stücks gegebnen Charakter zeigt. Dadurch bekommt aber auch ſchon das Auftreten des Chors in den Fröſchen eine große Aehnlichkeit mit der Parabaſe, da die Parabaſe ja eben, wie W. H. Kolſter gezeigt hat, der älteſte und urſprünglichſte Theil des komiſchen Dramas und gleichſam nur eine ernſthaftere und würdevollere Geſtaltung der Ur-

komödie iſt — wenn wir uns dieſes früher ſehr gemißbrauchten Ausdruckes bedienen dürfen. Und hierin liegt offenbar der Grund, warum die eigentliche Parabaſe in den Fröſchen, welche zweihundert Verſe weiter eintritt, ſowohl des anapäſtiſchen Stückes als auch aller Beziehung auf die dichteriſche Kunſt und die beſondern Tendenzen des Ariſtophanes entbehrt: alles Dies iſt nämlich durch die obige Parodos ſchon vorweggenommen. — Die Frage, wie mit dieſer Einrichtung der Parabaſe die räumliche Aufſtellung des Chors zuſammenhing, iſt in Bezug auf die Fröſche ſchwierig zu beantworten und fordert wenigſtens vorgängige Unterſuchungen über die Bedeutung und Benutzung des Proſkenions und der Orcheſtra im ganzen Verlauf dieſes Stücks. So viel iſt klar, daß während dieſer parabaſenartigen Parodos der Chor ſich gegen die Zuſchauer hinbewegte, ſowohl bei den Anapäſten; *εὐφημεῖν χρή*, als auch bei den iambiſchen Spottverſen: *βούλεσθε δῆτα κοινῇ*. Alles bezieht ſich darin auf das Publicum, und daß in den Anapäſten der Koryphäos zuletzt den Chor ſelbſt mit *ὑμεῖς* anredet, verträgt ſich eben ſo gut mit der Richtung der Choreuten gegen das Theatron, wie gegen das Proſkenion. Jedoch muß der Chor ſich hernach gegen die Bühne hingewandt haben, da er an den Verhandlungen des Dionyſos und Xanthias mit dem Aeakos ermunternden und berathenden Antheil nimmt. Dabei darf es aber nicht befremden, daß hernach, da die Perſonen der Bühne abgetreten ſind, der Chor ohne das regelmäßige *παραβαίνειν* ſich gleich wieder in dem *ἐπίῤῥημα* und *ἀντεπίῤῥημα* an die im Theater verſammelten Bürger richtet. So nimmt auch in den Rittern des Ariſtophanes der Chor nach der erſten vollſtändigen Parabaſe durch Reden und Geſänge Antheil an dem Kampfe des Allantopoles mit dem Kleon und trägt doch, nachdem die Bühne leer geworden, eine zweite Parabaſe vor, die bloß aus dem antiſtrophiſchen Melos und dem Epirrhema nebſt Antepirrhema beſteht, womit die Vögel in der Anlage der doppelten Parabaſe große Aehnlichkeit haben: während in dem Frieden die Parabaſe auf eine ähnliche Weiſe halbirt iſt wie in den Fröſchen, ſo daß die anapäſtiſche Hälfte mit einem ſpottenden antiſtrophiſchen Melos verbunden in der erſten Pauſe und die trochaiſche beim zweiten Ruhepunkt der Handlung eintritt. Man ſieht aus der Einrichtung dieſer vier Stücke deutlich, daß es des *παραβαίνειν* nicht nothwendig bedurfte, um das *ἐπίῤῥημα* und *ἀντεπίῤῥημα* zu ſprechen, ſondern der Chor auch von ſeinem gewöhnlichen Platz aus ſich gegen das Theatron herumwenden und die Zuſchauer anreden konnte.

Um aber auf Tzetzés zurückzukehren, von dem es uns vergönnt

ſein wird mitunter ein wenig abzuſchweifen: ſo ſchreibt er offenbar über die Parabaſis ſehr verſchiedene Nachrichten zuſammen, aus denen er ſelbſt nicht klug werden konnte. Erſtens gibt er an, daß der Chor gewöhnlich gegen die Bühne gerichtet geſtanden habe, aber, wenn dieſe von den Schauſpielern leer geworden war, ſich gegen das Volk gewandt habe, dies habe Strophe geheißen; dann habe er ſechzehn Tetrameter aus Anapäſten geſprochen; hierauf die Antiſtrophe, und dann eben ſo viele anapäſtiſche Verſe, Strophe und Antiſtrophe zuſammen heiße Epirrhema. Welche Verwirrung hier herrſcht, wie namentlich die erſte Hälfte der Parabaſe mit der zweiten vermiſcht und die Anapäſten der erſten mit den ſechzehn trochaiſchen Tetrametern der andern Partie confundirt werden, braucht kaum bemerkt zu werden. Der Grund dieſer Verwirrung liegt aber darin, daß Tzetzes und andere Grammatiker vor ihm die Wendung, welche der Chor gleich am Anfang der Parabaſe macht, *τὸ πρὸς τὸν δῆμον ἀποστρέφεσθαι*, mit der Strophe oder dem Melos verwechſelt hat, welche dem Epirrhema zunächſt vorausging. Dieſelbe falſche Annahme findet ſich auch in der erſten Hypotheſis zu den Wolken, bei Küſter p. 50 (*ὅτε δὲ ἀπελθόντων τῶν ὑποκριτῶν τοὺς ἀναπαίστους διεξῄει, πρὸς τὸν δῆμον ἀπεστρέφετο, καὶ ἐκαλεῖτο τοῦτο στροφή*) und es iſt hier durchaus gegen den offenbaren, wenn auch abſurden, Zuſammenhang der Gedanken dieſes ſpäten Grammatikers, wenn Kolſter in der angeführten Schrift über die Parabaſe p. 46 zwiſchen *ἀπεστρέφετο* und *καὶ ἐκαλεῖτο* eine Lücke annehmen will, in welcher von der erſten Abtheilung der Parabaſe, namentlich der *παράβασις* im engern Sinn, die Rede geweſen ſein ſoll.

Hierauf kommt Tzetzes auf eine ganz andere Bedeutung des Ausdrucks *παράβασις* zu ſprechen, nach welcher *παράβασις* mit *πάροδος* gleichbedeutend iſt und den Einzug des Chors bezeichnet:

Ἡ πάροδος ὅλη χοροῦ παράβασις. [1])

Dieſe Verwechſelung von *πάροδος* und *παράβασις* läßt ſich nach der verwandten Grundbedeutung der beiden Worte, die ein Danebenherziehn ausdrücken, leicht begreifen; ſonſt hatte indeß der Sprachgebrauch den Unterſchied gemacht, daß *πάροδος* von dem Chor, der erſt hereinzieht, und *παράβασις* von dem, der in der Orcheſtra herumzieht, gebraucht wurde. Mit andern Worten, bei der *πάροδος* zieht der Chor

[1]) Dieſelben Worte: *ἡ δὲ ὅλη πάροδος τοῦ χοροῦ ἐκαλεῖτο παράβασις*, finden ſich auch in der angeführten Hypotheſis zu den Wolken: doch ohne daß dabei an *πάροδος* als Einzugslied gedacht wird, wie es bei Tzetzes geſchieht.

durch die offnen Seitenflügel der Orcheſtra an dem durch eine gerade Linie abgeſchnittenen Theile des Theatron oder der Sitzplätze hin; bei der *παράβασις* bewegte er ſich aber im mittleren Theile der Orcheſtra an den im Halbkreiſe ſich erhebenden Sitzreihen der Zuſchauer dahin. Hier entſteht freilich eine Schwierigkeit durch die verſchiedene Geſtalt, die gerade dieſem Theile des alten Theaters von den Neuern gegeben wird, indem Einige ſolche offne Seitenräume der Orcheſtra zwiſchen dem Scenengebäude und dem Theatron annehmen, wie Genelli, welcher ihnen nur eine übermäßige Breite gibt, und Stieglitz; Andere aber dieſen Raum theils zur Bühne theils zu den Sitzplätzen ſchlagen und die Rundung der Orcheſtra von allen Seiten ſchließen, wie Hirt, Donaldſon, G. C. W. Schneider neuerlich gethan haben. Mir ſcheint die Richtigkeit der erſtern Anſicht auf verſchiedene Weiſe, aus Andeutungen der Grammatiker und der Analyſe der Tragödien und Komödien, endlich auch aus den Ruinen der älteren Theater, erwieſen werden zu können: die Hauptſache bleibt aber immer die genaue Erklärung des von Vitruv V, 8 angegebnen Schema des Griechiſchen Theaters. Daß dieſes auf zwei ganz verſchiedene Weiſen gedeutet worden iſt, bringt ein Schwanken in die ganze Conſtruction des alten Theaters, das man bei ſpeciellen Unterſuchungen oft unangenehm genug empfindet. Nach meiner Ueberzeugung kann indeß mit Vitruvs Worten nur das Schema beſtehn, wie es Rhode (**Formae ad Vitruvii lib. V. tb. XI. f. XII**) und Stieglitz (Archäologie der Bauk. Th. II. Abſchn. II. Fig. 18 u. S. 139) entworfen haben, wonach die drei Kreiſe, von denen Vitruvius ſpricht, von dem Mittelpunkt und den beiden Eckpunkten des Diameters der innern Orcheſtra aus, und zwar alle mit gleich großen Radien, gezogen werden. Der Kreis aber, der vom linken Eckpunkt aus als ſeinem Centrum gezogen wird, trifft auf die linke, der Kreis vom rechten Eckpunkt auf die rechte Ecke des Proſceniums. Man ſieht aus dieſem Vitruviſchen Schema deutlich, daß die Bühne oder das Proſcenium ſich nach beiden Seiten weit über den Kreis, der die innere Orcheſtra bildet, ausdehnt und die Seitentheile oder Flügel derſelben nicht dieſem innern Kreiſe, ſondern den Sitzplätzen, die ihn einſchließen, gegenüber zu liegen kommen. Wie ſehr dieſe langgedehnte Bühne, deren Tiefe nicht einmal ein Zehntel ihrer Breite beträgt, auf die Anordnung der Scenen und Stellung der Figuren in dem Griechiſchen Drama eingewirkt hat und wie ſich darin ganz derſelbe Charakter der Gruppirung zeigt, der in den plaſtiſchen Werken der Griechen herrſcht, nämlich eine basreliefartige, weit auseinandergezogene Figuren-Stellung, verdiente wohl eine beſondere

ſorgfältige Erörterung. Auch vorhandene Theater-Ruinen zeigen noch hin und wieder dieſe über den Kreis der Orcheſtra hinaus ſich erſtreckende Bühne, namentlich das größere Theater von Pompeji, welches doch weit mehr nach dem Schema des Griechiſchen als des Römiſchen Theaters bei Vitruv conſtruirt iſt. (S. *Mazois* les Ruines de Pompéi, ouvr. continué par M. *Gau.* P. IV. pl. 31 ff.) Wenn nun aber die Bühne, nach dem Vitruviſchen Schema, ſich ſo weit über den Kreis der Orcheſtra hinaus erſtreckte: ſo müſſen nothwendig auch davor offene, freie Räume angenommen werden, die die Seiten-Partieen des Proſceniums von dem Theatron trennten, da dieſe doch unmöglich durch die emporſteigenden Sitzſtufen verbaut und nach vorn zugeſchloſſen ſein konnten. Wie die Einrichtung der Bühne es möglich machte, daß Perſonen ſchon in einiger Ferne herankommend erblickt wurden, ehe ſie die Mitte des Proſceniums erreichten: ſo muß auch die Orcheſtra entſprechende Seitenräume gehabt haben, durch die der Chor einen ziemlich langen Weg machen konnte, ehe er im Mittelpunkte der Orcheſtra erſchien. Es ſcheint, daß dieſe Vorſtellungsweiſe Manche darum befremdet, weil dieſe Seitenräume der Orcheſtra nicht von allen Schauſitzen aus völlig überblickt werden können: aber daſſelbe gilt auch von den Flügeln der Bühne; und da überhaupt keine Anlage eines Theaters für alle Plätze dieſelben Vortheile gewährt: ſo mußte auch hier ein Theil der Zuſchauer ſich damit zufriedenſtellen, daß er den Geſang des Chors eher vernahm, ehe er die Geſtalten der Choreuten anſichtig wurde. Dieſe Seitenpartieen der Bühne ſowohl als der Orcheſtra hießen *πάροδοι*; die Schauſpieler kamen, wenn ſie nicht durch die Thüren der Scenenwand, den Sitzplätzen gegenüber, auf die Bühne traten, durch die obern Zugänge (*αἱ ἄνω πάροδοι*, Plutarch Demetr. 34 vgl. Arat. 23), welche nur deswegen die obern genannt ſein können, weil es auch untere, *αἱ κάτω πάροδοι*, gab, durch welche der Chor einzog. Auf andere Weiſe werden dieſe Seitenflügel der Orcheſtra auch durch *παρασκήνια* bezeichnet: doch wollen wir dieſen Ausdruck hier bei Seite laſſen, da wir ſeiner nähern Beſtimmung für das Folgende nicht bedürfen.

Von dieſen *κάτω παρόδοις* iſt nun auch das zu verſtehen, was Tzetzes V. 34—38 vom Einzug des Chors ſagt: daß er, wenn er aus der Stadt kommend gedacht werden ſollte, durch die Räume des linken Bogenthors (*ἀψίς*) erſchienen ſei, wenn vom Lande, durch die Gegend des rechten, wobei er eine viereckige Stellung gehabt habe. Genau daſſelbe ſagt der Verfaſſer eines Lebens des Ariſtophanes bei Küſter p. XIV, der überhaupt mit Tzetzes viel gemein hat, nur daß

er Alles beſſer vorträgt: εἰ μὲν ὁ χορὸς ὡς ἀπὸ τῆς πόλεως ἤρχετο, ἐπὶ τὸ θέατρον διὰ τῆς ἀριστερᾶς ἁψῖδος εἰςῄει, εἰ δέ ὡς ἀπ' ἀγροῦ διὰ τῆς δεξιᾶς. Wir wiſſen, daß auch die Seitenzugänge der Bühne (αἱ ἄνω πάροδοι) auf dieſe Weiſe in die Gegend aus der Fremde und aus der Heimat geſondert waren, wie z. B. Vitruvius V, 7 ſagt: **Secundum ea loca** (wo die Periakten ſtehen) **versurae sunt procurrentes** (die im rechten Winkel vorſpringenden Seitenmauern der Bühne) **quae efficiunt una a foro, altera a peregre, aditus in scenam.** Auch verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß dieſe dem Griechiſchen Theater ſo eigenthümliche Orts-Symbolik durchaus ſich conſequent geblieben ſein müſſe, mit andern Worten, daß die Vorausſetzung, *rechts* liege *das Land und die Fremde*, *links die Stadt*, in Bezug auf Bühne und Orcheſtra ganz gleichförmig ſtatt gefunden habe. Hiermit ſtimmt auch vollkommen, daß von den beiden Thüren in der Scenenwand, welche rechts und links von der mittelſten oder königlichen lagen, die zur Rechten nach Pollux die Gaſtzimmer (ξενών) anzuzeigen pflegte; es war natürlich, daß dieſe nach der Gegend hingelegt wurden, von wo man ſich die Fremden herkommend dachte. Noch beſtimmter ſpricht für unſere Annahme, daß von den beiden Periakten, welche auf der Griechiſchen Bühne gewiſſe Veränderungen in der Decoration hervorbrachten, nach Pollux die zur Rechten ſolche Gegenſtände darſtellte, welche außerhalb der Stadt lagen (τὰ ἔξω πόλεως), die zur Linken aber Erſcheinungen aus der Stadt, beſonders auch aus dem Hafen einführte (τὰ ἐκ πόλεως, μάλιστα τὰ ἐκ λιμένος). Hiermit bildet aber das, was derſelbe Pollux über die Bedeutung der πάροδοι des Proſceniums ſagt, einen ſehr unangenehmen Mißklang, indem darnach die rechte Parodos die Ankunft vom Lande oder aus dem Hafen oder aus der Stadt, die linke aber anderswoher bezeichnet haben ſoll. Dieſes „anderswoher" iſt offenbar ganz ohne Sinn, denn wenn es etwa das Ausland im Gegenſatz der Heimat andeuten ſoll, ſo konnte doch Niemand von da kommend gedacht werden, ohne vorher über das Meer oder durch das platte Land, welches die Stadt umgab, ſeinen Weg genommen zu haben. Offenbar bildet nur Stadt und Land hier den Gegenſatz, dem ſich alles Andere anreiht und unterordnet; auch gibt Vitruv, der deutlich aus derſelben Quelle ſchöpft wie Pollux, nur die beiden Richtungen: **a foro**, und: **a peregre**, an. Hiernach muß wohl angenommen werden, daß der Text bei Pollux IV, 19, 126 urſprünglich ſo geheißen habe: τῶν μέντοι παρόδων ἡ μὲν δεξιὰ ἀγρόθεν, ἡ δὲ (dafür lieſt man blos ἢ) ἐκ λιμένος ἢ ἐκ πόλεως ἄγει und die

Worte: οἱ δὲ ἀλλαχόθεν πεζοὶ ἀφικνούμενοι κατὰ τὴν ἑτέραν εἰςίασιν, auf eine unverſtändige Weiſe interpolirt ſind, womit indeß nicht behauptet werden ſoll, daß im Text des Pollux ſelbſt corrigirt werden müſſe, ſondern die andere Möglichkeit offen gehalten wird, daß dieſer Grammatiker, der die trefflichſten Quellen nicht immer auf die beſte Weiſe benutzt hat, ſein Original mißverſtanden und durch jenen Zuſatz verdorben haben könne.

Wollen wir aber uns aus dieſen in Uebereinſtimmung gebrachten Angaben eine beſtimmte Vorſtellung von der Sache bilden: ſo iſt vor Allem nöthig, daß wir die Frage beantworten, von welchem Standpunkt aus dies Rechts und Links zu nehmen ſei. Es ſcheint vielleicht am natürlichſten, daß dieſe Ausdrücke im Sinne der Zuſchauer zu nehmen ſind, welche die Bühne gerade vor Augen haben; aber unverächtliche Gründe führen zum entgegengeſetzten Reſultate. Erſtens werden die Ausdrücke Rechts und Links in demſelben Sinne auch von den Thüren der Scenenwand gebraucht, die der mittlern oder königlichen zunächſt lagen, und hier kann man doch nicht wohl einen andern Standpunkt nehmen, als den der heraustretenden Schauſpieler. Dazu kommt, daß zur Thüre rechts der Deuteragoniſt, links der Tritagoniſt hervortrat; offenbar ſollte der Deuteragoniſt auf die rechte Seite des zur mittlern Thüre hervorgetretenen Protagoniſten zu ſtehn kommen, um als der zweite an Würde und Bedeutung bezeichnet werden. Ueberdies iſt wohl nicht zu zweifeln, daß dieſe Orts-Symbolik vom Atheniſchen Theater, der Geburtsſtätte des tragiſchen Drama in Griechenland, ausgegangen iſt und daß dabei die Lage dieſes Theaters gegen Stadt und Land ſelbſt berückſichtigt worden iſt. Nun lag aber das große Atheniſche Theater des Dionyſos an die Südſeite der Akropolis angelehnt, ſo daß das eigentliche Theatron in den Felſen eingehölt war (wie noch jetzt die Beſchaffenheit des Felſenhügels zeigt) und das Scenengebäude nach Süden angebaut war. Von dieſem Scenengebäude aus lag der größere Theil der Stadt, namentlich der Markt im Kerameikos, unterhalb der Propyläen, ſo wie die Hafenſtadt links; dagegen das Land Attika größtentheils zur Rechten. Hievon nahm man offenbar den Anlaß, den beiden Richtungen jene allgemeine und durchgängige Bedeutung zu geben. Auch war eine ſolche Rückſicht auf die wirkliche Lage des Atheniſchen Theaters, und namentlich auf die Himmelsgegenden, dem Drama nicht fremd; wie ſchon anderwärts bemerkt worden iſt (Eumen. S. 82), finden ſich bei Sophokles und Euripides Stellen, wo der Chor in Hemichorien getheilt ſich nach der öſtlichen und weſtlichen Gegend, das heißt, nach der

einen und der andern Parodos, entfernt. Uebrigens muß ich bemerken, daß G. C. W. Schneider in der ſehr nützlichen, wenn auch nicht durchaus mit gleicher Sorgfalt ausgearbeiteteten Schrift „Das Attiſche Theaterweſen“ ſich bei dieſer Frage in der Anm. **113**, S. **91**, und **185** S. **189** nicht gleich bleibt, ſondern ohne Noth bald den Standpunkt von der Bühne, bald vom Theatron nimmt. Auch erklärt er Anm. **87**, S. **67**. die Worte der Vita Aristoph. *ἐπὶ τὸ θέατρον διὰ τῆς ἀριστερᾶς ἁψῖδος εἰςῄει*, auf eine ſehr gezwungene Weiſe: „die Richtung nach dem Theatron oder den Zuſchauern genommen;“ aber, wie auch die Vergleichung des Tzetzes zeigt, bezeichnet Theatron hier das Gebäude im Ganzen, durch welches der Chor durch das linke Portal eintritt.

Indeſſen bleibt immer noch eine Schwierigkeit übrig, die wir hier zu heben ſuchen wollen. Der tragiſche Chor beſtand bekanntlich aus drei Reihen (*στοίχοις*), deren jede gewöhnlich fünf Choreuten enthielt und von denen eine die linke und eine andere die rechte hieß. Von dieſen Reihen, wird ferner berichtet, war die zur Linken die vorzüglichſte, weil ſie dem Theatron die nächſte war, wie die zur Rechten dem Proſkenion. S. Photios s. v. *τρίτος ἀριστεροῦ*. Schol. Aristid. p. 535 Dindorf. Es iſt klar, daß hier die Ausdrücke links und rechts nicht in dem Sinne wie vorher genommen und auf die Richtung der Schauſpieler vor der Scenenwand bezogen, ſondern nur aus der Stellung der Choreuten gegeneinander erklärt werden können. Damit aber von drei Reihen eine die linke und eine andere die rechte genannt werden könne, müſſen ſie alle eine gemeinſchaftliche Spitze haben und nach einer Richtung hingewendet ſein. Dies konnte aber nur der Fall ſein, während der Chor ſich fortbewegte, beim Einzug in die Orcheſtra; denn wenn der Chor in der Orcheſtra aufgeſtellt war, mußte dieſe Richtung nach dem einen Flügel aufhören; die Choreuten waren nun alle nach der Bühne zugewandt (ſ. die Stellen über die Parabaſe) und mußten ſich auf ſymmetriſche Weiſe um einen Punkt gruppiren, der in dem Diameter der Orcheſtra, welcher im rechten Winkel auf die Bühne traf, gelegen war[1])

---

[1]) Daß dieſer Punct von dem *τρίτος ἀριστεροῦ*, dem Hegemon des tragiſchen Chors, eingenommen wurde, der durch die Stellung des Chors zwiſchen Proſkenion und Theatron von ſelbſt in dieſen Diameter zu ſtehen kam, und daß die erhöhte Stellung, welche der Hegemon ebenſo als Lenker wie als Sprecher des Chors bedurfte, durch die Thymele, die ſich mitten auf der Orcheſtra befand, gegeben war, ſind Ergebniſſe der Erörterungen in den Abhandl. zu den Eumen. S. 80. ff., an denen ich auch

Hieraus folgt, daß der Chor auf ſolche Weiſe in die Orcheſtra einzog, daß ſeine linke Reihe gegen die Zuſchauer, die rechte gegen das Proſcenium gewandt war, daß er alſo durch die Parodos zur Linken kam. Wie verträgt ſich dies aber mit der Angabe, daß der Chor, nur wenn er aus der Heimat kam, durch die linke, wenn er aus der Fremde kam, durch die rechte Parodos eingezogen ſei? Ich glaube ſehr gut, wenn man nur auch hier den Grundſatz: a potiori fit denominatio, gelten läßt. Daß der Chor aus den Bewohnern des Orts, wo die Handlung vorgeht, genommen wird, folgt ſo natürlich aus dem ganzen Begriff des Chors, daß Chöre, die beim Beginne des Dramas eben erſt aus der Fremde kommen, immer nur eine ſeltene Ausnahme machen konnten, wenigſtens in der durch Sophokles und Euripides ausgebildeten Form der Tragödie. Auf dieſe beziehen ſich aber hauptſächlich die Nachrichten, die wir bei den Grammatikern über die Einrichtungen des Chors finden, wie z. B. der Hegemon der dritte der linken Reihe, der τρίτος ἀριστεροῦ, nur in dem Chor der Fünfzehn ſein konnte, nicht in dem ältern und antiquirten Chor des Aeſchylos. So finden wir allerdings bei Aeſchylos, wo der Chor noch weit mehr ein thätiger Theilnehmer an der Handlung und kein κηδευτὴς ἄπρακτος iſt, wie es Ariſtoteles (Problem. 19, 48) verlangt, in drei erhaltenen Stücken, den Eumeniden, Hiketiden und dem Prometheus, Chöre, die aus der Ferne oder Fremde kommen. Bei Sophokles dagegen kommt der Chor immer aus dem Orte, wo das Stück ſpielt, wovon auch die Salaminiſchen Schiffer im Ajas keine Ausnahme machen, da dieſe aus dem Lager der Griechen herbeikommen. Nur im Philoktetes ſcheint der Chor gleich mit dem Anfange des Stückes mit den beiden Helden, Neoptolemos und Odyſſeus, aus der Fremde zu kommen: aber doch ſchwerlich durch die untere Parodos der rechten Seite, da von einem beſondern Einzuge des Chors, der aus Begleitern des Neoptolemos beſteht, keine Spur iſt. Vielmehr muß hier der Chor ſich in unmittelbarer Nähe des Neoptolemos befinden und im Anfang auf der Bühne ſelbſt ſeine Stelle haben; und es möchte die angemeſſenſte Vorſtellung wohl die ſein, daß die beiden Helden bereits mit dem Chore zuſammen auf der Bühne ſtehen, wenn dieſe durch den herabgelaſſenen Vorhang ſichtbar wird.[1]) Unter den Euripideiſchen Stücken ſind es nur der Jon

gegenwärtig in dieſem Stücke nichts zu beſſern wüßte. Eine Schwenkung, wodurch der von der linken Seite kommende Chor nun auf einmal von der rechten kommend erſchienen wäre, würde einen ſehr ſonderbaren Eindruck gemacht haben.

[1]) Freilich muß in Sophokles Philoktetes angenommen werden, daß der Chor das Geſpräch des Odyſſeus und Neoptolemos im Anfange des Stückes nicht

und die Bakchen, wo der Chor aus der Fremde in die Orcheſtra hereinkommt, denn in den Hiketiden beſteht der Chor zwar auch aus nicht einheimiſchen Frauen, aber dieſe ſind ſchon vor dem Beginn des Stückes als ſchutzflehende in Eleuſis angelangt; eben ſo ſind die Phöniciſchen Jungfrauen in dem gleichnamigen Stücke nicht eben erſt nach Theben gekommen, ſondern dort ſchon einige Zeit zurückgehalten worden; und in der Iphigeneia in Aulis kommt der Chor, obwohl aus Jungfrauen aus Chalkis beſtehend, doch zunächſt aus dem Griechiſchen Lager, welches die Stelle der Stadt vertritt. Ja es muß wohl die Frage ſein, da dieſe Dichter es ſichtlich immer ſo einzurichten ſuchen, daß der Chor von der heimatlichen Seite hereinkommen könne, ob nicht Euripides auch im Jon und den Bakchen vorausgeſetzt habe, daß der Chor der Athenerinnen in jenem Stücke ſich ſchon vorher in Delphi und der der Lydiſchen Bakchantinnen in dem letztern Drama bereits in Theben aufgehalten habe und alſo auch nicht eben erſt jetzt aus der Fremde komme. Wie man aber auch hierüber entſcheiden möge: ſo iſt doch ſo viel klar, daß in der Regel der Chor des Sophokles und Euripides (ſo wie auch der Ariſtophaniſche) aus der Heimat und darum von der linken Seite auf die Orcheſtra kam und demgemäß die Reihe links, den ἀριστερὸς στοῖχος, beim Einzuge den Zuſchauern zuwandte. Und auf dieſe Weiſe iſt aller Streit unter den Zeugniſſen völlig beſeitigt.

Nach dieſen Angaben über die Parodos — von der wir übrigens bei dem Abſchnitt über die Tragödie noch in andrer Beziehung reden müſſen — kommt Tzetzes wieder auf die eigentliche Parabaſis der Komödie zurück, welche der Chor aufführe, wenn die Schauſpieler die Bühne verlaſſen hätten. Was Tzetzes von den ſieben Theilen derſelben angibt, iſt aus ganz guter Quelle gefloſſen und im Ganzen richtig, wenn man einige Verworrenheit im Vortrag abrechnet, die im Einzelnen zu rügen zu ſehr aufhalten würde. Nur iſt zu bemerken, daß die Interpunction nach V. 42 vor dieſen Vers zu ſetzen iſt. Tzetzes iſt aber ſelbſt mit der beſſern Quelle, der er hier gefolgt iſt, ſchlecht zufrieden, und indem er das eben Vorgetragene nach den obigen verkehrten Angaben zu berichtigen glaubt, bringt er heraus, daß die

angehört habe, da er im Verfolg nicht bloß des Platzes, wo Philoktetes Höhle liegt, ſondern auch des ganzen von Odyſſeus angelegten Planes ſich unkundig zeigt. Indeſſen könnte dabei doch der Chor in die entfernteren Gegenden des Proſkenions vertheilt den Zuſchauern ſchon ſichtbar geweſen ſein. Wie man aber darüber auch urtheile: ändert dies in der Hauptfrage nichts.

Strophe und Antiſtrophe mit dem Epirrhema und Antepirrhema einerlei ſei, und trennt dagegen, um die Siebenzahl der Theile nicht zu verlieren, die Ode von der Strophe, indem er jene für einen Geſang an die Götter (πρὸς ϑεοὺς, wie auch V. 64 zu ſchreiben iſt [1]), dieſe für eine an die Menſchen gerichtete Rede erklärt.

In den darauf folgenden Bemerkungen über den Unterſchied der alten und neuen Komödie, die ſonſt nichts Neues enthalten, ſpielt Tzetzes mit dem Gegenſatze der alten Attiſchen γλῶσσα und der neuern γλῶττα. Aber er hat ſehr Unrecht, jenes der alten Komödie beizulegen, da bekanntlich dies Böotiſche ττ bereits in Perikles Zeit in den täglichen Gebrauch der Attiſchen Rede kam und ſogleich von den Komikern, wie ſchon von Kratinos, in den Dialog auf der Bühne eingeführt wurde, während die tragiſche Poeſie und der höhere hiſtoriſche Stil des Thukydides den alten Joniſchen Gebrauch des σσ feſthielt. [2])

Die Notiz, welche Tzetzes hier anfügt, über die σκαμβὰ μέλη, betrifft offenbar die Skolien, deren Name genau auf dieſelbe Weiſe erklärt wird, wie hier die σκαμβὰ μέλη. S. die Stellen bei Ilgen Σκολιά h. e. Carmina conviv. p. CXLIX sqq. und bei Ulrici Geſchichte der Helleniſchen Dichtkunſt Bd. II. S. 377 ff. Was aber den Tzetzes veranlaßt habe, für den Ausdruck σκολιὸς den ziemlich gleichbedeutenden σκαμβός zu ſetzen und daraus eine neue willkührliche Benennung dieſer Gattung von Liedern zu machen, iſt ſchwer zu errathen.

Wir kommen zum dritten und unſtreitig dem wichtigſten Abſchnitte der στίχοι des Tzetzes, worin er von der tragiſchen Poeſie handelt. Es iſt gleich ein großer Vortheil, daß Tzetzes hier ſeine Gewährsmänner, aus denen er wenigſtens einen Theil ſeiner Nachrichten geſchöpft habe, ſelbſt angibt, und zwar zuerſt den Eukleides. Dieſer Eukleides iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach derſelbe, der in den Scholien zur Ilias, aus dem codex Lipsiensis, über die Conſtruction und den innern Zuſammenhang von Il. A. 4, 5 angeführt wird, [3]) und ſcheint nach Allem kein ungelehrter Grammatiker geweſen

[1]) Auch die ſpätere Collation von Hr. Dr. Dübner gibt hier πρὸς ϑεοός. S. Rhein. Muſ. Jahrg. V. H. I. S. 155.

[2]) Die erwähnte ſpätere Collation beſtätigt indeſſen dieſen Gegenſatz von γλώσσης und γλώττης nicht; Tzetzes hat auch das erſtemal γλώττης. Damit verſchwindet zugleich eine Feinheit und ein Irrthum.

[3]) Pollux Anführungen des Eukleides, III. 82 e cod. Iungerm. und VI, 161, beziehn ſich, wenn ſie richtig ſind, auf einen ältern Eukleides, der wegen einzelner ſeltener Ausdrücke angeführt wird. Der alte Eukleides bei Aristot. Poet. 22 und andere von Fabricius angeführte gehören nicht hieher.

zu ſein. Viel bekannter iſt freilich der Krates, der von Tzetzes V. 145 mit dem Eukleides verbunden wird, indem darunter gewiß Krates von Mallos verſtanden wird, der außer ſeinen Studien zum Homer auch bisweilen als Erklärer der Dramatiker vorkommt und ſehr wohl in Commentaren der Art auch die Einrichtung der Stücke im Ganzen berückſichtigt haben kann.

Indem nun Tzetzes ſich bemüht, die Theile der Tragödie anzugeben, beginnt er ganz richtig mit dem Hauptunterſchiede des *σκηνικὸν* und *χορικόν* und theilt ein jedes wieder eben ſo richtig in Geſang und Rede, *ᾠδή* und *λέξις*. Die *λέξις* ſcheidet er wiederum in *μέτρον* und *περίοδος*, auf eine eigenthümliche und auffallende Weiſe, die auch durch die Wiederholung derſelben Eintheilung, V. 79 und 165 ff., nicht mehr ins Klare geſetzt wird. So viel iſt klar, daß *περίοδος* hier in dem Sinne zu nehmen iſt, wie bei Hephäſtion und andern alten Metrikern, wo es Reihen aus drei oder mehrern Füßen bezeichnet, die zu größern Verſen verbunden werden, welche nach einem beſtimmten Geſetz wiederkehren. Auch Marius Victorinus p. 2498 ſetzt *περίοδος* und *μέτρον* ſich untereinander entgegen, indem er ſagt: *Περίοδος* dicitur omnis hexametri versus modum excedens, unde ea quae modum et mensuram habent metra dicta sunt. Hiernach paßt aber der Ausdruck *περίοδος* weit mehr zur Bezeichnung der längern Reihen-Verbindungen in der Chor-Poeſie des Pindar und der Tragiker (wie auch Feſtus p. 33 Urs. ſagt: Perihodos dicitur in carmine lyrico pars quaedam); und man begreift nicht, wie Tzetzes die *λέξις* eintheilen kann in das *μέτρον*, welches aus Trochäen und Jamben beſtehe, und die *περίοδος*, welche auch Jamben und Anapäſten enthalten ſoll; wenn nicht eben dieſer letzte Umſtand vermuthen ließe, daß der Gewährsmann des Tzetzes unter den periodiſchen Maaßen beſonders anapäſtiſche Syſteme verſtanden habe, die wohl zur *λέξις* gerechnet werden konnten, wenn ſie auch nicht gerade im Tone gewöhnlicher Diction vorgetragen wurden. Das *μέτρον*, d. h. alſo die aus iambiſchen und trochäiſchen Verſen der gewöhnlichen Art beſtehende Rede, theilt Tzetzes in den Prologos, die Epeiſodia und die Exodos, und definirt dieſe Abtheilungen gerade ſo, wie Ariſtoteles Poet. 12. Hierauf wendet ſich Tzetzes wieder zur *ᾠδή* und läßt die *σκηνικὴ ᾠδή* ungetheilt, wie auch ſonſt die Geſänge von der Bühne *τὰ ἀπὸ τῆς σκηνῆς*, als eine Gattung angegeben werden; dagegen theilt er die Geſänge des Chors in fünf Gattungen, die er einzeln als *πάροδος*, *στάσιμον*, *ἐμμέλεια*, *κομμὸς*, *ἐξοδούμενα* aufführt. Dieſe Eintheilung iſt nun, wie bekannt, nicht die Ariſtoteliſche,

und eben ſo wenig iſt ſie aus Eukleides genommen (ſ. V. **61**), deſſen Anſicht wir weiter unten (V. **95** ff.) kennen lernen; ſondern beſteht vielmehr aus durchaus heterogenen Angaben, die Tzetzes nach ſeiner Weiſe ganz roh und mechaniſch aneinandergefügt hat.

Indem wir hierauf die einzelnen angegebenen Gattungen, den Tzetzes theils erklärend theils berichtigend, durchgehn, beginnen wir mit der Parodos, wobei die Gelegenheit wahrzunehmen iſt, ſchon anderwärts geführte Unterſuchungen weiter zu begründen und zu entwickeln. Was Tzetzes über die Parodos ſagt, zerfällt in drei Angaben, die auch offenbar aus drei verſchiedenen Quellen ſtammen. Zuerſt definirt er ſie als einen Geſang des Chors, wodurch den Zuſchauern deutlich wird, auf welchen Anlaß überhaupt die Verſammlung des Chors ſtattfinde und wie er mit der tragiſchen Handlung in Berührung komme (*τοῖς θεαταῖς δεικνύει, δι' ἣν ἀφορμὴν ἡ χοροῦ κοινωνία ἐγγίνεται, τῶν εἰς τὸ δράματος πάθος*). Dies iſt dieſelbe Definition, welche in der Hypotheſis zu Aeſchylos Perſern gefunden wird: *τῶν δὲ χορῶν τὰ μέν ἐστι παροδικά, ὥς ὅτε λέγει, δι' ἣν αἰτίαν πάρεστιν, ὡς τὸ Τύριον οἶδμα λιποῦσα* (Eurip. Phöniſſ. **210**). In den folgenden Worten des Tzetzes *ἄλλου χοροῦ λέξις τε πρώτη τυγχάνει* (wo *τε* an der dritten Stelle dem ſonſt vorkommenden Sprachgebrauch des Tzetzes ganz angemeſſen iſt), iſt nur *ἄλλου* in *ὅλου* zu verändern, um die Ariſtoteliſche Definition: *χορικοῦ πάροδος ἡ πρώτη λέξις ὅλου χοροῦ*, herzuſtellen. Daß aber Ariſtoteles hier den gewiß abſichtlichen Ausdruck *λέξις* wählt, ſcheint ſchon im Alterthum Widerſpruch erregt zu haben, daher Tzetzes nun an der dritten Stelle die Begriffsbeſtimmung des Eukleides anführt, der die Parodos eine *ᾠδή*, keine *λέξις*, nenne, und zwar einen Geſang, den der Chor zuerſt beim Einzuge ſelbſt ſinge, wie: *Σίγα, σίγα, λευκὸν ἴχνος ἀρβύλης* (Eurip. Oreſt. **140**). Dies iſt dieſelbe Definition, welche in den Scholien zu Eurip. Phön. **210** gegeben wird: *πάροδος δέ ἐστιν ᾠδὴ χοροῦ βαδίζοντος ᾀδομένη ἅμα τῇ εἰσόδῳ* (nicht *ἐξόδῳ*), *ὡς τὸ Σῖγα, λεπτὸν ἴχνος ἀρβύλης τιθεῖτε*. Wenn nun Tzetzes hierauf meint, daß dieſe Erklärungen wohl daſſelbe mit verſchiedenen Worten beſagten (V. **42** vgl. **57**): ſo irrt er doch, denn die zuletzt angeführte Parodos iſt eine Art von Kommos, der von der Elektra und einzelnen Perſonen des Chors geſungen wird, und paßt alſo nicht zu Ariſtoteles Definition: *ἡ πρώτη λέξις ὅλου χοροῦ*. Ganz ähnlicher Art iſt offenbar der Geſang, den als Parodos, neben jenem aus dem Oreſt, der Scholiaſt zu Heſiods Schild in der Schellersheim'ſchen Handſchrift (bei Creuzer Meletemm. p. 65 und in den

Wiener Jahrbüchern **LXI.** S. 190) aus Euripides, „Alkmäon durch Korinth“ anführt und deſſen Anfang wohl ſo lautete:

> φίλαι, φίλαι, πρόβατε, μόλετε·
> τίς ὅδε, ποδαπὸς ὁ ξένος Κορινθίοις
> ἔμολεν ἀγχιάλοις.

Ueberhaupt möchte es wohl nicht möglich ſein, alle Definitionen der Parodos und alle Lieder, die als ſolche von alten Schriftſtellern und Erklärern angegeben werden, unter einen Begriff zu bringen; aber das halte ich doch für möglich, eine Grundvorſtellung zu finden, aus der ſich auch die abweichenden Anwendungen dieſes techniſchen Ausdrucks auf eine natürliche Weiſe entwickeln laſſen. Dieſe Grundbedeutung faſſe ich ſo auf, daß Parodos urſprünglich und eigentlich alles das bedeutet, was ein in geordneten Reihen einziehender Chor ſpricht und ſingt. Als deutlichſtes Beiſpiel kann die Parodos des Agamemnon von Aeſchylos, von V. **40** bis **154**, gelten.

Es gehören dazu erſtens die neun anapäſtiſchen Syſteme und dann die zunächſtfolgende Strophe, Antiſtrophe und Epode, in feierlichem daktyliſchem Versmaße, welche die Weiſſagung des Kalchas enthalten und mit dem Refrain: *Αἴλινον, αἴλινον εἰπὲ, τὸ δ' εὖ νικάτω* ſchließen. Während dieſer Anapäſten und des daktyliſchen Liedes muß der Chor die Entfernung von dem Bogenthor (der ἀψίς) der Parodos zur Linken durchwandelt und ſeine Aufſtellung in der Mitte der Orcheſtra bewerkſtelligt haben;[1] die Epode ſelbſt beweiſt, daß der Chor nun einen feſten Stand ergriffen hat und zur Ruhe gelangt iſt. Daran ſchließt ſich aber unmittelbar das erſte Staſimon in fünf Strophen und Antiſtrophen, das ſowohl durch ſeine metriſche Beſchaffenheit, als durch den poetiſchen Stil, ſich eben ſo von der Parodos trennt, wie durch die mit der Anrufung des Zeus ganz neu beginnende Gedanken-Entwickelung. Solche parodiſche Lieder alſo muß Ariſtoteles in Gedanken gehabt haben bei ſeiner Definition der Parodos ſowohl als des Staſimon, indem er auch die letztere Art von Geſängen hauptſächlich durch ihren Unterſchied von der erſtern bezeichnet. Dann läßt ſich erſtens begreifen, warum Ariſtoteles bei der Parodos den Ausdruck λέξις und nicht ᾠδὴ braucht, indem er dabei die

---

[1]) Vergl. was Athenäus **XIV p. 621 b.** von den ἰθυφάλλοις ſagt: σιγῇ δὲ διὰ τοῦ πυλῶνος (daſſelbe was ſonſt ἀψίς oder ψαλίς heißt) εἰςελθόντες, ὅταν κατὰ μέσην τὴν ὀρχήστραν γένωνται, ἐπιστρέφουσιν εἰς τὸ θέατρον κ. τ. λ. Von dieſem σιγῇ εἰςελθεῖν findet bei Aeſchylos das Gegentheil ſtatt.

anapäſtiſchen Syſteme mitrechnet, die, wenn auch nicht im eigentlichen Sinne geſprochen, doch auch gewiß nicht auf die Weiſe in Muſik geſetzt waren, wie die Staſima und überhaupt die meliſchen Partieen des Chors.[1] Zweitens wird dadurch begreiflich, wie Ariſtoteles das Staſimon ein μέλος χοροῦ ἄνευ ἀναπαίστου καὶ τροχαίου definiren kann, wodurch offenbar der Unterſchied gegen die Parodos hauptſächlich hervorgehoben werden ſoll. Denn da die Anapäſten und Trochäen hier nicht einzelne metriſche Reihen, dergleichen in allen lyriſchen Partieen vorkommen, ſondern nur längere Verſe oder Syſteme von dieſen Maßen bezeichnen können: ſo müſſen nach Ariſtoteles ſolche Verſe oder Syſteme der Parodos beſonders eigen geweſen ſein. Dies ſtimmt ganz mit der Anwendung der Anapäſten überein, wie wir ſie in Aeſchylos Agamemnon und in mehreren andern Stücken dieſes Dichters und auch, nur in geringerer Ausdehnung und mit veränderter Anordnung, bei Sophokles im Ajas und der Antigone finden. Eine ähnliche Anwendung *trochäiſcher* Verſe in der Parodos läßt ſich freilich jetzt nur in der Komödie, wie in Ariſtophanes Wespen, nicht aber in der Tragödie, nachweiſen, wiewohl der Scholiaſt zu den Acharnern V. **203** angibt, daß wenn die Komiker und *Tragiker* den Chor im Laufe (δρομαίως) einführen wollten, ſie ihn mit trochäiſchen Verſen auftreten ließen. Aber auch Ariſtoteles muß doch wohl Tragödien, vielleicht ältere, vor Augen gehabt haben, wo der Einzug des Chors von der Recitation trochäiſcher Verſe begleitet war.

Wenn wir dies als Grundbegriff der Parodos ſetzen, daß damit alles Das bezeichnet wird, was ein in geordneten Reihen einziehender Chor ſingt und ſpricht: ſo entſteht die Frage, was mit dieſem Ausdruck in ſolchen Tragödien benannt werden konnte, wo der Chor gar nicht in ſeiner regelmäßigen Ordnung einzieht und von Anfang nicht als ein Ganzes auftritt, ſondern wo die Choreuten einzeln und zerſtreut (σποράδην) eintreten und eine Zeitlang, ehe ſie ſich zu einem Ganzen ordnen, nur mit einzelnen Stimmen (κομματικῶς), oder auch in Verbindung mit den Perſonen der Bühne ſingen, welche gemeinſchaftlichen Geſänge nach Ariſtoteles und Andern bekanntlich κομμοί hießen.

[1]) Um ſolche Zwiſchengattungen, die in der Mitte zwiſchen Geſang und eigentlicher Rede ſtanden, begreiflich zu finden, darf man nur an den Vortrag der Rhapſoden denken, der ein ᾄδειν im urſprünglichen Homeriſchen Sinne und doch kein Geſang nach Noten, kein μέλος, war. Solcher Mittelſtufen gab es in der Griechiſchen Poeſie offenbar mehrere und unter einander verſchiedene.

Hier haben nun offenbar manche Grammatiker auch ein ſolches von einzelnen Chorperſonen, es ſei allein oder im Verein mit Perſonen der Bühne, geſungenes Lied πάροδος genannt, vorausgeſetzt nur, daß der Chor damit zuerſt vor den Augen der Zuſchauer auftritt. Von dieſer Art iſt das von den Schol. zu Soph. Elektra V. 121 πάροδος genannte Lied in eben dieſer Tragödie: Ὦ παῖ, παῖ δυστανοτάτας, wo der Chor in ſieben wahrſcheinlich von einzelnen Stimmen vorgetragenen Strophen mit der Elektra (jedoch ohne antiſtrophiſches Verhältniß zu deren Geſange) Reden wechſelt. Eben ſo wird bei Plutarch Lyſ. 15 das Lied aus Euripides Elektra (V. 167): Ἀγαμέμνονος ὦ κόρα, Parodos genannt, wiewohl auch dies von der Stimme der Elektra unterbrochen und gewiß nicht vom ganzen Chor, ſondern nur etwa von zwei Koryphäen vorgetragen worden iſt. Auch in Aeſchylos Prometheus mußten die, welche Στένω σε τᾶς οὐλομένας τύχας, Προμηθεῦ (V. 399) für das erſte Staſimon erklärten (Schol. zu Ariſtoph. Wesp. 270), den Geſang, den der Chor der Okeaniden beim Hereinſchweben auf den Flügelwagen in zwei Strophen und Antiſtrophen, welche von Anapäſten des Prometheus unterbrochen werden, ſingt, für die Parodos halten; auch gibt hier dieſe Unterbrechung, da ſie nicht eigentlich meliſch iſt, dem Chorgeſange noch nicht nothwendig den Charakter eines Kommos, ſondern die Anapäſten ſtimmen vielmehr ſehr gut mit der fortdauernden parodiſchen Bewegung des Chors.

Während aber in den vorher angeführten Zeugniſſen, ſo wie in den ſchon früher erwähnten Angaben über die Parodos in Euripides Phöniſſen und dem Alkmäon durch Corinth, auch offenbar kommosartige Lieder, die der Chor beim Einzuge ſingt, Parodoi genannt wurden: machten dagegen andre von der Grundbedeutung des Worts eine ganz andere Anwendung, indem ſie in den Tragödien, wo der Chor zerſtreut hereinkommt, nicht das erſte, kommatiſch geſungene Lied, ſondern erſt den Geſang Parodos nannten, bei welchem der bisher noch nicht in Reihen und Gliedern geordnete Chor ſich zuerſt in regelmäßiger Weiſe aufſtellt, um den gewöhnlichen Platz mitten in der Orcheſtra einzunehmen. Nur ſo begreift man, wie Plutarch, An seni sit r. g. 3, in Sophokles Oedipus auf Kolonos erſt das Lied: Εὐΐππου, ξένε, τᾶσδε χώρας die Parodos des Stückes nennen kann, was er gewiß nach einem gewöhnlichen Sprachgebrauch und nicht aus Willkühr oder Irrthum that (wie Lachmann, de mensura tragoed. p. 52, und in Niebuhrs Rhein. Muſeum Bd. 1. S. 325, geneigt iſt anzunehmen, indem er, nach dem anderswo bemerkten

Sprachgebrauch, auch in dieſem Stücke das kommatiſche Einzugslied für die wahre und einzige Parodos nimmt). Denn gerade der Oedipus auf Kolonos iſt ein ſolches Stück, in welchem der Chor in unruhiger Bewegung und zerſtreut hereinkommt und nachdem er im Laufe der leidenſchaftlichen Scenen voll ängſtlicher Spannung, die die erſte Hälfte des Stückes einnehmen, zwei Kommoslieder mit Oedipus und Antigone geſungen, erſt gegen die Mitte des Stückes zugleich mit einer ruhigern Stimmung eine feſte Stellung annimmt; das Lied aber, welches er in dieſer Stellung zuerſt ſingt, iſt eben das von Plutarch erwähnte: *Εὐίππου, ξένε, τᾶςδε χώρας.* Man kann alſo in ſolchen Stücken, wenn man die verſchiedenen Bedeutungen von Parodos ſich zugleich zu benutzen geſtattet, eine kommatiſche Parodos und eine dem Staſimon verwandte unterſcheiden.

Es erhellt aus dem Geſagten, wie ſich meine früher noch nicht ſo vollſtändig entwickelte Anſicht von der Parodos verhält zu derjenigen, wonach ſich die Parodos in ihrer Form nur dadurch von den Staſima unterſcheidet, daß ſie öfter eine Epode in der Mitte enthält. G. Hermann Elem. doctr. metr. p. 725 vergl. Recenſion der Eumen. S. 211. Allerdings kommt in einigen Tragödien der Umſtand vor, daß in der erſten vom Chor geſungenen Partie eine Epode mitten zwiſchen antiſtrophiſch geordneten Geſängen gefunden wird, aber dies kann ſchon der Seltenheit wegen nicht zum Character der Parodos ſelbſt gehören, ſondern muß auf der beſondern Einrichtung dieſer Dramen beruhen. Die Sache iſt, daß in dieſen Stücken die Parodos zugleich mit dem ernſten Staſimon verknüpft iſt, ſo daß auf das Lied, wobei der Chor ſeine gewöhnliche Stellung einnimmt, ein davon verſchiednes folgt, das nach Art anderer Staſima vorgetragen wird. Natürlich hängt dies mit dem Antheil des Chors an der Handlung des Stückes zuſammen; der Dichter verbindet mit der Expoſition, welche die Parodos auf lyriſche Weiſe darlegt, mit den Gedanken und Empfindungen, die das Kommen des Chors begleiten, ſogleich eine andere Gedankenreihe, die einen weſentlichen Theil der im Drama ſelbſt zu entwickelnden Stimmungen und Geſinnungen bildet. So gliedert ſich von ſelbſt die größte Geſangmaſſe der Art, welche ohne dieſe Trennung faſt unförmlich erſcheinen mußte, in Aeſchylos Agamemnon. Der anapäſtiſche Theil der Parodos motivirt die Erſcheinung der Greiſe, die, beim Zuge gegen Troja zurückgelaſſen, jetzt durch die von der Klytämneſtra veranſtalteten Opfer herbeigezogen werden, durch den Wunſch derſelben zu erfahren, welche Botſchaft dieſe Opfer veranlaßt habe, indem ihr Gemüth dabei zwi-

ſchen Furcht und Hoffnung ſchwanke. Der eigentlich meliſche Theil der Parodos, der hauptſächlich aus daktyliſchen Verſen von großer Feierlichkeit beſteht, entwickelt alsdann den Grund dieſer ſtreitenden Empfindungen, dieſes Schwankens zwiſchen Hoffnung und Furcht, der für die Greiſe in dem Orakel des Kalchas liegt, welcher Prophet aus einem Vorzeichen bei dem Auszuge der Achäer einerſeits den glücklichen Ausgang des Kriegs, aber zugleich doch auch den Zorn der Artemis gegen das Haus des Agamemnon erkannt hatte, aus dem Entzweiung und Unheil in der Familie des Herrſchers hervorgehen könne. Mehr als dies kann wohl dem Gedanken-Inhalte nach, eben ſo wie der metriſchen Form nach, nicht zur Parodos gezogen werden, da der Chor nun hinlänglich erklärt hat, was ihn herbeiführe und welchen Antheil er an der Handlung nehme. Ehe aber der Chor mit der Klytämneſtra in Unterredung kommen und von ihr die Botſchaft der Eroberung Trojas erhalten durfte, war es nach dem Plane des Aeſchylos durchaus nöthig, daß der Grund des Haſſes, den Klytämneſtra gegen Agamemnon hegt, deutlicher angezeigt wurde, als durch jene noch ſehr unbeſtimmte Weiſſagung des Kalchas. Das Opfer der Iphigeneia, das dieſen Zwieſpalt im Hauſe der Atriden bewirkt, iſt gewiſſermaßen ſchon ein Theil der Entwickelung, die im Drama durchgeführt wird, und bedarf daher nach Aeſchylos Weiſe, der den Zuſammenhang des Mythus immer in großer Vollſtändigkeit darlegt, einer Ausführung, die ihm durch ein Staſimon des Chors am Beſten zu Theil werden konnte, da die Erzählung ſich mit einem höhern lyriſchen Schwunge wohl verträgt und ähnliche Erzählungen auch ſonſt bei Aeſchylus den Inhalt eines Staſimon ausmachen. Die Trennung dieſes Staſimon von der vorhergehenden Parodos iſt ſowohl durch die metriſche Form, die ſich an dieſer Stelle weſentlich verändert, als durch die innre Anlage und Gedankenfolge ſehr deutlich bezeichnet. Das Opfer der Iphigeneia ließ ſich unmittelbar an die Weiſſagung des Kalchas anknüpfen, deren Erfüllung mit jenem Opfer beginnt; und gewiß würde dies geſchehen ſein, wenn der Dichter aus beiden ein gleichartiges Chorlied hätte machen und die Erzählung von dem Opfer in die Parodos aufnehmen wollen. Aber eben, weil dies nicht die Abſicht des Aeſchylus war, nimmt der Chor an dieſer Stelle, ſo zu ſagen, einen ganz neuen Anlauf und beginnt mit einer Anrufung an Zeus — von der wir anderwärts zu zeigen geſucht haben, wie ſie auch durch die Einrichtung der Thymele in dieſem Stücke motivirt war (ſ. Anhang zu den Eumen. S. 38.). Nur Zeus, ſagt der Chor, könne den Geiſt der Sterblichen aufklären, er führe ſie, wenn auch durch Leiden und Drangſale zur rechten Erkenntniß. Agame-

mnon habe damals nach langem Widerſtande ſich aus tadelnswerther Ehrſucht zur Opferung der Tochter entſchloſſen: aber die Folge davon ſei noch nicht offenbar, die Verkündigungen würden indeß nicht unerfüllt bleiben[1]). Der geheime Gedanke des Chors iſt ohne Zweifel, daß mit der Opferung der Iphigeneia ſchon die Verderben drohenden Orakel des Kalchas in Erfüllung zu gehn angefangen hätten, indem die ſchwergekränkte Mutter als eine *οἰκονόμος δολία*, wie es im Orakel des Kalchas hieß, daheim geblieben ſei und über der Rache der Tochter brüte. — Ebenſo beſteht offenbar die große Maſſe von Chorgeſängen am Anfang der Perſer aus der Parodos und dem erſten Staſimon, ſo daß die Anapäſten und die ſechs Strophen nebſt einer Epode in Joniſchen Verſen die Parodos und die vier Strophen in trochäiſchen Maßen das Staſimon bilden. Nur findet hier das Beſondre ſtatt, daß die Epode nicht am Ende der Abtheilung in Joniſchen Verſen, ſondern zwiſchen dem zweiten und dritten Strophenpaar ſteht: ein Umſtand, der aber auch in andrer Hinſicht großes Bedenken erregt und wohl durch eine Verſetzung ganz beſeitigt werden muß[2]).

[1]) Für den Gedankengang dieſes Chorlieds, der bei der dunkeln und bloß andeutenden Weiſe, in der dieſer Chor ſpricht, gewiß nicht leicht zu faſſen iſt und einen aufmerkſamen Leſer lange beſchäftigen kann, iſt das ein wichtiger Fingerzeig, daß der Gedanke, daß mit dem *πάθος* das *μάθος* eng verbunden ſei, daß Dike den *παθοῦσιν* das *μαθεῖν* des Verhängniſſes zuwäge, vor der Erzählung von dem Opfer der Iphigeneia ſteht und nach dem Schluſſe derſelben wiederkehrt, V. **170** und **241** Well. (**160** u. **226** Kl.) Dieſe Erzählung ſoll nach Aeſchylos Abſicht eine Spannung hervorbringen, die für jetzt noch keine Beruhigung findet, als in dem allgemeinen Gedanken, daß die Orakel auf jeden Fall in Erfüllung gehn würden und den *παθόντες* dann das *μαθεῖν τὸ μέλλον* zu Theil werden würde.

[2]) Wie nämlich die Epode V. **93**—**101** Well., jetzt ſteht, zerſchneidet ſie den Gedankenzuſammenhang auf das Unangenehmſte. Der Herrſcher Aſiens, hieß es vorher, rückt mit ſeiner unermeßlichen Macht zu Lande und Waſſer gegen die Hellenen. Niemand wird dieſer Fluth ſich entgegenſetzen können, denn unwiderſtehlich iſt das Heer der Perſer. Davon erhält die Strophe und Antiſtrophe nach der Epode die Begründung: Das göttliche Verhängniß hat von Alters her den Perſern Kriege auf dem Lande zu führen angewieſen; auch haben ſie (neuerdings) gelernt auf den Schiffen den Gefahren des Meeres zu trotzen. Zwiſchen dieſen Strophen nun, welche die Hoffnung des Sieges bei den Perſern unterſtützen ſollen, ſteht in der Epode ganz abgeriſſen die Unglücks-Ahnung: Wer aber kann unter den Sterblichen der Täuſchung der Gottheit entgehn u. ſ. w. Offenbar kann dieſe erſt eintreten, wenn jene ſtolzen Vorſtellungen zu ihrem Schluſſe gelangt ſind, und gehört alſo an das Ende der Parodos. Selbſt wenn man annähme, daß dieſe Epode von andern Stimmen geſungen worden ſei, als die Strophen und Antiſtrophen, würde ſie ihre Stelle nicht behaupten können. Der übrige Theil des Chors würde auf die ängſtigende Beſorgniß einer *ἀπάτη θεοῦ*, welche in der Epode angeregt worden iſt, doch irgend eine

Die Parodos iſt hier der Ausmalung des Bildes von der ungeheuern Macht der Perſer, die nach Europa hinübergegangen iſt, gewidmet, und nur am Anfang und Ende treten Beſorgniſſe und Ahnungen des unglücklichen Ausgangs hervor; das Staſimon dagegen iſt ganz eine Ausführung der Vorſtellung, welche Trauer in Perſien herrſchen werde, wenn das Heer nicht zurückkomme, da alle ſtreitbaren Männer die Heimat und ihre Frauen verlaſſen hätten. — In den Schutzflehenden des Aeſchylos iſt dieſelbe Trennung ſichtbar, aber ohne eine Epode zwiſchen den verſchiednen Chorgeſängen: doch ſcheiden ſich auch hier die fünf Strophenpaare, welche zunächſt auf die Anapäſten der Parodos folgen, durch Inhalt und Ton, ſo wie durch die Wahl und Anordnung des Metriſchen, ſo ſcharf von den drei folgenden Strophen und Antiſtrophen, daß auch in dieſem Stück eine unmittelbare Aneinanderfügung der Parodos und des erſten Staſimon anzunehmen iſt. — Von ſpätern Tragödien ſind Euripides Phöniſſen als Beiſpiel einer ſolchen Stellung der Epode merkwürdig; denn im Oreſt, den man auch hieher gezogen hat, läßt ſich die Eintheilung des Stückes: *τίς νόσος ἢ τίνα δάκρυα* bis *πατρῴων παθέων ἀμοιβάν* (V. 829 ff.) in eine Meſodos und eine Strophe und Antiſtrophe nicht ohne einige unwahrſcheinliche Aenderungen durchführen. In den Phoeniſſen dagegen findet man eine offenbare Nachbildung jener Weiſe des Aeſchylos, nur natürlich in kleinerem Maßſtabe. Die Parodos: *Τύριον οἶδμα λιποῦσ' ἔβαν*, reicht nämlich nur bis zum Schluſſe der Epode: *Δίρκαν προλιποῦσα*; ſo weit wird davon Rechenſchaft gegeben, woher der Chor komme und was ihn an dieſen Platz bringe. Die Strophe aber und die Antiſtrophe, welche nach der Epode: *Νῦν δ' ἐμοὶ πρὸ τειχέων* an folgen, ſind nicht bloß dem trochaiſchen Metrum nach von dem glykoniſchen der vorhergehenden Partie ganz verſchieden, ſondern trennen ſich auch davon in ihrem Inhalte, indem der Chor darin an dem Leiden, welches Theben bedroht, lebhaften Antheil nimmt und die bedrängte, gefahrvolle Lage der Stadt mit wenigen, aber prägnanten Zügen ſchildert.

Hieraus wird deutlich werden, warum das einzige unterſcheidende Merkmal, welches man zwiſchen der Parodos und dem Staſi-

Rückſicht nehmen müſſen; er könnte nicht in dieſer ruhigen Zuverſicht auf die ſiegreiche Macht der Perſer fortfahren. Auch ſchließt ſich der Anfang des Staſimon: *Ταῦτά μοι μελαγχίτων φρὴν ἀμύσσεται φόβῳ*, gar nicht an den Gedanken der ſiegreichen Macht, ſondern der *ἀπάτη θεοῦ* an; nur darauf kann *ταῦτα* bezogen werden. So führt alles darauf, daß die Epode eine wirkliche Epode der in Joniſchen Verſen gedichteten Parodos und nicht, wie es jetzt ſcheint, eine Art von Meſodos geweſen ſei.

mon der Tragiker früher gefunden zu haben glaubte, daß nämlich die erſte eine Epodos in der Mitte haben könne, nicht als gültig angenommen werden kann, indem es ſich gar nicht auf die Conſtruction der Parodos an ſich bezieht.

Indem wir zu den Notizen des Tzetzes zurückkehren, finden wir zuerſt, V. **43**, eine ſehr verkehrte Angabe über die Epiparodos, welche V. **109** wiederkehrt. Eukleides, ſagt Tzetzes, nenne die *μεταπάροδος ἐπιπάροδος*, und darunter ſoll man ſich den Eintritt eines andern Chors nach dem Auszuge deſſen, der vorher geſprochen, denken. Aber in welcher Tragödie käme ein doppelter Chor auf dieſe Weiſe vor; und wie könnte dies *ἐπιπάροδος* heißen. Gewiß iſt *ἐπιπάροδος* nichts, als, was Pollux angibt, ein zweiter Eintritt deſſelben Chors, der vorher durch eine *μετάστασις* verſchwunden war. Auch kann Eukleides ſchwerlich jene falſche Definition gegeben haben, und für *ἄλλου χοροῦ δ'ἔλευσιν αὐτὴν μοι λέγει* iſt daher *α. χ. δ'ἔ. α. μοι λέγε* zu ſchreiben, dem Präceptor-Tone gemäß, den Tzetzes durch das Ganze durchführt. Unter den hierauf folgenden Definitionen des Staſimon ſcheint die erſte, ſehr verworren ausgedrückte, im Weſen dieſelbe zu ſein, welche der Scholiaſt bei Tyrwhitt zu Ariſtoteles **Poët. c. 12** gibt: *τὰ δὲ στάσιμα, ὡς ὅτε ἵσταται (ὁ χορὸς) καὶ ἄρχεται, τῆς θρηνῳδίας τοῦ δράματος*, ähnlich wie bei den Schol. zu Aeſchylos Perſern, in der Hypotheſis. Die zweite Erklärung iſt die von Ariſtoteles ſelbſt (**Poët. 12**). Die dritte, welche dem Eukleides zugeſchrieben wird, ſetzt, wie die meiſten andern Angaben, das Unterſcheidende des Staſimon in das Stehen des Chors, aber führt als Beiſpiel den Chorgeſang an: *Ὠκεανοῦ τις ὕδωρ στάζουσα πέτρα λέγεται*, womit der Chor der Troezeniſchen Weiber im Hippolytos auftritt, den man ſonſt durchaus für eine Parodos nehmen muß; daher wohl ein Irrthum hier obwaltet[1]). Was Tzetzes hierauf von der *ἐμμέλεια*, die er unkundigerweiſe als eine beſondere Gattung von Chorliedern anſieht, dem *κομμὸς* und der *ἔξοδος* ſagt, enthält außer einigen ſchiefen Ausdrücken nichts Neues und Eigenthümliches. Nachdem er nun, wie er meint, ſeine Eintheilung der Tragödie in das gehörige Licht geſetzt hat, geht er zu den Abtheilungen über, welche Eukleides und Andre, wie er behauptet, ſehr unrichtig und Alles verwirrend, gemacht hätten. (Vor *Ἐπείπερ* V. **87** iſt kein Punkt zu ſetzen;

---

[1]) Doch kehrt dieſe Definition, wie die andern aus Eukleides genommenen, mit demſelben Beiſpiel aus dem Hippolytos V. **111** ff. wieder, wo nur die Interpunction zu berichtigen iſt.

es nimmt das vorige Ἐπείπερ wieder auf). Eukleides macht neun Theile der Tragödie, den Prolog, den ἄγγελος, den ἐξάγγελος, die πάροδος, ἐπιπάροδος, das στάσιμον, der ὑπορχηματισμὸς, das ἀμοιβαῖον, das σκηνικὸν, die auf jeden Fall ſehr regellos durcheinandergeworfen ſind; doch ſind einige nicht unwichtige Angaben darunter[1]). Dem Chor kommen darunter πάροδος, ἐπιπάροδος, στάσιμον und ὑπορχηματισμὸς zu; wobei die Auslaſſung der κομμοί ſehr befremdet; doch können dieſe vielleicht als gemeinſchaftliche Geſänge des Chors und der Bühnen-Perſonen unter dem σκηνικόν mit einbegriffen ſein. Dagegen iſt die Unterſcheidung der ὑπόρχησις oder des ὑπορχηματισμὸς als einer beſondern Gattung von Chorliedern ſehr bemerkenswerth. Man ſieht daraus, daß in der Tragödie Geſänge und Tänze des Chors vorkamen, die ſich vom Staſimon in ihrer ganzen Darſtellungsweiſe unterſchieden und den lebhaften, mimiſch nachahmenden Character und Ton der Hyporcheme, die als lyriſche Gattung hinlänglich bekannt ſind, angenommen hatten. Offenbar ſind dies ſolche kleinere, aber von der lebhafteſten Empfindung durchdrungene Chorlieder, wie das in den Trachinierinnen des Sophokles: Ἀνολολύξατε δόμοις (V. 205 ff.), wozu der Scholiaſt die bekannte Notiz giebt: τὸ μελιδάριον οὐκ ἔστι στάσιμον, ἀλλ' ὑπὸ τῆς ἡδονῆς ὀρχοῦνται, dergleichen in der That mit keinem beſſern Namen als dem der Hyporcheme bezeichnet werden konnten. Die Anrufung des Päan in dieſem Liedchen kann dem hyporchematiſchen Character keinen Eintrag thun; denn an einen eigentlichen Päan zu denken verbietet doch die leidenſchaftliche Unruhe, welche darin herrſcht; und da beide, Hyporcheme wie Päane, ſich aus den Feſten des Apolliniſchen Cultus entwickelten, und in gewiſſen Formen ſo nahe aneinandergränzten, daß die alten Literatoren in ſolchen Fällen über die Anwendung der einen oder der andern Benennung zweifelhaft waren (Plutarch v. d. Muſik c. 9): ſo konnte gewiß auch in einem eigentlichen Hyporchem die Anrufung: ἰὼ, ἰὼ Παιάν, mit andern gemiſcht vorkommen. Wie in dieſem Liede in den Trachinierinnen die Anrufungen des Apollon und die Ausdrücke Bakchiſcher Begeiſterung verbunden werden: ſo fordert in einem ähnlichen, nur etwas mehr entwickelten und geordneten Liede, in Sophokles Aias V. 693 ff., der Chor den Pan als Gott der Tänzer auf, Nyſiſche und Knoſiſche

[1]) Ich finde indeß, daß dieſelbe Eintheilung der Tragödie ſchon von Creuzer aus der oben, bei der Parodos, erwähnten Schellersheim'ſchen Handſchrift mitgetheilt worden iſt, Wiener Jahrbücher LXI. S. 190.

Tänze aus dem Stegreif (weil die Freude ſie ſelbſt dem Chor eingibt) mit ihm aufzuführen. Bei den Knoſiſchen Liedern wird hier bekanntlich an die alte Uebung lebhafter und wilder Tänze in Kreta, aus denen unter der Pflege des Thaletas das eigentliche Hyporchema erwuchs, gedacht und, indem dieſelben zugleich Nyſiſche heißen, an die nahe Verwandtſchaft erinnert, in welcher dieſe mit Bakchiſchen Tänzen, insbeſondere dem Satyrtanze Sikinnis, ſtanden [1]). Die Angabe des Eukleides gibt uns das Recht, dieſe und alle ähnlichen Lieder, welche die Tragiker eingeſtreut haben, tragiſche Hyporcheme zu nennen. Daß das Hyporchem ſich noch mehr für das Drama-Satyrikon eignet, ſcheint Tzetzes (V. **116**) auch aus dem Eukleides genommen zu haben; daß aber Eukleides daſſelbe ὑπόρχησις nenne, was ſonſt Emmeleia heiße, iſt natürlich eine bloße Zuthat und eigne Combination des Tzetzes. Wir dürfen im entſchiednen Widerſpruch mit Tzetzes behaupten, daß die Emmeleia gerade nicht die Tanzweiſe jener tragiſchen Hyporchemen geweſen ſei, ſondern vielmehr hauptſächlich für die Staſima paſſe. Die Emmeleia wird von allen Zeugen als ernſt und würdevoll geſchildert; das Hyporchem verlangt wilde, mitunter auch muthwillige Bewegungen und Geſten. Athenäos in der bekannten Paralleliſirung der dramatiſchen und lyriſchen Tanz-Gattungen (**XIV, p. 630**) ſtellt der tragiſchen Emmeleia die γυμνοπαιδικὴ wegen des gemeinſamen Characters ernſter feierlicher Würde an die Seite [2]), eben

[1]) Auch das Hyporchem des Phliaſier Pratinas, welches Athenäos **XIV, p. 617** mittheilt, hat einen ganz Bakchiſchen Character. Es iſt ſehr zu zweifeln, ob dies Hyporchem, wie es gewöhnlich genommen wird, als ein beſonderes lyriſches Gedicht anzuſehen iſt. Nach dem Obigen wird es wahrſcheinlicher, daß es ein dramatiſches Hyporchem war, aber wohl eher aus einem Drama Satyrikon, als aus einer Tragödie.

[2]) Es gab alſo an dem Spartaniſchen Feſte der Gymnopädien einen Tanz, in dem die Schönheit der Tanzenden γυμνοὶ παῖδες durch eine erhabene Feierlichkeit veredelt erſchien. Damit iſt aber keineswegs geleugnet, daß auch andre, mehr muntre und muthwillige Tanzweiſen an eben dieſem Feſte vorkamen, das recht dazu geſtiftet war, um die Freude an der friſchen Lebenskraft und **audax lascivia** der Jugend aufs Höchſte zu ſteigern. In gewiſſen Tänzen der Gymnopädien ahmten die Knaben auf eine gefällige Weiſe die Bewegungen des Ringkampfs und Pankration nach und gingen dann auch in die wilden Tanzweiſen des Bakchiſchen Cultus über. Athenäos **XIV, p. 631. XV, p. 678.** Auch war in den Tanzweiſen der Gymnopädien viel Scherz und Spaß (Pollux **IV, 14, 104**), was auf mimiſche Vorſtellungen nach Art der Hyporcheme deutet. Hyporchematiſche Tänze mußten um ſo mehr an den Gymnopädien vorkommen, da die Einrichtung der orcheſtiſchen und muſikaliſchen Ergötzungen an dieſem Feſte den Muſikern zugeſchrie-

ſo die Pyrrhiche der ſatyriſchen Sikinnis wegen der Schnelligkeit und Energie der Bewegung in beiden, die hyporchematiſche Tanzweiſe aber dem komiſchen Kordar, wegen des muthwilligen, ſpielenden Characters beider. Hiermit ſtimmt auch die Nachricht, daß von den beiden Meiſtern der Italiſchen Tanzkunſt oder Pantomime Pylades die Richtung der Tragödie verfolgte, Bathyllos aber in ſeinen Tanzweiſen ſich an den Kordar anſchloß und eben dieſer eine Art von Hyporchemen anordnete, worin eine Nymphe Echo oder Pan oder ein ſchwärmender und verliebter Satyr vorgeſtellt wurde[1]). Es iſt alſo klar, daß die Emmeleia durchaus nicht zu den hyporchematiſchen Tanzliedern paßte, ſondern ihren Sitz nur in den übrigen Chorgeſängen haben konnte, die zur Gattung des Staſimon und Kommos gehören. Die Staſima muß man ſich gewiß mit ſehr einfachen Tanzbewegungen begleitet denken; ein vielfach geſticulirender Tanz würde zu dem gewöhnlichen Inhalt und Character eines Staſimon wenig ſtimmen, daher die große Menge von Geſten (*σχήματα*), die vom tragiſchen Tanze angeführt werden, wenn nicht in den Hyporchemen, beſonders in den Kommen und kommatiſchen Liedern ihre Stellen finden mußten[2]). So wird auch die merkwürdige Nachricht von dem Tänzer des Aeſchylos, Teleſtes, daß er beim Tanzen der Sieben gegen Theben die Ereigniſſe durch den Tanz deutlich dargelegt habe (Athenäos **I, p. 21**), ſchwerlich auf eine andre Weiſe verſtanden werden können, als daß Teleſtes als Hegemon des Chors in ſolchen kommatiſchen Liedern, wie gleich das erſte in den Sieben iſt (V. **78—163**), worin die Gefahren, welche Theben bedrängen, mit der größten Anſchaulichkeit geſchildert werden, durch malende Bewegungen und Geſten des Tanzes dieſen Schilderungen noch mehr Lebhaftigkeit und ergreifende Wahrheit gegeben habe.

Was aber zweitens die Bühnenperſonen anlangt: ſo unterſcheidet hier Eukleides außer dem Dialog (*τὸ ἀμοιβαῖον*) und dem Geſange (*τὸ σκηνικὸν*) drei Partieen, wo Bühnenperſonen einzeln ſprechen, den Prolog, den *ἄγγελος* und den *ἐξάγγελος*. Die Unterſcheidung

---

ben wird, an deren Spitze Thaletas ſteht (Plutarch v. d. Muſ. 9), und eben dieſer Thaletas beſonders als Dichter nnd Componiſt von Paeanen und Hyporchemen berühmt war.

1) Plutarch **Quaest. Sympos. VII, 8, 3, p. 325** Hutten, und Athenäos **I, p. 20.**

2) Nur vom *ξιφισμός* wird ausdrücklich geſagt, daß er ein *σχῆμα ἐμμελείας* war. S. beſonders Pauſanias bei Euſtath. zur Ilias Σ. p. **1167, 22 Rom.**

des Boten, der Nachrichten aus der Fremde bringt, und deſſen, der Meldung thut von den Dingen, die ſich im Hauſe ereignet haben, iſt auch aus andern Notizen[1]) und aus den Perſonen-Regiſtern der alten Tragödien bekannt genug. Auch war ohne Zweifel die ganze Erſcheinung, Koſtüm und Maske dieſer beiden Boten ganz verſchieden, da nur der eigentliche ἄγγελος die Tracht eines Herolds oder eine ihr ähnliche und daran erinnernde annehmen konnte. Bei der feſten und gleichmäßigen Geſtalt, welche alle äußeren Einrichtungen des alten Theaters trugen, iſt wohl anzunehmen, daß die beiden Masken, mit denen nach Pollux **IV, 19, 138** Diener, welche Botſchaften zu überbringen hatten, ausgerüſtet wurden, die eine dem ἄγγελος, die andere dem ἐξάγγελος zuzutheilen ſind. Die eine trägt den Namen des σφηνοπώγων oder Keilbärtigen; dazu gehört ein kräftig blühendes Ausſehn, ein hoher, breiter und im Umkreiſe eingeſenkter Haaraufſatz (Onkos), blondes Haar, ſcharfe Geſichtszüge und rothe Farbe. Offenbar hat dieſe Maske große Aehnlichkeit mit dem Hermes der älteren Griechiſchen Kunſt, der auch mit keilförmigem Barte (Artemidor. Oneirokr. **II, 37**), von kräftigem, männlich blühendem Ausſehn und überhaupt jener Beſchreibung ſehr ähnlich vorgeſtellt wird, ſo daß man ſich auch die Anordnung der Haare am Onkos nach alterthümlichen Hermen wird deutlich machen können. Dagegen hat der ἀνάσιμος oder ἀνάσιλλος (über welchen Ausdruck die Erklärer des Pollux und der Verf. im Handbuch der Archäol. §. **330**, Anm. **4**. Einiges bemerkt haben) einen hohen Onkos von blondem Haar, das von dem Mittel der Stirn ſich ſtark emporſträubt, keinen Bart und eine röthliche Geſichtsfarbe — alſo eben keine Aehnlichkeit mit einem Herold, ſo daß man ihn vielmehr für den Boten aus dem Hauſe halten muß. Da dieſer ἐξάγγελος in der Regel von Schreckensſcenen berichtet, die er in dem Innern des Hauſes geſehn, ſo kann vielleicht auch das aufgeſträubte Haar darauf eine ſymboliſche Beziehung haben. Nach Tzetzes, oder vielmehr Eukleides, war nun auch das Lokal, woher der ἄγγελος und ἐξάγγελος kamen, und die Richtung, die ſie nahmen, ſich gerade entgegengeſetzt, indem der erſtere von der rechten Seite nach der linken geſchritten kam, der andere aber, nämlich der ἐξάγγελος, durch

[1]) S. Valckenaer zu Eurip. Hippolyt. V. 776 p. 246. — In der oben angeführten von Creuzer bekannt gemachten Notiz (Wiener Jahrb. **LXI.** S. 190) iſt das hier Eingeklammerte zu ergänzen: ἄγγελος δέ ἐστιν ὁ τὰ ἔξω τῆς πόλεως πεπραγμένα [τοῖς ἐν τῇ πόλει, ἐξάγγελος δὲ ὁ τὰ ἐντός τῆς οἰκίας πεπραγμένα] τοῖς ἐκτὸς τῆς οἰκίας δηλῶν.

die Halle zur Linken eintrat. Von dieſen Angaben iſt die erſte ganz den oben erörterten Beſtimmungen gemäß; dagegen ſollte man doch vom ἐξάγγελος erwarten, daß er aus den Pforten, welche in der Bühnenwand angebracht ſind, hervortreten werde, indem dieſe das Haus mit ſeinen verſchiedenen Abtheilungen vorzuſtellen pflegen, die linke Parodos aber die Richtung von der Stadt her anzeigt; und in der That wüßte ich nicht, wie man die Angabe des Eukleides, nach welcher der ἐξάγγελος dem ἄγγελος in der Art ſeines Auftretens gerade entgegengeſetzt wird, rechtfertigen könnte.

Hierauf kommt Tzetzes auf andere, leider ungenannte, Schriftſteller zu ſprechen, welche die Tragödie in zehn Theile zerlegten, nämlich: Prolog, Rede, Dialog, ἄγγελος, ἐξάγγελος, Bühnengeſang, κούρισμα, σάλπιγξ, σκοπὸς und Chor. In dieſer ſehr auffallenden Eintheilung ſind alle Chorgeſänge unter einer Rubrik befaßt; das andere ſind ſämmtlich Vorgänge auf der Bühne, die ſich auf eine ſo beſtimmte Weiſe unterſchieden haben müſſen, daß man daraus beſondere Theile der Tragödie machen konnte. Auch fügt Tzetzes einige Notizen zur Erklärung bei über die fünf Stücke, welche Eukleides weggelaſſen habe (ἅπερ παρειάθησαν Εὐκλείδῃ λόγοις), ſo wie die Andern dagegen weggelaſſen hätten, was Eukleides dafür habe (καθὼς τὰ Εὐκλείδης ἀντ' αὐτῶν τοῖς λόγοις ſoll es wohl heißen). Die Rede (ῥῆσις) bedeutet hier Monologe, wie den des Polyneikes, womit er in den Phöniſſen zuerſt auftritt. Das κούρισμα wird als ein klagender Geſang trauernder Perſonen, welche geſchornes Haar tragen, beſchrieben. Damit iſt zuſammenzuhalten, daß Pollux IV, 19, 140 und 141 unter den tragiſchen Frauen-Masken zwei aufzählt, welche den Namen der geſchornen Jungfrau, κούριμος παρθένος, führen. Beide ſtellen Unglückliche und Trauernde dar; beſonders hat die eine glatt anliegendes, ungeſcheiteltes Haar ohne allen Schmuck von Locken, als eine ſchon ſeit langer Zeit vom Unglück Niedergedrückte. Solche Scenen alſo, in welchen Perſonen dieſer Art ihr Leid kundthun, wie die Sophokleiſche Elektra in dem erſten Kommos und die Euripideiſche in dem Geſange ἀπὸ σκηνῆς: Σύντειν', ὥρα, ποδός ὁρμάν, müſſen wohl von manchen Alten κούρισμα genannt worden ſein. Die σάλπιγξ wird als eine Rede bezeichnet, welche ein Treffen darſtellt (λόγος συμβολὰς μαχῶν λέγων); woraus wir abnehmen, daß Feldherrn-Reden, durch welche Krieger an beſtimmte Stellen abgeordnet oder zum Kampfe aufgemuntert wurden, mit Trompeten-Stößen eingeleitet oder beſchloſſen wurden: wie z. B. die Scene in den Sieben gegen Theben, wo Eteokles die Gegner der ſieben Argiviſchen Helden

ernennt. Auch außerdem konnten in der Tragödie Trompeten-Stöße, in Verbindung mit Heroldsrufen, oft genug vernommen werden, wie bei der Gerichtsverſammlung in Aeſchylos Eumeniden (V. 536), wo der Herold als Stillſchweigen gebietend die Hauptſache iſt und die Trompete nur dazu dient, auf ſeinen Ruf noch mehr aufmerkſam zu machen, ſo daß auf keinen Fall Athena dort ſagen kann, wie man doch mit großer Zuverſicht behauptet hat: „Rufe aus Herold; oder es ſoll auch die Trompete ihre Stimme erheben.“ Endlich wird noch als etwas Beſonderes der *Σκοπός* oder Späher hervorgehoben, der eine Ankunft aus der Fremde ſchon von Weitem ſieht und voraus anzeigt. Nach dieſer Erklärung kann darunter keine ſolche Scene, wie die Rede des Wächters der Feuerzeichen im Agamemnon des Aeſchylos oder die Ausſchau der Antigone in Euripides Phöniſſen, verſtanden werden, wiewohl auch dieſe wohl im weitern Sinne darunter zu begreifen ſein möchten; aber eigentlich und zunächſt iſt nur eine ſolche gemeint, wie die in Aeſchylos Schutzflehenden V. 691 ff. iſt, wo Danaos von der *κοινοβωμία* aus, an der ſeine Töchter Schutz gefunden, das Herannahen des Aegyptiſchen Schiffes erblickt und ausführlich beſchreibt. Es verſteht ſich nun wohl, daß dieſe Bezeichnungen einzelner Stellen und Situationen aus der Tragödie, wie ſie durch *κούρισμα*, *σάλπιγξ* und *σκοπός* gegeben werden, nicht erſchöpfend ſind und es auch wohl gar nicht ſein ſollten, ſo daß vielleicht erſt Tzetzes oder ein anderer Grammatiker dieſer ſpätern Zeit aus einer zufälligen Aufzählung verſchiedener Partieen in der alten Tragödie ſeine zehn Theile gemacht hat.

Wie nun Tzetzes dieſe aus Eukleides und den Andern genommenen Angaben verarbeitet und welchen verworrenen Miſchmaſch er daraus bereitet, verlohnt nicht der Mühe näher zu zergliedern. Dagegen bringt er gegen Ende über die Anwendung der metriſchen Formen in der Tragödie Angaben bei, die offenbar aus einer andern Quelle, als aus ſeinen eignen trivialen Kenntniſſen, gefloſſen ſind. Der Inhalt ſeiner Angaben iſt der, daß in der Tragödie zehn verſchiedene Metra gefunden würden, nämlich in Dipodieen 1. Jamben, 2. Dochmien; dann in Dipodieen, aber auch nach einzelnen Füßen zu meſſen: 3. Trochäen, 4. Kretiker, 5. Daktylen, 6. Bakchien; außerdem 7. Choreen, 8. Proſodiaci, 9. mitunter Proceleusmatici, 10. Jonici a minore. Dieſe zehn Gattungen würden in den antiſtrophiſchen Geſängen und Staſimen gefunden (*μελῶν στάσει*, vgl. Ariſtoph. Fröſche V. 1281), die Trochäen aber, Kretiker, Dochmien und andere flüchtige Rhythmen gemiſcht mit Jamben in den kommatiſchen d. h. kommos-

ähnlichen Liedern [1] (συγγραφὰς τῶν κομμάτων). Hier iſt nun freilich die Aufzählung der Metra, die bei den Tragikern vorkommen, theils unvollſtändig, theils von ſonderbaren Mißgriffen entſtellt; doch iſt es möglich, daß ein kundiges Auge auch darin eine Spur gelehrter Ueberlieferung entdeckt. Dagegen iſt die folgende Unterſcheidung der Metra der Staſima und Kommoi, wenn ſie auch wenig poſitives Reſultat gewährt und durch Tzetzes ungeſchickten Ausdruck ebenfalls ſehr verdunkelt iſt [2], doch im Allgemeinen gewiß richtig und auch darin treffend, daß ſie von den kommatiſchen Versmaßen hauptſächlich verlangt, daß ſie für hurtige Bewegung geeignet ſein ſollen.

Wir ſchließen dieſe Scholien mit dem Schluſſe des neu herausgegebenen Stückes, in der Hoffnung, daß wenn ſie auch die ſchwierige Unterſuchung über die Oekonomie des alten Dramas nicht bedeutend fördern, man ſie doch des Autors, der darin commentirt wird, nicht unwürdig finden werde.

EKKYKLEMA. 1. Das Leben der alten Völker bewegte ſich bei Weitem mehr als das neuere im Kreiſe des Oeffentlichen, auf Märkten und Straßen, in Hallen und andern Anlagen des Staates. Die Bühne aber mußte dieſen Character des täglichen Lebens um ſo mehr feſthalten und um ſo ſtrenger durchführen, da ſchon die Anweſenheit des Chors bei der Handlung verlangte, daß ſie aus dem Dunkel der Häuslichkeit ins Freie hervortrat, wo die Theilnahme größerer Menſchenmaſſen allein möglich erſchien. Es iſt ein ſicheres und klar vorliegendes Factum, daß die Decoration der Bühnenwand in der attiſchen Tragödie ſowohl, wie in der alten Komödie, [3] immer

[1]) Wiewohl κομμός gewiß von dem κόπτεσθαι als Gebrauch der Trauer herkömmt und κόμματα nur zerſchnittene Glieder bezeichnet, hingen doch in der alten Kunſtſprache des Dramas beide Ausdrücke nahe zuſammen. Denn da die κομμοὶ nach ihrer ganzen Einrichtung größtentheils von einzelnen Choreuten vorgetragen werden mußten und danach in viele kleinere Abtheilungen zerfielen: ſo konnte man ſie zugleich κόμματα oder κομματικὰ nennen, wie die unter mehrere Stimmen vertheilten, aber von keiner Stimme ἀπὸ σκηνῆς unterbrochenen Chorgeſänge.

[2]) Sollen die χορίομικτα σὺν ἰαμβείῳ μέτρα V. 197 Choriamben ſein?

[3]) Es gehört an eine andere Stelle zu unterſuchen, in wie weit die Tradition der älteren Komödie auch auf die mittlere und neue beſtimmend eingewirkt und in welchen Fällen Menander und Philemon, die Vorbilder der römiſchen Komödie, ſich Modificationen des alten Gebrauchs erlaubt haben. Im Ganzen beſtand auch bei dieſen Dichtern die Decoration der Bühnenwand aus den Façaden von Häuſern, Tempeln, aus Anſichten von heiligen Hainen u. dgl. Man ſah oft ganze Straßen an der langen Bühnenwand ſich ausdehnen.

nur äußere Anſichten, Façaden, Vorhallen von Gebäuden darſtellte (wenn ſie überhaupt architektoniſche Gegenſtände und keine landſchaftlichen Bilder zeigte), aber niemals die innern Wände von Säälen und Gemächern. Die Nachrichten der alten Grammatiker, welche die Decoration der Bühne betreffen, beziehen ſich immer nur auf das Aeußere von Gebäuden, verſchiedene Theile einer königlichen Wohnung, die man von Außen erblickte, Pforten des mittleren Baues und der Nebengebäude und dergl.; und in völliger Uebereinſtimmung damit ſind ſämmtliche Stücke der drei Tragiker und des Ariſtophanes von der Art, daß die Bühne nicht in, ſondern vor einem Palaſte, einem Heiligthume, einem Kriegszelte liegend gedacht wird. Auch entſpricht dies ganz der urſprünglichen Bedeutung der Ausdrücke *σκηνή* und *προσκήνιον*, die das attiſche Drama im Weſentlichen mit großer Conſequenz feſtgehalten hat, wie überhaupt das griechiſche Theater bei der natürlichen Geſetzmäßigkeit ſeiner Entwickelung immer noch die einfachen Urformen und Rudimente durch die vollkommenſte Kunſtgeſtalt durchblicken läßt. *Σκηνή* war urſprünglich, was der Name beſagt, ein ſchnell errichtetes Gebäude, ein hölzernes Zelt, worin der Held des Dramas, der Protagoniſt, der Annahme des Stücks zufolge, ſeine Wohnung hatte, daraus hervortrat und ſich dahin wieder zurückzog, und *προσκήνιον* war der freie Platz vor dieſem Zelte, wo er ſich öffentlich zeigte und mit dem Chor unterredete. Als nun die *σκηνὴ* zur feſten, architektoniſch ausgeſchmückten Bühnenwand geworden war, welche den theils maſſiven, theils gemalten Decorationen zur Grundlage diente, verband man doch immer noch damit den Begriff der Behauſung der Perſonen des Stücks, inſonderheit des Protagoniſten, und das Proskenion blieb ein freier, öffentlicher Platz vor dieſer Behauſung.

2) Bei dem Allen konnte doch das alte Drama, Tragödie und Komödie, nicht ganz aller Vorgänge im Innern der Häuſer entbehren. Rührende und erſchütternde Scenen, wie ſie die eine, lächerliche Auftritte, wie ſie die andere Gattung des Dramas verlangte, waren oft ihrer ganzen Natur nach ſo an das Innere der Zimmer gebannt, daß daß Drama entweder aller Wahrſcheinlichkeit hätte Trotz bieten oder ſich der geeignetſten Mittel, ſeine Zwecke zu erlangen, hätte begeben müſſen, wenn ihm nicht ein eigener Kunſtgriff zu Gebote geſtanden hätte, um das Innere einer Wohnung auf die Bühne zu bringen, und, mit andern Worten, den Zuſchauer in die vier Wände eines Palaſtes oder Hauſes hineinzuführen. Dieſer Kunſtgriff war das Ekkyklema. Daß dies und nichts Anders der

Zweck des Ekkyklem war, bezeugen die Alten auf's Beſtimmteſte; es ſollte das im Haus Verborgene (*τὰ ἐν ταῖς οἰκίαις ἀπόῤῥητα*), das was hinter der Bühnenwand lag (*τὰ ὑπὸ τὴν σκηνὴν*), zeigen[1]). Man könnte glauben, daß ſchon durch die Oeffnung der Pforten, namentlich der großen mittleren, welche die königliche hieß, ein ſolcher Einblick in das Innere des Hauſes geſtattet worden wäre; aber erſtens mag man die Pforten auch ſo weit und hoch annehmen, wie bei den großen Tempeln der Griechen[2]), ſo wird doch immer für die Zuſchauer, die ihre Plätze in den Seitenflügeln des Theatron haben und deren Blicke in einem ſpitzen Winkel auf die Bühnenwand fallen, ſo wie für die, welche auf den oberſten Sitzreihen hoch über jenen Thüren ſitzen, nur ein geringer Raum hinter der Bühnenwand völlig ſichtbar werden. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, dieſen von den Gemächern hinter der Bühne umgebenen Raum ſo zu beleuchten, daß er nicht im Gegenſatze mit dem vollen Tageslichte, welches das Proſcenium beſcheint, dunkel erſcheinen müßte. Und endlich iſt die Frage, ob eine ſolche Vorſtellung hinter der geöffneten Thüre des Palaſtes wirklich den Eindruck einer Scene im Innern des Hauſes gemacht haben würde, da man bei geöffneten Pforten doch nur in ein Veſtibul zu ſchauen gewohnt war; wenigſtens würde dabei der Phantaſie ſchon ſo viel zugemuthet, daß man wohl noch einen Schritt weiter gehen und geradezu das Innere des Hauſes durch die Bühnenwand herausbringen konnte. Daß das Ekkyklem eine vorgerollte Maſchine war, welche das der Vorſtellung nach im Innern Befindliche auf das Proſkenion brachte, deutet ſchon der Name an. *᾿Εκκύκλημα* iſt ein verbales Nomen, deſſen Verbum *ἐκκυκλεῖν* iſt[3]); es bedeutet alſo ungefähr ſo viel wie das Herausgerollte, da *κυκλεῖν* eine Bewegung auf *κύκλοις*, runden Scheiben, Rädern, bedeutet und ſchon bei

---

[1]) Beide Ausdrücke bei Pollux IV, 19, 128. Sehr gut ſagt der Scholiaſt zur Il. **XVIII. 477** von der Homeriſchen Schilderung der Werkſtätte des Hephäſtos: *Δαιμονίως τὸν πλάστην αὐτὸς διέπλασεν ὥςπερ ἐπὶ σκηνῆς ἐγκυκλήσας* (*ἐκκυκλήσας* ***Bekker*****. p. 830**) *καὶ δείξας ἡμῖν ἐν φανερῷ τὸ ἐργαστήριον.* Daher *ἐκκυκλεῖν* in metaphoriſcher Bedeutung: das Verborgene an's Licht bringen, bei Clemens Alex. und Andern; ſ. ***Stephani*** **Thes. s. v.** *ἐκκυκλέω.* **Vol. III. Fasc. 2. p. 462. ed.** ***Hase*** **et** ***Dindorf*****.**

[2]) Beim Parthenon iſt die Pforte zum Opiſthodomos, welche man noch meſſen kann, **16** Fuß **5** Zoll breit, **30** Fuß **3** Zoll hoch.

[3]) *καὶ τὸ ῥῆμα τοῦ ἔργου καλεῖται ἐκκυκλεῖν*, das Verbum der Sache heißt *ἐκκυκλεῖν.* ***Pollux*** l. c. Die Stelle wird verdorben, wenn *ἀπὸ τοῦ ἔργου* geſchrieben wird.

Homer ein Rollen auf Rädern bezeichnet[1]. Dem Herausrollen, ἐκκυκλεῖν, ſteht das Hineinrollen, εἰςκυκλεῖν, entgegen, wovon auch ein Nomen εἰςκύκλημα abgeleitet wird, das die Maſchinerie des Hineinrollens bezeichnen könnte[2], wenn dafür nicht ſchon dieſelbe Vorrichtung genügte, die zum Herausrollen diente. Das Herausrollen iſt auf jeden Fall ſo die Hauptſache, indem dabei die Maſchinerie ihren eigentlichen Zweck erfüllt, das Verborgene vor die Augen der Zuſchauer zu bringen, daß Ekkyklem als Name der ganzen Einrichtung feſtgehalten werden muß. Eine dritte Form ἐγκυκλεῖν, ἐγκύκλημα iſt für dieſe Bühneneinrichtung nicht anzunehmen, wiewohl dieſe Schreibart bei den alten Grammatikern nicht ſelten für ἐκκύκλημα (nicht für εἰςκύκλημα) gefunden wird. Sie iſt aber offenbar nur Schreibfehler[3], wenn auch vielleicht ein ziemlich alter, ſo daß er ſchon Erklärer des ſpätern Alterthums irren konnte[4]. Ariſtophanes braucht in den Stellen, wo er die Maſchinerie ſelbſt auf komiſche Weiſe zum Gegenſtande des Scherzes macht, nur die beiden Kunſtausdrücke: ἐκκυκλεῖν und εἰςκυκλεῖν[5]; und es iſt auch nicht abzuſehen, was ἐγκυκλεῖν mit einem davon abgeleiteten Nomen ἐγκύκλημα außerdem heißen ſollte. Das Verbum ἐγκυκλεῖν kommt

---

1) Il. **VII**, 332. So werden auch bei Philoſtratos Tripoden und Thronſitze hereingerollt (*τρίποδάς τε ἐςκυκλήσει πίνοντι καὶ χρυσοῦς θρόνους*, cf. *Apollon.* VI, 10. p. 240), weil es ein alter Gebrauch war, ſolche Geräthe durch kleine Räder unter den Füßen leicht beweglich zu machen (Il. **XVIII**. 375. *Χρύσεα δέ σφ᾽ ὑπὸ κύκλα ἑκάστῳ πυθμένι θῆκεν, ὄφρα οἱ αὐτόματοι θεῖον δυσαίατ᾽ ἀγῶνα.*) Ebenſo werden bei Athenäos (VII. p. 270 e.) die Speiſen hereingerollt, *εἰςκυκλοῦνται*. An eine Kreisbewegung iſt dabei nicht zu denken.

2) Dies iſt Pollux' Meinung, die er in den Worten: *ἐφ᾽ οὗ δὲ εἰςάγεται τὸ ἐκκύκλημα, εἰςκύκλημα ὀνομάζεται*, ausdrückt. Der neu herausgegebene Scholiaſt zum Clemens Alex. Protr. p. 11, 15. *Pott.* [*Clementis Alex.* Opp. recogn. *R. Klotz.* Vol. IV. p. 98]), welcher die Stelle des Pollux ausgeſchrieben, gibt hier die Lesart: *ὑφ᾽ οὗ δὲ εἰςάγεται τὸ ἐγκύκλημα.* Uebrigens kommt *εἰςκυκλεῖν* bei Ariſtophanes und Andern öfter in der allgemeinen Bedeutung: hineinfahren, vor, die weiter nicht hierher gehört.

3) Wenn Pollux (a. a. O.) ſagt: *εἶεν δ᾽ ἂν τῶν ἐκ θεάτρου καὶ ἐκκύκλημα καὶ μηχανὴ καὶ ἐξώστρα*, und nach der Erklärung des *ἐκκύκλημα* fortfährt: *καὶ τὸ ῥῆμα τοῦ ἔργου καλεῖται ἐκκυκλεῖν* (nach den beſten handſchriftlichen Quellen), ſo iſt wohl völlig klar, daß in dieſem Zuſammenhange überall eine und dieſelbe Form durchzuführen iſt und an keiner Stelle *ἐγκυκλ.* ſtehen kann.

4) Daher Suidas den aus den Scholiaſten Ariſtophanes (**Acharn. 407**) entlehnten Artikel fälſchlich unter *ἐγκυκλήθητι* eingetragen hat. **Cf.** ***L. Dindorf. Stephani*** **Thes. Vol. III. Fasc. 2. p. 463.**

5) S. weiterhin § 8.

allerdings vor, aber in ganz anderer Beziehung; es bedeutet namentlich einen Wagen wohineinfahren, z. B. in den Schmutz oder in das Gedränge.[1])

3) Was nun die Einrichtung des Ekkyklema anlangt, ſo erfährt man darüber durch die alten Grammatiker hauptſächlich Folgendes, daß es eine auf Rädern ruhende Maſchine geweſen,[2]) daß ein hohes Gerüſt auf Balken, worauf ſich ein Sitz befand (der allerdings faſt immer dabei erforderlich war), dazu gehört habe,[3]) daß es durch eine Drehung das, was hinter der Bühnenwand war, zum Vorſchein brachte[4]), endlich, daß bei einer jeden der drei Thüren in der Bühnenwand, die verſchiedene Wohnungen vorſtellen konnten, dieſe Vorrichtung angebracht war, natürlich um eben durch dieſe Thüren herausgerollt zu werden.[5]) Man wird ſich alſo hiernach unter dem Ekkyklem eine kleine bewegliche Bühne vorſtellen, deren Durchmeſſer der Breite der Thüren entſprach, durch welche ſie vortreten ſollte (wornach die bei der mittleren Thüre leicht 16 Fuß im Diameter halten konnte), und welcher eine ſolche Einrichtung gegeben war, daß

---

[1]) So in der Stelle des Ariſtophanes (Vesp. 699):

σκέψαι τοίνυν ὡς ἐξόν σοι πλουτεῖν καὶ τοῖσιν ἅπασιν,
ὑπὸ τῶν ἀεὶ δημιζόντων οὐκ οἶδ' ὅπη ἐγκεκύκλησαι.

d. h. wie du, ſtatt zum glänzendſten Reichthume zu gelangen, von den Demagogen, ich weiß nicht wie, in Noth und Drangſal gebracht worden biſt.

[2]) *'Εκκύκλημα λέγεται μηχάνημα ξύλινον τροχοὺς ἔχον*, Schol. *Aristoph.* Acharn. 415 (407), *τὸ ἐγκύκλημα, ὃ καὶ ἐγκύκληθρον λέγεται, μηχάνημα ἦν ὑπότροχον, ὑφ' οὗ ἐδείκνυτο τὰ ἐν τῇ σκευῇ* (wahrſcheinlich ein Schreibfehler in in der von Euſtathius benutzten Quelle) *ἢ τῇ σκηνῇ*, *Eustath.* ad Il. XIV, 178. p. 976. 15. *Rom.* Die Scholien zum Clemens Alex. (Protr. p. 11, 15. *Pott.* [*Clementis Al.* Opp. recogn. *R. Klotz.* Vol. IV. p. 97]): *ἐγκύκλημα* (*ἐκκύκλημα*) *ἐκάλουν σκεῦός τι ὑπότροχον ἐκτὸς τῆς σκηνῆς, οὗ στρεφομένου ἐδόκει τὰ ἔσω τοῖς ἔξω φανερὰ γίνεσθαι.* Vergl. auch *Suidas* s. vv. *ἐγκυκλήθητι* und *ἐκκυκλήθητι* T. I. p. 673. 692.

[3]) *Pollux* l. c.: *καὶ τὸ μὲν ἐκκύκλημα ἐπὶ ξύλων ὑψηλὸν* (Andere, auch die Schol. *Clement.*, *ὑψηλῶν*) *βάθρον, ᾧ ἐπίκειται θρόνος.* Das Gerüſt darf man ſich übrigens nicht ſo hoch denken, daß es gleichſam ein oberes Stockwerk über der Bühne bildet; Pollux ſpricht offenbar von dem gewöhnlichen Ekkyklem der tragiſchen Bühne, das zu den Thüren der Scenenwand herausgerollt wird.

[4]) Schol. *Aristophan.* Acharn. l. c. nach den obigen Worten: *ὅπερ περιστρεφόμενον τὰ δοκοῦντα ἔνδον ὡς ἐν οἰκίᾳ διαπράττεσθαι καὶ τοῖς ἔξω ἐδείκνυε.* Daher erklärt derſelbe *ἐκκυκλήθητι συστράφηθι*, und ebenſo die Schol. zu den Wolken 184.

[5]) *Pollux* l. c.: *καὶ χρὴ τοῦτο νοεῖσθαι καθ' ἑκάστην θύραν, οἱονεὶ* (*ἵν' ᾖ* Schol. *Clement.*) *καθ' ἑκάστην οἰκίαν.*

ſie ſich um einen feſten Punkt in der Mitte des Durchmeſſers drehen konnte, wobei die am äußern Rande angebrachten Räder theils zur Unterſtützung dienen, theils die Bewegung ſehr erleichtern konnten. Es iſt nicht ſchwer, dieſer Bühne eine ſolche Form zu geben, daß ſie bei der Drehung nicht durch die Seitenpfoſten der Thüre gehindert wird und doch, wenn ſie vorgedreht iſt, die Thüröffnung vollſtändig ausfüllt; man wird den Umriß derſelben aus zwei Kreisbogen zuſammenſetzen und den feſten Punkt, um welchen die Drehung geſchieht, in das Centrum des einen Bogens und zugleich etwas hinter dem Mittel der Thüröffnung ſetzen müſſen. Doch möchten unſere Nachrichten wohl kaum zulangen, um eine hinlänglich geſicherte Zeichnung von der ganzen Maſchine geben zu können.

Das Herausdrehen des Ekkyklems, wobei die darauf geſtellten Perſonen auch erſt allmälig die rechte Stellung gegen die Zuſchauer erhielten, mag durch die ſich in demſelben Zeitpunkte öffnenden Thürflügel, deren oft dabei Erwähnung geſchieht, verdeckt worden ſein. Oft muß aber auch eine größere Veränderung in der mobilen Decoration, womit die σκηνὴ bekleidet war, dabei vorgenommen worden ſein, da die Thüren in den Paläſten und Häuſern, die man auf der Bühne ſah, doch ſchwerlich die Weite und Größe hatten, wie die Oeffnungen in der feſtſtehenden maſſiven Bühnenwand dahinter. Daß das Ekkyklem ſeine beſondern Decorationen wenigſtens an der Seite, welche gegen die Bühnenwand zu ſtehen kam, hatte, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Mit dem Ekkyklem kommt die beiläufig zu erörternde Eroſtra im Zwecke ſo überein, daß manche alte Grammatiker beide für eins und daſſelbe erklärten[1]). Der Unterſchied beſtand offenbar nur in der Art der Bewegung, wodurch eine ſolche kleine Bühne auf das Proſkenion gebracht wurde, in der dabei angewandten Maſchinerie. Das Ekkyklem wird gedreht und gerollt, die Eroſtra geſchoben oder geſtoßen. Weiter läßt ſich davon nichts ſagen, da der architektoniſche Sinn von ἐξώστρα mit dem ſceniſchen ja nicht verwechſelt werden darf. Denn in der Architektur bedeutet ἐξώστρα einen Balcon, der auf Bal-

[1]) *Pollux* l. c.: *τὴν δὲ ἐξώστραν ταὐτὸν τῷ ἐγκυκλήματι νομίζουσιν.* *Hesych.*: *Ἐξώστρα ἐπὶ τῆς σκηνῆς τὸ ἐκκύκλημα.* Zu *Aristoph.* Thesmophor. v. 276 ſagen die gewöhnlichen Scholien: *παρεπιγραφή· Ὀλολύζουσι γυναῖκες, ἱερὸν ὠθεῖται,* die Ravennatiſchen Scholien aber erklären: *ἐκκυκλεῖται ἐπὶ τὸ ἔξω τὸ θεσμοφόριον.*

ken ruht, die aus einer Mauer vorſpringen, nicht aber ein Gerüſt, das nur zu beſtimmten Zwecken vorgeſtoßen wird[1]).

Wenn wir hierbei angenommen haben, daß ſowohl das Ekkyklem als die Exoſtra im gewöhnlichen Gebrauche ſich nicht ſehr weit über das Proſkenion erhob, weil in anderem Falle dieſe Gerüſte nicht wohl durch die Thüren durchgeſchoben werden konnten: ſo müſſen wir doch dabei die Möglichkeit offen laſſen, daß die *σκηνὴ* oder Bühnenwand auch an höhern Stellen durchbrochen geweſen und eine Oeffnung geſtattet habe, durch welche vermittelſt einer ähnlichen Maſchine eine kleine in der Luft ſchwebende Bühne herausgedreht oder geſchoben werden konnte. Daß eine ſolche hin und wieder in den Stücken des Ariſtophanes vonnöthen geweſen, wird ſich weiterhin bei der Erörterung der Beiſpiele aus den Acharnern und Wolken zeigen.

4) Indem wir nun erſt zur Anwendung des Ekkyklems in den einzelnen Tragödien kommen, um uns die Stelle deutlich zu machen, die es in der Oekonomie des alten Drama's einnimmt, werden wir wohlthun, vorher die Schwierigkeiten, die der Gebrauch deſſelben für den Zuſammenhang des Stückes herbeiführen mußte, deutlich ins Auge zu faſſen. Dabei ſoll aber nicht die Rede ſein von der Forderung, die der dramatiſche Dichter an die Zuſchauer macht, ſich die Perſonen, die ſie jetzt vor die Scene auf das Proſkenion vorgeſchoben ſehen, hinter der Scene im Innern zu denken; dieſe Fiction iſt nicht größer und kühner, als viele andere bei der Bühneneinrichtung in alten und neuen Zeiten. Allein eine größere Schwierigkeit erwächſt daraus, daß außer den Perſonen, die ſich auf dem Ekkyklem befinden, öfter auch andere, namentlich der Chor, auf der Bühne und Orcheſtra zugegen ſind und mit den ekkyklematiſchen Perſonen in Redeverkehr treten. Dieſe müſſen nun, wenn die Fiction conſequent feſtgehalten wird, ebenfalls als in das Innere des Hauſes eingetreten gedacht werden, wiewohl ſie vielleicht ihren Platz gar nicht oder wenig verändert haben. Auch finden wir Fälle, in denen der Dichter es ſelbſt kund gibt, daß er die Sache wirklich ſo auffaſſe und dieſe Perſonen auch im Innern des Hauſes gedacht wiſſen wolle; in andern Fällen würde es unnütze Weitläuftig-

---

[1]) *Ἐξώστρα* wird in alten Gloſſä: **Maenianum** erklärt. Darnach Cicero **(De prov. cons. 6) in exostra heluatur,** d. h. er ſchwelgt auf einem Balcon, ſo vor Aller Augen als möglich. *Ἐξωσμένον* heißt in dieſem Sinne; **quod projicitur,** was vorſpringt.

keiten gemacht haben, eine Ortsveränderung des Chors zu motiviren; und es iſt durchaus nicht die Art der alten Kunſt, einer äußeren Conſequenz in der Anwendung der Mittel die innere Zweckmäßigkeit in der Ausführung der Idee aufzuopfern. Die Komödie ſetzt ſich mit voller Abſichtlichkeit über ſolche Inconſequenzen hinweg, indem ſie ihre Freude gerade an dem Widerſpruche zwiſchen der künſtleriſchen Fiction und dem äußeren Anſcheine hat; ſie läßt Perſonen, die ſich auf der Straße befinden, mit andern, die in einem Zimmer des Oberſtocks ſitzen und nur durch ein Ekkyklem ſichtbar geworden ſind, ſich mit großer Bequemlichkeit unterhalten. Aber auch die Tragödie erlaubt ſich, mit vornehmer Vernachläſſigung allzukleinlicher Rückſichten auf eine äußerliche Wahrſcheinlichkeit, das Innere der Häuſer auf dem Ekkyklem mit den äußern Umgebungen in ein näheres Verhältniß zu bringen, als die Natur der Sache eigentlich geſtattet.

5) Unter den Stücken des Aeſchylos enthalten der Agamemnon und die Choëphoren deutliche Beiſpiele des Ekkyklems. Im Agamemnon ſtehen die Greiſe, welche den Chor bilden, auf einem freien Platze vor dem königlichen Palaſt, als ſie den Schrei des mörderiſch angegriffenen Königs aus dem Innern des Hauſes vernehmen; ſie berathſchlagen mit der ihrem Alter eigenen Vorſicht, was zu beginnen, und die Mehrzahl der Stimmen (deren im Ganzen zwölf ſind) entſcheidet dafür, daß man in das Haus eindringen und ſelbſt durch den Augenſchein ſich von der That überzeugen müſſe. Auf einmal (V. 1372) ſteht Klytämneſtra mit dem Schwerdte über den Leichnamen des Agamemnon und der Kaſſandra vor ihnen, und zwar, wie angenommen wird, in derſelben Umgebung des Badegemachs, wo ſie ihn ermordet hat[1]. Es iſt klar, da der Chor nicht wirklich in das Innere des Hauſes eingedrungen und den Augen der Zuſchauer entſchwunden iſt, daß Klytämneſtra mit dem Badegemach durch die mittlere Pforte, durch welche Agamemnon eingegangen war, herausgerollt oder geſchoben worden iſt. Auch bleibt dies Ekkyklem bis zu Ende des Stücks auf der Bühne ſtehen, indem Klytämneſtra ihren Platz nicht verläßt; Aegiſth tritt mit einer Schaar von Bewaffneten, wahrſcheinlich durch die Parodos zur linken Hand, von der Seite der Stadt, auf die Bühne, um ſich ſeines Triumphs über ſeinen Gegner zu erfreuen[2].

---

[1]) Agam. v. 1379 (nach Dindorf): ἕστηκα δ' ἔνϑ' ἔπαισ' ἐπ' ἐξειργασμένοις.

[2]) Cf. *Klauſen, Aeschyl.* Vol. I. p. XXI.

In Aeſchylos **Choëphoren** iſt der unerkannte Oreſtes auf Klytämneſtra's Geheiß durch die große Mittelthür in die gaſtlichen Männerſääle[1]) des Hauſes geführt worden; hier ſucht ihn Aegiſthos auf, und bald hört man das Jammergeſchrei der Unterliegenden; Klytämneſtra wird durch die geöffnete Thüre des Gynäceum (zur Linken)[2]) herausgerufen und von Oreſt weggeführt, um neben dem Leichnam des Aegiſth zu ſterben. Auf einmal (V. 973) ſteht Oreſt mit den beiden Leichen vor den Augen der Zuſchauer und des Chors (von deſſen Ortsveränderung ſich indeſſen keine Andeutung findet) und hält den Mantel in den Händen, in den Klytämneſtra ihren Gemahl im Badegemache verwickelt hatte, ſo daß es wohl deutlich iſt, daß eben dieſes Gemach, gerade wie am Ende des Agamemnon, eben ſo wieder in den Choëphoren ſichtbar wird; auch der Scholiaſt macht hier auf die Anwendung des Ekkyklems aufmerkſam[3]). Auch in dieſem Stücke bleibt das Ekkyklem bis ans Ende ſtehen. Sehr verſchieden iſt die Lage der Sachen in dem **dritten Drama** derſelben Trilogie, wo zwar auch von alten Erklärern (wiewohl nicht in ganz entſchiedenen Ausdrücken) ein Ekkyklem angenommen worden iſt[4]), aber die Analogie der übrigen tragiſchen Ekkykleme großen Zweifel erregen muß. Hier müßte nämlich, wenn ein Ekkyklem Anwendung finden ſollte, das Innere des Delphiſchen Orakeltempels dadurch vorgeſtellt ſein und außer dem auf dem Omphalos ſitzenden Oreſt und dem Apollon nebſt dem Hermes auch der ganze Chor der Erinnyen darauf Platz finden; ja dieſer Chor müßte auch ſeinen erſten gewiß mit ſehr leidenſchaftlichen Bewegungen verbundenen Chorgeſang auf dieſem Ekkyklem aufführen, da er ſich dabei noch immer im Innern des Heiligthums befindet, wie aus der folgenden Rede des Apollon hervorgeht[5]). Da indeſſen die Komödie Ekkykleme von ähnlicher Beſchaf-

1) *εἰς ἀνδρῶνας εὐξένους δόμων*, V. 712.

2) *γυναικείους πύλας*, V. 878.

3) Scholien zu den **Choëph. v. 965 (973)**: *ἀνοίγεται ἡ σκηνὴ καὶ ἐπὶ ἐγκυκλήματος (ἐκκυκλήματος) ὁρᾶται τὰ σώματα.* Dagegen glaubt R. H. Klauſen (*Aeschyl.* **Vol. I, p. XX. 262. Vol. II, p. XXIV. 210.** Zeitſchr. für Alterthumsw. **1834.** Nr. **40**), daß in dieſen beiden Stücken des Aeſchylos eine Oeffnung der mittlern Pforte genüge und kein Ekkyklem nöthig ſei. Vergl. darüber Gött. Gel. Anz. **1834.** S. **1971.**

4) Zu V. **64**: *καὶ δευτέρα δὲ γίνεται φαντασία· στραφέντα γὰρ μηχανήματα ἔνδηλα ποιεῖ τὰ κατὰ τὸ μαντεῖον ὡς ἔχει· καὶ γίνεται ὄψις τραγική, τὸ μὲν ξίφος ἡμαγμένον ἔτι κατέχων Ὀρέστης, αἱ δὲ κύκλῳ φρουροῦσιν αὐτόν.*

5) S. beſonders die Worte V. **180**: *ἀπαλλάσσεσθε μαντικῶν μυχῶν.*

ſenheit zeigt, ſo kann man die Anwendbarkeit dieſer Maſchinerie auch in den Eumeniden nicht mit Entſchiedenheit leugnen; nur die Tragödie zeigt ſonſt nichts Aehnliches [1]).

6) In Sophokles' Elektra hat Oreſtes ſeine Mutter im Innern des Hauſes erſchlagen und erwartet an eben der Stelle den durch falſche Nachricht herbeigelockten Aegiſth; Aegiſth befiehlt die Thore des königlichen Palaſtes aufzuthun, damit alle Mykenäer und Argiver die Todtenurne des Oreſt ſehen und darum alle Hoffnung auf Befreiung von ſeiner Herrſchaft aufgeben ſollten; da zeigt ſich (V. 1466) — offenbar durch ein Ekkyklem — der verhüllte Leichnam der Klytämneſtra und daneben Oreſtes, der die Hülle hinwegzieht und bald auch Aegiſth in das Haus abführt, um ihn an eben der Stelle zu tödten, wo jener den Agamemnon umgebracht hatte. Das Ekkyklem, welches bis zum Ende des Stücks ſtehen bleibt, hindert den Oreſt mit Aegiſth nicht, von da durch die große Mittelthür abzutreten. Schon die Aehnlichkeit der Scene in den Choëphoren ſpricht hier für die Anwendung des Ekkyklems, ohne daß es einer Hinweiſung durch die Scholien bedarf. Auch wird nach dem oben aufgeſtellten Geſichtspunkte ſich wohl Niemand daran ſtoßen, daß Sophokles den Oreſtes, der auf dem Ekkyklem ſteht, alſo im Innern des Hauſes gedacht wird, mit dem Aegiſth ein Geſpräch führen läßt, obgleich dieſer erſt hernach in das Haus ſelbſt abgeführt wird.

In der Antigone wird dem um ſeinen Sohn jammernden Kreon die neue Trauerbotſchaft gebracht, daß ſeine Gattin Eurydike ſich im Innern des Hauſes ſelbſt getödtet habe, und während er den Boten genauer ausfragen will, ruft der Chor: „Du kannſt es ſehen, nicht mehr iſt ſie im verborgenen Innern des Hauſes (V. 1293).“ Und Kreon hat nun, den Sohn, den er mitgebracht, noch im Arme haltend, zugleich die Mutter als Leiche vor ſich, und zwar ſo am Altare hingeworfen, wie ſie ihn ſterbend umfaßt hatte [2]). Es iſt alſo klar, daß ihre Leiche nicht etwa hereingetragen worden iſt, ſondern mit dem Gemache, worin ſie ſich umgebracht, plötzlich durch ein Ekkyklem auf der Bühne erſcheint, wie auch der Scholiaſt bemerkt hat [3]).

[1]) Vergl. hierzu: Aeſchylos Eumeniden von K. O. Müller S. 102 fg.

[2]) Antigone V. 1301: ἡ δ' ὀξύθηκτος ἥδε βωμία πέριξ λύει κελαινὰ βλέφαρα, d. h. ſie aber tödtet ſich mit ſcharfgeſchliffener Waffe hier (wie ihr ſie hier ſeht), den Altar umſchlingend.

[3]) Schol. zur Antig. V. 1293: ἐκκυκλεῖται (wie Kapp in einem Program für ἐγκέκλειςται verbeſſert hat) ἡ γυνή.

— Dies Beiſpiel iſt in mehr als einer Hinſicht merkwürdig, theils weil hier gar keine Erwähnung davon geſchieht, daß irgend eine Perſon der Bühne in das Innere des Hauſes eindringen wolle, theils weil auch keine ſolche Nothwendigkeit in der Oekonomie des Stücks liegt, daß dem Zuſchauer das Innere des Hauſes gezeigt werde, wie in den Beiſpielen aus dem Agamemnon, den Choëphoren und der Elektra. Der einzige Geſichtspunkt, aus welchem dies Ekkyklem gerechtfertigt werden kann, iſt ein plaſtiſcher, der in der alten Tragödie auch ſonſt ſo große Berückſichtigung verdient, nämlich die Abſicht des Dichters, den Zuſchauern den tragiſchen Anblick (*τραγικὴ ὄψις*) der Eurydike in der ausdrucksvollen Stellung, in der ſie ſich den Tod gegeben, zu gewähren. Die ganze Anordnung der Perſonen am Ende dieſes Stückes — Kreon zwiſchen den beiden Leichen mitten auf dem Proſkenion — muß man ſich ſehr wohlerwogen und kunſtmäßig ausgeführt denken. Auch dies Ekkyklem bleibt bis zum Ende des Stückes ſtehen.

Im Aias ſehnt ſich der Chor der Salaminiſchen Seeleute nach ſeinem Herrn Aias, von deſſen Wahnſinn er gehört; er vernimmt ſeine Stimme im Zelte und will hineindringen (V. **344**. vergl. **218**. **329**); da öffnet es Tekmeſſa und fordert die treuen Diener auf, ſelbſt ſich von ſeinem Zuſtande zu überzeugen[1]). Indem nun das Zelt ſich öffnet, wird Aias zugleich durch ein Ekkyklem auf die Bühne geſchoben (V. **346**), ganz ſo, wie ihn Tekmeſſa eben beſchrieben, von den getödteten Rindern und Schafen umgeben, daher auch der Chor augenblicklich erkennt, in welcher unglückſeligen Lage Aias ſich befindet. „Du ſiehſt mich,“ ſagt Aias ſelbſt, „den kühnen unverzagten Kämpfer, wie ich unter den furchtloſen Thieren gewüthet habe[2]).“ Auch haben dies die alten Erklärer vollſtändig eingeſehen[3]), und es fragt ſich nur, wo die Ekkyklematiſche Scene aufhört, oder das dem Ekkyklem entſprechende Eiskyklema eintritt. Offenbar am Ende des Actes oder Epeisodion vor dem Liede: *ὦ κλεινὰ Σαλαμίς* (V. **596**), welches der

---

1) Soph. Aias V. **346**: *ἰδοὺ διοίγω· προςβλέπειν δ᾽ ἔξεστί σοι τὰ τοῦδε πράγη, καὐτὸς ὡς ἔχων κυρεῖ.*

2) *Ὁρᾷς τὸν θρασὺν, τὸν εὐκάρδιον, τὸν ἐν δαΐοις ἄτρεστον μάχαις, ἐν ἀφόβοις με θηρσὶ δεινὸν χέρας*, V. **364** fg., vgl. **546**.

3) Schol. zum Aias V. **346**: *ἐνταῦθα ἐγκύκλημά* (*ἐκκύκλημα*, Brunck und Lobeck mit Recht) *τι γίγνεται, ἵνα φανῇ ἐν μέσοις ὁ Αἴας ποιμνίοις· εἰς ἔκπληξιν γὰρ φέρει καὶ ταῦτα τὸν θεατὴν, τὰ ἐν τῇ ὄψει περιπαθέστερα· δείκνυται δὲ ξιφήρης, ᾑματωμένος, μεταξὺ τῶν ποιμνίων καθήμενος.*

allein zurückgelaſſene Chor ſingt. An dieſer Stelle muß Aias auf ſeinem Sitze, den er nicht verlaſſen hat, mitten unter den Zeichen ſeines Wahnſinns, den kleinen Euryſakes und die flehende Tekmeſſa neben ſich — ein Bild, das künſtleriſch angeordnet, eine große Wirkung hervorbringen mußte, den Blicken der Zuſchauer auf einmal durch das Eiskyklem und die zuſchlagenden Thüren des Zeltes entzogen worden ſein[1]). — Dagegen verträgt die ſpätere Stelle (V. 815), die Anwendung des Ekkyklem auf keine Weiſe, da hier durchaus kein Inneres eines Hauſes oder Zeltes darzuſtellen iſt[2]). Die einſame Gegend, in welcher Aias auftritt und das Schwerdt aufgeſtellt hat, um ſich bald hineinzuſtürzen, kann bei der großen Ausdehnung des alten Proſkenions in der Länge recht gut in die eine Ecke der Bühne gelegt und durch eine Decoration von Wald und Felſen bezeichnet worden ſein. Vielleicht fand auch dabei die Umdrehung einer Periakte ſtatt, ohne daß eine vollſtändige Scenenveränderung, wie ſie manche hier annehmen zu müſſen glauben, erforderlich war. Der Chor kann von der Stelle in der Orcheſtra, wo er ſich bei der Rückkehr von ſeinem Herumwandern befindet, den bereits in ſein Schwerdt gefallenen Heros nicht ſehen; indeſſen muß der Selbſtmord des Aias auf der Bühne ſelbſt veranſtaltet worden ſein, da gleich hernach der Leichnam auf der Bühne gefunden und von der Tekmeſſa mit einem Teppiche verhüllt wird (worauf er ohne Schwierigkeit entfernt werden konnte); auch iſt be-

---

1) Aias verlangt dieſe Schließung ſchon V. 579: *καὶ δῶμα πάκτου, μηδ' ἐπισκήνους* (d. h. offenbar vor Allen, mit einer feinen Anſpielung auf das Ekkyklema) *γόους δάκρυε*. Die Scholien ſagen zu V. 596: *Συγκέκλιται ὁ Αἴας διαχρησόμενος ἑαυτὸν*, wo auch *συγκέκλεισται* keinen ganz paſſenden Sinn zu geben ſcheint, daher *εἰςκεκύκληται* zu vermuthen iſt: „Aias iſt mit dem Entſchluß, ſich umzubringen — denn er hat bis zuletzt der Tekmeſſa trotzig widerſtanden — hinter die Bühne zurückgerollt worden.“ Welcker (in Niebuhr's Rhein. Muſeum. Bd. 3. S. 87 fg.) nimmt an, daß Aias und Tekmeſſa auf der Bühne bleiben und eine ſtumme Gebehrdenhandlung während des Chorgeſanges die Sinnesänderung des Aias anzeige; aber wo ſollte dann das Ekkyklem ſein Ende nehmen, denn V. 646 erſcheint doch Aias nicht mehr ruhig ſitzend, ſondern durch das Proſkenion ſchreitend. Lobeck (*Soph.* **Aias ed. sec. p. 236**) meint, daß kein Ekkyklem ſtattfinde, ſondern Aias ohne Schwerdt, ohne getödtete Thiere um ihn, durch die geöffnete Thür herausſchreite, was ſich mit einer genauen Auslegung der Stellen V. **364. 546. 579** ſchwerlich verträgt.

2) Hier nimmt Lobeck (p. 42) ein *ἐκκύκλημα* und im Commentar (p. 361) eine Scenenveränderung an; zwei Dinge, die von einander ſehr verſchieden ſind.

kannt, daß bei der Darſtellung des Aias das in ſich zurückfahrende Theaterſchwerdt (σύσπαστον ἐγχειρίδιον) vorkam.

7) Eine andere ekkyklematiſche Scene iſt bei Sophokles nicht mit Wahrſcheinlichkeit nachzuweiſen. Euripides hat ſich des Ekkyklems im Ganzen weniger bedient, wie er denn auch die Auffoderung, die in der Fabel der Elektra dazu lag, nicht benutzt und manche Gelegenheit in andern Stücken, wie es ſcheint, recht abſichtlich vorbeigelaſſen hat. Doch enthält der Raſende Herakles ein deutliches Beiſpiel von ſeiner Anwendung, indem nach der Beſchreibung des Boten von Herakles wahnſinnigen Thaten der Chor ausruft (V. 1029): „Schaut, wie die Flügel der hohen Pforte des Palaſtes ſich theilen und öffnen, ſchaut die unglücklichen Kinder vor dem jammervollen Vater liegend u. ſ. w.“ Offenbar tritt dabei das ganze verwüſtete Gemach mit ſeinen umgeſtürzten Säulen, dem gebundenen Herakles, den Leichen ſeiner Kinder als ein höchſt effectvolles Bild den Zuſchauern vor die Augen. Amphitryon ſcheint außerhalb des Ekkyklems durch einen andern Eingang auf die Bühne zu treten, ſowie hernach Theſeus. Das Ekkyklem bleibt bis zum Ende des Stückes ſtehen; jedoch erhebt ſich Herakles und ſchreitet, geſtützt auf Theſeus, der ihn hinwegführen will, von dem Ekkyklema herab.

Da die plötzliche Oeffnung der großen Flügelthüren eines Palaſtes in mehren Tragödien, wie in der Elektra, dem Aias und dem Raſenden Herakles, auf ein Ekkyklem hinweiſt, ſo wird auch wohl im Hippolytos ein ſolches anzunehmen ſein, wo Theſeus, von dem Tode der Phädra unterrichtet, ausruft (V. 808): „Löſet die Riegel des Thors, ihr Diener, ſetzt die Angeln in Bewegung, damit ich den traurigen Anblick ſchaue;“ offenbar wird der Leichnam der Phädra nicht herausgebracht, ſondern man ſieht ſie im Innern ihres Hauſes bereits aus der Schlinge herabgenommen (um den widerwärtigen Anblick zu vermeiden) und als Leiche ausgeſtreckt, mit dem um den Arm gebundenen Brieftäfelchen. Die Veranlaſſung und Art dieſer Scene iſt mit der in der Antigone zunächſt verwandt. Das Ekkyklem bleibt bis zum Ende des Actes (V. 1101) ſtehen.

Dunkler iſt die Sache in der Medea, wo Jaſon mit denſelben Worten, wie Theſeus im Hippolytos, die Pforte öffnen will, aber, ehe dies geſchieht (V. 1314), Medea auf dem geflügelten Drachenwagen des Helios hervortritt. Vielleicht kommt hier das obere Ekkyklem, wovon die Komödie deutliche Zeugniſſe enthält, in Anwendung; wenigſtens konnte die Oeffnung, die zu dieſem Zwecke in der Bühnenwand ſchon

vorhanden ſein mußte, dabei benutzt werden, um die kolchiſche Zauberin auf eine recht effectvolle Weiſe urplötzlich auf dem Söller des Palaſtes erſcheinen zu laſſen.

8) Unter den Ariſtophaniſchen Komödien, in denen von dieſer Einrichtung ein ſehr häufiger Gebrauch gemacht wird, enthalten die Acharner ein beſonders klares und deutliches Beiſpiel. Dikäopolis klopft an die Thür des Euripides und ruft dem mit einer Tragödie beſchäftigten Dichter zu, da er keine Muße zu haben behauptet, um ſein Studirzimmer zu verlaſſen, er möge ſich durch das Ekkyklema herausdrehen laſſen (ἀλλ' ἐκκυκλήθητι, V. 407), was denn auch Euripides thut und, wie der Scholiaſt bemerkt, in der Höhe an der Skene erſcheint [1]). Das Eiskyklema aber tritt nach der Verhandlung um die Bettlerlumpen mit V. 479 ein und wird, ganz ähnlich wie im Aias, dadurch angekündigt, daß Euripides zu ſeinem Diener ſagt: er ſolle die Thürflügel des Hauſes verſchließen [2]). Es wird alſo angenommen, daß der Oberſtock des Hauſes von Euripides, den man ſich nicht nach der Art unſerer Stockwerke, ſondern ſo wie man ſie auf Pompejaniſchen Gemälden abgebildet ſieht, vorſtellen muß, eine Thür nach Außen habe und durch deren Oeffnung eine Anſicht des innern Zimmers geſtattet ſei, während doch in der Wirklichkeit das Gerüſt, das dies Zimmer vorſtellte, ſich förmlich herausdrehte. Nach der Analogie des untern Ekkyklems, welches durch die Thüre der Bühnenwand vortrat, wird man wohl auch hier eine Oeffnung in der Skene annehmen müſſen, groß genug, um dieſe kleine ſchwebende Bühne durchzulaſſen. Sonſt könnte freilich auch eine Maſchine, aufgeſtellt zwiſchen der feſten Bühnenwand und der beweglichen Decoration, welche die Façade von dem Hauſe des Euripides vorſtellte, dieſen Dienſt verſehen, wenn nicht die Decorateurs und Maſchinenmeiſter des Griechiſchen Theaters allen Grund gehabt hätten, das verhältnißmäßig ſehr ſchmale Proſkenion nicht noch mehr zu verengern.

In den Rittern werden Kleon und der Allantopole (V. 1151) als zwei Garköche (κάπηλοι) dargeſtellt, die, in ihren Buden ſitzend, den Demos invitiren, ſich es bei ihnen wohlſchmecken zu laſſen, ihm einen Stuhl und ein Tiſchchen hinſtellen und die leckerſten Gerichte aufſetzen. Sie kommen ſitzend auf die Bühne, umgeben von allen ihren Waaren, ganz im Coſtüm und mit der Einrichtung von Garköchen, wie ſie

[1]) Scholien zu den Acharn. V. 417 (407): φαίνεται γὰρ ἐπὶ τῆς σκηνῆς μετέωρος.

[2]) V. 479: κλεῖε πηκτὰ δωμάτων.

am Markte von Athen ihre Tabernen hatten. Es kann daher kein Zweifel ſein, daß hier zwei Ekkykleme oder Exoſtren aus zwei verſchiedenen Thüren zugleich auf die Bühne vorgeſchoben werden, worauf auch in der luſtigen Weiſe der Komödie ausdrücklich aufmerkſam gemacht wird, indem Kleon ſagt: „Rollt mich hinein, den Unglückſeligen!"[1]) Beide Ekkykleme verſchwinden vor der Parabaſe (V. **1263**), und zwar ſo, daß der Demos in der Garküche des Allantopolen ſitzen bleibt und damit zugleich weggerollt wird.

In den Wolken bittet Strepſiades den Schüler des Sokrates, der auf ſein Klopfen vor die Hausthüre getreten iſt, inſtändigſt, ihm das Phrontiſterion zu öffnen; auf einmal (V. **184**) erblickt er, und natürlich auch die Zuſchauer, die ganze Schaar der Schüler in wunderlichem Coſtüm und ſeltſamen Poſituren, was nur durch ein Ekkyklem geſchehen konnte, welches auch die alten Erklärer nicht unbemerkt laſſen[2]). Sokrates erſcheint (V. **218**) darüber in den Lüften, und zwar auch auf einer kleinen hängenden Bühne herumgehend (*ἀεροβατῶν*); wohl vermittelſt einer ähnlichen Vorrichtung, wie bei der Studirſtube des Euripides zur Anwendung kam. Die alten Erklärer nennen dies obere Ekkyklem ein *παρεγκύκλημα*[3]), in einem andern Sinne als dem gewöhnlichen, worin Parenkyklema eine zwiſchen die Reden eingeſchaltete mimiſche Geſticulation bezeichnet[4]). Den Zuſammenhang beider Ekkyklemen wird man ſchwerlich genauer angeben können; ſo viel ſieht man, daß das obere und untere ziemlich zugleich verſchwinden, bald nachdem Sokrates hinabgeſtiegen iſt (V. **237**), da hernach von den Schülern nicht mehr die Rede iſt und Sokrates mit Strepſiades ſich vor dem Hauſe im Freien befindet[5]), wie ſowohl die Anrufung der Wolken als der Schluß des Actes beweiſt,

---

[1]) Ritter V. **1249**: *κυλίνδετ᾽ εἴσω τόνδε τὸν δυςδαίμονα.*

[2]) Scholien zu den Wolken V. **184**: *ὁρᾷ δὲ ὡς φιλοσόφους κομῶντας στραφέντος τοῦ ἐγκυκλήματος (ἐκκυκλήματος* **Herm.**). Vergl. die dritte Hypotheſis bei Dindorf: *ἐκλυθείσης (ἐκκυκληθείσης* ***Fritsche***) *δὲ τῆς διατριβῆς οἵ τε μαθηταὶ κύκλῳ καθήμενοι πιναροὶ συνορῶνται* u. ſ. w.

[3]) Scholien zu V. **219**.

[4]) S. z. B. die Scholien zu den Wolken V. **18. 22. 132.** ***Heliodor.*** **Aethiopica VII, 7:** *ἕτερον ἐγίγνετο παρεγκύκλημα τοῦ δράματος.*

[5]) Der *ἱερὸς σκίμπους* V. **254** darf dabei keine Schwierigkeit machen; er gehört nicht zum Ekkyklem, ſondern ſteht auf dem Proſkenion; im folgenden Act nach der Parabaſe, wo Sokrates und Strepſiades ſich vor dem Hauſe im Freien befinden, muß doch Strepſiades ſich auch wieder auf einem Studirſopha niederlaſſen (V. **694**), das er mit ſich aus dem Hauſe gebracht hat (V. **633**).

wo Strepſiades von Sokrates erſt in das Innere des Hauſes abgeführt wird (V. 509).

In den Thesmophoriazuſen iſt ein doppeltes Ekkyklem wahrzunehmen, oder vielmehr daſſelbe Ekkyklem wird zweimal in dieſem Stücke benutzt. Das erſte Mal wird Agathon, wie Euripides im Drama ausdrücklich bemerkt, dadurch hervorgerollt (V. 96)[1], und bei ſeinen poetiſchen und rhythmiſchen Meditationen dargeſtellt, wie er ein weichliches und empfindelndes Lied von der Art eines Kommos mit zärtlicher Stimme und Geſticulation abſingt[2]. Nachdem er hierauf das weibliche Coſtüm für Mneſilochos hergegeben, läßt er ſich durch ein *εἰςκύκλημα* wieder hineinrollen (V. 265). Sehr bald darauf wird durch die mittlere Oeffnung der Skene das Innere des Thesmophorion vorgerollt, was — wie oben ſchon bemerkt wurde — ein Theil der alten Erklärer als Ekkyklem, ein anderer als Exoſtra anſah — ohne daß wir dieſen Streit irgend zu ſchlichten im Stande ſind. Wenn Ariſtophanes die Fiction ſtreng feſthielt, daß allein dieſe vorgerollte oder vorgeſchobene Bühne das Innere des Thesmophorion vorſtellte, ſo muß ſie eine große Menge Perſonen haben faſſen können, da der Chor der Thesmophoriazuſen, der Herold, Mneſilochos, hernach Kleiſthenes und eine Anzahl von Frauen außerdem zu der Verſammlung im Tempel gehören. Doch hat der Chor dieſe enge Grenze offenbar ſchon verlaſſen, wo er die Pnyx und die übrige Umgegend des Thesmophorions nach Männern durchſucht, die ſich dort verſteckt haben könnten (V. 655). Auf jeden Fall hat das Ekkyklema ein Ende mit der Parabaſe (V. 785), da die folgenden Scenen ſich außerhalb des Heiligthums der Thesmophoriſchen Gottheiten begeben.

9) Schließlich fügen wir noch einige literariſche Nachweiſungen bei, die faſt nur der neueſten Zeit angehören, in der das Ekkyklema erſt genauer erörtert worden iſt. *Böttiger*, Deus ex machina (Vim. 1800.); Opuscula ed. *Sillig*. p. 354. Aeſchylos

[1]) Auch die Scholien zu V. 96: *οὐκκυκλούμενος· ἐπὶ ἐκκυκλήματος γὰρ φαίνεται.*

[2]) Ich folge hierbei der Anſicht, welche die **Schol. Ravenn.** V. 101 ausſprechen (im Widerſpruch mit der gewöhnlichen Perſonenangabe): *Μονῳδεῖ ὁ Ἀγάθων ὡς πρὸς χορὸν, οὐχ ὡς ἐπὶ σκηνῆς, ἀλλ' ὡς ποιήματα συντιθείς· διὸ καὶ χορικὰ λέγει μέλη αὐτὸς πρὸς αὐτὸν, ὡς χορικὰ δέ.* Sonſt könnte auch Agathon gar nicht ſagen, daß er deswegen weiblich coſtümirt ſei, weil er ein *γυναικεῖον δρᾶμα* (mit weiblichem Chore) dichte — wenn er den Chor nicht ſelbſt hierbei darſtellte.

Eumeniden griechiſch und deutſch u. ſ. w. von K. O. Müller (1833). S. 103 fg. (nach den oben begründeten Anſichten). Erklärung S. 15. G. Hermann's Recenſion von K. O. M. Eumeniden des Aeſchylos. S. 165 (wo das Ekkyklem durch das Römiſche: **scena versis discedit frontibus,** *Virgil.* G. III, 24, erläutert werden ſoll; dies bezieht ſich aber auf die **Scena versilis** des römiſchen Theaters, die in einer Veränderung der Decorationen durch Umdrehung der in einzelne Felder zerlegten mobilen Bühnenwand beſtand und weit mehr Verwandtſchaft mit den Periakten des Griechiſchen Theaters hatte als mit dem Ekkyklema). Fritzſche, Zweiter Anhang zu K. O. M.'s Emen. (1835) S. 96 (wo wenigſtens über Hermann's Anſicht beinahe das Richtige bemerkt wird). G. C. W. Schneider, Das Attiſche Theaterweſen. S. 92 (der das Ekkyklem gegen viele Zeugniſſe der Alten auf die Komödie beſchränken wollte*).

---

*) Vergl. auch Geſch. der Griech. Lit. Thl. 2. S. 63.

VI.

Zur Römiſchen Literaturgeſchichte.

Zur Beurtheilung des C. Saluſtius Criſpus von Joh. Wilhelm Löbel. Breslau. 1818.

Es war ein ſchönes und, ſelbſt wenn es geſchichtlich unbegründet geblieben, doch immer ſehr verzeihliches Beſtreben des gelehrten Herausgebers des Salluſt, Korte's, den Schriftſteller, den er liebte und dem er einen großen Theil ſeines Lebens gewidmet hatte, auch von den ſittlichen Vorwürfen, die ihn drückten, frei machen zu wollen; und es liegt eine um deſto innigere Wahrheit darin, je mehr uns die ſtrenge und ernſte Beurtheilung fremder Sitte, wie Salluſtius ſie übt, bei der Annahme eigner Verderbtheit, als erlogner Schein und Heuchelweſen erſcheinen muß. So haben nun auch Korte's Behauptung Wieland, neuerlich Heindorf aufgenommen, weitläuftiger ſucht ſie M. O. Müller zu belegen; doch hat ſich noch immer, bei dem Widerſpruche Andrer, darüber keine beſtimmte Meinung feſtſtellen wollen; nun tritt in vorliegender Schrift Herr Löbel ſo entſchieden auf die Seite der Ankläger Salluſts und zergliedert alle Vorwürfe derſelben ſo umſtändlich, daß, wer etwa den Schriftſteller zu entſchuldigen bemüht wäre, ſich faſt nur auf das Mißliche allgemeiner Urtheile über einen ſo fern liegenden und an ſich wenig bekannten Character, auf die geringe Glaubwürdigkeit der öffentlichen Meinung, zumal in Rom, und dergl. berufen zu können ſcheinen möchte.

Allein bei aufmerkſamerer Durchleſung der Schrift hat ſich im Ref. dennoch die Meinung begründet, daß Hr. Löbel viel zu ſehr den Ankläger mache, um ein letztes und entſcheidendes Urtheil fällen zu können. — Denn wenn nun auch ſo viel gewiß iſt, daß Pompejus Lenäus, ein Freigelaſſener des großen Pompejus, auf Salluſt eine bittre Satire geſchrieben, und ſo viel, daß M. Terentius Varro berichtet hatte, Salluſt ſei von Annius Milo auf Ehebruch ergriffen und von ihm ſchimpflich behandelt worden: ſo iſt doch wiederum deutlich, daß es beidemal perſönliche Feinde des Salluſt waren, die man ſprechen hört. Wie leicht konnte ſich Milo, der vertraute

Freund des Cicero, deſſen frühere Feindſchaft gegen Salluſt gewiß nicht ganz geleugnet werden kann (auch heirathete Salluſt die von Cicero verſtoßene Terentia), einer Schmach des Salluſtius rühmen, die, halb erſonnen, nachher Stadtgeſchichte wurde. Daß Pompejus Lenäus aber jene Satire auf Salluſt geſchrieben, eben weil er ſeinen vorigen Herrn von dem Geſchichtsſchreiber verunglimpft glaubte, wird uns ſogar beſtimmt verſichert. Ueberdies verliert ſein Zeugniß auch noch dadurch, daß er Salluſt, der, als die Satire geſchrieben wurde, ſchon Schriftſteller, und damals, wie Herr Löbel (S. 56. 57.) ſelbſt zugibt, von den Ausſchweifungen der Jugend längſt zurückgekommen war, mit Vorwürfen überhäuft, die nur Salluſts Jugendleben verdient haben konnte, Vorwürfen alſo, die mehr auf der Erinnerung als der Gegenwart beruhten. Endlich ſind wir ja noch Richter über Manches aus Lenäus Satire. Iſt Salluſt wirklich ein ineruditissimus fur, wie er ihn nennt, priscorum Catonisque verborum, iſt er vita scriptisque monstrosus? oder folgt nicht vielmehr daraus, daß das Eine, ſein Lebenswandel, eben ſo ſehr oder eben ſo wenig monſtrös geweſen, als es ſeine Schriften jetzt noch ſind? Und iſt Lenäus nach ſolchen Proben etwas viel Beſſeres, als ein lügneriſcher Verläumder, ein niedriger Menſch, wie ihn Wieland nannte?

Das wäre aber nun freilich ein nicht geringer Beweis gegen Salluſt, wenn er ſelbſt in der Vorrede ſeiner Catilinariſchen Verſchwörungsgeſchichte es nöthig fände, ſich gegen üble Nachrede zu vertheidigen, die gegen die ſchlechten Sitten ſeiner jüngern Jahre ergangen wäre. Allein von der Art ſteht im Salluſt Nichts. Ich wandte meinen Eifer, erzählte er, wo er ſeinen Beruf zum Geſchichtsſchreiber auseinanderſetzt (Catilin. 3.), in meinem Jünglingsalter, wie die Meiſten, auf den Staat. Allein Vieles war mir entgegen. Anſtatt alter Ehrliebe, Rechtlichkeit, Tapferkeit, herrſchten Frevel, Beſtechung, Habſucht. Ob dies nun mein Gemüth verachtete, der Künſte des Laſters unkundig: ſo wurde es doch mitten in dieſer Welt des Verbrechens durch Ehrſucht feſtgehalten: ac me, cum a reliquis malis artibus dissentirem, nihilominus honoris cupido eadem quae caeteros fama atque invidia vexabat. Darum beſchloß ich, da mein Gemüth endlich von all dem Elend und den Gefahren des zerrütteten Staates ausruhte, den Reſt meines Lebens vom Staate fern zu leben. — (ac — vexabat.) Jene Worte können nun nach dem ganzen Zuſammenhange füglich nicht wohl etwas Anderes, als eine Ausführung des Vorhergehenden ſein; wie ſie nun freilich ſtehn, ſind ſie ſinn- und verbindungslos (an eine abſichtliche Dunkelheit, um die

eigene Schande zu decken, iſt bei einem alten Schriftſteller gewiß nicht zu denken); aber die kleine Aenderung famaeque invidia (Murets famae avidia iſt kaum nöthig) ſtellt den richtigen Sinn vollkommen her: „obſchon ich von allen andern Laſtern entfernt war, ſo unterlag ich doch derſelben Ehrbegier und Eiferſucht gegen fremden Ruhm, wie die Andern.“

Neque me diversa pars in civilibus armis morit a vero, ſagt Salluſt (Fragment Historiarum L. I.), eben der Schriftſteller, den Dio Kaſſius anklagt, daß er als Cäſarianiſcher Befehlshaber in Numidien durch Beſtechungen, die er annahm, und auf andere Weiſe viel Geld erpreßt habe. Allein es iſt merkwürdig, daß Herr Löbel entweder den Widerſpruch, in den dieſe Stelle (43, 9.) verwickelt, nicht geſehn, oder doch verſchwiegen hat. „So wirthſchaftete Salluſt in Numidien, ὥςτε καὶ κατηγορηθῆναι καὶ αἰσχύνην αἰσχίστην ὀφλῆσαι, ὅτι τοιαῦτα συγγράμματα συγγράψας — οὐκ ἐμιμήσατο τῷ ἔργῳ τοὺς λόγους. Dies kann nichts Anders heißen, als: „ſo daß er angeklagt wurde und ſich (gleich damals; denn wäre von fortdauernder Calumnie durch alle Zeit die Rede, ſo würde ὀφλεῖν ſtehn) die größte Schmach zuzog, weil er, nachdem er dergleichen Schriften voll Sittenrichterei geſchrieben, doch mit ſeinen Werken ſeinen eigenen Worten nicht nachgekommen.“ — Nun wurde aber dieſer Proceß nach Dio Caſſius durch einen Machtſpruch Cäſars beendet; Salluſts Geſchichtsſchreibung fällt nach Hrn. Löbels auch ſonſt wahrſcheinlicher Meinung (S. 15.) erſt in die Zeiten nach Cäſars Tode; folglich konnte Salluſt damals noch keines Widerſpruchs in Wort und That beſchuldigt werden. Dadurch erſcheint aber die ganze Stelle Dio's rhetoriſirt, und wenn das Eine fällt, ſo mag wohl das Ganze wenigſtens wanken.

Schon die alten Interpreten des Horaz verwechſeln den Salluſt, den Libertinenliebhaber (Serm. 1, 2, 48), mit unſerm Geſchichtsſchreiber und legen dieſem die Laſter jenes zur Laſt. Wie leicht mögen bei der Unkritik, mit der alte Grammatiker das Leben der Schriftſteller überhaupt behandelten, manche dergleichen Nachrichten ganz mit Unrecht auf den Hiſtoriker übergetragen ſein. Makrobius daher, Lactanz, Symmachus und Andere verſchwinden hier; wichtiger iſt eine noch unbeachtete Stelle bei Diomedes S. 382, 7 Putſch: Didius (Didymus) ait de Sallustio: Comesto patrimonio, die wenigſtens mit der Nachricht von dem theuer gekauften Koch des Salluſt (S. 35.) verglichen werden muß.

Am Ende geſteht Ref. durch den Schluß des Ganzen wenig

befriedigt zu ſein, der den Unterſchied zwiſchen Salluſt und höhern Geiſtern, wie Thukydides, Tacitus, durch die Diſtinction des Genie's vom Talent zu bezeichnen ſucht. Im Gegentheil greift jeder dieſer Schriftſteller in ſeine Zeit ein und entſpricht derſelben ganz. Salluſt lebte in einer Zeit, in der das Sittenverderbniß ſich zwar wie ein Meer über ganz Rom ergoß, aber noch ein ſtarkes und tüchtiges Geſchlecht vorfand. Es ſind der Charactere gar wenige, die vollkommen unberührt geblieben, aber die Laſter dieſer Römer ſind kräftig und gewaltig. Die Verwegenheit der Matronenliebe, die rückſichtsloſe Vergeudung des von den Vätern Ererbten, eine Verſchwendung, der es meiſt mehr darum zu thun iſt zu verſchwenden, als zu genießen, das tolle Verlangen nach Staatsumwälzungen, das unſinnige Spiel mit den Schätzen der ganzen Erde iſt dieſer Zeit ganz eigenthümlich. Aber überall iſt noch ethiſche Kraft ſichtbar, die ſich dem Laſter entgegenſtemmt; es iſt durchaus noch keine Verſunkenheit im Volke. In einer ſolchen Zeit ſteht Salluſt, Roms erſter Geſchichtsſchreiber; noch iſt in ihm die Hoffnung einer moraliſchen Beſſerung rege, noch iſt in ihm kein Gedanke eines nahen und gänzlichen Verfalles; ſeine Sittenvermahnungen ſind daher unmittelbar an die Zeitgenoſſen gerichtet und ihrer Sinnesart angepaßt, ihre Tendenz mehr für die Gegenwart als allgemein ethiſch, voll tiefen Unwillens und um deſto eindringlicher, da er ſelbſt in dem verworrenen Streben der Partheien befangen geweſen zu ſein geſteht, das er jetzt verabſcheut und verachtet. — Tacitus Zeit hingegen war eine Pauſe nach langer und fürchterlicher Zerrüttung, mehr eine Erſchlaffung, unfähig ſtarker Laſter, als eine Rückkehr zu wahrer Tugend; die Anſicht hatte ſich entwickelt, daß die beſſere Zeit der Sittenreinheit und Thatkraft dahin ſei, und die Einbildung von der ewigen Herrſchaft Roms wankte. Dieſer Rückblick und daß Tacitus verſteht, wo die Zeit hinaus will, gibt ſeinen Geſchichten dieſe Wehmuth, von der Salluſt nichts weiß, dieſe Sentimentalität, die ſich hier in der Geſchichtsſchreibung zuerſt regt und Tacitus innerſten Character ausmacht.

Jo. Val. Franckii examen criticum D. Junii Juvenalis Vitae. **1820. Altona und Leipzig.**

Der Verf., der gelehrten Welt durch ſeine Sammlung der Bruchſtücke des Kallinos rühmlich bekannt, erkennt mit Recht in dem vorgegebenen Exil Juvenals nach Aegypten den Punct, welchen eine kritiſche Behandlung ſeines Lebens beſonders ins Auge faſſen muß. Und in der That gewänne Vieles eine andere Geſtalt, wenn die Nachrichten von dieſem Exil als falſch verworfen würden, es beſchäftigt ſich daher der größte Theil der Schrift mit dieſer Beweisführung. Folgendes ſind die Hauptpuncte.

Zuerſt Kritik der Quellen. Dies ſind beſonders die **Vitae Juvenalis**; von denen die älteſte dem Suetonius beigelegt, ihm aber vom Verf. durchaus abgeſprochen wird: wogegen man wohl keinen Zweifel erheben kann. Auf Autorität des Codex, den Ge. Valla brauchte, wird ſie dem Valerius Probus beigelegt. Die übrigen Vitae gehen aber ſo ſehr von den genannten ab, daß ſie ganz andere Quellen gehabt haben müſſen. Die zwei von Ruperti mitgetheilten und eine bei Achainter werden aufgeführt und kritiſch recenſirt. Da indeß hier vieles auf den Begriff ankommt, den man von ihren Verfaſſern und Ueberarbeitern hat: ſo möchte man die Behandlung derſelben zu frei finden. Außerdem iſt eine Nachricht bei dem Chronographen Joannes Malelas von Antiochien, welche ebenfalls umſtändlich commentirt wird.

Aus der mannigfaltigen Abweichung dieſer Quellen unter ſich nimmt der Verf. ab, daß die Erzählung von dem Exil nach Aegypten wohl auf einer kurzen und beiläufigen Notiz eines ordentlichen Zeugen beruhen möge, welche aber von Unverſtändigen mißverſtanden und verdreht ſei. Als ſolche ſtatuirt der Verf., daß Juvenal, weil er einige früher verfertigte Verſe auf einen Pantomimen Paris in eine ſpätere Satire hatte einrücken laſſen, ſo daß es der damalige Hof auf ſich beziehen konnte, eine Strafe erhalten habe, **quae levi ac joculari delicto par esset.** Die nähere Beſtimmung der Strafe — als ein militäriſches Exil nach Aegypten — ſei aber Zuthat eines argutirenden Grammatikers, der aus Satire **XV** den Aufenthalt Juvenals in Aegypten herausgeleſen habe. So habe ein anderer Satire **XV, 112** von einem Aufenthalt Juvenals bei den **Scoti** mit übel angebrachtem Scharfſinne ausgelegt. Alles Dies iſt, ehe es andere dringendere Beweiſe erhält, ſcharfſinnige Muthmaßung, aber immer noch Muthmaßung.

Der unbeſtimmte Ausdruck in der Vita des ſog. **Suetonius: in extremam Aegypti partem ad praefecturam cohortis missus** fordert eine Erörterung, wo ſich die Verf. derſelben eigentlich den Ort des Exils gedacht haben. Späte Schriftſteller denken an die **Pentapolis Libya** oder **Cyrenaica**; allein dieſe ſtand damals unter dem **proconsul Cretae**: wovon der Verf. auch den Grund hiſtoriſch mit Genauigkeit entwickelt. Andere nahmen die **Oasis** dafür, namentlich die Scholien zu Juvenal an drei Stellen. Jene Oaſe müßte die große bei Aegypten ſein, allein dahin wurde Niemand vor Juſtinian relegirt; und wenn **deportatio** dahin ſtatt fand, ſo wäre dies wahrhaftig keine **poena levi ac joculari delicto par** geweſen. Soll aber Juvenal als **praefectus** einer Römiſchen Garniſon nach der Oaſe geſchickt ſein: ſo wendet der Verf. ein, daß vor Diocletian eine ſolche Beſatzung in der Oaſe wahrſcheinlich gar nicht exiſtirt habe. Es würde alſo bloß Syene übrig bleiben, um die **extrema Aegypti pars** darauf zu beziehen; wo wirklich ein bedeutender Gränzpoſten zur Zeit Juvenals war (wovon noch jetzt nicht unbedeutende Architecturmonumente vorhanden ſind). Hiegegen wäre auch nichts einzuwenden, wenn nicht nach des Verfs. Meinung aus anderen Zuſammenſtellungen die Nachricht vom Exil Juvenals überhaupt als erfunden erſchiene.

Es wendet nehmlich der Verf. ferner ſeine Kritik gegen die angebliche Zeit des Exils. Der Pantomime Paris lebte unter Domitian; Verſe, die Juvenal auf dieſen gemacht hatte, ſchob er in eine ſpätere Satire ein und erregte den Verdacht, **quasi tempora figurate notasset.** Dies geht aus Juvenal **VII, 87** zum Theil ſelbſt hervor. Doch bezogen Manche die Verſe auf einen Pantomimen des Nero gleiches Namens und verſetzten dann die Einfügung der Verſe in eine größere Satire und das Exil in Domitians Zeit: eine Meinung, deren Unſtatthaftigkeit der Verf. ausführlich darthut, ſo daß kein Zweifel dagegen erhoben werden kann. Juvenal fing erſt nach dem **III.** Conſulat Trajans zu recitiren an, wie aus **I, 47** hervorgeht, und zwar bald darauf, nicht, wie Dodwell meint, erſt unter Hadrian. Dies geht ſchon aus dem Präſens **at tu victrix provincia ploras** hervor. (Daß aber Satire **1, 13** der jüngere Fronto, jetzt durch ſeine Briefe bekannt, und nicht der ältere Catius Fronto, Redner und Senator unter Trajan, zu verſtehen ſei, bleibt immer eine gewaltſame Annahme, indem ihm ein ſehr hohes Alter beigelegt und er ſchon in jungen Jahren als Patronus der Poeten angeſehen werden müßte).

Weit mehr Schein der Wahrheit geſteht daher der Verf. derjenigen Meinung zu, nach welcher Juvenal jene Verſe unter Domitian verfertigte und einer unter Hadrian recitirten Satire einſchob und von dieſem Kaiſer verwieſen wurde; als achtzigjähriger Mann, wie der ſog. Suetonius ſagt. Die Verweiſung müßte, nach der Meinung der Grammatiker, die die 17te Satire im Exil geſchrieben glauben, gleich nach An. 872 geſchehen ſein. Dies geht aus XV, 27 hervor. Zugleich wiſſen wir, daß Juvenal die VII. Satire in Rom und zwar 871 ſchrieb.

Bis hieher (S. 97) hat eigentlich der Verfaſſer die Nachricht vom Exil durch keinen directen Gegenbeweis entkräftet, ſondern nur Zeit und Ort beſtimmt und begränzt, wann und wohin Juvenal verwieſen ſein mußte, wenn er überhaupt verwieſen wurde. Nämlich den Gränzpoſten von Syene um das Jahr ab urbe cond. 872. Ein dritter Gegenbeweis aber wäre es, wenn gezeigt werden könnte, daß Satire XV nicht in Aegypten geſchrieben ſein kann und daß durch einen Mißverſtand, der aus dem Dichter ſelbſt widerleglich wäre, die Annahme des Aegyptiſchen Exils ſich hervorgebildet hätte. Dieſen Beweis ſucht der Verf. zu führen, nachdem er erſt den Zweifel an der Echtheit der Satire auf eine genügende Weiſe abgewieſen, beſonders dadurch, daß er das Gedicht nicht als eine Satire auf das Menſchenfreſſen der Aegyptier — was freilich lächerlich wäre — ſondern auf die vornehme Hoffart einer ſich vor allen — wie die unſre — cultivirt und aufgeklärt dünkenden Zeit anſieht: ein ohne Zweifel wahrer und geiſtreicher Gedanke.

Bei dieſem Beweis fordert der Verf. nun erſtens von uns, die Worte Satire XV, 44—48. Horrida sane — mero titubantibus wegzuſtreichen, als ein Einſchiebſel eines pius monachus: weil freilich, ſo lange die Worte quantum ipse notavi ſtehen, der Aufenthalt Juvenals in Aegypten hinlänglich beglaubigt iſt. Allein hier wird er hartgläubige Leſer finden. Ref. findet die Stelle paſſend und ſchön und könnte Herrn Franckes verwegene Atheteſe bei ſonſt ſo bedächtiger Kritik nicht begreifen, wenn er nicht durch ſein ganzes Unternehmen darauf nothwendig hingeſtoßen worden wäre. Die Tentyriten wählen die Feſteszeit, um den Cultus ihrer verhaßten Nachbaren, der Ombiten, zu unterbrechen und zu ſchänden. Das ſiebentägige Trinkgelage, was viele Nächte und Tage fortgeſetzt wird, ſoll jenen zum bittern Verdruſſe unterbrochen werden. Denn ſo uncultivirt das Aegyptiſche Volk (Aegyptus) auch iſt: ſo weicht es doch an Schwelgerei ſelbſt Canopus, dem Sitze griechiſcher Wollüſte, nicht. Ueber-

dies rechnen die Tentyriten darauf, daß die Trunkenheit ihnen ihre Feinde beſinnungslos in die Hände liefern wird. Während alſo jene zur Pfeife des Negers tanzen und von Salben und Feſtkränzen duften: hungern die Tentyriten nach Sättigung des Haſſes. Welcher Zuſammenhang könnte genauer und richtiger ſein; am Allerwenigſten kann man 4 ganze Verſe weglaſſen, da namentlich **Adde quod et facilis victoria** zur vollſtändigen Motivirung des Angriffs zur Feſteszeit gar nicht fehlen durfte. Und ſollte man nun nicht unwillig werden, wenn der Verf. die wirklich ſchönen Verſe wiederholt **monasticos versiculos, versificatoris emblema** nennt, das auf eine wunderliche Weiſe aus mehreren Randgloſſen zuſammengeflickt ſei?

Eben ſo unhaltbar erſcheint der Beweis, daß Juvenal dieſe Satire nicht geſchrieben haben könne, wenn er mit Aegypten bekannt geweſen ſei. Er nenne nämlich Ombos und Tentyris **vicinos, finitimos populos**: was ſie keineswegs ſeien. Nun iſt es wahr, daß vier Nomen dazwiſchen liegen und Städte, wie Theben, Groß-Apollonopolis u. ſ. w. Allein wenn nun zwiſchen Ombos und Tentyris in einer damals ſo wüſten und entlegenen Gegend keine damals bedeutende und anſehnliche Stadt lag, warum ſollte man ſie nicht benachbart nennen, da doch die Entfernung nur 30 Meilen beträgt? Geographiſch genau iſt der Dichter zwar keineswegs; aber wer fordert dies auch von dem achtzigjährigen Verwieſenen, der Aegypten näher kennen zu lernen gewiß weder Luſt noch Neigung hatte?

Druck von C. H. Storch und Comp.

Druckfehler und ähnliche Verſehen.

S. 40, Z. 1 ſtatt zuſammengeſtellte lies Zuſammengeſtellte.“
— 69, Z. 21 ſtatt Analagon lies Analogon.
— 135, Z. 23 ſtatt Verwandſchaft lies Verwandtſchaft.
— 138, Anm. Z. 2 ſtatt Eſch lies Erſch.
— 163, Text Z. 6 v. u. ſtatt verübrigt lies erübrigt.
— 193, Text Z. 15 v. u. ſtatt beſchrieben lies betrieben.
— 252, Z. 1 v. u. ſtatt Theodoro's lies Theodoros.
— 265, Z. 2 v. o. ſtatt Hauptreliefs lies Hautreliefs.
— 281, Z. 1 ſtatt τϱὸ lies πϱὸ.
— 323, Z. 9 ſtatt Indifferenziren lies Indifferenziiren.
— 382, Z. 13 ſtatt Vorangegangenen lies vorangegangenen
— 390, Z. 3 ſtatt Launaken lies Kaunaken.
— 392, Z. 19 und 20 iſt Tri= ptolemos abzutheilen.
— 398, Z. 14 ſtatt Wecker lies Welcker.
— 401, Z. 11 ſtatt Ἴλιον lies Ἴλιον.
— 430, Text Z. 6 v. u. ſtatt Mnemoſyme lies Mnemoſyne.
— 434, Z. 11 ſtatt die lies wie.
— 441, Z. 9 v. u. ſtatt Phalareer lies Phalereer.
— 447, Z. 14 v. o. ſtatt ὅτὲ lies ὅτε.
— 457, Z. 18 v. u. ſtatt Drapatiden lies Drapetiden.
— 462, Z. 17 v. o. ſtatt ipso lies ipse.
— 472, Z. 9 ſtatt eine lies ein.
— 473, Z. 1 v. o. ſtatt δοϱοσϑενὴς lies δοϱυσϑενὴς.
— 475, Z. 4 ſtatt μῦδος lies μῦϑος.
— 477, Z. 16 iſt hinter ἄτιμα ein Punkt zu ſetzen.
— 477, Z. 22 ſtatt σ̀ lies σ᾽.
— 478, Z. 3 ſtatt κτύπω lies κτύπῳ.
— 478, Z. 15 ſtatt ἔγὼ lies ἐγὼ.
— 478, Z. 18 ſtatt ᾧδε lies ὧδε.
— 478, Z. 4 v. u. Text ſtatt πολοσίνου lies πολυσίνου.
— 484, Z. 5 v. o. ſtatt κλαῦϑμων lies κλαυϑμῶν.
— 507, Anm. Z. 1 ſtatt ϑεοός lies ϑεούς.

Ferner iſt S. 10, Z. 13 v. u., S. 13, Z. 9 v. o., S. 16, Z. 20 v. o., S. 18, Z. 13 v. u., S. 81, Z. 21 u. S. 82, Z. 24, S. 260, Z. 12 v. u. und S. 263, Z. 7 v. o. ſtatt „Der Unterz.“ „Der Ref.“ zu leſen und

S. 226, Z. 2 v. u., eben ſo S. 230, Z. 8, S. 239, Z. 15, S. 264, Z. 8 u. S. 287, Z. 11 die Nummer der Anm. mit einem Sterne als dem für die von dem Herausgeber hinzugefügten Hinweiſungen auf andere Schriften des Verfaſſers beſtimmten Zeichen zu vertauſchen, und auch S. 30, Z. 2 vor dem Abſatze und S. 31, Z. 21 v. u. hinter dem Semikolon iſt dies fehlende Zeichen einzuſchieben.

K.O. Müller's kleine Schriften I[ter] Band.

DE
4
.M8
1847
Bd. 1
c. 1

B.F. 461/1

2743846

12520